Gedanken-mosaik

Ein philosophischischer Entwurf

Gedankenmosaik

09.08.2025
Klaus Wroblewski

1982

Porträts,
in denen ich uns aus heutiger Sicht am liebsten wiedererkenne.

Wir hatten zwei Söhne, die wir als großes Geschenk empfanden. Mit ganzer Kraft bemühten wir uns, gute Eltern für sie zu sein. Petra erfüllte sich ihren Traum vom Medizinstudium, nachdem sie am Abendgymnasium ihr Abitur nachgeholt hatte. Ich selbst konnte auf eine zwar kurze, aber erfolgreiche Karriere zurückblicken, die mir eine erfüllende Tätigkeit und uns eine solide finanzielle Grundlage bescherte.

Der Impuls für dieses Essay entstand in einer Zeit der Trauer. Anfangs schrieb ich vor allem für mich selbst, um meine Gedanken zu ordnen, um mich besser zu verstehen und um einen inneren Halt zu finden. Es war ein persönlicher Prozess, fast wie ein Gespräch mit mir selbst. Mit der Zeit entwickelte sich daraus eine Reise der Erkenntnis, die mich auf überraschende Weise weitergetragen hat. Ich stieß auf Einsichten, die mich selbst erstaunten, Gedanken, von denen ich glaube, dass sie in dieser Zusammenstellung auch für andere von Bedeutung sein könnten. Deshalb habe ich mich entschieden, diesen Text zu veröffentlichen. Gleichzeitig ist mir wichtig zu sagen, dass dieses Essay kein abgeschlossenes Werk ist. Es ist Ausdruck eines Weges, der weitergeht. Ich verstehe es als Momentaufnahme, offen für Veränderungen, neue Perspektiven und alles, was das Leben noch mit sich bringt.

Inhaltsverzeichnis

1. Meine anfängliche Motivation 4

2. Fragestellungen und Vorgehen 10

3. Chaos und Ordnung 20

4. Die Elementarfrage (Außenbetrachtung einer Einheit) 34
41. Einheiten als Beschreibungseinheiten 45
42. Einheiten als Konkretes und als Abstraktes 54
42.01 Abstraktion, Konkretes und Realität 56
42.02 Abstraktion als konstruktiver Denkprozess 61
42.03 Die konstruierte Realität 64
42.04 Das Konkrete ist abstrakt 67
42.05 Abstraktionsebenen und Perspektive 70
43. Abstrakte Einheiten (Symbole) und Inhalt 75
43.01 Muster und Symbole 84
43.02 Privatsprache und öffentliche Sprache 109
44. Einheiten, Vergleichsgrößen und Kontextualisierung 128
44.01 Analoge Welt und digitales Verständnis 131
44.02 Vergleich 150
44.03 Standardisierung und Quantifizierung 156
44.04 Kontextualisierung und Anschlußfähigkeit 166
45. Einheiten Zustandsbeschreibung oder Prozessbeschreibung 177
46. Einheiten ihre Qualität und Bedeutung 185

5. Die Strukturfrage (Innenbetrachtung einer Einheit) 192
51. Struktur und Inhalt 197
52. Struktur und Einheiten 213
53. Struktur Beziehung Bedeutung 224
53.01 Statische und dynamische Beziehung 226
53.02 Beziehungsstandard und Methode 233
53.03 Wissenschaftliches Denken und Alltagsdenken 237
53.04 Empfindungsbeziehung und Objektbeziehung 243
54. Struktur Bedeutung 259
55. Zustand- und Prozessebene 275
56. Erfahrungsebene und Symbol 303

6. Damit heißt Verstehen 310
61. Verstehen ohne und mit Denken 319
62. Erfahrung und Verstehen 323
63. Verstehen als innere Perspektive 334
63.01 Erfahrung, Du und Ich 337
63.02 Erfahrung, Prinzipien und dynamische Perspektive 338
63.03 Erfahrung, Konstruktion und Perspektive 340
63.04 Analoge Erfahrung und digitale Verarbeitung 341
63.05 Erfahrung, Erleben und Verstehen 344
63.06 Erfahrung und Denken, Wechselwirkung 347
63.07 Erfahrung und energetische Identität 350
63.08 Erfahrung und vier Welten 352
63.09 Erfahrung als dynamisches Kraftfeld 356
63.10 Dynamik der Erfahrungen 358

63.11 Erfahrungen, Emotionen und Gefühle ... 363
63.12 Erfahrung als Kaleidoskop ... 368
63.13 Erfahrung; Relation, System, Perspektive ... 371
63.14 Erfahrung und Erkenntniserweiterung ... 375
63.15 Vielschichtigkeit der Erfahrungen ... 377
63.16 Erfahrung und Existenz ... 379
64. Verstehen und Verstand ... 387
65. Verstehen und Abstraktionsebenen ... 392
66. Verstehen als Sprache ... 396
67. Verstehen als persönliche Konstruktion ... 402

7. Ein vorläufiges Ergebnis ... 404

Nachwort ... 410

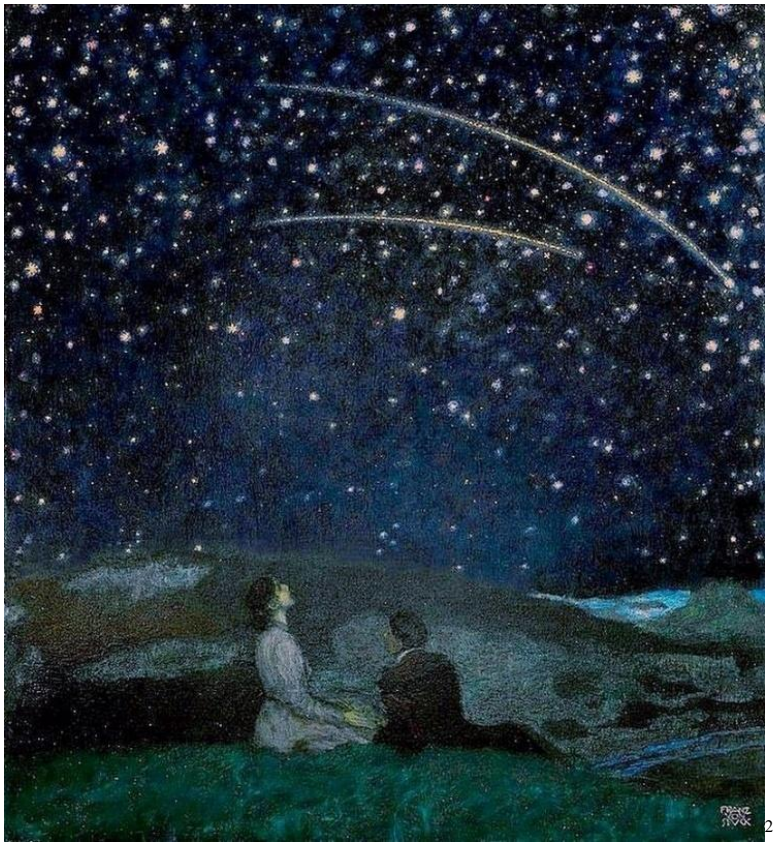
1. Meine anfängliche Motivation

„Trauerarbeit ist ein notwendiger psychischer Prozess, durch den Individuen Verluste verarbeiten. Dieser Prozess umfasst die Anerkennung des Verlustes, das Durchleben und Ausdrücken von Schmerz und Trauer sowie die schrittweise Anpassung an die veränderte Realität, um schließlich wieder neue Bindungen eingehen zu können.“[1] Petra starb am 23.11.2012.

Es geht mir in diesem Essay um mein Leben und die Frage: Was soll das Ganze?
Ausgangspunkt meiner folgenden Überlegungen waren die beiden Verse, die sich Petra für ihre Sterbeanzeige wünschte:

Wir wissen nicht, was vor uns geschah
Und nicht, was nach uns geschieht.
Wir sind eine Brücke von dort nach da,
von Stille zu Stille ein Lied.

Wir kommen aus einer Ewigkeit
Und gehen in eine andere hinein.
Von Helligkeit zu Helligkeit
Sind wir ein Sternschnuppenschein.



Franz von Stuck Sternenhimmel[2]

Petras Abschiedswunsch hat mich sehr überrascht, da die Verse darin im Widerspruch zu vielen unserer gemeinsamen Diskussionen standen.

[1] Mitscherlich, Alexander und Margarete. Die Unfähigkeit zu trauern: Grundlagen kollektiven Verhaltens. 1967
[2] Sternschnuppen von Franz von Stuck; das Copyright dieses Werkes wurde für die Public Domain freigegeben.

Leben nach dem Tod: Petra sprach oft davon und war überzeugt, dass es etwas nach dem Tod gibt. Wir haben viele Nächte damit verbracht, unsere unterschiedlichen Ansichten zu debattieren. Während Petra fest daran glaubte, blieb ich skeptisch.
Wiedersehen nach dem Tod: Wir beide sehnten uns danach, uns nach dem Tod wiederzusehen, doch hatten wir unterschiedliche Vorstellungen davon, wie das geschehen könnte. Für Petra war das Wiedersehen eine Hoffnung, die sie für sich visualisierte und daran glaubte. Ich teilte Hoffnung und Visualisierung, hatte jedoch keine klare Position.
Glaube an Gott: Petra glaubte an die Existenz eines Gottes, aber sie lehnte die Kirche ab, die ihrer Meinung nach ihren Kindern die Erbsünde auferlegte. Ich hingegen hatte Zweifel an einer durch die Kirche definierten Existenz Gottes und sah die Institution Kirche als machtvolle Organisation, deren Wirken ich in vielen Bereichen ablehnte.
Abschied im Leben: In ihrem Abschiedsbrief schrieb Petra: „So ist wohl das Leben: es hat auch immer mit Abschied zu tun, aber, ich denke, nicht für immer." Für Petra war der Abschied etwas Vorübergehendes, eine Trennung, die nicht endgültig ist. Ich hingegen sah Abschied als endgültig an, was eine unausgesprochene Differenz in unseren Gesprächen war, obwohl ich ein Wiedersehen ja auch wünschte.
Musikwunsch zur Beerdigung: Petra wünschte sich zur Beerdigung das Lied „Hinterm Horizont (geht's weiter)" von Udo Lindenberg. Dieser Wunsch spiegelt ihren festen Glauben wider, dass es nach dem Tod weitergeht, ein Gedanke, den sie immer wieder verteidigte, während ich diesen Glauben nicht teilte.

In der unterschiedlichen Interpretation dieser Gesichtspunkte trafen sich unsere Welten, gemeinsame Wünsche, Hoffnungen, aber auch Unterschiede, die uns verbanden.

Obwohl sie mir diese beiden Verse häufiger nannte und ich auf einige ihrer Widersprüche hinwies, war ihre einzige Antwort: Das glaube ich eben. Ihr Glaube an das, was ihr richtig schien, war einer der wenigen Punkte, an dem jede Diskussion für sie beendet war. Das war eben ihr

Ich.

Noch ein weiterer Vers, den sie uns hinterlassen wollte und der ihr sehr wichtig war, lautete:

Das eigene **Ich** trügt nie.
Das ist die endgültige Wichtigkeit –
Das allein von Allem ist gewiss.
Von Triumphen, Schlachten, Leben,
was bleibt schließlich?
Wenn die Schaustellungen abbrechen,
was ist gewisser als das eigne **Ich**?

Das Gedicht „Das eigene Ich trügt nie" stammt von Emily Dickinson, einer amerikanischen Dichterin des 19. Jahrhunderts. Als sie 16 Jahre alt war, wählte Petra diesen Vers als Leitspruch für ihren Lebensweg. Zunächst bedeutete ihr diese Vorstellung eine Form der inneren Stärkung im Konflikt mit dem Elternhaus. Später schrieb Petra über das Gedicht:

„Mein ganzes Leben lang bis heute hat dieser Spruch eine enorme Wertigkeit, weil ich mich nur dann wohlfühle, ich nenne es d'accord fühlen, d.h., es stimmt mit mir als Person, mit meinen Gefühlen, mit meiner Seele überein, ich fühle mich gut bei einer Entscheidung. Dann kann ich auch die Konsequenzen jederzeit tragen. Ich möchte, dass auch Ihr Euch gut fühlt bei allen Entscheidungen, die Euer Leben von Euch abverlangt, daran denkt, dass Euer eigenes Ich

entscheidend ist, ziemlich egal, welchen weiteren Weg Ihr dann gehen müsst. Es ist einfach wichtig, weil es überhaupt nicht egal ist, wer Ihr seid.“[3]

Die wichtigsten Gefühle waren für Petra
das **Ich** und die **Liebe**.

„Meine sehr lieben, geliebten Kinder, mein sehr geliebter Lausi, es gibt doch ein Schicksal, Lausi, warum sollte ich Dich so lieben, mein Leben lang, meine Söhne, ihr seid mein Lebensgeschenk, und meine lieben Schwiegertöchter: Ihr seid eine Bereicherung in meinem Leben, die Töchter, die ich auch sehr gern gehabt hätte, und meine Enkelkinder, ihr seid so etwas Wunderbares, Ihr seid die Zukunft und habt all unsere guten und liebevollen Gedanken und Wünsche zeitlebens bei Euch.“[4]

Mir geht es darum zu zeigen:
Petra und ich, unsere Ichs, waren uns häufig sehr nahe; wir haben um uns gekämpft. Wir haben unser Leben meistens gerne miteinander gelebt und wir haben uns fast immer vertraut.

Meine Trauer um sie war der Anlass und die Inspiration, mein Leben neu zu überdenken. Sie ist die Frau, die ich 45 Jahre lang geliebt habe. Sie war der andere Mensch (das andere Ich), den ich immer geachtet und bewundert habe, mit dem ich viele Kontroversen ausgetragen habe, den ich aber stets respektiert habe. Sie ist die Person, mit der ich den größten Teil meines Lebens auf wunderbare Weise gestalten und organisieren durfte. Und sie ist die Person, in deren Gefühlswelt (und damit auch deren Ich) ich in all den Jahren nur sehr begrenzt vorgedrungen bin. Dadurch habe ich ihr neben mancher Freude auch manchen Schmerz zugefügt. Petras Tod war ein radikaler Einschnitt in mein ständig sich veränderndes Leben. Viele routinemäßige, aber auch lieb gewonnene Gewohnheiten funktionieren nicht mehr oder haben an Bedeutung verloren.

Danke

(Das Wort, das ich ihr gegenüber viel zu wenig ausgesprochen habe.)

Und so schreibe ich dieses Essay aus meiner Perspektive, um meinen zukünftigen Lebensweg gefühlsmäßig freier zu erleben, denkend zu planen und wirkend gestalten zu können. Doch:

[3] Auszug aus: Petras Abschiedsbrief verfasst 10 Jahre vor ihrem Tod. Wir standen vor unserem ersten Flug nach Chile. Anlass für Petra diesen Abschiedsbrief für ihre Kinder zu schreiben.
[4] Auszug aus: Petras Abschiedsbrief

„Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus weitergehen soll?“ fragte Alice. „Das hängt zum größten Teil davon ab, wohin du möchtest“, sagte die Grinse Katze. „Ach wohin ist mir eigentlich gleich…“, sagte Alice. „Dann ist es auch egal, wie du weitergehst“, erwiderte die Katze. Zitat aus Alice im Wunderland

Oder auch mit Worten Friedrich Nietzsches:

„Wohin bewegen wir uns? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden?“ Nietzsches, Die fröhliche Wissenschaft, Der tolle Mensch

Oder auch:

Harry Potter: **Wohin fährt der Zug?**
Albus Dumbledore: **Weiter!**

Wir leben in einer komplexen Welt. Wir verfügen heute über eine unüberschaubare Informations- und Datenmenge. Je mehr wir wissen umso weniger scheinen wir zu wissen. Die meisten Menschen wissen noch nicht einmal das. Wir schaffen es nicht, die Fülle der Informationen zu durchdenken und zu bewerten.

Was sollen wir glauben und was sollen wir tun?

Wie sollen wir leben?

Was sind die richtigen persönlichen und politischen Entscheidungen?

Noch suche ich. Noch frage ich. Hier und da finde ich eine Antwort.

Warum fühle oder denke ich immer, als hätte ich noch etwas zu vervollständigen?

Aufräumen. Ist es das?

Die Geschichten zu Ende schreiben?

Die Bilder und Skizzen in dieser Zusammenstellung ordnen?

Ich weiß ja nicht, wie wichtig es ist, weiß nicht, wie gut es ist?

Nicht wissen, aber dennoch herauszufinden?

Was sind meine Fähigkeiten?

Das könnte der Sinn meines Lebens sein!

Das Fragen, das Suchen, das Antworten und vor allen Dingen das Erleben meines Daseins, einem Gefühl.

Jeder Tag ist eine Herausforderung, jeder Tag ein Abenteuer,
jeder Tag eine neue, leicht veränderte Sicht.

Keiner kann mir helfen, weil er’s auch nicht weiß.

Also besinne ich mich auf mich und versuche Erfahrungen aufzunehmen,
um mein Ich weiterzuentwickeln.

Man muss verdammt stark sein, um diese Orientierung durchzuhalten
und zu versuchen danach zu handeln, ohne zu verzweifeln.

Nur ich bin es, der mir einen Sinn geben kann und nichts außer mir.

Sinn ist nichts, was gegeben ist. Es ist etwas, was ich erschaffe.

Ich vermute:

Die Perspektiven, nach denen ich mein Handeln ausrichte, ergeben sich aus meinem Ich,

d.h. aus der Kraft meiner Erfahrungen, dem Willen.

Das heißt aber auch:

Bei neuen Erfahrungen sollte ich mein Selbstbild/Weltbild oder Teile davon überdenken und sollte bzw. müsste offen sein für Veränderungen meiner Vorstellungen und meines Handelns.

Das ist hart, aber die Arbeit nimmt mir niemand ab.

Wie lange schaffe ich das noch?

Wie lange will ich das noch?

Der Markt der Orientierungshilfen und Sinnvorgaben ist groß.

Er stellt eine Macht in unserer/meiner Ohnmacht dar.

Die mächtigen Organisatoren der Sinngebung machen uns, unter dem angedeuteten Versprechen eines möglichen, individuellen Heils, zum Objekt[5] ihrer Vorstellungen.

Ich misstraue dem Hilfe-Angebot der Mächtigen[6],
auch wenn sie tausendfach beteuern, sie seien im Besitz der Wahrheit.

Ihre Ideen wurden von Menschen gemacht und erdacht.

Die zeitbezogen gültigen Interpretationen[7] werden von Menschen verkündet.

Die Massen mögen sie um sich scharen, sie begeistern und überzeugen, sie blenden, trösten, sie zum Narren halten und ihre Interessen durchsetzen.

Letztendlich wissen sie auch nicht, was ist.

Wir Menschen sind offenbar nicht bereit, unser Vorhandensein in dieser Welt als bloßes Faktum oder Gegebenes hinzunehmen, ohne nach einer glaubwürdigen Erklärung für diese Existenz zu fragen, der wir vertrauen. Das gilt auch für mich.

Alle Menschen, auch ich, brauchen eine Orientierung.
Orientiertheit ist die Grundlage für gewollte Zielsetzung, Planung und Entscheidung.

Aber welche Orientierung?

Das soll die folgende Gesamtdarstellung für mich auch leisten.

Das eigene Ich,
das ist die Grundlage der Orientierung.

Diese Behauptung, die mich mit Petra verbanden,
ist Gegenstand der folgenden Untersuchungen.

Was ist gewisser als das eigne Ich?

Doch was ist Petras **Ich**?
Was ist mein **Ich**?

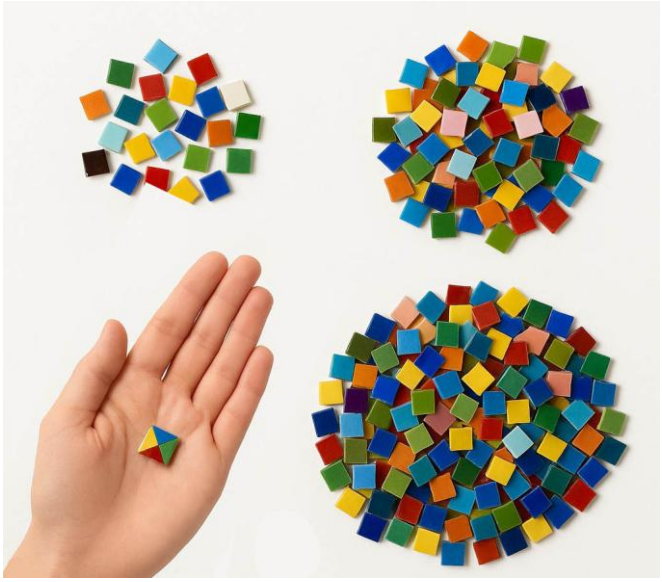
Was ist die Grundlage menschlicher Orientierung?

---

[5] und zur Funktion

[6] innerhalb der von ihnen vorgegebenen Systeme

[7] oder Exegesen. Sie sind Auslegung bzw. Interpretation von Texten. Wer bestimmt deren Wahrheit?



Am Anfang stand eine vage gedankliche Skizze, mehr ein Gefühl als ein klarer Plan. Ausgehend davon begann ich, einzelnen Begriffen nachzuspüren, sie zu befragen und sie zu umkreisen. Es war ein langsamer, fast meditativer Prozess, bei dem ich zunächst bewusst auf jede übergeordnete Struktur verzichtete. Ich sammelte Mosaikstücke, Gedankenfragmente ohne festen Platz im Ganzen. Ob beim Autofahren, im Urlaub oder im Halbschlaf am frühen Morgen, ich hatte immer meinen Laptop oder einen Notizblock griffbereit, um flüchtige Einfälle festzuhalten. Dieses Sammeln wurde mit der Zeit zu einer faszinierenden Beschäftigung, einer neugierigen Begleitung durch den Alltag.

Nach und nach begannen sich diese Fragmente wie von selbst zu gruppieren. Gedanken verdichteten sich zu diffusen Nebeln, aus denen allmählich das Bedürfnis nach Zusammenhang und nach einem größeren Ganzen entstand. Was als persönliche Suche begann, entwickelte sich zunehmend zu einem Erkenntnisprozess, der meine Neugier weiter entfachte. Die Einsichten, die sich dabei ergaben, eröffneten aus meiner Sicht neue Perspektiven, die über das Persönliche hinausweisen könnten.

Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, meine Überlegungen öffentlich zu machen. Gleichzeitig ist mir wichtig zu betonen, dass dieser Text kein abgeschlossenes Werk darstellt. Er ist eine Momentaufnahme eines fortlaufenden Prozesses, den ich stetig hinterfrage, überarbeite und weiterentwickle.

2. Fragestellungen und Vorgehen

Schon lange bevor ich mit der Ausarbeitung dieses Essays startete, hatte ich begonnen alte Fotografien und Filme zu digitalisieren und diese neben meiner Familienforschung zu ordnen und mit kurzen Bemerkungen zu versehen. Geschichten zur Untermalung zu schreiben wären und sind eher Petras Ding gewesen. Bei mir mussten Bemerkungen und ergänzende Darstellungen reichen. So z.B.

Zeit des Aufbruchs

Für Petra begann in dieser Zeit der Weg in ihre Freiheit und zunehmenden Selbstbewusstseins. Viele Diskussionen, die Bekanntschaft mit Ingrid und Rolf, aber auch meine beruflich bedingte Vorstellungsänderung und neue Bezugspersonen veränderten ihre Einstellungen und Fragestellungen. Die Musik begleitete uns seit Beginn unserer Gemeinschaft und stellt/e einen wesentlichen Bezug zu dieser Zeit her.

Je mehr ich mir Gedanken über das Zusammenstellungen machte, desto häufiger stellte sich mir die Frage nach den Zusammenhängen zwischen den in den Fotografien dargestellten Situationen. Bezogen auf Petra hieß dies:

Jedes Mal ein anderes Ich. Jedes Mal ein anderer Blick auf die Welt. Jedes Mal andere Empfindungen. Und das gilt nicht nur für mich. Petra hätte, wie auch jeder andere Mensch, diese Eindrücke vielleicht ähnlich, aber doch auch auf ihre ganz eigene Weise interpretiert.

Doch was bestimmt, was die unendlich vielen Ichs bzw. die Vorstellungen ausmacht? Was ist deren Bedeutung, wie kann ich das Du und das Ich erfassen?

Ich und Du wir waren ein Paar
Jeder ein seliger Singular
Liebten einander als Ich und als Du
Jeglicher Morgen ein Rendezvous
Ich und Du wir waren ein Paar
Glaubt man es wohl an die vierzig Jahr
Liebten einander in Wohl und Wehe
Führten die einzig mögliche Ehe
Waren so selig wie Wolken und Wind
weil zwei Singulare kein Plural sind. Mascha Kaléko

Ich entschloss mich, diese grundsätzliche Fragen nicht gemeinsam mit den Bildergeschichten auszuarbeiten, sondern wollte die Antworten darauf in einem eigenen Teil entwickeln. Dies ist das Ziel und der Anspruch der folgenden Gesamtdarstellung.

Es scheint da bei mir ein Bild von Petra zu geben, dass für mich eine Einheit darstellt.

Einige Jahre nach Petras Tod forderte mich eine gute Bekannte bei einem Glas Wein auf, ein bevorstehendes Problem doch einfach mit Petra zu besprechen. Es lag ein Schmunzeln in ihrer Stimme, irgendwo zwischen Ernst und Spaß. Später, in einer stillen Minute, stellte ich mir tatsächlich die Frage, was Petra dazu sagen würde. Und sofort war mir klar, wie ihre Antwort ausgesehen hätte.

Doch welche Petra war das?

Gibt es ein zeitloses Ich?
Ich sehe Petra als Person, als eine Einheit und ein Ganzes,
die geboren wurde und gestorben ist.

Demnach ein Ich auf Zeit?

Wie verstehe ich die Welt?

Diese Fragen berühren grundlegende Themen der Philosophie, insbesondere der Metaphysik (die Natur der Realität) und der Erkenntnistheorie (wie wir die Welt verstehen). Die Frage nach einem „Ich auf Zeit“ bezieht sich auf die Vorstellung einer Existenz, die sich im Laufe der Zeit verändert und durch Erfahrungen geformt wird, was in den Bereich der Metaphysik fällt. Die Frage, wie ich die Welt verstehe, gehört zur Erkenntnistheorie, da sie sich mit der Art und Weise beschäftigt, wie wir Wissen über die Welt erlangen und interpretieren.

Verschiedene Philosophen und Denkschulen haben im Laufe der Geschichte unterschiedlichste Antworten auf diese Fragen gegeben.

Ich wollte und will **für mich eine plausible Antwort** auf diese Fragen finden.

Schon immer hat es mich geärgert, wenn behauptet wurde, ich würde die Welt, wie ich sie sehe und verstehe, selbst konstruieren. Der Tisch, an dem ich sitze, das Bild an der Wand, der Mitmensch, der mich ärgert und auch Petra als Person, all das sind doch keine bloßen Konstruktionen!
Trotzdem fand ich die Argumente des Konstruktivismus zunehmend überzeugend. Dieser besagt, dass wir keine objektive Realität wahrnehmen, sondern unsere eigene Wirklichkeit erschaffen. Unsere Vorstellungen sind individuelle Repräsentationen der Welt und prägen

sowohl unsere Wahrnehmung als auch die Bedeutungen, die wir den Dingen zuschreiben. Verstehen wird dabei als ein innerer Prozess betrachtet. Es ist ein Ergebnis persönlicher Verarbeitung, das unsere individuelle Perspektive und Deutung der Welt formt.

Der Versuch, den Widerspruch zwischen der gefühlten Sicherheit der Wahrnehmung und dem daraus gewonnenen Erkenntnis zu erklären, steht im Mittelpunkt meines Essays.

Ein wesentliches Element, um diesen Unterschied zu verstehen, vermute ich in der Verarbeitung von Gefühlen. In diesem Essay soll es daher **nicht nur** um ein rein intellektuelles Erfassen von Zusammenhängen[8] gehen, sondern auch um die Einbeziehung von Gefühlen, die ich als persönliche, bedeutungsgebende Bewertungsmaßstäbe für Ereignisse betrachte. Eine Erklärung oder Deutung, wer Petra für mich war und ist, aber auch wie sie sich selbst verstand, kann ohne die Berücksichtigung der Gefühlsebene ihre Persönlichkeit niemals vollständig erfassen.

Empfindungen sind ständige Eindrücke, die in uns verschiedene Gefühle wie Angst, Ärger, Mitleid, Eifersucht, Freude oder Liebe hervorrufen. Mit diesen Gefühlen reagieren wir auf die Ereignisse und Erlebnisse in der Welt.

Ich behaupte, dass erst im Licht eines gefühlsgesteuerten Erlebens, die Welt die Bedeutung gewinnt, die wir verstandesmäßig be- bzw. verarbeiten und die Grundlage der eigenen Orientierung ist. Denn unsere Aktionen und Reaktionen hängen immer von unseren gefühlsenthaltenden Einstellungen zur der Welt ab. Gefühle (Empfindungen, Emotionen[9]) sind demnach ein integrativer Bestandteil unseres Erfassens und keine Ergänzung[10].
Ich behaupte, dass sowohl unser Denken als auch unsere Sprache überwiegend in Form von generalisierenden Abstraktionen[11] strukturiert sind. Diese Abstraktionen tendieren dazu, die Ebene der Gefühle, die für die Bedeutungszuschreibung zentral ist, weitgehend auszuschließen. Dennoch bleibt mir keine andere Wahl, als meine Gedanken in Sprache zu fassen, obwohl sie den emotionalen Aspekt oft nur unzureichend transportieren kann. Das heißt:

Mit zu Denk- und Spracheinheiten geronnenen Empfindungsdaten will ich mich bemühen, einen Zusammenhang zwischen Denken und Gefühl herauszuarbeiten.

Empfindungen sollten dabei nicht als störender Faktor einer gedachten Ordnung, sondern als sinnstiftender Bestandteil des menschlichen Erkennens und Erlebens verstanden werden. Diesen Zusammenhang wollte ich stets im Blick behalten, bevor ich mir die Frage nach einem absoluten und/oder einem persönlichen „Ich“ stellen konnte. Denn weder Petras „Ich“ noch mein eigenes kann ich mir ohne Empfindungen vorstellen. Folglich präzisierte sich meine ursprüngliche Fragestellung nach dem „Ich“.

Ich suche nach einer für mich tragfähigen Deutung des Verhältnisses von Ich und Du. Dabei interessiert mich insbesondere, welche Wesensmerkmale, welche qualitative Eigenart und Bedeutung dem Ich und dem Du jeweils zukommen.

Es war mir klar, dass ich nicht unabhängig von den Bedingungen menschlichen Erkennens eine Perspektive auf mich selbst und die Welt einnehmen konnte. Denn jeder Gedanke wird von mir aus meiner Perspektive gedacht. Erst wenn ich die Grundstrukturen meines Denkens aus meiner Sicht erkannt haben würde, könnte ich die Gefühle/Empfindungen als mögliche Größen

[8] „(Spekulative) Philosophie ist das Bemühen, ein kohärentes, logisches und notwendiges System allgemeiner Ideen zu entwerfen, auf dessen Grundlage jedes Element unserer Erfahrung interpretiert werden kann.“ A. N. Whitehead: Prozess und Realität, S. 31 Die von Whitehead formulierte Zielsetzung der Philosophie ist also für mich nicht ausreichend.

[9] Ein Ziel dieser Darstellung wird die Unterscheidung zwischen Empfindungen, Emotionen und Gefühlen sein. Dabei schließe ich mich der Definition von A.R. Damasio an, der unterstellt, dass Emotionen (Empfindungen) den Gefühlen vorausgehen.

[10] Anders Aristoteles: Er hebt die Kategorie der Substanz, die notwendig zukommende, wesentliche Prädikate enthält, von den anderen ab, die akzidentellen Prädikate enthalten.

[11] Zeichen, Symbole, Kategorien

und/oder als Bewertungsmaßstab zuordnen. Dies natürlich nur in der sprachlichen Abstraktion einer Beschreibung.

Wie wollte ich vorgehen?

Mir gingen anfangs immer die Worte Wittgensteins durch den Kopf:

> „Nach manchen missglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, dass mir dies nie gelingen würde. Dass das Beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; dass meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in einer Richtung weiterzuzwingen. — Und dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung selbst zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen.“ [12]

Auch Nietzsche widerstrebte die Idee einer systematischen Zusammenstellung seiner Vorstellungen. In seinem „Willen zur Macht“[13] setzt er sich ab, von

> „Philosophen, die sich nicht zugestehen wollten, dass sie lebten. Die schlechterdings keine Ruhe gäben, bis sie ein Lebloses, etwas Hölzernes, eine viereckige Dummheit, ein System herausgeschnitzt hätten.“[14]
> „An dieser Stelle weiterzugehen überlasse ich einer anderen Art von Geistern als die meine ist. Ich bin nicht borniert genug zu einem System— und nicht einmal zu meinem System ... “.[15]

Je länger ich an den Vorbereitungen zu meinem Gedankenmosaik arbeitete, stellte ich fest, wie recht sie hatten. Immer wieder kamen neue Gedanken hinzu, die die alten Gedanken in neuem Licht betrachten ließen. Aber ich wollte doch eine vor allem für mich konsistente, glaubwürdige Vorstellung zur Beantwortung meiner Fragen entwickeln.

Und dann kam noch folgende Ausführung von Florian Havemann hinzu, die genau meine anhaltende Unsicherheit aber auch meine Absicht auf den Punkt brachten.

> „Mein Leben ist verpfuscht. Ich hätte niemals mit diesem Denken anfangen sollen, diesem Dilettantismus meines Denkens. Ein ewiger Amateur. Eine Liebhaberei, ein Spleen. ... Unfertige Gedanken, ... Das Halbwissen ist übermächtig. Das Viertelwissen noch mächtiger ... Und dann doch verstehen[16] wollen. Ich bin wie ihr, Leute. Jeder hat doch eine ganze Welt im Kopf ...“[17]

Das empfand ich besonders, wenn sich mir Hinweise auf völlig neue Zusammenhänge erschlossen. Und dann sollte ich auch noch fremde Gedanken, deren Kontext ich nicht oder nur unvollständig verstanden hatte, die aber für meine eigene Argumentation durchaus Sinn ergaben, „richtig“ zitieren. Gott sei Dank schreibe ich keine wissenschaftliche Arbeit und muss nicht so tun, als hätte ich die Bedeutungsgebung anderer verstanden.
Wissend, dass das Ergebnis meines Denkens keine Aussage über Realität sein kann, sondern ein persönliches Narrativ, möchte ich mir jedoch eine möglichst hohe Gewissheit erarbeiten.

Intuitiv habe ich dieses Essay von Anfang an „Gedankenmosaik“ genannt.

---

[12] Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen 1953
[13] Nietzsche hat ein Werk mit dem Titel „Der Wille zur Macht“ nie publiziert. Es handelt sich um eine Auswahl aus seinem Nachlass.
[14] Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 347.
[15] Friedrich Nietzsche; Jenseits von Gut und Böse, Abschnitt 23
[16] eigene Veränderung: statt „mitreden“ (Havemann) wurde von mir „verstehen“ eingesetzt.
[17] Florian Havemann, Der unfertige Gedanke; in: Berliner Zeitung vom 21.03.2021 S. 16

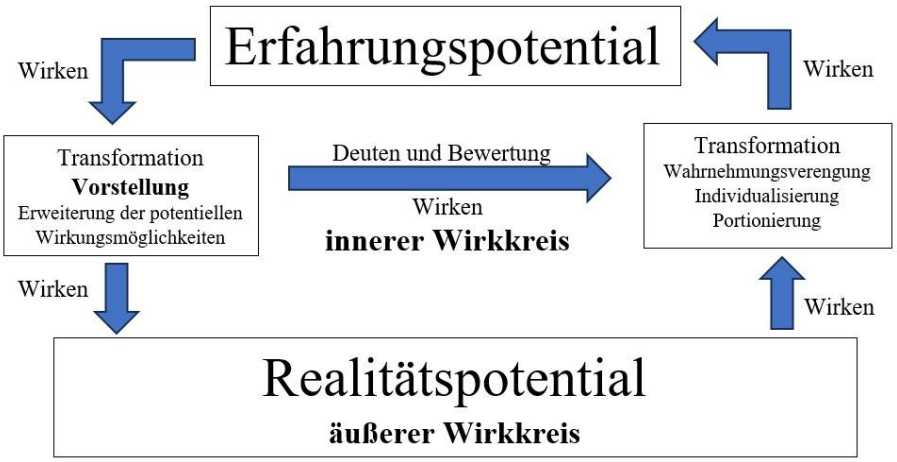
Indem ich erst einmal bewusst auf ein wissenschaftlich korrektes methodisches Vorgehen verzichtet habe, eröffnete ich mir die Möglichkeit, die Vielschichtigkeit des Themas zu erkunden, ohne mich von traditionellen Strukturen einschränken zu lassen. Ich strebte an, neue Einsichten zu gewinnen und unkonventionelle Verbindungen zu entdecken. In dieser explorativen Phase nutzte ich meine Kreativität und Intuition, um ein eigenes Verständnis für das Thema zu entwickeln. Denn so stellte Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“ fest:

> Und als einer jener scheinbar abseitigen und abstrakten Gedanken, die in seinem Leben oft so unmittelbare Bedeutung gewannen, fiel ihm ein, dass das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich, überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, dass man sagen kann: „Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!” Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten „Faden der Erzählung”, aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann „als“, „ehe“ und „nachdem“! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen. Das ist es, was sich der Roman künstlich zunutze gemacht hat: der Wanderer mag bei strömendem Regen die Landstraße reiten oder bei zwanzig Grad Kälte mit den Füßen im Schnee knirschen, dem Leser wird behaglich zumute, und das wäre schwer zu begreifen, wenn dieser ewige Kunstgriff der Epik, mit dem schon die Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, diese bewährteste „perspektivische Verkürzung des Verstandes” nicht schon zum Leben selbst gehörte. Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. Sie lieben nicht die Lyrik, oder nur für Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig „weil“ und „damit“ hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die darüber hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, dass ihr Leben einen „Lauf“ habe, irgendwie im Chaos geborgen.

Auch meine Darstellung wird im Vergleich zur „überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens“, wie Musil sagt, nur der Versuch eines Modells, eine Reduktion und eine lineare Darstellung des Lebens sein, auf das es verweist. Durch das Weglassen immenser Mengen möglicher Informationen wird die Welt in vereinfachter, überschaubarer und dadurch erfassbarer und sinngebender Weise verkürzt. Der Rückgriff auf die lineare Methode ist notwendig, um bei allen Einschränkungen, die neuen Erkenntnisse für mich selbst und für andere geordnet und verständlich zu strukturieren.

Vom ersten Moment an nannte ich dieses Essay intuitiv „Gedankenmosaik“. Schon damals hatte ich das Gefühl, dass ich mich ganz absichtlich von meinem gewohnten wissenschaftlichen Vorgehen entfernen wollte. Statt einer streng methodischen Abhandlung sollte es ein persönliches Narrativ werden, mit dem ich mir meine eigenen Fragen beantworten konnte. Um die „perspektivische Verkürzung des Verstandes“ zu vermeiden, entschied ich mich, das Spektrum möglicher Informationen möglichst offen zu halten.
Deshalb erstellte ich eine grobe Skizze, aus der ich die ersten Begriffe ableitete. Anstatt meine Argumente schrittweise linear zu entwickeln, habe ich ein Modell von Wirkkreisen als Skizze entwickelt, um Begriffe zu erarbeiten, die die Grundlage meiner Gedankensuche (Mosaiksteinsuche) darstellten. Unabhängig von einem übergeordneten Gesamtkontext (Mosaik) suchte ich

dann gezielt nach „Mosaiksteinen“, also Gedanken, die zu den einzelnen Begriffen passten und die ich dann notierte.



Mit der Zeit wuchs meine Sammlung stetig an, und immer wieder entdeckte ich neue Steine. Mal hier, mal dort. Meine digitalen Mosaiksteinhaufen erinnerten zunehmend an „Luhmanns Zettelkasten“. Es war eine wundervolle Phase, die sich über viele Jahre erstreckte. Egal, ob ich am Rosenthaler Platz in Berlin bei einem Glas Wein saß, in der Medina von Essaouira eine Suppe löffelte, B[18]. beim Vorlesen lauschte oder selbst las, überall stieß ich auf neue Mosaiksteine für meine Sammlung. Ich hatte stets Zettel und Bleistift dabei, falls mein Notebook nicht griffbereit war.

Dadurch war meine Aufmerksamkeit im Alltag zweigeteilt: Einerseits nahm ich das Geschehen um mich herum wahr, andererseits war ich ständig auf der Suche nach neuen Fundstücken. Oft kamen mir die besten Gedanken im Halbschlaf oder beim Autofahren.

In dieser Zeit fühlte sich meine Arbeit fast wie detektivisches Spüren an. Die Mosaiksteine vermehrten sich, wurden immer wieder neu geordnet, zu Haufen zusammengeschoben und umsortiert. Doch nach und nach verwandelten sich diese Haufen in Ahnungswolken[19], vage, aber vielversprechend. Der Wunsch, endlich mit dem Gedankenmosaik zu beginnen, wurde immer drängender.

Die größte Herausforderung bestand jedoch darin, aus diesen Ahnungswolken ein „erzählerisches, lineares, eindimensionales Narrativ [20]“ zu formen. Ich wollte das wilde Durcheinander der mächtigen Mosaiksteinhaufen ordnen, um eine Struktur zu finden, die dem berühmten „Faden der Erzählung“ entspricht, und mir zugleich das Gefühl von Orientierung und Geborgenheit im Chaos des Lebens gibt.

Doch dieses Vorhaben war alles andere als einfach: wühlen, suchen, entscheiden. Es war mühsam. Und diese ständigen Formulierungen, sie waren ein stetiger Kampf.

So kristallisierte sich allmählich ein Gedankenmosaik als persönlich gestaltetes Narrativ heraus, dass mir eine Antwort auf die Fragen geben sollte:

Wie verstehe ich die Welt?

Mit den Unterfragen:

Wie kann ich das Ich erklären?

Was ist die Qualität dieses Ich?

[18] Danke, Du hast mir durch Dein Vorlesen viele Gedanken ermöglicht, die ich sonst nie gedacht hätte.

[19] ähnlich den Worteinbettungen in der Computerlinguistik

[20] Ordnung, System

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Denken und Fühlen?

Zwei Philosophen, die sich als zentrale Ausgangspunkte und Eckpfeiler meiner Überlegungen herauskristallisiert haben, sind Aristoteles und Nietzsche. Beide repräsentieren für mich unterschiedliche Weltverständnisse. Die Auseinandersetzung mit den von mir interpretierten Gedanken dieser Persönlichkeiten half mir, die Grundlagen meines Gedankenmosaiks zu entwickeln. In simplifizierender Charakterisierung:

Aristoteles ist für mich Repräsentant für das wissenschaftlich-formale Erfassen, während Nietzsche für das intuitiv-alltagsverständliche Erfassen steht.

Aristoteles ist bekannt für seine systematische und wissenschaftliche Herangehensweise. Er entwickelte Methoden zur Untersuchung und Klassifizierung von Phänomenen in Bereichen wie Logik, Ethik, Politik und Naturwissenschaften. Aristoteles sah eine enge Verbindung zwischen Wissenschaft und Alltagsverständnis und betonte die wechselseitige Beziehung zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und Alltagserfahrung. Für ihn funktionierte die Natur nach festen Prinzipien und Gesetzen, die durch sorgfältige Beobachtung und systematische Untersuchung entdeckt werden können. Er legte großen Wert auf die Sinne als Ausgangspunkt der Erkenntnisgewinnung und entwickelte Vorstellungen zu der Substanztheorie und der Logik, die seine Ideen vom wissenschaftlichen Denken nachhaltig prägten. Er vertrat eine, von ihm so verstandene, realistische und objektive Sichtweise, bei der eine unabhängige, objektive Realität durch Vernunft und empirische Beobachtung erkannt werden könne. Wissen würde durch die Analyse und das Studium der natürlichen Welt erlangt.
Nietzsche stellte Intuition, Perspektive und persönliche Erfahrung in den Vordergrund und war bekannt für seine kritische Haltung gegenüber traditionellen Denkweisen und Werten. Er betonte das individuelle Streben nach Authentizität und persönlichem Wachstum. Für Nietzsche war die Welt ein dynamischer Prozess, der durch die kreativen Kräfte des Individuums ständig neu gestaltet wird. Er kritisierte die traditionelle Wissenschaft und das rationale Denken dafür, die Vielfalt und Komplexität der Welt zu vereinfachen und zu reduzieren, wodurch das lebendige und sinnliche Erleben verloren gehe. Stattdessen sah er das Alltagsverständnis als eine authentische Quelle des Verstehens und Erlebens der Welt an.
Anders als Aristoteles lehnte Nietzsche die Vorstellung einer objektiven Wahrheit und Realität ab und betonte die subjektive und perspektivische Natur der menschlichen Erkenntnis. Unsere Wahrnehmungen und Interpretationen der Welt seien stets durch persönliche und kulturelle Perspektiven gefärbt. Für Nietzsche gab es keine universelle Wahrheit, sondern nur individuelle Interpretationen und Wahrheiten, die von menschlichen Bedürfnissen und Perspektiven beeinflusst werden. Er sah die Realität als ein dynamisches Konstrukt, das sich ständig wandelt und von den individuellen Erfahrungen und Interpretationen geprägt wird.
Durch die Verbindung und Gegenüberstellung der Ansätze von Aristoteles und Nietzsche bemühe ich mich, eine umfassendere und nuanciertere Sichtweise auf die Welt zu entwickeln, die sowohl die wissenschaftliche Eindeutigkeit als auch die emotionale Tiefe erfasst bzw. einbezieht. Allerdings muss ich mit meinem Gedankenmosaik, in Anlehnung an die Wortschöpfung von Amos Oz[21], eine „umgekehrte kopernikanische Wende“ vollziehen.
Die ursprüngliche kopernikanische Wende, ausgelöst durch Nikolaus Kopernikus, stellte eine der tiefgreifendsten Revolutionen in der Geschichte des menschlichen Denkens dar. Sie widerlegte das seit Jahrhunderten geltende geozentrische Weltbild, das die Erde als Zentrum des Universums betrachtete, und ersetzte es durch das heliozentrische Modell. Plötzlich war die Erde nicht mehr der Fixpunkt, um den sich alles dreht, sondern lediglich einer von vielen Planeten, die um die Sonne kreisen. Diese Verschiebung revolutionierte nicht nur die Astronomie,

[21] In Anlehnung an die Wortschöpfung von Amos Oz. Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis, 1. Aufl. 2006, S.764

sondern hatte weitreichende Auswirkungen auf die Philosophie, das Selbstverständnis der Menschheit und unser Verhältnis zur Welt.
Der Begriff der „umgekehrten kopernikanischen Wende“ bezieht sich hingegen auf eine radikale Veränderung auf der Ebene des Denkens und der Ideen. Anders als bei der ursprünglichen Wende, die den Menschen aus dem Zentrum des Universums rückte, kehrt diese Verschiebung den Fokus zurück – allerdings nicht im kosmischen, sondern im gedanklichen Sinne. Hier stellt der Denker seine eigene Perspektive ins Zentrum: Gedanken, Ideen und Wahrnehmungen werden aus der persönlichen Sicht des Individuums geordnet und interpretiert. Diese „umgekehrte Wende“ betont, dass unser Verständnis der Welt stets von unserem Standpunkt und unserer individuellen Perspektive geprägt ist.

Die von einer Person geschriebene oder gedachte Welt ist durch ihre persönliche Perspektive zum Zeitpunkt des Schreibens oder Denkens geprägt.

Somit stelle ich mich als Individuum in den Mittelpunkt meines eigenen Universums der Gedanken und Vorstellungen. Der Fokus verschiebt sich von den äußeren Gegebenheiten hin zur persönlichen Erfahrung und Wahrnehmung des Individuums. Auch ich werde mich diesem Zwang nicht entziehen können.

Es ist die einfache Reihenfolge, die die „überwältigende Mannigfaltigkeit des Lebens“ in einer eindimensionalen Perspektive auf einen „Faden der Erzählung“ bringt.

Wir erleben unser Leben nur im Moment des Geschehens.

Denken und Fühlen vereinigen sich im Moment des Geschehens zum einem für mich Gegebenen, zu meiner Realität.

Meine Realität ist Vor-Stellung**, Mein-**ung und An-**Sicht.**

Gedanken in Bewegung – Ein lebendiges Mosaik

In diesem Essay steht für mich der Prozesscharakter im Vordergrund. Die Gedanken sind so strukturiert, dass der innere Dialog und die kontinuierliche Reflexion im Mittelpunkt stehen. Der Text ist nicht nur ein Ergebnis und ein Ausdruck eines bestimmten Zeitpunkts, sondern zugleich ein sichtbarer Teil eines fortlaufenden Prozesses, der mit seiner Niederschrift nicht abgeschlossen ist.
Beim Schreiben verbinden sich Überlegungen, Empfindungen und Wahrnehmungen zu einer Einheit, in der logische Argumentation, emotionale Reaktion und Intuition miteinander in

Beziehung treten. Diese Verbindung verleiht dem Essay eine Tiefe, die sowohl intellektuell als auch persönlich geprägt ist. Der kreative Prozess findet im jeweiligen Moment statt, jede Schreibsitzung ist ein Ausdruck gegenwärtigen Erlebens und Nachdenkens. In dieser Direktheit zeigt sich der dynamische Charakter des Schreibens.
Mein Essay entstand nicht in einem einzigen Akt. Vielmehr ist er das Ergebnis eines ständigen Überarbeitens, Hinterfragens und Neugestaltens. Neue Gedanken fügten sich ein, bestehende Formulierungen wurden verändert oder verworfen, und scheinbare Brüche wurden korrigiert. In dieser wiederholten Auseinandersetzung entwickelte sich der Text weiter.
Die vorläufige Endfassung ist daher kein Abschluss, sondern ein Standpunkt innerhalb eines offenen Prozesses. Auch nach der Fertigstellung bleibt der Text veränderbar. Neue Einsichten, Perspektiven oder Erfahrungen können ihn jederzeit erweitern oder vertiefen. Aus diesem Grund bleibt das Essay für mich lebendig.
Mein Text folgt keiner klassischen Erzählstruktur mit linearer Handlung oder stetig wachsender Spannung. Vielmehr ist er eine Sammlung von Überlegungen, in der bestimmte Gedanken erneut aufgenommen, vertieft oder variiert werden. Dabei entstehen bewusste Wiederholungen, die der Klärung und der Nachvollziehbarkeit dienen. Dass diese Struktur gelegentlich eine gleichförmige Wirkung erzeugt, ist mir bewusst, doch sie ist Teil des Versuches, komplexe Zusammenhänge verständlich zu machen.
Die besondere Schwierigkeit lag und liegt darin, vielschichtige Abhängigkeiten und gedankliche Wechselwirkungen in eine Form zu bringen, die dem Schreiben als Medium überhaupt zugänglich ist. Probleme wie das Henne-Ei-Prinzip oder das Münchhausen-Trilemma verdeutlichen die Grenzen einer linearen Darstellung.

[22]

Münchhausen zieht sich samt Pferd am eigenen Schopf aus dem Sumpf.

Auch meine Gedanken bewegen sich in wechselseitigen Strukturen. Eine lineare Ordnung war dennoch notwendig, um sie überhaupt ausformulieren zu können. Dabei entstehen Passagen, in

[22] In Bezug auf den Stil und die Zeitperiode könnte die Zeichnung von einem Illustrator stammen, der im 19. Jahrhundert tätig war, wie z. B. Gustave Doré, der für seine detaillierten Illustrationen zu Klassikern der Weltliteratur bekannt war, oder von Theodor Hosemann, einem deutschen Künstler, der ebenfalls humorvolle Illustrationen anfertigte. Die spezifische Zeichnung könnte auch von Wilhelm Busch stammen, der für seine satirischen und humorvollen Illustrationen berühmt war. (Wilhelm Busch (1832–1908))

denen Gedanken nicht vollständig entfaltet oder an anderer Stelle erneut aufgegriffen werden[23]. Ich verstehe das nicht als Mangel, sondern als Ausdruck der Komplexität des Themas.
Ziel dieses Essays ist es nicht, eine geschlossene Argumentation oder eine abschließende Analyse zu liefern. Stattdessen möchte ich verschiedene Perspektiven sichtbar machen und zugleich reflektieren, wie schwer es ist, diese Vielfalt in eine lineare Form zu überführen. In diesem Sinne begreife ich meinen Text als ein lebendiges Gedankenmosaik. Die Kapitel stehen in Beziehung zueinander, lassen sich aber auch einzeln lesen, ohne dass ihr Sinn verloren geht. Jedes für sich eröffnet eigene Denk- und Deutungsräume.
Ursprünglich war diese Darstellungsform nur für mich selbst gedacht als Mittel, meine Gedanken zu ordnen und kritisch zu hinterfragen. Da sie jedoch keine fertigen Antworten liefert und kein geschlossenes lineares System präsentiert, sondern vielmehr zum Weiterdenken anregen möchte, habe ich mich entschieden, sie in Form eines Essays zu verfassen. Dabei versuche ich einer strikt linearen und kausalistischen Denkweise bewusst auszuweichen, indem ich nicht eindimensional aus nur einer Perspektive schreibe. Dies führt mitunter zu Wiederholungen oder scheinbaren Sprüngen im Gedankengang, was die Lesbarkeit erschwert.
Mir ist bewusst, dass eine lineare Abfolge von Gedanken dem Bedürfnis nach Ordnung entgegenkommt. Sie wirkt beruhigend, weil sie einen Erzählfaden bildet, an dem sich Leserinnen und Leser orientieren können. Musil beschreibt dies treffend als die „Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen Form, die alles, was in Raum und Zeit geschieht, auf einen einzigen Faden zieht“. Doch meine Überlegungen lassen sich nicht vollständig auf einen solchen Faden reduzieren.
Deshalb empfehle ich beim Lesen bewusst Pausen einzulegen, bei hervorgehobenen Aussagen innezuhalten und gegebenenfalls ein Kapitel vom Ende aus rückblickend zu betrachten. Mein Essay versteht sich nicht als abgeschlossene Darstellung, sondern als Einladung zur Reflexion. Im Mittelpunkt steht nicht die endgültige Antwort, sondern die Bewegung des Denkens.
In diesem Zusammenhang möchte ich eine persönliche Anmerkung hinzufügen. Ich schulde Goethe und allen anderen verstorbenen und noch lebenden Autorinnen und Autoren, die ich direkt oder indirekt zitiert habe, eine Entschuldigung. Ich habe ihre Werke nie umfassend genug gelesen, um ihre Intentionen und gedanklichen Zusammenhänge vollständig zu erfassen. Oft stieß ich auf Zitate oder einzelne Aussagen, die zu den Überlegungen meines Essays passten und fügte sie ein, meist ohne zu überprüfen, ob sie im ursprünglichen Kontext tatsächlich so gemeint waren. Auch dies ist Teil des fragmentarischen Charakters meines Essays und Ausdruck eines Nachdenkens, das sich zwischen eigener Erkenntnis und fremden Stimmen bewegt.

[23] Dies gilt insbesondere für Kapitel 63 (Verstehen als innere Perspektive), das ich ausführlicher behandle, da ich Erfahrung und das Ich als zentrale Grundlagen des Verstehens betrachte. Das gleiche gilt für Kapitel 44.01 (Analoge Welt und digitales Verständnis), das ich sogar über das Inhaltsverzeichnis hinaus untergliedert habe, um den für mein Verständnis wichtigen Unterschied herauszuarbeiten.

3. Chaos und Ordnung

Guten Morgen

Der Morgengruß mag auf den ersten Blick harmlos erscheinen, doch er trägt eine tiefere Bedeutung. Er markiert den Eintritt in das Ungewisse, in die ungeordnete Zukunft, die wir mit unserem Wunsch in eine positive Richtung lenken möchten. Wie sich der Tag entwickelt, bleibt ungewiss. „Guten Morgen“ ist daher nicht nur eine Höflichkeitsformel, sondern ein stiller Ausdruck der menschlichen Konfrontation mit dem Unbekannten.
Niemand kann mit Sicherheit voraussagen, was der Tag bringen wird. Die Zukunft erscheint wie ein ungeordnetes Feld voller Möglichkeiten, ein Raum, in dem sich zahlreiche potenzielle Entwicklungen überlagern. Dieses Unbekannte kann als Chaos wahrgenommen werden, da es sich weitestgehend unserer Kontrolle entzieht. Während die Vergangenheit als geordnete Abfolge von Ereignissen rekonstruiert werden kann, bleibt die Zukunft ungeschrieben und formbar. Der Morgengruß markiert den Moment, in dem dieses Chaos beginnt, sich zu entfalten.
Gleichzeitig offenbart sich darin ein fundamentales Prinzip: Veränderung ist die einzige Konstante. Jeder neue Morgen bringt das Unerwartete mit sich, plötzliche Wendungen, unvorhergesehene Herausforderungen und neue Möglichkeiten. Während der Mensch sich nach Sicherheit und Stabilität sehnt, ist die Realität von beständiger Bewegung geprägt. Der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Ordnung und der Unvermeidlichkeit des Wandels begleitet uns tagtäglich.
Gerade in der Ungewissheit liegt das Potenzial für Entwicklung und Fortschritt. Ohne Veränderung gäbe es keine neuen Möglichkeiten, keine Anpassung, keine Weiterentwicklung. Jeder neue Morgen ist somit ein Symbol für die Dynamik des Lebens, ein beständiger Neubeginn, ein Moment des Übergangs, in dem sich aus dem Chaos der Möglichkeiten allmählich eine neue Ordnung formt.

[24]Diese Vorstellung findet sich bereits in der antiken Literatur, etwa in Ovids Metamorphosen. Dort wird der Ursprung der Welt als ein formloses Durcheinander beschrieben:

„Vor dem Meer und den Landschaften und dem Himmel, der alles bedeckt, gab es eine Ansicht der Natur als Kugel (sie nennen es Chaos), eine grobe ungeordnete Masse, nichts als inaktives Gewicht und zusammengehäuft die disharmonischen Samen unzusammengesetzter Dinge.“

Das Chaos erscheint hier als eine primitive, ungeordnete Masse, ein Zustand der völligen Unbestimmtheit, ohne Struktur, ohne Zusammenhang. Erst durch die Intervention eines göttlichen Wesens beginnt ein Prozess der Trennung und Ordnung. Die Elemente werden

[24] Skulptur von Harald Jegodzienski; soul image #10” 2024 Steinzeug; in: http://www.erdtoene.lv/skulptur/24/10.htm

voneinander geschieden, und aus der formlosen Masse entsteht eine geordnete Struktur: der Kosmos.
Diese antike Vorstellung des Kosmos als harmonisches und geordnetes System spiegelt den griechischen Glauben an eine universelle Ordnung wider. Die Welt folgt festen Gesetzmäßigkeiten, sie ist durchdrungen von einem inneren Prinzip, das alles zusammenhält und in Beziehung zueinander setzt. Die griechische Philosophie und Mythologie sahen diese Ordnung als erkennbar und rational fassbar. „Wer sich bemüht, kann sie verstehen." Erkenntnis bedeutet in diesem Sinne, sich die verborgene Ordnung hinter den Erscheinungen bewusst zu machen.
So verweist die Metapher des Übergangs vom Chaos zur Ordnung nicht nur auf die Entstehung der Welt, sondern auch auf die schöpferische Kraft der Veränderung im Leben selbst. In jedem Anfang liegt das Potenzial, aus Ungewissheit Klarheit und aus Unordnung Struktur zu schaffen, sei es in der Natur, in der Geschichte oder im persönlichen Dasein.

Anders sieht es Erich Kästner, wenn er unterstellt:

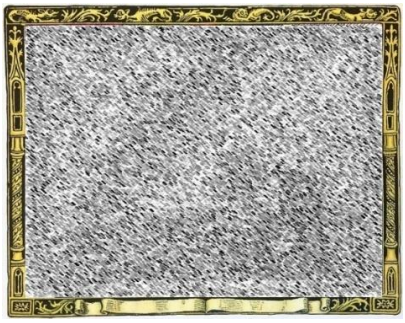
„Jeder Bewusstseinsinhalt ist Produkt von Draußen und Innen, ...
Sobald wir die chaotische Fülle des Lebens berühren, wird daraus beschränkte Auswahl und menschliche Ordnung. Denn nicht nur unser Gedächtnis, sondern unsere geistige Gesamtstruktur überhaupt ist einem Sieb vergleichbar: Manches dringt ein; aber vieles nicht. Und es geht nicht an, das Wenige, das eindringt, Leben zu nennen, sondern der Widerschein des Lebens in unserem Bewußtsein ist Wirklichkeit." Erich Kästner, Splitter und Balken, Regensburg 1999, S. 9

Beiden Vorstellungen unterscheiden sich darin, wie das Verhältnis zwischen Ordnung und Erkenntnis gesehen wird. Die griechische Vorstellung betont eine objektive und universelle Ordnung des Kosmos, die erkennbar und verständlich ist, während Kästner die persönliche Natur des Erkennens hervorhebt. Kästner macht deutlich, dass unser Erkennen niemals losgelöst vom Ich geschieht. Es ist ein Blick durch das Glas der eigenen Begrenztheit, das die Welt im persönlichen Licht erscheinen lässt.

„Nichts kann existieren ohne Ordnung. Nichts kann entstehen ohne Chaos."
Albert Einstein

Wir wissen nicht, ob wir einem Chaos oder einer Ordnung gegenüberstehen.
Selbst eine mögliche Ordnung erscheint uns erst einmal als Chaos.

Auf der Suche nach einer für mich stimmigen Erklärungen, bemühe ich mich, mein Denken zu verstehen, um Orientierung in dem Chaos zu finden. Es ist eine gängige Auffassung, Chaos als einen Zustand zu betrachten, der von vollständiger Unordnung oder der Unfähigkeit, eine Ordnung zu erkennen, geprägt ist.



Chaos
In unseren Augen eine verpixelte[25], nicht erkennbare Welt.

[25] statt Pixel werde ich später Eindrücke oder einwirkende Impulse verwenden

[26]

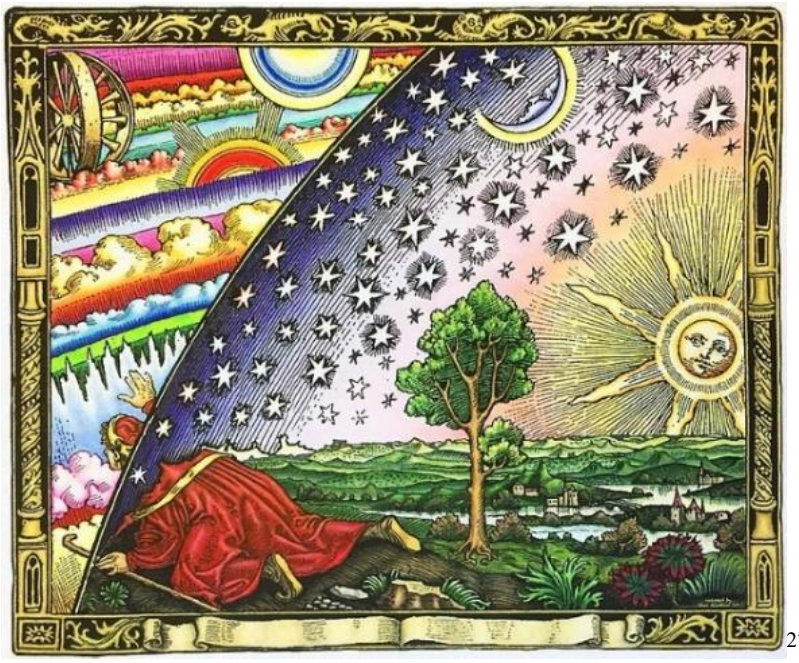
Optische Täuschungen üben eine besondere Faszination aus, weil sie deutlich machen, wie anpassungsfähig und zugleich begrenzt unsere Wahrnehmung sein kann. Besonders interessant sind Kunstwerke, in denen sich verborgene Gesichter entdecken lassen. Solche Darstellungen fordern unseren Blick heraus und lenken unsere Aufmerksamkeit auf Feinheiten, die im Alltag leicht übersehen werden. Es wirkt beinahe so, als ob uns das Bild zum genaueren Hinsehen auffordert.

Diese verborgenen Gesichter sind mehr als nur visuelle Spielereien. Sie zeigen, wie vielfältig die Wahrnehmung der Umwelt von Mensch zu Mensch sein kann. Selbst wenn mehrere Personen dasselbe Bild betrachten, entdecken sie oft eine unterschiedliche Anzahl an Gesichtern. Diese Abweichungen zeigen, wie individuell Informationsverarbeitung sein kann und welche Details im jeweiligen Moment als wichtig empfunden werden.

Einige Menschen erfassen bevorzugt das Gesamtbild, während andere sich intensiv mit jedem einzelnen Detail beschäftigen. In solchen Motiven verbinden sich intuitive Wahrnehmung und analytisches Denken. Dadurch wird sichtbar, wie wir unsere Umwelt interpretieren und welche Rolle wir uns selbst darin zuschreiben. Letztlich verdeutlicht dies, dass die Wahrnehmungsergebnisse stark von der individuellen Perspektive und Aufmerksamkeit abhängen.

[26] Zvonko Kermc; Güte und Neid; Aquarell 2001

Doch:

 [27]

Chaos und Ordnung

Menschen stehen einer Welt gegenüber, die sie bestenfalls teilweise erkennen können.

Menschen gestalten als Beobachter eine ganzheitliche Ordnung aus dem verpixelten Chaos auf der Grundlage von etwas Gegebenem.[28]

Kosmos

Religion

Ordnen soll dabei als aktiver Vorgang verstanden werden, indem ein übersichtliches und nachvollziehbares vollständiges Bild[29], aus einem chaotischen, unverständlichen Durcheinander, hergestellt wird. Das Chaos, dem bestimmte konkrete oder abstrakte Zusammenhänge zugesprochen werden, wird nach bestimmten Gesichtspunkten schematisiert und systematisiert. Die

[27] Das von mir mehrfach veränderte Gemälde ist bekannt als „Flammarions Holzstich“. Er verwendete die Illustration in seinem Buch „L'atmosphère: météorologie populaire“ (1888). Es symbolisiert den Drang, die Geheimnisse des Universums zu ergründen und die Grenzen des Wissens zu überschreiten.

[28] So spricht z.B. C.F. v. Weizsäcker 1974 von einem „gestaltträchtigen Chaos“. Chaos rückt für ihn quantenphysikalisch in die Nähe von Potentialität, als unsortierte Fülle von Veränderungsmöglichkeiten.

[29] ein Ganzes

Undeutlichkeit und das Chaos der Sinneneindrücke werden somit durch Erkenntnis zugänglich gemacht.
Wenn wir Ordnung definieren, unterstellen wir strukturbildende Faktoren, die sowohl die Komplexität der Ordnung wie die Elemente spezifizieren, aus denen sie sich zusammensetzen.

Wir versuchen wohl Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht,
aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches ... Das Natürliche ... ist das Chaos.
Arthur Schnitzler

Ein Neugeborenes nimmt die Welt anfangs durch Empfindungen und Gefühle wahr, da es noch nicht in der Lage ist, seine Mutter als Mutter oder die Umwelt als Umwelt zu identifizieren. Zu Beginn erscheint die Außenwelt als unverständliches Chaos, das auf das Kind einwirkt und eine Vielzahl von angenehmen bzw. unangenehmen Empfindungen auslöst. Mit der Zeit beginnt das Kind jedoch durch Erfahrungen und Interaktionen, Zusammenhänge zwischen seinen Empfindungen und den Gestalten der Umwelt zu erkennen. Es lernt beispielsweise, Gesichter, Stimmen, Sprache und andere Reize mit seinen eigenen Empfindungen zu verknüpfen. Diese Prozesse der Assoziation und des Lernens ermöglichen es dem Kind, allmählich die Welt zu verstehen und sich darin zurechtzufinden.

Gefühl und Erkenntnis sind in der menschlichen Erfahrung untrennbar miteinander verbunden. Sie durchdringen einander und prägen gemeinsam unser Weltverständnis.

Unsere Wahrnehmung basiert auf der Verarbeitung und Verknüpfung von Eindrücken (Empfindungen), um eine verständliche und später wiedererkennbare Welt zu erschaffen. Informationen werden auf ein verstehbares Maß reduziert und mit bereits Vorhandenem verknüpft, um eine erkennbare Form oder Gestalt zu erhalten.

Dadurch entsteht eine ausgewählte, eigene Realität, die auf unseren wahrgenommenen Eindrücken basiert. Aus dem anfänglichen Chaos formen wir verständliche Einheiten oder Ereignisse zu einer Ordnung. Diese Ordnung beruht auf Wirkungen, wie Eindrücken und Empfindungen, die wir als Ergebnis wahrnehmend zu Einheiten und Beziehungen zusammenstellen. In diesem Prozess der Wahrnehmung und Zusammenstellung erschaffen wir eine eigene Ordnung aus dem unverstandenen Chaos.

Wirkung ist das Ergebnis von Beeindruckung.
Sie entfaltet sich in einem Vorgang, in dem wir das Wahrgenommene zu Einheiten und Beziehungen formen. Ob Buddhismus, Judentum, Schamanismus, Vernunft oder Physik, jedes dieser Denk- und Deutungssysteme verleiht seiner Welterklärung eine Qualität, die es selbst nicht vollständig zu erfassen vermag, deren Wirkung es jedoch in einer eigenen Ordnung zu deuten sucht.

Der Mensch steht anfangs als fühlende und später auch denkende Person orientierungslos einem unverstandenen Chaos gegenüber, das er sich durch Empfindungen und Denken erschießt. Über diese Fähigkeiten wird er von einem auf Umweltreize passiv reagierenden zu einem aktiv agierenden Wesen. Anders als die alten Griechen, nach denen man nur das Buch lesen muss, das vor einem liegt, um es zu verstehen, interpretieren wir eigene, selbsterstellte Narrative, aufgrund derer wir uns orientieren.
Erst nach und nach entwickeln Individuen Struktur und Ordnung, um eine Welt zu erkennen. Sie lernen Strukturen verstehen und anwenden, indem sie selbst die Ordnung der sie umgebenden Dinge für sich erstellen und erproben. Das Verfahren „Versuch und Irrtum" wird so lange angewandt, bis sich Erfolgserlebnisse einstellen und das Buch fortgeschrieben werden kann. Nach dem Motto: Der Erfolg heiligt die Mittel, schreitet man dann auf seinem Erkenntnisweg fort, immer auf der Suche nach positiver Bestätigung. So wird mit der Zeit eine persönliche Welt durch Ausprobieren immer einsichtiger.
Diese zusammengestellte Ordnung ist mit einer Landkarte vergleichbar. Sie ist kein Abbild der realen Gegebenheiten, sondern sie beschreibt, in einer uns verständlichen Sprache (Zeichnung), auf der Grundlage eigener Möglichkeiten einen Zusammenhang, der dem Erkennen und der Orientierung im Leben dienen soll.

Der so zusammengestellten und erkannten Welt wird häufig unterstellt, dass sie genau so sei, weil sie auf den von uns selbst wahrgenommenen, interpretierten und beobachteten Eindrücken beruht.

Friedrich Nietzsche hat diese Zusammenhänge folgendermaßen formuliert[30]:

> „Unsre ... Optik ist dadurch bestimmt, dass Mitteilung nötig ist, und dass zur Mitteilung etwas fest, vereinfacht, präzisierbar sein muss .... Damit es aber mitteilbar sein kann, muss es zurechtgemacht empfunden werden, als „wieder erkennbar." Das Material der Sinne vom Verstande zurechtgemacht, reduziert auf grobe Hauptstriche, ähnlich gemacht, subsumiert unter Verwandtes. Also: die Undeutlichkeit und das Chaos des Sinneneindrucks werden gleichsam logisiert[31].
> die Welt ... ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die „Realität" liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können.
> der Gegensatz dieser ... Welt ist nicht „die wahre Welt," sondern die formlos-unformulierbare Welt des ... Chaos, also eine andere Art ...Welt, eine für uns „unerkennbare."

Die von uns zu einer Ordnung zurecht gemachte Welt gibt uns Orientierung, Sicherheit und einen Rahmen. Dazu wird sie ja auch angelegt. Sie bietet einen Kompass und eröffnet Möglichkeiten der Erstellung und Beurteilung, von Planungen und von Entscheidungen. Die Strukturierung des Lebens durch eine eigene Ordnung schafft die Basis für Orientierung und ermöglicht gleichzeitig die Entwicklung eigener Gestaltungswege unter diesen vorgegebenen Bedingungen.
Es ist somit eine individuell erstellte und empfundene Ordnung, die in stetiger Auseinandersetzung mit der Umwelt, dem Chaos, entwickelt wird.

> **Mit einer Ordnung wird ein übersichtlicher, verständliche Zustand hergestellt. Ordnung ist ein gestaltetes Ganzes, dessen Elemente nach bestimmten Regeln in ein Verhältnis des Miteinander, Gegeneinander, Nebeneinander,**

[30] Vgl.: Friedrich Nietzsche, Wille zur Macht, Fragment 106
[31] Man könnte auch sagen, auf den Punkt gebracht oder auf die Einheit gebracht.

Zueinander und Nacheinander gebracht werden. Damit unterstehen alle Elemente spezifischen Beziehungsverhältnissen.

Sowohl das Ganze, die Ordnung, als auch deren einzelne Elemente, z.B. die Objekte, werden als Einheiten erstellt, die wir selbst in sie hineinbringen.

So ist auch Kant davon überzeugt:

„Die Ordnung und Regelmäßigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden sie auch nicht darin finden können, hätten wir sie nicht, oder die Natur unseres Gemüts ursprünglich hineingelegt. Denn diese Natureinheit soll eine notwendige d. i. a priori gewisse, Einheit der Verknüpfung der Erscheinungen sein."

Immanuel Kant [32]

Zum Verständnis von Ordnung gehört vor allem deren Ziel bzw. deren Sinn. Beides gibt Antwort auf die Frage nach dem Wozu und dem Wie der Zusammenstellung. Denn Ziel- und Sinngebung bestimmen Struktur und Organisationsform einer Ordnung.
Jede Ordnung unterliegt einer Zielsetzung, auf die sich die Einzelelemente dieser Zusammenstellung beziehen und durch die sie ihre Bedeutung im Ganzen erlangen. Ohne die Klärung einer Zielvorgabe ist Ordnung nicht herstellbar.
Ordnung ist immer ein abgrenzbarer, vom vorgegebenen Ziel abhängiger Bereich (System), der eine eigene, interne Bedeutungsgebung beinhaltet. Grundsätzlich ist damit jede Ordnung absichtsbezogen, da mit ihrer Hilfe ein Ziel verfolgt wird.
Wir schaffen uns eine operativ geschlossene Ordnung (Zusammenstellung, System). Diese Ordnung mit ihrer eigenen Bedeutungszuschreibung legen wir an, um die Umwelt beobachten, deuten und in ihr aktiv gestaltend handeln zu können.

Kurz:

Wir bemühen uns, in dieser Welt orientiert, verstehend und kontrolliert zu handeln.

Der Wirklichkeitszugang offenbart sich dem Individuum zunächst als Chaos von einzelnen Wirkungen bzw. Eindrücken. Den Erkennenden bleibt es nun überlassen, Wirkungsergebnisse und Beziehungszusammenhänge deutend zusammenzufügen. Im Verstehen bemühen wir uns, im Zufälligen und Ungeordneten eine Struktur zu erkennen bzw. ihr eine zu geben. Damit bedeutet Erkennen zunächst immer erst das Erkennen aus der Sicht eines Individuums, eines Beobachters, eines Wahrnehmende, d.h. aus einer eigenen Perspektive.

Erkennen bedeutet, Erscheinungen als gedeutete, wahrgenommene Eindrücke durch ein Individuum zu erfassen.

Beim Ordnen aus einer undifferenzierten Menge von Elementen kann man Gestalten, wie z.B. die Sternzeichen aus dem Sternenhimmel, isolieren. Mit einer Ordnungstechnik wird ein Beziehungsverhältnis gestaltet, bei dem aus einer ursprünglich unübersichtlichen, chaotischen Menge ein überschaubares und berechenbares Gefüge, eine Struktur, erstellt wird. Mit Strukturerfassung bzw. -bildung wird über das Denken eine Ordnung angelegt, mit deren Hilfe wir die Welt beobachten und sie auf dieser Grundlage beschreiben und bewerten. Ein Chaos, dem wir einen bestimmten konkreten und abstrakten Zusammenhang unterstellen, wird nach bestimmten Gesichtspunkten systematisiert.

[32] Immanuel Kant, "Kritik der reinen Vernunft", Transzendentale Dialektik, Einleitung zur Transzendentalen Logik.

Das Ergebnis des Ordnens manifestiert sich in Fixierungen oder Zuständen.

Ordnung erzeugt Resultate, die entweder als Zustände erlebt oder als Fixierungen kritisiert werden können. Jedes Ordnen erzeugt Festlegungen, aber das birgt auch die Gefahr der Erstarrung oder Ideologie.

Diese Welt, die uns gegenübersteht, empfinden wir als reale Welt. Eine Grundordnung wird, so unterstelle ich, zur Orientierung mit dem Ziel von Daseinserhalt und Daseinssteuerung angelegt[33]. Dabei bedienen wir uns unterschiedlicher Methoden.

Die Verbreitung der naturwissenschaftlichen Methode hat zweifellos ein Weltbild hervorgebracht, das stark vom empirischen Materialismus geprägt ist. Dieses Weltbild wird häufig als faktisch, abgesichert und nahezu unumstößlich wahrgenommen. In ihm erscheint das Universum als eine objektive Realität, die sich durch empirische Beobachtungen und materielle Phänomene beschreiben und erklären lässt. Diese Perspektive prägt nicht nur unser Denken, sondern auch die Sprache, mit der wir die Welt analysieren. Wir beschreiben sie als eine objektive, untersuchbare Wirklichkeit.

Diese objektivierende und vereinheitlichende Sichtweise hat unbestreitbar ihren Wert. Sie ermöglicht verlässliche Erkenntnisse, technologische Fortschritte und eine systematische Auseinandersetzung mit der Welt. Sie bildet eine grundlegende Voraussetzung für unser wissenschaftliches Verständnis.

Doch so hilfreich diese Sichtweise auch ist, sie bleibt begrenzt. Sie bildet lediglich einen bestimmten, interpretierten Ausschnitt der Wirklichkeit ab. Die Welt erschöpft sich nicht in messbaren Daten und den daraus abgeleiteten „objektiven Fakten“. Sie ist zugleich ein Raum individueller Erfahrungen, persönlicher Deutungen und Sinnzusammenhänge. Phänomene wie Erleben, Bedeutung, Werte oder die Erfahrung von Sinn lassen sich nicht unmittelbar in empirisch-materialistischen Kategorien erfassen.

Deshalb erscheint es mir notwendig, die Grundlagen meines eigenen Denkens kritisch zu hinterfragen, insbesondere dort, wo sie unausgesprochen von einem rein naturwissenschaftlich geprägten Weltbild ausgehen. Um ein tieferes Verständnis der Welt und meiner selbst zu gewinnen, möchte ich auch jene Dimensionen berücksichtigen, die über das empirisch Fassbare hinausreichen.

Es geht mir darum, die theoretischen und philosophischen Hintergründe zu erforschen, die dem Materialismus selbst zugrunde liegen. Mein Ziel ist es, meine Perspektive zu erweitern und alternative Ansätze in Betracht zu ziehen, um ein umfassenderes und differenzierteres Verständnis zu entwickeln.

Ein erster vorbereitender Schritt auf diesem Weg ist die Frage nach der Morphologie meines Denkens: Wie sind die Bausteine meines Denkens und die Methoden der Zusammenstellung gestaltet? Wie entstehen meine persönliche Ordnung und mein Verständnis der Welt?

Oder wie Glasersfeld formulierte:

[33] Ziel- und Zweckursache; Motivation

„Welche mentalen Operationen müssen wir ausführen, um eine Situation auf jene Weise aufzufassen, in der wir sie eben auffassen?“. (Über Grenzen des Begreifens, Bern 1996, 135)[34]

Diese Frage verweist darauf, dass die Art und Weise, wie wir die Welt wahrnehmen und ordnen, nicht nur von äußeren Gegebenheiten, sondern auch von inneren Prozessen und Voraussetzungen abhängt.
Die Welt oder Teile von ihr können auf vielfältige Weise beschrieben werden – sei es durch ein Narrativ, durch Poesie, ein Lied, eine wissenschaftliche Arbeit oder andere Formen.

Mir wurde deutlich:

Das Verfahren bestimmt nicht nur den Inhalt, sondern vor allem die Richtung und das Ergebnis einer Ordnung.

Für mich stellt sich die zentrale Frage: Auf welchen grundlegenden Bedingungen beruht mein Denken, um eine Ordnung zu schaffen? Voraussetzung für jede Ordnung sind Einheiten[35], die man entweder vorfindet oder sich selbst erschafft. Diese Einheiten werden in einem zweiten Schritt nach einem bestimmten Verfahren (Methode) zusammengestellt, wodurch Beziehungen zwischen den Einheiten entstehen. Das Ergebnis ist eine Struktur.

Beispiele für Ordnungen finden sich überall: Märchen und alle Formen von Narrativen, Mathematik, Wissenschaft, Musik, ein Mosaik. Sie alle folgen spezifischen Regeln und beruhen auf eigenen Beschreibungseinheiten wie Worten, Zahlen, Noten oder Mosaiksteinen.
Übertrage ich dies auf meine persönliche Perspektive, so frage ich mich: Wie sind die Bausteine meiner eigenen Ordnung beschaffen? Welche mentalen und methodischen Prozesse bestimmen, wie ich die Welt strukturiere und interpretiere? Eine Ordnung wird dabei durch ihre charakteristischen Zustandsgrößen (Einheiten) und die Art und Weise, wie Beziehungen zwischen diesen Einheiten festgelegt werden (Methoden), definiert. Diese Festlegungen verleihen einer Ordnung ihre Bedeutung und bestimmen, wie sie meine individuelle Wirklichkeit strukturiert.
Die so entstehende, persönlich beschriebene Wirklichkeit ist jedoch keine fixe Größe, sondern abhängig von den Kontexten und den Beziehungen, in denen sie gestaltet wird. Jeder Mensch ordnet und verarbeitet Ereignisse je nach Situation und Perspektive anders. Damit wird deutlich, dass meine individuelle Ordnung von den verstandesmäßigen Prozessen, den Methoden der Zusammensetzung und den situativen Einflüssen geprägt ist. Genau diese möchte ich untersuchen.

Wir benötigen eine Ordnung, um zu verstehen.
Wir benötigen eine Ordnung, um uns zu orientieren.

Ordnen setzt etwas voraus, das man ordnen kann. Um Dinge zu ordnen, braucht man konkrete Einheiten oder Objekte, die klassifiziert, sortiert oder in eine bestimmte Reihenfolge gebracht werden können. Ohne diese Elemente oder Einheiten gäbe es nichts, was man ordnen könnte.

Einheiten oder Dinge sind daher eine grundlegende Voraussetzung, um überhaupt etwas ordnen zu können.[36]

---

[34] Es ist die Frage nach den Voraussetzungen meiner Erkenntnis und des Zustandekommens meiner Überzeugungen und meines Wissens.

[35] Mosaiksteine, Teilmenge, Entität, Objekt, Muster, Begriffe, Zahlen, Hieroglyphen, Informationen ...

[36] Im Universalienstreit positioniere ich mich auf Seiten der Konzeptualisten. Demnach haben Denkeinheiten keinen vom Denken unabhängigen ontologischen Status. Sie sind keine eigenständigen Entitäten, sondern werden durch unseren Verstand gebildet, um die Welt zu ordnen und verständlich zu machen. In dieser Hinsicht grenze ich mich auch bewusst vom sogenannten „Neuen Realismus“ ab. Diese Richtung vernachlässigt meines Erachtens das komplexe Verhältnis zwischen unserem digital-strukturierten Verstehen und der analog sich zeigenden Wirklichkeit, die sich nur transformativ und selektiv in Begriffe oder Modelle überführen lässt. Stattdessen stimme ich mit Ernst Cassirer überein, der davon ausgeht, dass unsere Wahrnehmung und unser Weltverständnis grundlegend durch symbolische Formen und sprachliche Strukturen vermittelt sind. Symbole sind dabei keine passiven

Eine Ordnung entsteht durch ein Verfahren oder eine Methode, die notwendig ist, um Dinge (Einheiten) zu organisieren und sinnvoll zusammenzustellen. Ohne ein solches Verfahren wäre es nicht möglich, eine verständliche und strukturierte Ordnung zu schaffen.
Um dies näher zu beleuchten, möchte ich zwei unterschiedliche Ansätze zur Ordnung und Erklärung gegenüberstellen: den von Aristoteles und den von Nietzsche.
Aristoteles entwickelte eine Methode des systematischen Denkens und der Beobachtung, um die Natur der Dinge zu verstehen. Er bevorzugte das syllogistische Denken, welches auf der Anwendung von Regeln und Gesetzmäßigkeiten der Logik basiert, um zu schlüssigen und nachvollziehbaren Ergebnissen zu gelangen. Diese Methode formalisiert und strukturiert den Denkprozess, wodurch dieser transparent und überprüfbar wird.
Nach Aristoteles kann der menschliche Verstand durch Abstraktion allgemeine Begriffe aus der Erfahrung des Einzelnen und Konkreten ableiten. Dieser Prozess der Induktion ermöglicht es, aus der Beobachtung und Reflexion allgemeine Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten der natürlichen Ordnung zu erkennen, die die Struktur und die Dinge der objektiven Realität bestimmen. Dieses Wissen erlaubt es uns, Vorhersagen über die Welt und ihre Ereignisse zu treffen[37].
Für Aristoteles sind Begriffe nicht nur Mittel der Sprache und des Denkens, sondern auch Instrumente zur Erkenntnis der Realität. Begriffe ermöglichen es, die Realität zu verstehen, da sie als Beschreibungseinheiten[38] fungieren. Eine Definition ist für ihn eine präzise Beschreibung der Bedeutung eines Begriffs[39]. Durch Definitionen werden Begriffe fixiert und ihnen eine eindeutige Bedeutung zugewiesen, was die Darstellung der Realität über Begriffe und Definitionen ermöglicht.
Aristoteles' Begriffstheorie basiert auf der Idee, dass Begriffe in einer Hierarchie angeordnet sind, die auf der gemeinsamen Zusammensetzung von Dingen beruht. Er glaubte, dass diese Hierarchie die natürliche Ordnung der Dinge in der Welt widerspiegelt und als Abbildung oder Beschreibung der organisierten und hierarchischen Natur der Realität dient. Die Natur eines Dinges wird durch die gemeinsamen Merkmale oder Eigenschaften definiert, die allen Dingen dieser Art[40] gemeinsam sind.
Eine zentrale Rolle in Aristoteles' Begriffstheorie spielt die Unterscheidung zwischen Wesensbegriffen und Zufallsbegriffen. Wesensbegriffe beziehen sich auf die grundlegenden Merkmale einer Art von Ding. Zufallsbegriffe hingegen beziehen sich auf Eigenschaften eines Dinges, die nicht notwendigerweise zum Wesen des Dinges gehören und sich ändern können. Emotionen schloss Aristoteles systematisch als wesentliche Merkmale aus. Er war der Ansicht, dass das Wissen um allgemeine Prinzipien der Schlüssel zur Erkenntnis ist und dass Emotionen von diesem Ziel ablenken können. Daher betrachtete er Emotionen als störend für die klare und rationale Analyse der Welt.
Aristoteles betrachtete Begriffe als fundamentale Bausteine der Sprache und als Schlüssel zur Beschreibung und Erkenntnis der Realität. Er war überzeugt, dass eine genaue Analyse und Untersuchung von Begriffen und ihren Beziehungen zu präzisen und klaren Definitionen führt,

---

Abbilder von Gegenständen, sondern aktiv erzeugte Ausdrucksformen, durch die wir Bedeutungen schaffen und Wirklichkeit strukturieren. Daraus folgt, dass unser Weltverständnis keine direkte, abbildhafte Entsprechung einer „gegebenen" Realität ist. Vielmehr repräsentieren wir die Welt durch individuell und kulturell geprägte symbolische Systeme, in denen Bedeutung nicht entdeckt, sondern hervorgebracht wird.

[37] Auch hier die Vorstellung einer feststehenden Ordnung, die hinter dem Ganzen steht, und die man nur erkennen müsse.

[38] Denn Kategorien sind für ihn Realität

[39] Denn Kategorien sind für ihn Realität

[40] auf dergleichen Stufe der Hierarchie, die sich aufgrund ihrer gemeinsamen Merkmale voneinander unterscheiden. Eine Art wird als die grundlegende Einheit der Klassifikation (Kategorisierung) betrachtet.

welche die Basis für Denken und Sprache bilden. Durch präzise Definitionen können Verständnis und Klarheit in der Verwendung von Begriffen verbessert werden, was das Denken schärft und das Verständnis der Welt fördert. Daher sah Aristoteles die Begriffstheorie als zentrales Instrument zur Erkenntnis und Beschreibung der Welt an. Begriffe spielten eine grundlegende Rolle in seinem Verständnis von Sprache, Denken und Erkenntnis.

> „Denn obwohl wir die Existenz von Einzeldingen erkennen und auch allgemein über sie sprechen, so erkennen wir doch, indem wir das Allgemeine erfassen. Und was der Begriff des Erkennens besagt, zeigt der Satz; denn er unterscheidet nicht, sondern vereint den Verstand mit dem Begriff, indem er sagt, dass die Definition und das Ding dasselbe sind; deshalb trennt auch der Satz nicht, sondern ist ein Ganzes."
>
> Aristoteles, Metaphysik, Buch Zeta, Kapitel 15

Im Gegensatz zu Aristoteles kritisierte Nietzsche die logische Methode, die darauf abzielt, allgemeingültige und objektive Wahrheiten zu finden. Nietzsche betrachtete die Logik nur als eine von vielen möglichen Methoden[41], um die Welt zu verstehen, und nicht als die einzig wahre oder verbindliche.
Für Nietzsche sind Begriffe nicht inhärent objektive oder einfach gegebene Konstrukte. Vielmehr sieht er sie als von Menschen geschaffene künstliche Konstrukte, die dazu dienen, die Welt zu verstehen und zu kontrollieren. Diese Begriffe und die daraus resultierenden Erkenntnisse sind nicht objektiv und wahr, sondern basieren auf menschlicher Formgebung und Interpretation.
Nietzsche ging davon aus, dass Sprache nicht nur als Instrument zur Beschreibung der Realität dient, sondern auch als ein vitales Ausdrucksmittel des Lebens. Er betonte die Subjektivität und Kontingenz der Bedeutung von Wörtern, die durch ihren Gebrauch und die individuelle Interpretation geformt werden. Sprache und Denken haben nach Nietzsche ihre eigenen Grenzen und Einschränkungen. Die Welt ist viel komplexer und vielfältiger, als es Sprache oder Denken jemals vollständig erfassen können. In dieser Hinsicht unterstreicht Nietzsche die Beschränkungen unseres Versuchs, die volle Vielfalt und Tiefe der Realität mit Sprache und Denken zu erfassen.
Im Gegensatz zu Aristoteles, für den das Denken und die Emotionen getrennt betrachtet werden sollten, ist für Nietzsche das Denken untrennbar mit Emotionen verbunden. Er behauptet, dass Denken und Wahrnehmung von Emotionen, Werten und Interessen geprägt sind. Nietzsche kritisiert die traditionelle Trennung von Denken und Emotionen scharf und vertritt die Ansicht, dass der Verstand letztlich ein Werkzeug der Emotionen ist. Daher kann es keine Wahrheits- oder Realitätskonstruktion geben, die unabhängig von unseren emotionalen Vorstellungen existiert. Indem wir uns unserer emotionalen Vorstellungen und Werte bewusst werden, können wir laut Nietzsche unser Denken und Handeln bewusster gestalten. Dies hilft uns, uns von der Illusion der Objektivität und Neutralität zu befreien.

> „Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, ausgeschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen."
>
> Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, 1873

[41] ich werde es später Systemwahrheit nennen.

Aristoteles' Methoden und Bestimmungen zur Erstellung von Begriffen waren richtungsweisend für das Verständnis von Wissenschaft und Philosophie. Er legte großen Wert auf die Anwendung von Logik und die Verwendung präziser Definitionen, um „wahre“[42] Aussagen zu machen und ein klares Verständnis der Dinge zu ermöglichen. Diese Ansichten hatten einen starken Einfluss auf das wissenschaftliche Denken und das Denken im Allgemeinen und sind bis heute von großer Bedeutung.
Je länger ich an diesem Gedankenmosaik arbeitete, desto deutlicher wurde mir, wie treffend Aristoteles den Ordnungsbildungsprozess sowohl für das Wissenschaftsverständnis als auch für das Alltagsverständnis und die Sprache beschrieben hat. Eine Ordnung sollte in einer verständlichen Sprache formuliert sein, also auf verstandene Einheiten zurückgreifen, damit sie für das Verstehen und die Orientierung eingesetzt werden kann.
Nietzsche betrachtete Aristoteles als Vertreter einer bestimmten Weltanschauung, die er als „Platonismus“ bezeichnete. Diese Weltanschauung, so kritisiert Nietzsche, sieht die Welt als eine Ansammlung von statischen, unveränderlichen Objekten und glaubt an eine objektive Wahrheit, die durch logische Analyse und Argumentation entdeckt werden kann.
Im Gegensatz dazu war Nietzsche der Meinung, dass die Welt dynamisch und sich ständig verändernd ist und dass Wahrheit subjektiv und kontextabhängig ist. Er kritisierte Aristoteles‘ Betonung der Logik und argumentierte, dass Sprache und Denken durch Metaphern und Symbole geprägt sind, die von unserer Wahrnehmung und unseren Erfahrungen bestimmt werden.
Nietzsches Kritik an Aristoteles erfolgt somit auf einer Metaebene: Er stellt nicht nur die spezifischen Inhalte von Aristoteles in Frage, sondern auch die grundlegenden Annahmen und Vorannahmen, auf denen diese Inhalte beruhen. Nietzsche selbst hatte eine ambivalente Ordnungsvorstellung, die einerseits die Bedeutung von Ordnung und Disziplin betonte, andererseits aber auch die Überwindung traditioneller Ordnungsvorstellungen forderte und die Bedeutung von individueller Freiheit und Selbstbestimmung hervorhob.
Nietzsche wurde für mich wichtig, weil er die Grenzen und Möglichkeiten von Aristoteles' Vorstellungen genauer untersuchte und einordnete. Vor allem aber eröffnete er mir die Möglichkeit, den von Aristoteles so stiefmütterlich behandelten Emotionen (Gefühlen) einen Platz zuzuweisen, der meinem Wunsch nach Bedeutungszuweisung sehr entgegenkam. Wie ich diesen Konflikt für mich löse, wird Gegenstand des folgenden Essays sein.
Um mein Verstehen zu verstehen, komme ich um Aristoteles nicht herum. Um jedoch die Grenzen seiner Vorstellungen zu überschreiten, hat mir Nietzsche wertvolle Hinweise gegeben. Zwei grundsätzliche Fragen zur Bestimmung einer Ordnung wollte ich jedoch zuerst lösen.

Die Elementarfrage
(Außenbetrachtung; Einheiten, Systeme, Dinge, Objekte, Mosaiksteine...)
und
die Strukturfrage
(Innenbetrachtung; Inhalt, Beziehung zwischen Einheiten, Ordnung ...)

Die Lösung der Elementarfrage und der Strukturfrage ist grundlegend für die Erstellung einer Ordnung, weil sie die Basis und die Organisation der gesamten Ordnung bestimmen.

> Die Elementarfrage bezieht sich auf die grundlegendsten Einheiten oder Elemente, aus denen eine Ordnung aufgebaut ist. Sie fragt nach den Bausteinen. Ohne zu wissen, welche die grundlegenden Elemente sind, auf die sich eine Ordnung stützt, ist es unmöglich, eine Analyse durchzuführen. Die Identifikation der elementaren

[42] Wahrheit wird hier als logische Systemwahrheit verstanden und nicht als absolute Wahrheit.

Bestandteile ermöglicht es, Begriffe präzise zu definieren und Missverständnisse zu vermeiden. Zudem hilft sie, die grundlegenden Prinzipien und Annahmen zu klären, die der gesamten Ordnung zugrunde liegen.

Die Strukturfrage hingegen bezieht sich auf darauf, wie diese Elemente miteinander verbunden sind und wie sie zusammenwirken, um ein kohärentes Ganzes zu bilden. Sie klärt, wie die grundlegenden Elemente organisiert und verknüpft sind, um eine funktionierende und verständliche Ordnung zu schaffen.

Das Zusammenwirken beider Fragen ist entscheidend, um Kohärenz und Konsistenz zu gewährleisten. Die Lösung der Elementarfrage legt die fundamentalen Bausteine fest, während die Lösung der Strukturfrage zeigt, wie diese Bausteine zusammengefügt werden können. Gemeinsam bilden sie eine kohärente und konsistente Ordnung. Die Klärung dieser Fragen schafft für mich eine stabile Grundlage, auf der weitere Analysen, Theorien und Anwendungen aufbauen können. Letztlich zielen diese Überlegungen darauf ab, mein Verstehen zu verstehen. Was wir als „Welt“, „Leben“, „Du“ oder „Ich“ erleben, ist kein feststehendes Etwas, sondern ein dynamischer Prozess. Alles befindet sich in einem ständigen Wandel. Als Beobachter nehmen wir diesen Wandel immer nur im gegenwärtigen Moment wahr, im Jetzt, in der Gegenwart. Unsere Wahrnehmung ist dabei punktuell, vergleichbar mit einzelnen Standbildern eines Films. Wir sehen nie den ganzen Ablauf, sondern nur Momentaufnahmen.
Um uns in dieser flüchtigen, sich ständig verändernden Wirklichkeit zurechtzufinden, greifen wir zu einem psychisch und verstandesmäßig notwendigen Mittel. Wir „konservieren“ bestimmte Eindrücke. Unser Verstand erschafft Konstrukte, wie Erinnerungen, Vorstellungen, Erzählungen, Bilder, die uns helfen, Ordnung in das Chaos des Erlebens zu bringen. Diese Modelle erscheinen stabil, sind in Wahrheit aber nur Ausschnitte vergangener Gegenwartsmomente. Sie dienen dazu, Kontinuität zu erleben, Identität zu entwickeln und Entscheidungen zu treffen.
Das Bild, das wir uns von der Welt oder vom Ich machen, gleicht eher einer Landkarte als dem tatsächlichen Gelände. Es ist eine Vereinfachung, ein Orientierungsrahmen, kein Abbild der Wirklichkeit selbst. Diese Einsicht ist nicht neu. Bereits der vorsokratische Philosoph Heraklit erkannte, dass alles in Bewegung ist. Sein behauptete:

„Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen.“

Warum? Weil sowohl der Fluss als auch wir selbst sich ständig verändern. Es gibt kein Feststehendes, nur Wandel. Was wir als „Dinge“ sehen, sind Momentaufnahmen eines fortlaufenden Prozesses. Das „Du“ und das „Ich“ sind also auch keine fixen Kerne, sondern ein Strom von Wahrnehmungen, Empfindungen und Gedanken.

Das Jetzt ist der einzige Punkt, an dem wir wirklich erleben und fühlen.

Unser Verstand verarbeitet aus den vielen flüchtigen Momenten ein statisches Bild. Dieses Bild, bestehend aus Erinnerungen, Vorstellungen und Bewertungen, hilft uns, uns zu orientieren, Entscheidungen zu treffen und in der Welt zu funktionieren.
Chaos steht für mich für die absolute Realität. Es ist ein Zustand des ständigen Wandels, unberechenbar, vielfältig und dynamisch. Es ist die lebendige Bewegung des Lebens (der Welt), bevor wir sie in Formen und Begriffe fassen.
In seiner reinen Form überfordert Chaos unseren Verstand, denn wir können nicht alles gleichzeitig wahrnehmen oder verstehen, was sich permanent verändert. Veränderung in ihrer Reinform, also als reines Chaos, ist nicht vollständig „verstehbar", weil sie keine konstanten Bezugspunkte bietet. Ohne diese Bezugspunkte können wir mit unserem Verstand keine Muster erkennen und keine Bedeutung zuordnen.

Hier einige Überlegungen, die mir im Laufe der Zeit zum Thema Chaos und Ordnung einfielen.

Veränderung ist ohne Bezug zur Ordnung nicht verständlich, doch ohne das Moment des Chaos wäre sie nicht möglich.

Damit Veränderung verstanden werden kann, braucht es eine ordnende Struktur. Das Denken benötigt feste Größen, um im Wandel Orientierung zu finden.

Ordnung, die sich völlig vom Chaos abgrenzt, droht starr, dogmatisch und leblos zu werden. Selbst in der Mathematik, einem Inbegriff formaler Ordnung, zeigt sich, dass kreative Durchbrüche oft dort entstehen, wo bestehende Systeme infrage gestellt oder erweitert werden.

Erkenntnis entsteht dort, wo wir Ordnung als ein Werkzeug des Verstehens begreifen, nicht als Wahrheit selbst. Erkenntnis beginnt, wenn wir diesen Unterschied erkennen.

Ein geordnetes Ganzes verstehe ich als System. Ein System ist für mich folglich ein über ein ordnendes Prinzip geschaffenes Artefakt.

Systeme offenbaren nicht das Wesen des Chaos. Sie sind der Versuch, mit Ordnung jenem Sinn abzuringen, den das Chaos selbst verweigert.

Der Mensch schafft Systeme (z. B. Wissenschaft, Sprache, Gesetze, individuelle Weltbilder), um dem zunehmenden Chaos (= Entropie) eine Form zu entreißen. Das entspricht dem Versuch, in einer chaotischen Welt Inseln der Ordnung zu schaffen. In einer Welt, die keine Richtung des „Sinns" vorgibt, sondern nur eine Tendenz zur Zunahme der Unordnung kennt, konstruiert der Mensch Sinnsysteme, die Halt geben. Dies in der Hoffnung, dass darin ein für den Menschen erkennbarer Sinn enthalten sei.
Diese Ordnungen sind nicht Abbilder einer vorgefundenen Struktur, sondern Ausdruck eines existenziellen Bedürfnisses, dem Chaos Sinn abzugewinnen. Doch der Weg dorthin ist kein linearer Fortschritt. Er verläuft über Versuch und Irrtum, über tastende Entwürfe, gescheiterte Systeme, revidierte Wahrheiten. Jeder Ordnungsversuch ist vorläufig, jeder Sinn eine Hypothese. In diesem ständigen Ringen zeigt sich der Mensch nicht als Besitzer der Wahrheit, sondern als ihr Suchender. Ein Suchender, der im Wissen um seine Fehlbarkeit dennoch nicht aufhört, zu ordnen, zu deuten, zu glauben.
So sind Systeme keine Offenbarungen des Chaos, sondern Antworten auf seine Zumutung. Sie sind Ausdruck der menschlichen Fähigkeit, im Angesicht des Chaos nicht zu erstarren, sondern schöpferisch zu werden, wobei der Mensch wissen sollte, dass Sinn nicht entdeckt, sondern immer wieder neu errungen werden muss.

4. Die Elementarfrage (Außenbetrachtung einer Einheit [43])

(Einheit und Ganzes)

Einheiten oder Dinge sind eine grundlegende Voraussetzung, um überhaupt etwas ordnen zu können.

Ordnung ist nur möglich, wenn es Dinge gibt, die voneinander unterscheidbar sind. Ohne abgegrenzte Einheiten herrschte Chaos, ein Zustand völliger Unübersichtlichkeit, in dem sich nichts voneinander abhebt und keine Struktur erkennbar ist. In einem solchen ungeordneten Zustand ließe sich nichts sortieren, vergleichen oder in eine sinnvolle Form bringen.
Damit Ordnung entstehen kann, braucht es unterscheidbare Elemente, seien es Gegenstände, Begriffe oder andere Einheiten. Erst durch ihre Unterscheidbarkeit wird es möglich, Relationen herzustellen, Unterschiede zu erkennen und eine strukturierte Ordnung zu schaffen.
Ordnung erfordert immer die Möglichkeit, etwas in Beziehung zu setzen. Doch dafür muss zunächst etwas vorhanden sein, das sich voneinander abheben lässt. Wo das nicht gegeben ist, bleibt nur Chaos, ein Zustand ohne Differenz, ohne Richtung, ohne Zusammenhang. Ohne das Viele im Einen, ohne erkennbare Unterschiede im Gegebenen, ist jede Form von Ordnung undenkbar.
In Spinozas Philosophie spielt die Idee der „Alleinheit“ oder „Einfachheit Gottes“ eine zentrale Rolle, besonders in seiner Ontologie, der Lehre vom Sein, und seiner Vorstellung von der Natur Gottes als Ursprung und Wesen aller Dinge. Für Spinoza steht die „Alleinheit“ im Mittelpunkt seines Verständnisses von Substanz. Diese „Alleinheit“ repräsentiert eine einzige, unendliche Substanz, die die gesamte Wirklichkeit umfasst. Spinoza spricht von „Wirklichkeit“ (realitas) als dem grundlegenden Sein, aus dem alles hervorgeht.
Spinozas Philosophie hat die Entwicklung des Pantheismus stark beeinflusst und unterscheidet sich grundlegend von anderen theologischen und philosophischen Ansätzen, die Gott als eine von der Welt getrennte Entität betrachten. Er vertritt die Auffassung, dass Gott und die Natur identisch sind, und betrachtet Gott nicht als separate, transzendente Einheit, sondern als die Gesamtheit der Natur oder das Universum selbst. Diese Vorstellung wird oft als „Natur-Gott“ oder „Gott oder die Natur“ bezeichnet.
Nach Spinoza ist der Mensch eine spezifische Ausdrucksform dieser alles umfassenden Substanz. Das Denken und der Körper des Menschen sind Ausprägungen, die aus dieser Substanz hervorgehen und sich in der Welt manifestieren. Alle Modi, also Erscheinungsformen, sind notwendigerweise von dieser übergeordneten Substanz abhängig und können nicht unabhängig von ihr existieren.
Spinoza folgert daraus, dass es keine getrennten, unabhängigen Entitäten gibt, sondern dass alles in der Wirklichkeit miteinander verbunden ist und von derselben Substanz abgeleitet wird. Somit sind Modi abhängige Einheiten, die aus dieser Substanz hervorgehen. Die Einheit zwischen Substanz und Modi impliziert einen strengen Determinismus, in dem alles, was geschieht, aus der Natur Gottes folgt und einer natürlichen Ordnung unterliegt. Spinozas Philosophie betont daher die Vorstellung einer umfassenden Kausalität, in der jedes Ereignis und jede Existenzform als notwendiger Bestandteil des göttlichen Ganzen betrachtet wird.
Das Grundkonzept der Einheit in Spinozas Philosophie bietet interessante Parallelen zur Systemtheorie. Beide Ansätze betonen nicht nur die Bedeutung der Einheit, sondern auch die zentrale Rolle der Verbindungen zwischen den Elementen eines Systems sowie die Zielsetzung[44], das System als Ganzes zu verstehen. Sowohl Spinoza als auch die Systemtheorie untersuchen die Funktionsweise der Welt in ihrer Gesamtheit und die Verflechtung ihrer Bestandteile in einem komplexen Gefüge.

[43] eines Systems
[44] Ähnliches kann man auch aus der Kapitalismusanalyse von Karl Marx in seinem „Kapital“ herleiten.

Spinoza stellt die Einheit und die allumfassende Substanz ins Zentrum seiner Überlegungen. Ähnlich verfolgt die Systemtheorie das Ziel[45], Systeme als integrierte Ganzheiten zu analysieren, in denen die Teile untrennbar miteinander verbunden sind und aus der übergeordneten Einheit (System, Gott) abgeleitet werden. Beide Ansätze machen deutlich, dass das Verständnis eines Systems als Ganzes notwendig ist, um die Funktionsweise seiner einzelnen Elemente zu begreifen. Es gibt keine externen Ziele; vielmehr wird die Ordnung durch die immanenten Notwendigkeiten des Systems selbst bestimmt, bei Spinoza verkörpert durch den „Natur-Gott“[46] .
Die Vorstellung, dass alles miteinander verknüpft ist und isolierte Einheiten nicht existieren, bildet eine zentrale Gemeinsamkeit zwischen Spinozas Philosophie und der Systemtheorie. Allerdings versteht Spinoza diese Vernetzung als Ausdruck einer metaphysischen Notwendigkeit (der Substanz), während die Systemtheorie sie als funktionale Interdependenz innerhalb von Systemen betrachtet.
Letztere betrachtet Systeme als ganzheitliche Ordnungen, deren Verhalten durch die Interaktionen der Elemente bestimmt wird. Ursache-Wirkungs-Beziehungen in einem System folgen bestimmten Regeln oder Mustern, was stark an Spinozas deterministische Weltsicht erinnert. Auch Einstein teilte diese deterministische Weltsicht und glaubte an eine zugrunde liegende Ordnung im Universum, die durch physikalische Gesetze beschrieben wird. Insofern gibt es eine philosophische Kontinuität zwischen Spinozas Gedanken und Einsteins Suche nach einer einheitlichen, geordneten Theorie, die das Universum erklärt.
Sowohl Spinozas Philosophie als auch die Systemtheorie betrachten die Welt als ein komplexes, miteinander verflochtenes Gefüge, in dem alles durch vielfältige Beziehungen und Wechselwirkungen verbunden ist. Beide Ansätze betonen die Ganzheitlichkeit und Interdependenz der Welt, wenngleich sie dies aus unterschiedlichen Perspektiven tun: Spinoza begreift die Einheit aller Dinge als eine metaphysische Notwendigkeit, während die Systemtheorie vor allem funktionale Zusammenhänge und Selbstorganisation analysiert.
Diese Überlegungen haben mich dazu inspiriert, den erkenntnistheoretischen Kern beider Ansätze auf technisch-instrumentelle Größen zu übertragen. Indem ich Einheiten als methodische Werkzeuge zur Analyse komplexer Systeme betrachte, rückt die praktische Anwendung in den Vordergrund. Die Verbindung von Spinozas ganzheitlichem Denken mit systemtheoretischen Konzepten ermöglicht es, sowohl die innere Logik als auch die wechselseitige Verflechtung von Strukturen besser zu verstehen.
Durch die Synthese dieser beiden Sichtweisen entsteht ein umfassenderer Zugang zur Wirklichkeit: Während die philosophische Reflexion hilft, das grundlegende Prinzip der Verbundenheit zu erfassen, erlaubt die systemtheoretische Modellierung eine gezielte Untersuchung konkreter Wechselwirkungen. Die Verknüpfung dieser Perspektiven eröffnet somit neue Möglichkeiten, um die Komplexität der Welt nicht nur theoretisch zu durchdringen, sondern auch praktisch zu analysieren und zu begreifen.
Ich interpretiere Spinozas Substanz nicht als eine ontologische Entität, sondern vielmehr als ein erkenntnistheoretisches Modell. In dieser Perspektive wird die Substanz zu einem Werkzeug des Denkens, das hilft, die Struktur und Zusammenhänge der Welt zu verstehen, ohne dabei den Anspruch zu erheben, eine tatsächlich existierende ontologische Wirklichkeit zu repräsentieren.
Aus dieser Sichtweise ergibt sich für mich die Vorstellung:

[45] Zwar lehnen sowohl Spinoza als auch die Systemtheorie externe Zwecke ab, jedoch aus unterschiedlichen Gründen: Spinoza begründet dies metaphysisch mit der inneren Notwendigkeit der einen Substanz, während die Systemtheorie externe Zielsetzungen methodisch ausklammert und Systeme funktional als selbstorganisierte Einheiten ohne Rückgriff auf ein metaphysisches Ganzes beschreibt. Das von Spinoza unterstellte metaphysisch-spirituelle Ganze verstehe ich aus meiner Perspektive als ein hypothetisch-spekulatives Postulat, das über methodisch zugängliche Beschreibungssysteme hinausgeht.
[46] bei Marx durch das Kapital. Auch bei Marx erscheint das Kapital nicht als Mittel zu einem äußeren Zweck, sondern als sich selbst verwertende Struktur, die nach ihrer eigenen inneren Logik funktioniert.

Ein System ist eine gedanklich konstruierte Einheit, die sich aus mehreren Elementen (Einheiten) zusammensetzt, die in Beziehung zueinander stehen.

Mit anderen Worten:

Unsere Denkweise in Einheiten führt zwangsläufig dazu, dass wir in Ordnungen und Systemen denken, weil wir Dinge nicht nur isolieren, sondern auch zueinander in Beziehung setzen.

Einheiten sind die Bausteine unserer Vorstellungen, ohne die wir die Welt weder erfassen noch verstehen könnten. Sie dienen als verstandesmäßige Grundstrukturen, die unser Denken ermöglichen und prägen. Diese Einheiten können unterschiedliche Formen annehmen – sie manifestieren sich als Zahlen, Wörter, Symbole, Messgrößen oder andere abstrakte Einheiten. Sie sind grundlegend für unsere Verarbeitung und Strukturierung der Welt.
Auf dieser Grundlage lassen sich Systeme als übergeordnete Einheiten verstehen, die sich aus diesen Bausteinen zusammensetzen. Die Welt wird somit nicht als eine isolierte Ansammlung einzelner Objekte wahrgenommen, sondern als eine vielschichtige Ordnung aus miteinander verknüpften Einheiten, die unser Denken strukturieren und unsere Erkenntnis ermöglichen.
Auf der Suche nach einem Einstieg, mein Verstehen zu verstehen, stieß ich auf folgende Überlegungen von Nietzsche, der sich als richtungsweisender Faden für mein Vorgehen erweisen sollte.

> „Wir haben „Einheiten“ nöthig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt. Wir haben den Begriff der Einheit entlehnt von unserm „Ich“-Begriff, – unserm ältesten Glaubensartikel. Wenn wir uns nicht für Einheiten hielten, hätten wir nie den Begriff „Ding“ gebildet. Jetzt, ziemlich spät, sind wir reichlich davon überzeugt, daß unsre Conception des Ich-Begriffs nichts für eine reale Einheit verbürgt. Wir haben also, um die mechanistische Welt theoretisch aufrecht zu erhalten, immer die Klausel zu machen, inwiefern wir sie mit zwei Fiktionen durchführen: dem Begriff der Bewegung[47] (aus unsrer Sinnensprache genommen) und dem Begriff des Atoms[48] (– Einheit, aus unsrer psychischen „Erfahrung“ herstammend): – sie hat ein Sinnen-Vorurtheil und ein psychologisches Vorurtheil zu ihrer Voraussetzung.“
>
> Nietzsche, Der Wille zur Macht in der Natur, Die mechanistische Welt

Diese Aussage Nietzsches, „dass unsere Konzeption des Ich-Begriffs nichts für eine reale Einheit verbürgt“, hat meine Aufmerksamkeit geweckt. Er bezeichnete den „Ich-Begriff“ als Konzeption und trennte ihn von einer „realen Einheit“, wenn er behauptet:

„Wir haben Einheiten nötig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, dass es solche Einheiten gibt.“ Nietzsche, Die mechanistische Welt-Auslegung, Nr. 635

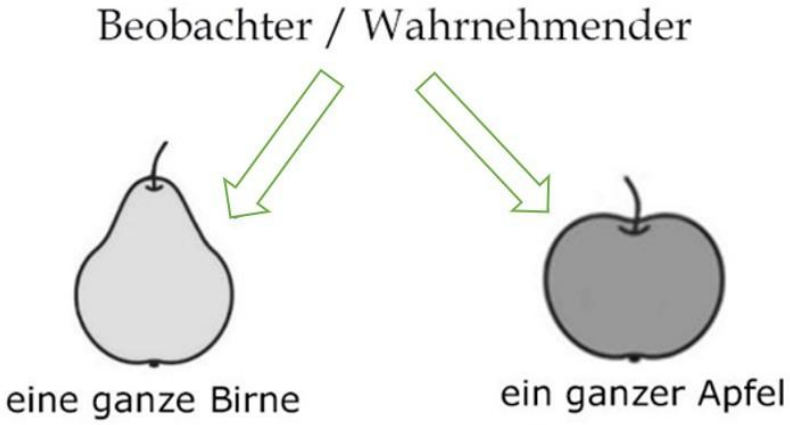
Die Vorstellung von Einheit spielt eine zentrale Rolle in unserem Verständnis und der Ordnung der Welt. Einheit, als die in sich geschlossene Ganzheit eines Systems, bietet uns Orientierung und Struktur. Sie ermöglicht es uns, die Welt zu ordnen, indem wir komplexe Zusammenhänge

[47] Nietzsche will verdeutlichen, dass der Begriff der Bewegung keine objektive Einheit beschreibt, sondern eine menschliche Konstruktion ist, die dadurch entsteht, dass wir die Welt durch unsere Sinne erfahren und sprachlich ordnen. Diese Definition gehört somit zu den „Fiktionen“, die wir verwenden, um die Welt theoretisch zu erklären, die jedoch letztlich auf Vorurteilen beruhen.

[48] Nietzsche kritisiert mit dieser Aussage, dass der Begriff des Atoms nicht eine objektive Beschreibung der Wirklichkeit ist, sondern eine Fiktion, die aus unserer psychologischen Tendenz zur Vereinfachung und Projektion stammt. Es handelt sich also um ein psychologisches Vorurteil, das die mechanistische Weltsicht stützt, aber nicht die absolute Wahrheit darstellt. Letztlich hinterfragt Nietzsche hier die vermeintlich festen Grundlagen der wissenschaftlichen und metaphysischen Welterklärung und zeigt auf, dass diese auf Annahmen des Verstandes beruhen.

auf eine überschaubare, greifbare Ebene reduzieren. Dabei verstehen wir unter Einheit nicht zwingend eine tatsächlich existierende Entität, sondern vielmehr ein Denkmodell, das uns hilft, unterschiedliche Phänomene und Beziehungen in ein kohärentes Bild einzufügen.
Einheit wird als eine geschlossene Gesamtheit begriffen, die in sich stimmig ist und durch Vollständigkeit charakterisiert wird. Vollständigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang, dass nichts fehlt und die Einheit in all ihren Aspekten vorhanden ist. Es ist diese innere Zusammengehörigkeit, die eine Einheit zu einem harmonischen Ganzen macht. Doch gleichzeitig wirft die Einheit als Denkmodell eine tiefgreifende Frage auf: Was bedeutet es, dass wir Einheiten benötigen, um die Welt zu begreifen, obwohl diese Einheiten in der ontologischen Realität gar nicht existieren?
Die Aussage „Wir haben Einheiten nötig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, dass es solche Einheiten gibt“ berührt genau diesen Punkt. Sie verweist darauf, dass Einheiten zwar gedankliche Konstrukte sind, die wir nutzen, um die Welt zu ordnen, aber nicht zwangsläufig ontologische Wirklichkeit besitzen. Einheiten wie das „Ich“, das „Du“ oder auch andere Objekte sind daher keine festgelegten, in sich abgeschlossenen Realitäten, sondern vielmehr Elemente des Denkens, die wir geschaffen haben, um Sinn in die Vielgestaltigkeit der Welt zu bringen. Die Einheit dient somit nicht nur der Beschreibung, sondern auch der Orientierung, indem sie die scheinbare Komplexität des Gegebenen in ein verstehbares Modell überführt.
Dieses Denkmodell zeigt auf, wie unsere Wahrnehmung der Welt durch Konzepte wie Einheit und Vollständigkeit strukturiert wird, ohne dass diese Begriffe zwingend die Realität selbst abbilden. Vielmehr sind sie Ausdruck unserer Suche nach Verstehen, nach Ordnung und nach einer Verbindung zwischen den unzähligen Elementen, die zusammen eine Welt bilden.

Betrachtet man das Ganze von außen, so unterstellt man dessen Einheit.



Einheit wird als eine in sich geschlossene Ganzheit verstanden, die als Ganzes wirkt.

Geschlossenheit und Zusammengehörigkeit heißt damit aber auch:

Abgrenzung und Eingrenzung
und eröffnet eine

Außenbetrachtung und eine Innenbetrachtung,
eine Ansicht und eine Einsicht,
eine Extraversion und eine Introspektion.

Während Extraversion den Blick auf die gesamte Einheit, also den ganzen Apfel, richtet, bezieht sich Introspektion auf das Erfassen der inneren Zusammenhänge dieser Einheit, etwa des inneren Aufbaus oder des Inhalts eines Apfels.

Eine Einheit entsteht durch eine Unterscheidung: Sie umfasst sowohl die Perspektive der Eingrenzung (was dazugehört) als auch die Perspektive der Ausgrenzung (was nicht dazugehört).

Ein Beispiel aus dem Programmheft des Deutschen Historischen Museums[49]:

> „Dazugehören - oder nicht?" Diese Frage löst starke, auch widerspenstige Gefühle aus. Die Staatsbürgerschaft bündelt viele dieser Gefühle. Sie ist ein Status des Rechts, die der Menschen zusammenführt und zugleich trennt. Sie stiftet nationale und politische Gemeinschaft, aber sie markiert auch einen Unterschied und Vorrang gegenüber denen, die außerhalb der Gemeinschaft stehen.

Oder die Unterscheidung von Erfahrungsobjekt und Erkenntnisobjekt in den Wissenschaften.

> Das Erfahrungsobjekt (Außenbetrachtung) bezieht sich auf die Betrachtung eines Phänomens in seiner Gesamtheit, in einem umfassenderen Zusammenhang. Beispielsweise wird der konkrete Betrieb als Einheit behandelt und einer übergeordneten Einheit wie der Volkswirtschaft untergeordnet. Beides sind Einheiten und ein Ganzes.
>
> Das Erkenntnisobjekt (Innenbetrachtung) hingegen bezieht sich auf die Untersuchung spezifischer Merkmale einer Einheit, durch Isolation und Fokussierung auf bestimmte Eigenschaften oder Funktionen. Dies könnte ein Betrieb aber auch eine Volkswirtschaft sein. In beiden Fällen würde eine Sequenzierung der Einheit vorgenommen, um bestimmte Merkmale dieser Einheit genauer zu untersuchen.

In diesem Abschnitt, indem ich mich erst einmal mit der „Elementarfrage" beschäftige, soll die Außenbetrachtung im Mittelpunkt stehen. Das heißt:

Einheiten werden von außen jeweils als abgegrenzte Ganzheiten wahrgenommen. Durch ihre Begrenzung sind sie zugleich Teile eines übergeordneten Ganzen, in dem sie eingebettet sind.

Eine Einheit kann nur als Teil eines größeren Ganzen verstanden werden. Damit eine Einheit überhaupt erkannt und erfasst werden kann, muss sie in einen übergeordneten Kontext eingebettet sein, der selbst als Ganzes oder Einheit wahrgenommen wird. Das bedeutet, dass Einheiten immer in Beziehung zu einer umfassenderen Ordnung stehen, die ihre Bedeutung mitbestimmt.

Ohne die Begrenzung als klar abgegrenztes Ganzes verliert eine Einheit ihre Identität und damit ihre Fähigkeit, als eigenständiger „Akteur" oder „Stimme" wahrgenommen zu werden. Die „Stimme" einer Einheit symbolisiert ihre Identität, Präsenz und Wirksamkeit. Ohne klare Begrenzung geht diese Stimme verloren, weil die Einheit undefiniert und nicht erkennbar wird – sie wird „stumm" im Gesamtzusammenhang.

Beispiele für solche Einheiten sind ein Erkenntnisobjekt, ein Staatsbürger, ein Gedanke, eine Entität, ein Objekt, ein System, ein Zeichen, ein Merkmal, eine Zahl, ein Quant, eine Heuristik, ein Algorithmus, ein Narrativ oder ein Bild usw. Keine dieser Einheiten existiert isoliert – sie sind immer Teil eines größeren Systems oder Zusammenhangs, der ihre Funktion und Relevanz bestimmt.
Das Ganze wird von einem Betrachter als Einheit und Geschlossenheit wahrgenommen. Diese Wahrnehmung ist jedoch eine Momentaufnahme – ein fixierter, statischer Zustand, wie er sich

[49] Programmheft des Deutschen Historischen Museums vom 01.07.2022 – 15.01.2023, Staatsbürgerschaften Frankreich, Polen, Deutschland S.1

in einem Wort, einer Note, einem Bild oder anderen eigenständigen Einheiten manifestiert. In Wirklichkeit sind diese Einheiten oft Teil eines dynamischen Prozesses, dessen Struktur sich je nach Perspektive und Kontext verändern kann. Denn:

Der Zustandscharakter einer Einheit ist eine wesentliche Voraussetzung für deren gedankliche und kommunikative Verarbeitung. Die Einheit muss dabei reproduzierbar und wiedererkennbar sein, um verarbeitet werden zu können.

So betrachtet auch Kant die Vorstellung des Menschen von sich selbst, das Ich, als eine Einheit. Dies bedeutet, dass das Ich als ein zusammenhängendes Gebilde wahrgenommen und verstanden wird. Um diese Überlegung zu begründen, unterscheidet Kant zwischen zwei Arten von Erkenntnis, die er als innere und äußere Anschauung bezeichnet.
Die innere Anschauung, die Kant auch als Apperzeption[50] bezeichnet, ist die Fähigkeit des Verstandes, verschiedene Erfahrungen zu einer Einheit zu verbinden. Es handelt sich hierbei um einen aktiven Prozess, bei dem der Verstand unterschiedliche Erfahrungsdaten zusammenführt und ihnen eine zusammenhängende Struktur verleiht. Diese Einheit ermöglicht es uns, ein Selbstbild zu formen und uns selbst als identische Einheit über die Zeit hinweg zu erkennen. Ohne diese Einheit wäre es uns nicht möglich, ein konstantes und kohärentes Bild unserer selbst zu formen. Für Kant ist das Ich daher eine notwendige Einheitsvorstellung, die durch die innere Anschauung und die Apperzeption des Verstandes entsteht. Die Fähigkeit, verschiedene Erfahrungen zu einer Einheit zu verbinden, ist demnach nach Kant grundlegend für das Selbstbewusstsein und die Wahrnehmung unserer selbst als kontinuierliche und identische Einheit über die Zeit hinweg.
Im Gegensatz zu Kant, der die äußere Anschauung als passiv betrachtet, verstehe ich Erfahrungen als ein dynamisches, aktives Element im Zusammenspiel von Wahrnehmung und Verstand. Während Kant davon ausgeht, dass unsere Sinne lediglich Daten liefern, die vom Verstand verarbeitet werden, sehe ich die Erfahrungsbildung als einen prozesshaften Vorgang, der bereits auf der Ebene der Wahrnehmung beginnt. Diese wird aktiv durch Filtern und Bewerten geformt, ein Vorgang, der auf unseren bisherigen Erfahrungen und Vorstellungen basiert und dem Denken vorausgeht.
Aus diesem Grund betrachte ich auch das „Ich“ nicht nur als ein statisches Gebilde des Verstandes, wie es Kant beschreibt, sondern als ein dynamisches „Erfahrungs-Ich“, das sich durch kontinuierliche Wechselwirkungen mit der Umwelt entwickelt. Dieses „Erfahrungs-Ich“ bildet die Grundlage für das „Vorstellungs-Ich“, das in der inneren Anschauung entsteht. So entsteht ein differenzierteres Bild des „Ich“, das die aktive Rolle der Wahrnehmung und die Dynamik der Erfahrungen gleichermaßen berücksichtigt.
Obwohl mein Ansatz von Kants Auffassung abweicht, stimme ich mit ihm in einem zentralen Punkt überein: Das „Vorstellungs-Ich“ wird durch die innere Anschauung – also durch Apperzeption – geformt. Ich teile seine Ansicht, dass wir unser „Ich“ sowohl denkend als auch wahrnehmend durch unsere Sinne entwickeln. Dieses Ich ist das Ergebnis einer aktiven Leistung des Verstandes, der die verschiedenen Informationen, die wir durch die äußere Anschauung (Kants Begriff für Sinneserfahrungen) gewinnen, zu einer kohärenten Einheit zusammenfügt.

[50] Apperzeption bezeichnet die Art und Weise, wie neue Vorstellungen oder Erfahrungen in das bereits vorhandene Netz früherer Vorstellungen integriert werden. Nach Kant ist Apperzeption vor allem eine funktionale Leistung des Verstandes, die notwendig ist, damit Erfahrungen als zusammenhängend erlebt werden können. Meiner Auffassung nach findet die entscheidende Apperzeption jedoch bereits innerhalb der Erfahrung selbst statt. Die Daten des Verstandes werden demnach erst aus der Erfahrung gewonnen, bevor sie in das vorhandene Vorstellungsnetzwerk eingeordnet werden.

Kant beschreibt die Entstehung des Selbstbewusstseins als einen Prozess der Einheitsbildung des Denkens, der es ermöglicht, sich selbst als identische Einheit im Zeitverlauf zu erkennen. Während ich dieses Konzept des „Vorstellungs-Ichs“ akzeptiere, ergänze ich es um die Idee eines grundlegenderen „Erfahrungs-Ichs“. Erfahrungen sind keine isolierten, unveränderlichen Einheiten, sondern fortlaufende Prozesse, die sich ständig wandeln. In jedem Moment der Wahrnehmung verbinden sich Vorstellungen und Erfahrungen zu einer synergetischen Einheit, aus der neue Eigenschaften oder Erkenntnisse hervorgehen. Diese emergenten Eigenschaften lassen sich nicht durch eine isolierte Betrachtung der Einzelteile erklären.
Diese Synergie verweist auf die schöpferische Kraft der Erfahrung im Ich-Bildungsprozess. Während Kant die äußere Anschauung als passives Rohmaterial versteht, das erst durch den Verstand geformt wird, betone ich, dass die Erfahrung selbst eine dynamische, aktive Kraft ist. Sie hält das „Ich“ in ständiger Bewegung und Entwicklung. So unterscheidet sich mein Ansatz fundamental von Kants Sichtweise: Für mich ist Erfahrung nicht nur das Material für den Verstand, sondern eine aktive, gestaltende Instanz, die das „Ich“ kontinuierlich formt und erneuert. (Näheres dazu erläutere ich im Kapitel über Zustands- und Prozesseinheiten und in den Gedankensplittern)

Das bedeutet, dass ein Ich, um sich selbst zu erkennen, fähig sein muss, sich als eine Einheit zu deuten.

Die Einheit des „Ich“ entsteht durch die Zusammenstellung verschiedener Erfahrungsdaten. Indem diese Erfahrungen fixiert werden, gewinnt das „Ich“ seine Gestalt. Es wird dadurch zu einem eigenständigen, autonomen Objekt[51] oder einer autonomen Einheit. Diese Einheit ist jedoch nicht etwas rein Gegebenes, sondern ein Zustand, der auf einer Festlegung[52] beruht. Diese Festlegung ist das Ergebnis einer bewussten Entscheidung oder eines persönlichen Urteils[53]. Das „Ich“ ist also nicht einfach vorhanden, sondern wird durch die individuelle Entscheidung als solche Einheit festgelegt und definiert.
Mit Einheiten machen wir uns die Welt und seine Bestandteile begreiflich, wir bringen das Universum für uns auf den Begriff[54] bzw. setzen uns ins Bild. Mit Bezeichnungen von etwas Beschriebenem wird ein gedeuteter Zustand zum Verständlichen und die Einheit zu einer durch den Verstand festgelegten bzw. geformten „Denkeinheit“.
Eine Denkeinheit ist eine Beschreibungseinheit, die typischerweise durch bestimmte Eigenschaften oder Merkmale definiert wird. Sie stellt eine verstandesmäßige, abstrahierte und reduzierte Form dar, die nicht unmittelbar greifbar oder messbar ist. Zum Beispiel ist das Abstraktum „Mensch“ nur durch konkrete Einzelindividuen denkend erfassbar oder messbar. Das Abstraktum „Mensch“ existiert nicht als eigenständige Entität; es benötigt eine inhaltliche Füllung durch Individuen, um als Einheit zu bestehen. In diesem Sinne wird das Abstraktum zu einer verstandesmäßig erzeugten Konstruktion. Im Denken beschreiben und charakterisieren wir jede Einheit als Ganzes, indem wir sie durch die Bestimmung von Eigenschaften oder Merkmalen erfassen.

[51] Ich werde dieses Objekt bzw. Einheit später als Prozess identifizieren.
[52] Die Festlegung ist das Ergebnis einer Entscheidung; siehe Ernst Mach, was gehört zum Innen und was zum Außen. Es geht darum, dass Einheit als ein bestimmter Zustand betrachtet wird, der aufgrund einer bewussten Entscheidung oder einem persönlichen Urteil erreicht wird.
[53] nach Nietzsche eines Vorurteils. Nietzsche betrachtet die Vorstellung von Einheit als eine Art Vorurteil oder Illusion, die aus unseren Sinneseindrücken und unserer psychischen Erfahrung entsteht. Er würde daher wahrscheinlich zustimmen, dass Einheit als Zustand eine Festlegung und das Ergebnis eines persönlichen Urteils oder Vorurteils ist, nicht aber eine objektive Gegebenheit.
[54] Begriff wird nicht im Sinne der klassischen Philosophie als Beschreibung von Substanz und als ontologische Entität verstanden, sondern als Wort und Bezeichnung von etwas, also als Abstraktum (Artefakt) und Denkobjekt.

Damit etwas als Beschreibungseinheit verständlich wird, bedarf es weitgehend festgelegter Zustandsgrößen, die seine Identität stabilisieren.

Erst durch diese Festlegung kann eine sinnvolle Zusammenstellung oder Ordnung erstellt werden. Fixierte Einheiten bilden die Grundlage für die Arbeit in Sprache, Mathematik und anderen Bereichen des Denkens.

Das Eine ist immer relational bestimmt: Es entsteht und wird erfahrbar durch die Abgrenzung vom Anderen, durch die bewusste Setzung als Einheit und durch seine Gestalt, die es erkennbar und reproduzierbar macht.

In der Außenperspektive erscheint das Ganze als abgegrenzte Einheit von allem Anderen.

Freiheit setzt das Nicht-Freie voraus.
Liebe setzt das Nicht-Liebende voraus.
Das Ich setzt ein Gegenüber, etwa ein Du, voraus.

Konstruktiv setzt die Einheit von Yin das Vorhandensein von Yang,
innerhalb einer gemeinsamen, übergeordneten Ganzheit, voraus. [55]

Sowohl Yin als auch Yang sind auf das Anderssein angelegt.

Es gibt keine Denkeinheit, die für sich allein existiert. Jede Einheit steht notwendig in Beziehung zu mindestens einer anderen Einheit und zu einem übergeordneten Ganzen. Damit ein Element als Einheit erkannt werden kann, muss es aus der Perspektive dieses größeren Ganzen unterschieden werden. Die Unterscheidung ist Voraussetzung dafür, dass die einzelnen Teile als eigenständige Einheiten wahrgenommen werden können. So bedingt ein „Hier“ stets ein „Da“, weil das Ganze eine konsistente Struktur verlangt, in der die verschiedenen Einheiten zueinander in Beziehung stehen. Auch die diesseitige Welt setzt eine jenseitige Gegenwelt als korrespondierendes Gegenüber voraus. Konstruktiv bilden sie einen notwendig unterscheidbaren und zugleich sich ergänzenden Verbund.[56]

Die zentrale Denkfigur der Einheit ist die der Autonomie, eingebettet in eine übergeordnete Einheit. Diese übergeordnete Einheit bezeichne ich als System. Jedes System wiederum gründet auf einer weiteren, übergeordneten Einheit.

Unsere Vorstellungen von der Welt beruhen auf einer hierarchischen Ordnung von Einheiten, die wir auf unterschiedlichen Ebenen oder Dimensionen erfassen. Das bedeutet, dass wir die

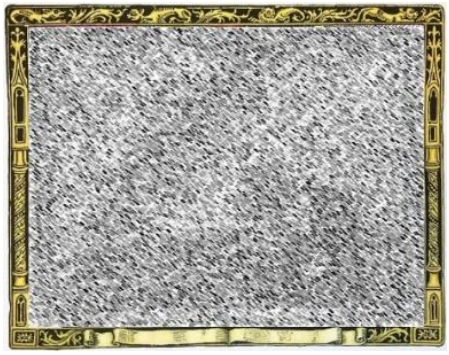
[55] Zusammen bilden sie das Konzept des Tao, das den Weg oder die Ordnung des Universums beschreibt.

[56] Yin und Yang sind keine Gegensätze, die die Welt objektiv strukturieren, sondern Denkfiguren, mit denen wir die Welt erfassen. Ihre Bedeutung entsteht nicht isoliert, sondern immer durch ihre Beziehung zueinander. Yin ist nur Yin im Verhältnis zu Yang, und umgekehrt. Das Ganze, in dem sie erscheinen, ist keine feste Einheit, sondern ein dynamischer Zusammenhang, der sich durch Unterscheidung und Perspektive bildet. Dabei ist nicht das eine der Ursprung des anderen, sondern beide sind nur im Wechselspiel miteinander denkbar. So wird das Ganze nicht als starre Totalität erfahren, sondern als lebendige Ordnung aus Bedeutungsdifferenz. Das Ganze wird nicht vorausgesetzt, sondern entsteht im Prozess der Unterscheidung. Es ist eine Denkform und nicht notwendigerweise eine Eigenschaft der Welt an sich. Ähnliches gilt auch für die Dialektik.

Welt nicht als eine Ansammlung isolierter Elemente verstehen, sondern als ein Zusammenspiel von Einheiten, die in Beziehung zueinanderstehen und auf verschiedenen Ebenen organisiert sind.
Jede Einheit ist autonom, aber zugleich Teil eines umfassenderen Ganzen, das selbst wiederum in eine noch größere Struktur eingebunden ist.

Nicht „erkennen", sondern schematisieren, dem Chaos so viel Regularität und Formen auferlegen, als es unserem praktischen Bedürfnis genugtut.

Friedrich Nietzsche, Der Wille zur Macht - Entstehung von Vernunft und Logik, Nr. 515



Eigentlich empfangen wir nicht einfach Pixel, sondern nehmen Eindrücke interpretierend wahr.

Oder ähnlich:

Wahrnehmung ist kein passives Empfangen von Pixeln,
sondern ein interpretierender Akt des Erkennens.

Werner Heisenberg (1955) stellte für die Erkenntnisse der Naturwissenschaften fest:
„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur".

Oder:

„Der Positivismus, dem Widersprüche Anathema[57] sind, hat seinen innersten und seiner selbst unbewussten Kern daran, dass er der Gesinnung nach äußerster, von allen subjektiven Projektionen gereinigter Objektivität anhängt, dabei jedoch nur desto mehr in der Partikularität bloß subjektiver instrumenteller Vernunft sich verfängt." Theodor W. Adorno

Adorno kritisiert den Positivismus, weil er sich als objektiv und frei von subjektiven Einflüssen versteht, aber in Wirklichkeit eine stark eingeschränkte Perspektive auf die Welt vertritt. Diese Denkweise konzentriert sich ausschließlich auf isolierte Fakten und Daten, wodurch größere

[57] Bannfluch

Zusammenhänge und die Komplexität der Welt aus dem Blick geraten. Adorno hebt hervor, dass die „instrumentelle Vernunft“, die durch den Positivismus gefördert wird, keine objektive Vernunft ist, sondern eine zutiefst subjektive Form des Denkens. Ihr Fokus liegt auf der effizienten Nutzung von Mitteln zur Erreichung spezifischer Ziele, während ethische, moralische und übergeordnete Zusammenhänge vernachlässigt werden.
Die Gefahr dieser Denkweise liegt darin, dass sie die soziale Dimension von Wissen, menschliche Werte und die Vielschichtigkeit der menschlichen Erfahrung nicht ausreichend berücksichtigt. Adorno folgert, dass eine solche eingeschränkte Perspektive nicht ausreicht, um die Welt in ihrer ganzen Komplexität zu verstehen. Sie reduziert die Wirklichkeit auf isolierte Daten und vernachlässigt deren Einbettung in größere Zusammenhänge.
Trotz der berechtigten Kritik von Adorno und Heisenberg an der Fixierung auf feststehende Einheiten in der Wissenschaft bleibt die Bedeutung solcher Einheiten für das Verständnis der Welt bestehen. Feststehende Einheiten sind unerlässlich, um Erkenntnisse zu strukturieren, Wissen zu organisieren und effektiv zu kommunizieren. Sie dienen als Werkzeuge, die uns helfen, komplexe Ereignisse oder Zusammenhänge zu analysieren, indem sie diese in klar abgegrenzte Elemente zerlegen. Dieser Prozess der Vereinfachung ist notwendig, um die Welt verständlich und handhabbar zu machen.
Allerdings reicht es nicht aus, sich auf solche Einheiten allein zu verlassen. Ihre Bedeutung und Rolle können nur dann vollständig erfasst werden, wenn sie in ihrem größeren systemischen Kontext betrachtet werden. Einheiten agieren stets innerhalb eines größeren Ganzen, und ihre Funktion und Aussagekraft hängen von ihrer Verankerung in diesem Zusammenhang ab. Sie fungieren als Vergleichs- oder Messgrößen, die es uns ermöglichen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten innerhalb eines Systems zu analysieren. Doch um ihre Rolle wirklich zu verstehen, müssen wir die Wechselwirkungen und Zusammenhänge berücksichtigen, die sie innerhalb des Systems eingehen.
Da unser Denken und Verstehen in Einheiten erfolgt, die immer Teil eines größeren Zusammenhangs sind, ist es wichtig, sowohl den Umfang als auch die Aussagekraft dieser Einheiten zu spezifizieren. Nur so können wir ihre Funktion und ihren Einfluss innerhalb des Systems richtig einordnen. Dieser Ansatz erfordert, dass wir sowohl die isolierte Betrachtung als auch die systemische Verankerung von Einheiten in den Blick nehmen. Auf diese Weise können wir nicht nur die einzelnen Teile besser verstehen, sondern auch das größere Ganze, das sich aus ihrem Zusammenspiel ergibt.

Einheiten, Modelle, Muster, Symbole und Systeme sind für uns bedeutsam, nicht weil sie unabhängig so existieren, sondern weil unser Denken und Erkennen die Welt nur durch solche Strukturen fassen und verstehen kann.

Die Kornernte (Pieter Bruegel der Ältere) aus dem Jahr 1565

Dieses Bild stellt dar, wie jede einzelne Person (Einheit) in einem klar definierten System (der Kirschernte) eingebunden ist. Jede Tätigkeit ist Teil des größeren Prozesses, und das Gesamtverständnis der Szene wird erst durch das Zusammenspiel aller Figuren deutlich. Die bildnerische Darstellung und die klare Strukturierung des Bildes verstärken den Eindruck eines wohlgeordneten, funktionierenden Systems, in dem jede Einheit eine spezifische Rolle spielt.
Einheiten, Modelle, Muster, Symbole und Systeme sind nicht per se wichtig, weil sie objektiv existieren, sondern weil sie uns helfen, die Komplexität der Welt zu erfassen und zu ordnen. Unser Denken und Verstehen beruhen auf der Fähigkeit, Zusammenhänge in überschaubare und interpretierbare Teile zu zerlegen. Dies ist eine grundlegende Eigenschaft unseres Verständnisses der Welt.
Das Denken in Systemen ist nicht nur Theorie, sondern eine Grundstruktur menschlichen Verstehens. Wir erfassen die Welt nicht durch isolierte Elemente, sondern immer im Rahmen von Zusammenhängen, Mustern und Beziehungen. Das System steht dabei für das Ganze, oder genauer gesagt für eine Vorstellung vom Ganzen, in das die einzelnen Teile eingebettet sind und aus dem heraus sie ihre Bedeutung erhalten.
Wenn wir also von systemischem Denken sprechen, meinen wir im Kern ein ganzheitliches Denken. Nicht in einem esoterischen oder spekulativen Sinn, sondern in dem Sinne, dass Verstehen nur im Zusammenhang gelingt. Einzelne Phänomene werden erst dann sinnvoll, wenn wir sie im Kontext ihrer Beziehungen und ihrer Funktion innerhalb eines größeren Zusammenhangs betrachten.
Gerade deshalb ist der Begriff der ganzheitlichen Medizin irreführend. Er vermittelt den Eindruck, als würde hier das Ganze tatsächlich in den Blick genommen. Tatsächlich jedoch handelt es sich lediglich um eine Erweiterung oder Verschiebung der Perspektive. Die biologische Sichtweise wird durch psychologische, soziale oder spirituelle Ansätze ergänzt oder ersetzt. Doch auch in dieser Zusammenschau bleibt die Gesamtheit der Realität unerreicht. Was hier zugrunde gelegt wird, sind unterschiedliche Blickwinkel, nicht das Ganze selbst.

Die Realität als Ganzes entzieht sich unserer unmittelbaren Erkenntnis.

Wir haben keinen direkten Zugang zu ihr, sondern nur zu ihren Erscheinungsformen, zu Wirkungen und perspektivisch gefärbten Wahrnehmungen. Solange das Ganze im Dunkeln bleibt, bleibt auch die wahre Bedeutung seiner Teile und der Beziehungen, in denen sie zueinanderstehen, unverstanden. Erst in der Erkenntnis des Ganzen, wenn sie denn möglich wäre, ließe sich sagen, was ein Teil in seinem Wesen ist, welche Funktion er erfüllt und in welchem Verhältnis er zum Ganzen steht.

41. Einheiten als Beschreibungseinheiten

(Denkeinheit eines Beobachters)

Beschreibungseinheit = Denkeinheit = Erklärungseinheit

Eine Beschreibungseinheit ist eine kleinste sinnvolle sprachliche oder gedankliche Einheit. Im Denkprozess strukturieren wir die Welt in solche Einheiten. Wir denken in Beschreibungen, sei es sprachlich oder bildlich. Diese Denkeinheiten dienen zugleich der Erklärung. Wenn wir etwas verstehen oder anderen erklären wollen, greifen wir auf dieselben Einheiten zurück. In diesem Sinne ist jede Beschreibungseinheit zugleich eine Denkeinheit als Repräsentation des Verstandes und eine Erklärungseinheit als vermittelbare Bedeutungseinheit. Die drei Begriffe beschreiben daher unterschiedliche Funktionen ein und derselben Einheit innerhalb des Denkens, der Sprache und der Kommunikation.

Beschreibungen setzen einen Beschreibenden bzw. Wahrnehmenden voraus.

Beschreibung setzt etwas voraus, was beschrieben wird.

Beschreibungen setzen etwas voraus, mit Hilfe dessen man beschreiben kann.

**Beschreibungen von und in festen Einheiten ist wichtig,
um Klarheit und Einheitlichkeit zu gewährleisten und um zu verstehen.**

Beschreibungseinheiten sind die gedanklichen und sprachlichen Werkzeuge, mit denen ein Mensch die Welt versteht und sich selbst verortet. Sie fungieren als Maßstäbe, anhand derer wir Phänomene strukturieren, benennen und einordnen. Aus der Perspektive eines Menschen, der beschreibt und interpretiert, spiegeln sie nicht einfach eine objektive Realität wider. Sie reflektieren vielmehr eine spezifische, subjektiv geprägte Sichtweise.
Diese Einheiten, zum Beispiel Worte, Dinge, Bilder, Gedichte oder Systeme, entstehen nicht in neutraler Weise. Sie entwickeln sich im Rahmen einer bestimmten Absicht, Bewertung und kulturellen Prägung. Ihre Auswahl und Gestaltung hängen davon ab, was wir hervorheben, was wir weglassen, was wir verstehen wollen oder als bedeutungsvoll erachten. Beschreibungseinheiten geben die Welt also nicht einfach wieder, sondern bringen Ordnung und Struktur in das, was wir erleben.
In diesem Sinn sind sie keine Abbildungen, die eine fertige Wirklichkeit lediglich wiedergeben. Sie sind Herausbildungen, weil sie Bedeutung erst hervorbringen. Sie sind das Ergebnis eines aktiven Gestaltungsprozesses, in dem Wahrnehmung, Sprache, Denken, Erfahrung und kultureller Kontext zusammenwirken. Sie zeigen nicht nur, was wir sehen, sondern auch, wie wir sehen. Beschreibungseinheiten formen unseren Zugang zur Welt und machen deutlich, dass Verstehen immer auch eine Form von Deutung ist.

Beschreibungseinheiten sind keine Abbildungen, sondern Herausbildungen.

Sie werden als kohärente Zusammenstellungen verstanden und können als feste Größen betrachtet oder in einen stabilen Zustand überführt werden. Die Außenwelt, wie wir sie wahrnehmen, ist kein abbildhaft erfasstes Bild eines außerhalb unserer Erfahrung existierenden Tatbestandes, sondern ein von uns beschriebenes und gedeutetes Ergebnis. Dieses Ergebnis basiert auf der Interpretation, also der Beurteilung und Entscheidung über aufgenommene Informationen[58]. Es entsteht auf Grundlage einer selbst geschaffenen Ordnung und eines verständlichen

[58] d.h. dass unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Außenwelt nicht einfach eine passive Aufnahme von Informationen sind, sondern dass wir aktiv interpretieren, bewerten und Entscheidungen darüber treffen, wie wir

beziehungsweise verstandenen Symbolsystems[59]. Durch die Auswahl, Anordnung und Interpretation dieser Einheiten entsteht ein spezifisches Verständnis oder eine bestimmte Perspektive auf das Beschriebene.

Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Johann Wolfgang von Goethe, Über das Sehn und die Farben

Doch was beschreibt die Einheit?

Was ist es, wenn ich Petra, mich selbst oder die Welt beschreibe?

Illustration aus Ernst Mach: Antimetaphysische Vorbemerkungen.[60]

Jeder entscheidet was zur Einheit gehört und was nicht.[61]

Für Ernst Mach hat die Naturerkenntnis ihr Fundament in der Erfahrung. Die Quelle aller menschlichen Erkenntnis sei das „Gegebene". Die Grenze zwischen Ich und Umwelt ist für ihn unklar. Folglich entscheide erst der Beobachter, was zur Einheit gehören soll und was zur Außenwelt.

Mir wurde ganz besonders während der Abfassung dieses Abschnitts bewusst, dass ich mich gefühlsmäßig bei der Verwendung des Begriffs „Realität" schwertat. Bei dem Wort „das Gegebene" fühlte ich mich wohler. Ernst Mach definierte das „Gegebene" als unmittelbare Sinneseindrücke oder Daten, die direkt durch unsere Sinne wahrgenommen werden. Er unterstellte, dass unser Verständnis von der Welt auf diesen direkten Sinneseindrücken aufbaut. Mach

diese Informationen verstehen und in unser Modell der Welt integrieren. Es beinhaltet also den Prozess der Sinngebung und Bewertung von wahrgenommenen Eindrücken.

[59] Ein Symbolsystem bezieht sich auf eine Menge von Symbolen und Regeln. Es kann in verschiedenen Kontexten, wie z.B. in den Sprachen, der Mathematik, der Logik u.a., verwendet werden.

[60] Erschienen in: Ernst Mach; Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen; 3. Aufl., Jena 1902, S. 14

[61] Ernst Mach weist darauf hin, dass die Bildung von Einheiten, sei es in der Wahrnehmung, im Denken oder in der Wissenschaft, keine objektive Gegebenheit ist, sondern das Ergebnis von individuellen Entscheidungen. Jeder Mensch oder Wissenschaftler legt selbst fest, was als zusammengehörig betrachtet wird und was nicht, basierend auf seinen individuellen oder disziplinären Kriterien.

lehnte die Existenz von abstrakten oder metaphysischen Entitäten ab und betonte stattdessen die Wichtigkeit des Konkreten und Beobachtbaren. Er lehnte die Annahme ab, dass Wissenschaft eine absolute Realität beschreiben kann, sondern sah sie als eine Methode an, um die Zusammenhänge zwischen den gegebenen Erscheinungen zu beschreiben und vorherzusagen. Mach war ein Verfechter des Empirismus und betonte, dass alle wissenschaftliche Theorien auf Beobachtungen und Erfahrungen beruhen sollten. Seine Gedanken zur Konstruktion von Wissen waren wegweisend für viele Richtungen des Wissenschaftsverständnisses. Er legte großen Wert auf Sinneserfahrungen und das Unmittelbare als Grundlage für unser Wissen und wissenschaftliche Erklärungen. Er verwarf Annahmen, die nicht unmittelbar durch Sinneserfahrungen beobachtbar sind, und wandte sich gegen metaphysische Spekulationen sowie übernatürliche Entitäten. Für ihn verstand man keine unabhängig existierenden „Dinge an sich" oder identifizierte Realitäten hinter den Erfahrungen. Mit seinem „Gegebenen" stellte er eine Beziehung zwischen dem denkenden Menschen und den naturwissenschaftlichen und empirischen Erklärungen her. Für Mach bestand die Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis in den konkreten Phänomenen, die durch unsere Sinne wahrgenommen werden können. Daher scheinen Abstraktionen, die sich von unmittelbaren sinnlichen Erfahrungen entfernen, nicht mit Machs Betonung auf Empirie und Konkretheit übereinzustimmen.[62]
Mit diesen Vorstellungen stimme ich weitestgehend überein, allerdings empfinde ich seine Definition des Gegebenen im Sinne des von ihm verstandenen Empirismus zu eng.

Unter dem „Gegebenen" verstehe ich etwas, das als vorhanden oder vorgegeben erscheint, dessen Inhalt jedoch nicht näher bestimmt ist, das aber dennoch wahrgenommen werden kann.

Das Gegebene beeindruckt einfach durch sein Vorhandensein. Dieses Verständnis ist allgemeiner gefasst und kann alles einschließen, was als bekannt oder akzeptiert betrachtet wird, unabhängig davon, ob es konkret oder abstrakt[63] ist. Das „Gegebene" wird durch Denkeinheiten (Denkobjekte) beschrieben. Damit erweitere ich das Verständnis des „Gegebenen" zu einer allgemeineren Konzeption, die auch das Abstrakte umfasst. Denn nach Überprüfung der Zweckmäßigkeit können auch alle Abstrakta Gegenstand der Erfahrungen werden.
Das Gegebene bildet den Ausgangspunkt meiner Überlegungen und umfasst reale Beobachtungen, Fakten, Annahmen sowie hypothetische Szenarien. Es stellt keine objektive Realität dar, sondern ein konstruiertes Verständnis unserer Wirklichkeit. Dabei lehne ich mich an Kants Unterscheidung zwischen „Erscheinungen" – also den Phänomenen, die uns durch unsere Sinneswahrnehmungen und unseren Verstand zugänglich sind – und dem „Ding an sich" an, einer unbekannten Realität jenseits unserer Wahrnehmung.
Kant betont, dass „Erscheinungen" immer durch die Strukturen unseres Verstandes geformt werden und klar vom „Ding an sich" zu unterscheiden sind, über das wir nur spekulieren können. Ein grundlegender Fehler wäre es für ihn, beide zu vermengen. Ernst Mach wiederum bestreitet nicht unbedingt die Existenz einer Realität „an sich", hält sie aber für unwissenschaftlich, da sie sich unserem direkten Zugriff entzieht. Ihn interessiert ausschließlich das unmittelbar Gegebene, also die Sinnesdaten und deren funktionale Beziehungen. Für Mach ist es daher methodisch irrelevant, ob es eine Realität jenseits dieser Daten gibt, sie mag existieren, bleibt aber für ihn bedeutungslos.
Meine eigene Position unterscheidet sich sowohl von Kant als auch von Mach. Anders als Mach gehe ich nicht nur von einer Realität „an sich" aus, sondern betone auch, dass sie, wenn auch indirekt, eine Rolle spielt. Ich sehe das Gegebene nicht nur als reine Sinnesdaten, sondern als eine Mischung aus Wahrgenommenem und Gedachtem, also sowohl konkreten als auch abstrakten Einheiten. Während Mach sich darauf beschränkt, innerhalb des Bereichs der

[62] Diese zu enge Fassung schließt bestimmte abstrakte, aber empirisch fundierte Theorien und Modelle aus, die sich erst durch konzeptuelle (systemgerechte) Erweiterung von unmittelbaren Sinneseindrücken entwickeln lassen.
[63] Abstrakta werden erst einmal als Laute wahrgenommen.

Erscheinungen zu operieren, erkenne ich, ähnlich wie Kant, an, dass diese Erscheinungen auf etwas basieren, das jenseits unserer Wahrnehmung liegt. Allerdings verstehe ich das Gegebene stärker als eine konstruierte, persönliche Wirklichkeit, die nicht nur durch Sinneserfahrung, sondern auch durch Denkprozesse geformt wird.
Wie Kant und Mach sehe ich die Wissenschaft nicht als Beschreibung einer absoluten Realität, sondern als Methode zur Erfassung und Vorhersage von Zusammenhängen innerhalb des Gegebenen. Meine Sichtweise erweitert jedoch diesen Ansatz, indem sie das Gegebene nicht nur auf Sinnesdaten beschränkt, sondern auch abstrakte Strukturen und Interpretationen einbezieht. Während Mach eine Realität „an sich" zwar nicht leugnet, aber methodisch ausklammert, und Kant zwischen „Erscheinung" und „Ding an sich" klar unterscheidet, verstehe ich das Gegebene als eine dynamische Schnittstelle zwischen Wahrnehmung, Denken und einer unbekannten Realität.
Diesen erweiterten Begriff des „Gegebenen" halte ich für treffender als den der „Erscheinung" oder den des „Phänomens", da beide zu sehr den Charakter von bloßer Fiktion oder persönlichen Täuschung nahelegen. Das Gegebene ist nicht einfach das, was uns erscheint, sondern das, was sich aus einem Prozess der Wahrnehmung, Verarbeitung und Interpretation ergibt. Selbst wenn es auf unmittelbarer Erfahrung basiert, ist es stets ein Produkt der Synthese aus Beobachtung, Manipulation und Reflexion.
Daher ist das Gegebene keine bloße passive Wahrnehmung, sondern eine Form intentionaler Wahrnehmung, was heißt, eine durch Erkenntnisinteressen und begriffliche Strukturen geprägte Art, die Welt zu erfassen. Es entsteht in einem aktiven Prozess, in dem Sinnesdaten geordnet, in Zusammenhänge gebracht und durch Begriffe strukturiert werden. In diesem Sinne geht das Gegebene über eine rein passive Abbildung der Wirklichkeit hinaus und enthält bereits die Spuren unserer verstandesmäßigen und methodischen Zugriffe auf die Welt. Es wird keine real existierende objektive Einheit wahrgenommen, sondern ein Ergebnis eines internen Verarbeitungsprozesses wird wahrnehmend über Vergleich erkannt. Dieses Ergebnis ist eine Einheit, die ich Muster oder Modell bezeichne.
Aus diesem Grund verwende ich den Begriff der Realität in der Regel[64] nur für die „Welt an sich", also für das, was unabhängig von unserer Muster- oder Modellbildung besteht.

Der Wahrnehmende[65] beschreibt das „Gegebene" und bestimmt dessen Inhalt[66].
Was ist Heimat? Was ist Liebe? Was gehört zur Gestalt?

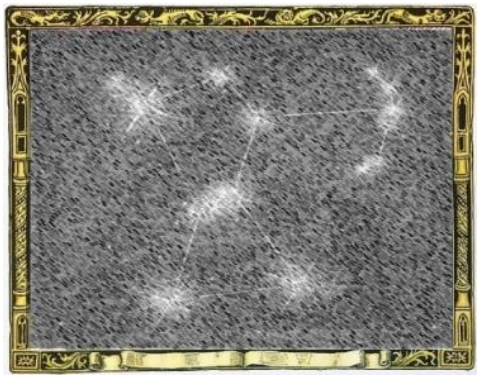
Erst durch persönliche Interpretation, durch Entscheidung und Urteil, wird festgelegt, was zu einer Einheit gehört und was zur Außenwelt gezählt wird.

Beschreibungseinheiten sind Größen aus der Sicht eines Beobachters. Sie entstehen als festgelegte Zusammenstellungen durch einen Beschreibenden.

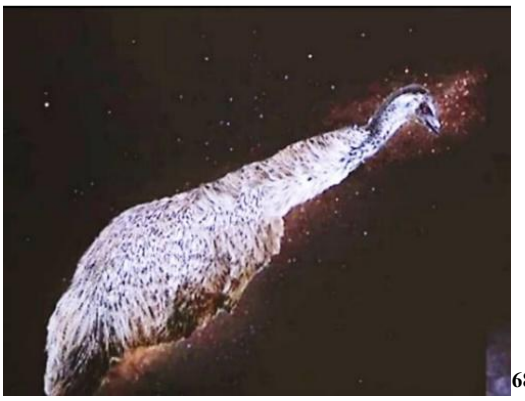
Ein zentraler Grund, warum Denkende stets bemüht sind, Beschreibungseinheiten und Ordnungssysteme als Zustandsgrößen zu etablieren, liegt in ihrer Zweckmäßigkeit und ihrer Notwendigkeit für unser Verständnis. Unsere Vorstellung von der Welt basiert auf der Zusammenstellung solcher Einheiten. Indem wir Zustandsgrößen definieren, schaffen wir eine strukturierte Grundlage, um die Vielfalt und Komplexität der Wirklichkeit begreifbar zu machen. Ohne diese systematische Ordnung bliebe unser Denken orientierungslos und fragmentiert.
So stellt auch Nietzsche fest:

Nicht „erkennen", sondern schematisieren, dem Chaos so viel Regularität und Formen auferlegen, als es unserem praktischen Bedürfnis genugtut.[67]

[64] so bezeichne ich das Gegebene mitunter auch als „persönliche oder bzw. individuelle Realität" oder Wirklichkeit
[65] Beobachter
[66] = Qualität
[67] Friedrich Nietzsche, Der Wille zur Macht - Entstehung von Vernunft und Logik, Nr. 515



Über Einheiten (Gegenstände, Mosaiksteine, Mosaik, Noten ...) wird die Welt in Form selbst festgelegter Eigenwerte (Formen, Gestalten, Figuren...) zu eigenen Ordnungsbedingungen festgelegt, um zu verstehen, zu erkennen und zu beschreiben.



[68]

Die Aborigines deuten die dunklen Wolken in der Milchstraße als Emu.
Menschen bemühen sich Einheiten zu formen und sie als Einheiten[69] festzulegen.

Vergleichbar sind alle Sternbilder, die wir am nächtlichen Sternenhimmel anhand der Fixsterne deuten. Es ist eine menschliche Eigenschaft, relativ stabilen, zufälligen Mustern, die in ausreichend großen Datenmengen zwangsläufig vorkommen, Bedeutungen zuzuschreiben. Dieses Bild, z.B. das des Emus, besteht vorher bereits in den Vorstellungen. Der Emu wird dadurch neben der Festlegung zu einer Einheit auch ein Muster oder ein Symbol.
Unser gesamtes Erfassen und Beschreiben dieser Welt beruhen auf Einheiten und einer Zuordnung von Einheiten. Ob Gegenstand, Ding, Objekt, Gestalt, ob Zahl, Funktion, System, Bild, Lied, Narrativ, usw. alles sind Einheiten und beruhen gleichzeitig auf der Zusammenstellung aus Sicht einer übergeordneten Einheit (Ordnung).

Aus dem Chaos werden Einheiten isoliert (Fixsterne) und zu einer übergeordneten Einheit (Gestalt) verbunden.
Unter Beschreibung wird folglich eine Darstellung von Objekten oder Ereignissen verstanden, die ausgewählte Informationen[70] verwertet und diese zu einer verstehbaren Einheit in einer eigenen Sprache wandelt. Wenn also ein Objekt oder ein Ereignis beschrieben wird, dann handelt es sich um eine Widergabe (Übersetzung) von etwas Vorhandenem (Gegebenem) in einer selbst verstandenen Ausdrucksform[71].

[68] Das Bild stammt von der vierten Auflage von Ernst Machs Werk Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. Es ist 1903 im Verlag Gustav Fischer in Jena erschienen.
[69] Bilder, Muster, Begriffe, funktionale Zusammenhänge, Objekte, Dinge usw.
[70] z.B. Eigenschaften (Merkmale, Charakteristika) und Zusammenhänge bestehender Objekte bzw. Ereignisse
[71] auch verstanden als Sprache in allgemeinem Sinne

Informationen werden von einer unverständlichen Sprache[72] in eine verständliche Sprache gewandelt.

Diesem zugrundeliegenden Transformations- und Selektionsprozess der Beschreibung ist immer eine Zielsetzung unterstellt. Das Beschriebene wird in einer Weise gestaltet bzw. entwickelt, die es für den Beschreibenden verständlich macht und durch die Zuordnung zu einer Ordnung auch Sinn ergibt, d.h., die

Einheiten werden anschlußfähig gestaltet.

Zur Realisierung dieser Absicht muss man allerdings über Fähigkeiten[73] sowie Vorstellungen und/oder Erfahrung verfügen, um das Objekt oder ein Ereignis zu verstehen und angemessen beschreiben zu können.

Mit der Festlegung von Einheiten und methodischen Verfahren betreiben wir gewissermaßen eine Dogmatisierung durch Denken. Indem wir Ereignisse in festgelegte Begriffe und Strukturen überführen, entziehen wir ihnen ihre zeitliche und damit veränderbare Dimension, um sie unserem Denken verfügbar zu machen.

Diese Einheiten sind keine neutralen Abbilder der Realität, sondern Artefakte, die als Ergebnisse bewusster Entscheidungen entstehen. Sie erhalten ihre Rechtfertigung nicht durch eine unmittelbare Entsprechung zur komplexen Wirklichkeit, sondern durch ihre Wirksamkeit: Wenn sie durch einen eigenen Realitätstest bestätigt werden, können sie als bessere oder schlechtere Konstruktionen aus der Sicht eines Beobachters unterschieden werden, ohne dass sie die dahinterliegende Realität erfassen.

Die Bestätigung einer theoretischen Aussage durch Realitätstests steht für ihre Faktizität und ihre (vorläufige) Gültigkeit. Ein solches Denkverfahren ist hilfreicher als das vollständige Fehlen einer Theorie oder Vorstellung, da es Orientierung und eine methodische Grundlage für Erkenntnisprozesse bietet.

Beschreibungseinheiten ermöglichen es, ausgewählte Datenmengen in einer selbst verstandenen Sprache auszudrücken. Die Rohdaten werden in eine für den Benutzer verständliche Form transformiert, übersetzt oder beschreibend dargestellt. Begriffe, Symbole, Muster oder Metaphern dienen als „Repräsentanten für etwas“ und stellen aktive Denkkonstrukte dar. Sie entstehen aus Interpretationen und individueller Wahrnehmung und sind von unseren Erfahrungen und Annahmen geprägt. Damit sind sie nicht bloße Abbilder des Gegebenen, sondern Werkzeuge, mit denen wir versuchen, die komplexe Welt zu verstehen und zu erklären.
Unser Verständnis der Welt gründet sich auf solchen Einheiten. Durch sie strukturieren wir unsere Wahrnehmung, setzen unsere Erkenntnisse zusammen und ordnen sie in größere Zusammenhänge ein. Daraus folgt:

Die Welt zeigt sich uns als ein hierarchisch gegliedertes Gefüge ineinandergreifender Systeme. Jede Einheit steht unter der Ordnung eines übergeordneten Systems, das sie formt, und bildet zugleich den Ursprung eines ihr untergeordneten Systems.

In diesem Zusammenhang beschreiben wir die Welt in Systemen, da jede Einheit selbst Teil eines Systems ist und zugleich ein eigenes System bildet. Beschreibung ist somit der sprachliche und gedankliche Versuch, eine Brücke zwischen unserer Wahrnehmung und dem Gegebenen zu schlagen.
Unter „Beschreibung versteht man folglich die sprachliche Darstellung oder Schilderung von Eigenschaften, Merkmalen und Details eines Objekts, einer Person, eines Ortes, einer Situation

[72] Ausdrucksform = Sprache im allgemeinen Sinne
[73] Wahrnehmungsfähigkeit, Denkfähigkeit u.a. die Fähigkeit der Vorstellungsbildung, sprachliche Fähigkeiten u.a.

oder eines Vorgangs. Ziel einer Beschreibung ist es, sich selbst oder anderen ein möglichst klares Bild (eindeutige Einheit) zu erzeugen, sodass man sich das Beschriebene vorstellen kann, ohne es selbst zu sehen.
Eine Beschreibung in diesem Sinn ist ein Versuch, sprachlich und gedanklich eine Brücke zu etwas Gegebenem zu schlagen.
Für den Realisten besteht ein direkter Bezug zwischen Beschreibung und einer vom Denken unabhängigen Realität. Der Realismus geht davon aus, dass die Realität objektiv existiert und unabhängig von unserem Denken oder unseren Wahrnehmungen beschrieben werden kann. Die Beschreibungen sind in diesem Sinne Abbilder einer objektiven, unverzerrten Wahrheit.
Im Gegensatz dazu setzen andere philosophische Positionen wie der radikale Konstruktivismus oder der Nominalismus zwar ebenfalls eine „Welt an sich" voraus, betonen jedoch, dass unser Zugang zu dieser Welt niemals unmittelbar ist. Sie unterstellen, dass jede Beschreibung der Realität auf Deutungseinheiten oder Systemen basiert, die durch unser Denken, unsere Sprache und unsere Wahrnehmung geprägt sind. Diese übergeordnete Deutungseinheit[74], die ich als das „Gegebene" bezeichne, strukturieren und filtern die Realität, sodass wir keinen direkten Zugriff auf eine objektive Wahrheit haben.
Der Konstruktivismus betrachtet die Realität als etwas, das durch unsere verstandesmäßigen und sprachlichen Strukturen konstruiert wird. Für diese Position ist Wissen über die Welt immer ein Produkt unserer individuellen oder sozialen Konstruktionen, die von unseren Perspektiven und Erfahrungen abhängen. In diesem Sinne wird die Realität nicht negiert, aber sie ist nicht unmittelbar zugänglich.
Auch ein radikaler Nominalist wie Wilhelm von Ockham verneint nicht die Existenz einer objektiven Realität. Allerdings lehnt er universelle Begriffe oder objektive Wesenheiten ab, die unabhängig von der Sprache existieren. Für den Nominalismus sind allgemeine Begriffe lediglich sprachliche Konventionen, die keine eigenständige Realität außerhalb der Bezeichnungen besitzen.
Der wesentliche Unterschied zwischen diesen Ansätzen und dem Realismus liegt also im Zugang zur Realität und in der Rolle der Beschreibung. Während der Realismus auf eine objektive, unverzerrte Beschreibung der Realität setzt, erkennen der Konstruktivismus und der Nominalismus an, dass unsere Beschreibungen immer durch sprachliche, kulturelle oder individuelle Filter geprägt sind. Der Realismus sieht die Beschreibung als Spiegel der Realität, während die anderen Positionen sie als Versuch zur interpretativen Annäherung betrachten.
Ähnlich wie Kant es beschreibt, liegt die Realität jenseits unserer sinnlichen Wahrnehmung und der Kategorien unseres Verstandes. Daher können wir sie niemals unmittelbar erfassen, sondern nur eine persönlich gefilterte und konstruktiv geprägte Version der Wirklichkeit beschreiben. Dies gilt auch für die Wissenschaft, die ausschließlich mit wahrnehmbaren und beobachtbaren Daten arbeitet und daraus ein kommunizierbares Ergebnis formuliert. Ihre Erkenntnisse bleiben stets innerhalb der menschlichen Erkenntnisgrenzen, also innerhalb der durch Methoden und Begriffe festgelegten Rahmenbedingungen, und können die „Realität an sich" nicht erfassen.
Die von uns beschriebene und interpretierte Realität nenne ich „Wirklichkeit" oder „Gegebenes", da sie auf den beobachtbaren Wirkungen beruht, die wir wahrnehmen und deuten.
Freud würde vermutlich annehmen, dass die Realität jenseits unseres Glaubens existiert. Seine Theorie legt jedoch nahe, dass die Realität nicht unabhängig von unserem psychischen Apparat besteht, sondern durch unsere Triebe, Wünsche und Abwehrmechanismen gefiltert wird. In

[74] Diese übergeordnete Deutungseinheit spielt eine zentrale Rolle dafür, wie wir die Realität wahrnehmen und beschreiben. Sie zeigt, dass unser Verständnis der Welt immer durch ein interpretatives System vermittelt wird, was einen unmittelbaren Zugang zu einer objektiven Wahrheit unmöglich macht.

diesem Sinne ist die Realität für den Einzelnen eine psychische Konstruktion, die ihm hilft, die Welt zu verstehen, und an die er glaubt, das heißt, sie ist emotional besetzt und erscheint ihm als plausibel.
Das Gegebene ergibt sich demnach aus der Verschränkung von psychischer Konstruktion, emotionaler Besetzung und persönlicher Realitätsvorstellung.
Dies entspricht der erkenntnistheoretischen Einsicht, die Werner Heisenberg (1955) in Bezug auf die Naturwissenschaften formulierte:

„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur."

Unser Verstehen der Welt basiert auf Formen, Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten, die wir selbst in einer uns verständlichen Ausdrucksweise beschreiben. Dabei bezieht sich unser Denken stets auf etwas Gegebenes, eine individuell erlebte und interpretierte Realität. Die tatsächliche Struktur einer vermeintlich „objektiven" Realität jedoch bleibt uns unzugänglich, da jede Wahrnehmung und Beschreibung durch unser Filtern beeinflusst ist.
Erkenntnistheoretisch bedeutet dies, dass wir die Welt nur durch unsere eigenen Deutungsrahmen und Ausdrucksformen erfassen können, während die „wahre" Natur der Realität jenseits unseres direkten Zugriffs bleibt. In diesem Zusammenhang geht es bei unserer Beschreibung der Welt nicht um die Frage nach einer objektiven Existenz oder einer „Realität an sich", sondern um die Realität, die für uns relevant ist, also eine persönlich konstruierte Wirklichkeit. Unsere Beschreibungen sollen Orientierung bieten, sind aber stets durch Wahrnehmung und Interpretation gefiltert.
Um die „Realität an sich" tatsächlich zu verstehen, müsste man sie als Ganzes erfassen, um die Bedeutung ihrer Teile im Kontext des Gesamten zu bestimmen. Diese Notwendigkeit einer allumfassenden Perspektive macht jede Erkenntnis der Realität an sich unmöglich. Aus diesem Grund lehne ich z.B. die Positionen des „Neuen Realismus" ab. Dieser geht davon aus, dass eine objektive Realität unabhängig von unserem Bewusstsein existiert und prinzipiell erkennbar sowie beschreibbar ist. Genau diese Annahme stelle ich infrage.
Nach meiner Auffassung basiert unser Verständnis von Realität auf individuell oder kollektiv gefilterten Interpretationen. Die „Realität an sich" bleibt unerkennbar, weil sie nur im Gesamtkontext ihrer Teile und deren Bedeutungen vollständig verstanden werden könnte, eine Perspektive, die uns nicht zugänglich ist.
Auch wenn Wissen als konstruiert gilt, vollzieht sich diese Konstruktion nicht in einem selbstreferenziellen Vakuum. Vielmehr geht jeder Konstruktion ein Gegebenes voraus, ein Eindruck, eine Wirkung, ein Erleben, das nicht vom Individuum erzeugt, sondern von außen initiiert wird. Dieses Gegebene ist nicht Teil der Konstruktion, sondern ihr Anlass. Es bildet die erfahrungsbasierte Grundlage, auf die sich die verstandesmäßige und sprachliche Strukturierung, also die Konstruktion, bezieht.
Das Individuum reagiert auf das, was sich zeigt, und bringt es in eine Form, durch Deutung, Beschreibung, Ordnung. Insofern ist Erkenntnis nie nur ein interner Konstruktionsprozess, sondern immer auch eine Antwort auf das Erfahrene, eine Beziehung zum Wirklichen, das sich in der Erfahrung manifestiert, auch wenn es in seiner ontologischen Beschaffenheit unbestimmt bleibt.
Damit wird die Existenz einer Realität nicht verneint, sondern lediglich unsere Möglichkeit, sie unabhängig von unseren Beschreibungs- und Beobachtungsformen zu erfassen. Das, was sich zeigt, das konkrete und abstrakte Gegebene, bleibt der unverfügbare Ausgangspunkt jeder

Erkenntnis. Die Konstruktion ist daher kein beliebiges Erfinden, sondern ein strukturierter Versuch, mit dem Erfahrbaren in kohärente Beziehung zu treten.
Ich gehe davon aus, dass die ontologische Beschaffenheit der Realität unbestimmt ist und verzichte auf metaphysische Aussagen.

Was wir beschreiben, ist das in Bedeutung gesetzte Wahrgenommene. Dieses wird vermittelt durch eine Sprache, die bereits Teil unseres verstehenden Weltzugangs ist.

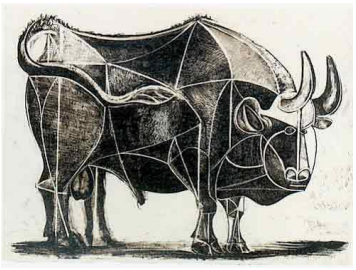
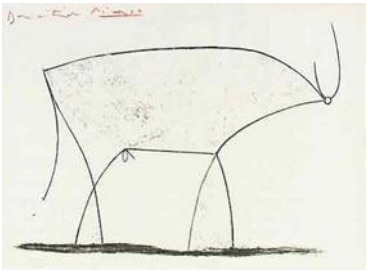
Ähnlich Luhmann[75]:

> Was wir über unsere Welt wissen, wissen wir durch die Massenmedien oder durch andere Beobachtungssysteme. Die Welt, wie wir sie erkennen, ist nicht die Welt an sich, sondern eine von einem Beobachter konstruierte Realität. Diese Konstruktion ist weder beliebig noch vollständig, sondern durch systeminterne Strukturen, Erwartungen und Operationen bestimmt. Realität ist daher nicht etwas, das unabhängig existiert, sondern etwas, das in Kommunikationsprozessen als Wirklichkeit erzeugt wird. Erkenntnis ist kein Abbild, sondern eine Differenzleistung: eine Unterscheidung zwischen System und Umwelt.

[75] sinngemäß zusammengefasst: Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien (1995), S. 9 ff.
Im Unterschied zu Niklas Luhmann, der seine Systemtheorie primär auf soziale Systeme und damit auf die Kommunikation zwischen mehreren Beteiligten ausrichtet, lege ich den Schwerpunkt auf die innere Kommunikation innerhalb einer individuellen Perspektive. Gemeint sind damit Vorgänge wie Wahrnehmung, Bewertung, Deutung und die Bildung von Bedeutung.
Während Luhmann Kommunikation als die zentrale Operation sozialer Systeme versteht, also als Ereignis, das durch Beiträge verschiedener Akteure entsteht und sich durch Anschluss fortsetzt, verstehe ich Kommunikation zunächst als inneren Vorgang. Dies umfasst die wechselseitige Bezugnahme unterschiedlicher Erlebnis- und Verarbeitungsformen innerhalb einer Person, etwa zwischen Empfindung, Vorstellung und gedanklicher Reflexion.
Diese Form innerer Kommunikation steht nicht im Gegensatz zur sozialen Verständigung, sondern bildet vielmehr deren Voraussetzung. Nur was innerlich verarbeitet, unterschieden und in einem Zusammenhang erkannt wurde, kann überhaupt nach außen vermittelt und in soziale Austauschprozesse eingebracht werden. In diesem Sinne sind innere und äußere Kommunikation aufeinander angewiesen, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Funktionsweise und ihres Bezugsrahmens.

42. Einheiten als Konkretes und als Abstraktes

Konkret und abstrakt sind zwei grundlegende Begriffe unseres Denkens, die scheinbar Gegensätzliches bezeichnen. Etwas Konkretes ist unmittelbar erfahrbar, anschaulich und greifbar. Wir können es sehen, hören, anfassen oder uns lebhaft vorstellen. Ein Apfel, ein Haus oder eine bestimmte Person gehören in diese Kategorie. Konkrete Dinge erscheinen uns als wirklich vorhanden, in Raum und Zeit verankert und eindeutig beschreibbar. Das Abstrakte hingegen entzieht sich der direkten sinnlichen Erfahrung. Es umfasst allgemeine Begriffe, Prinzipien oder Ideen wie Freiheit, Gerechtigkeit oder Liebe. Solche Bezeichnungen lassen sich nicht anschauen oder berühren. Sie existieren nur im Denken und erschließen sich uns durch Sprache, Reflexion oder Interpretation.
Doch wie nehmen wir Informationen auf und verarbeiten sie durch Erfahrung und Denken? Diese Frage rückte zunehmend in den Mittelpunkt meiner Überlegungen – insbesondere im Hinblick auf das Konkrete, das Abstrakte und das Verhältnis zur Realität. Picassos Stier-Serie half mir, diesen Zusammenhang besser zu verstehen.
In seiner Lithografienserie Der Stier (1945/46) zeigt Picasso Schritt für Schritt den Prozess der Abstraktion: von einer detailreichen, realistischen Darstellung hin zu einer reduzierten, fast schon symbolhaften Linienzeichnung. Die Serie verdeutlicht eindrucksvoll, wie er durch progressive Vereinfachung das Wesentliche des Stiers erfasst und sichtbar macht.

Eine mithilfe von KI erstellte Bildreihe veranschaulicht die Entwicklung der Darstellung von Petra in Anlehnung an Picassos Stier-Serie.

1. natürliche Darstellung Petras – realistisches Foto, natürlich und konkret
2. kubistische Darstellung Petras – geometrisch abstrahiert, kantige Formen
3. Strichzeichnung Petras – minimalistisch, nur wenige Linien

76

77

Das naturalistische Bild, etwa ein Foto, dient als Ausgangspunkt. Obwohl diese Darstellung einem realen Moment entnommen oder nachempfunden ist, bleibt sie dennoch eine vereinfachte, statische Interpretation. Perspektive, Lichtführung und Komposition sind bewusste

[76] Erstellt mit Unterstützung von ChatGPT und DALL·E (OpenAI)
[77] Erstellt mit Unterstützung von ChatGPT und DALL·E (OpenAI)

Entscheidungen des Erstellers bzw. Künstlers. Schon in dieser scheinbar realistischen Darstellung liegt also eine erste Form der Abstraktion.
In der nächsten Phase wird die natürliche Darstellung in vereinfachte Flächen und Linien überführt. Dieser analytische Zugang betont die geometrische Struktur der Form und bildet die Grundlage für eine kubistische Herangehensweise. Trotz der Reduktion bleiben die charakteristischen Merkmale des Motivs erkennbar.
Die letzte Stufe stellt die höchste Form der Reduktion dar. Die natürliche Darstellung wird zu einer minimalistischen Linienzeichnung verdichtet, die dennoch etwas Wesentliches des Motivs bewahrt. Dieses finale Bild ist das Ergebnis eines bewusst durchdachten Prozesses, bei dem jeder Schritt auf dem vorangegangenen aufbaut.
Die Serie macht deutlich, dass jede Darstellung, unabhängig vom Grad der Detailgenauigkeit, eine Form der Abstraktion ist. Selbst das naturalistische Abbild stellt keine objektive Wiedergabe der Wirklichkeit dar, sondern eine Interpretation, geprägt durch Auswahl und Bewertung. So verdeutlicht die Serie die Dynamik zwischen Konkretion und Abstraktion und wie Reduktion dazu beitragen kann, das Wesen eines Motivs sichtbar zu machen.
Wie Picasso selbst formulierte:

"Es gibt keine abstrakte Kunst. Man muss immer mit etwas beginnen. Danach kann man es in die Abstraktion führen. Aber man kann nie mit der Abstraktion beginnen. "[78]

Kunst sollte immer auf etwas Konkretem oder Beobachtbaren basieren, bevor sie in die Abstraktion übergeht. Picasso betonte die Notwendigkeit, von der beobachtbaren Realität auszugehen, und glaubte, dass die Abstraktion ein Prozess oder eine Entwicklung sein sollte[79], die sich aus der konkreten Darstellung ergibt. Er sah die Abstraktion als eine Entwicklung oder ein Ergebnis, das aus der gründlichen Untersuchung und Darstellung der beobachtbaren Realität erwächst. Die Prozesshaftigkeit der Abstraktion wird an folgender Aussage deutlich:

„Jeder Akt der Schöpfung ist zuerst ein Akt der Zerstörung.“ [80]

Beide Zitate verdeutlichen Picassos Verständnis von Kunst als schöpferischem Prozess des Werdens. Er zerlegte bestehende Formen wie Figuren oder Objekte in geometrische Elemente, zerstörte gewissermaßen die traditionelle Darstellung und setzte sie neu zusammen, um etwas Eigenständiges zu schaffen. Dabei ging es ihm nicht um die äußere Erscheinung, sondern um das Erfassen der inneren Essenz eines Motivs. Durch bewusste Reduktion brach er mit der klassischen, naturalistischen Form und eröffnete neue Sichtweisen auf die Wirklichkeit. So entstanden Ausdrucksformen, die die konventionelle Darstellung hinter sich ließen und den Weg für die abstrakte Kunst ebneten.

Angelehnt an: Phönix in Flammen (Bestiarium von Aberdeen, 12. Jahrhundert)

[78] Im Jahr 1935 wurde Picasso in einem Interview mit dem Kunstkritiker Marius de Zayas gefragt, was er von der abstrakten Kunst halte.
[79] Anders Ernst Mach. Er sah Abstraktion als eine Reduktion auf das Wesentliche der Sinneserfahrung und der Empirie. (das Wesentliche aus seiner Sicht; meine Behauptung)
[80] Aussage wird Picasso nachgesagt

Deutlich wird dabei auch, dass Abstraktion ein persönlicher Schöpfungsakt ist. Anders als bei Aristoteles, der das Wesen der Dinge als objektiv gegeben ansieht, entsteht das Wesentliche hier durch einen individuellen Entscheidungsprozess. Was als wesentlich gilt, wird also nicht erkannt, sondern im künstlerischen Akt geschaffen.[81]

42.01 Abstraktion, Konkretes und Realität

In der Philosophie wird die Bedeutung von Abstraktion, Konkretem und Realität auf unterschiedliche Weise interpretiert. Dies zeigt sich besonders deutlich in den Ansichten von Aristoteles, Kant und Nietzsche.
Aristoteles sieht einen engen Zusammenhang zwischen Abstraktion und Konkretem. Für ihn ist Abstraktion ein zentraler Prozess des Denkens, durch den aus der sinnlich erfahrbaren Welt universelle Prinzipien und Wahrheiten gewonnen werden. Allgemeine Begriffe entstehen aus der Erfahrung einzelner konkreter Dinge. Die sinnliche Wahrnehmung bildet die Grundlage, um das Wesen und die Eigenschaften der Dinge zu erkennen.
Begriffe sind für Aristoteles Werkzeuge des Denkens, die eine angemessene Beschreibung einer objektiven Realität (Welt an sich) ermöglichen. Er geht davon aus, dass die Welt eine geordnete und nachvollziehbar strukturierte Ordnung besitzt, die weitgehend durch Begriffe und Kategorien erfasst werden kann. Substanzen, als unveränderliche Träger von Eigenschaften, bilden das Fundament der Wirklichkeit. Durch Abstraktion werden individuelle Merkmale ausgeblendet, um das Wesentliche einer Substanz zu erfassen, das in Kategorien systematisch eingeordnet wird.
In seiner Sprachtheorie betont Aristoteles die Bedeutung der Substantive, da sie Substanzen benennen und somit die Struktur der Sprache die Struktur der Realität widerspiegelt. Sprache ermöglicht es, abstrakte Begriffe zu formulieren, die gemeinsame Merkmale erfassen und dadurch Denken, Sprache und Wirklichkeit miteinander verbinden.
Für Aristoteles sind Begriffe somit Werkzeuge, die eine Annäherung an die objektive Realität erlauben. Durch sorgfältige Definition und Analyse wird eine Übereinstimmung zwischen Denken und der tatsächlichen Ordnung der Welt angestrebt. Seine Philosophie verbindet sinnliche Wahrnehmung, begriffliche Abstraktion und sprachlichen Ausdruck zu einem kohärenten Erkenntnissystem.
Wenn man jedoch, wie ich unterstelle, davon ausgeht, dass das Wesentliche nur relativ und kontextabhängig erfasst werden kann, lässt sich die aristotelische Vorstellung einer festen Substanz und objektiven Realität grundsätzlich infrage stellen.
Im Gegensatz dazu betrachtet Kant die durch die Sinne wahrgenommene Welt nicht als objektiv gegeben, sondern als Erscheinungswelt. Diese entsteht durch die aktive Wechselwirkung zwischen Sinneswahrnehmung und der verstandesmäßigen Strukturierung. Erkenntnis entsteht nicht durch passives Erfassen, sondern durch die aktive Leistung des Verstandes, der Sinneseindrücke ordnet und interpretiert. Unsere Wahrnehmung der Welt ist somit immer auch ein Produkt unserer Denkstrukturen.
Begriffe sind für Kant keine direkten Abbildungen einer objektiven Realität, sondern Ausdruck der Kategorien (Einheiten), mit denen unser Verstand die Welt strukturiert. Zwar existiert eine

[81] Im Gegensatz zu Aristoteles, der Abstraktion als einen Vorgang verstand, bei dem das Wesentliche durch die vergleichende Betrachtung mehrerer konkreter Einzelfälle erkannt wird, verstehe ich Abstraktion als einen schöpferischen Akt des Verstandes. Das Wesentliche ergibt sich dabei nicht aus angeblicher objektiver, neutraler Beobachtung, sondern entsteht in einem individuellen Entscheidungsprozess, der von persönlichen Erfahrungen, Perspektiven und kulturellen Kontexten geprägt ist. Sowohl private als auch öffentliche Bedeutungs- und Ordnungsmuster sind somit Ergebnisse solcher individuellen Entscheidungen. Sie sind nicht von sich aus wesentlich, sondern erscheinen uns als wesentlich durch den Blick, den wir auf sie richten.

Realität unabhängig vom Subjekt, das sogenannte Ding an sich, doch bleibt sie unserem Erkenntnisvermögen prinzipiell verborgen. Erkenntnis bezieht sich nur auf Erscheinungen innerhalb der Grenzen unserer Wahrnehmung und unseres Verstandes.
Abstraktion ist bei Kant ein aktiver Prozess, bei dem der Verstand die Vielzahl der Sinneseindrücke zu allgemeinen Vorstellungen zusammenfasst. Die Sinne liefern lediglich Rohdaten, erst der Verstand schafft daraus geordnete Erfahrungen. Begriffe dienen somit nicht der Abbildung einer objektiven Realität, sondern der Ordnung und Verständigung der Erscheinungen.
Die universellen Kategorien des Verstandes wie Kausalität, Quantität oder Substanz sind a priori gegeben und ermöglichen gültige Erkenntnis. Doch unser Wissen bleibt auf das beschränkt, was durch Sinnlichkeit und Verstand zugänglich ist. Die Welt, wie sie an sich ist, bleibt unerkennbar.
Während Aristoteles allgemeine Prinzipien aus Erfahrung ableitet, kehrt Kant das Verhältnis um. Die Kategorien des Verstandes machen erst Erfahrung und Erkenntnis möglich. Beide betonen die zentrale Rolle von Verstand und Begriffen im Erkenntnisprozess, doch Kant sieht diese Kategorien als Voraussetzung jeder Erfahrung.
In dieser Spannung positioniere ich mich bewusst anders. Zwar anerkenne ich, dass Kategorien unsere Wahrnehmung strukturieren, doch messe ich auch der unmittelbaren Erfahrung eine eigenständige Erkenntnisfähigkeit zu, die nicht allein auf begrifflicher Abstraktion beruht.

Meine Behauptung: **Erfahrungen enthalten oft eine unmittelbare, leiblich oder intuitiv erfasste Erkenntnis, die sich der rein verstandesmäßigen Analyse entzieht. Sie haben eine qualitative Dimension, die nicht in begriffliches Denken (Einheitsdenken) übersetzt bzw. transformiert werden kann.**

Dies kann man gut im ästhetischen Bereich deutlich machen. Das Erleben eines Kunstwerks etwa erfordert keine verstandesmäßige Analyse. Viele Menschen empfinden intensive Emotionen, ohne diese begrifflich einordnen zu können. Musik oder Malerei können unmittelbar Gefühle wecken, ohne dass die harmonische Struktur verstanden werden muss. Erkenntnis vollzieht sich hier auf einer präverbalen, nicht-begrifflichen Ebene.

Für Aristoteles ist das Konkrete Ausgangspunkt aller Erkenntnis. Aus wiederholter sinnlicher Wahrnehmung entwickelt der Verstand abstrakte Begriffe, die das Wesen der Dinge erfassen. Kant hingegen sieht das Abstrakte in Form der a priori gegebenen Kategorien als Voraussetzung dafür, dass das Konkrete überhaupt erfahrbar wird. Die bloße Sinnesvielfalt wird erst durch diese Kategorien zu einer geordneten Welt.
Meine erkenntnistheoretische Position erweitert Kant. Ich erkenne die zentrale Rolle des Verstandes und der Begriffe an, betone jedoch, dass Erkenntnis nicht mit begrifflicher Abstraktion beginnt, sondern auf einer vorbegrifflichen, sinnlich-leiblichen Erfahrung beruht, die dem Denken vorausgeht. Diese präbegrifflichen Erfahrungen sind nicht bloß Rohmaterial für den Verstand, sondern besitzen eine eigenständige epistemische Qualität. Sie bilden die Grundlage, aus der sich abstraktes Denken entfaltet.
Abstraktion bleibt dabei ein wichtiges Werkzeug für Systematisierung, Kommunikation und Theoriebildung. Ihre Geltung ist jedoch an die Erfahrungsdimension gebunden, aus der sie hervorgeht. Begriffe ohne Bezug zur konkreten Erfahrung verlieren an Tiefe und Verankerung. Damit relativiert sich die klassische Vorrangstellung des Abstrakten gegenüber dem Konkreten. Stattdessen entsteht ein erkenntnistheoretisches Kontinuum, in dem Konkretes und Abstraktes untrennbar verflochten sind, wobei der gelebte, sinnlich-emotionale Weltbezug den Vorrang besitzt. Das Konkrete ist nicht nur Ausgangspunkt, sondern eine eigenständige und unverzichtbare Form von Erkenntnis, die das begriffliche Denken trägt und zugleich übersteigt.

Abstrakte Begriffe erfüllen im Denken, in der Sprache und in der Philosophie eine eigenständige Funktion. Sie sind jedoch keine bloßen Ableitungen aus sinnlicher Erfahrung, sondern symbolische Formen, durch die der Mensch die Welt strukturiert, sich in ihr orientiert und ein Verständnis von Wirklichkeit ermöglicht.

Aus dieser Perspektive sind alle Abstrakta, etwa mathematische Strukturen oder logische Prinzipien, Schöpfungen des menschlichen Verstandes. Ihre Eigenständigkeit beruht lediglich auf ihrer inneren Konsistenz und praktischen Anwendbarkeit. Die ontologische Realität, die sie beschreiben oder erklären sollen, existiert unabhängig von ihnen und bleibt letztlich unzugänglich.

Das bedeutet, abstrakte Begriffe bilden die Wirklichkeit nicht unmittelbar ab, sondern sind Konstruktionen, mit denen der Mensch versucht, das Gegebene zu erklären, zu beschreiben oder verständlich zu machen.

Ein verändertes, für mich jedoch tragfähiges Verständnis von Realität verdanke ich insbesondere Friedrich Nietzsche. Er rückt die Bedeutung der konkreten, sinnlich erfahrbaren Welt in den Vordergrund im Gegensatz zu abstrakten Ideen. Für Nietzsche sind es die tatsächlichen Umstände, Erlebnisse und Erfahrungen, die unser Denken und Handeln prägen. Damit unterscheidet er sich deutlich von Denkern wie Kant oder Aristoteles, deren Fokus stärker auf dem Verstand und auf abstrakten Begriffen liegt.

Nietzsche stellt die Idee einer einheitlichen, objektiven Realität infrage, die unabhängig von individuellen Perspektiven existieren soll. Während Kant zwischen der „Welt an sich“ und der „Welt für uns“ unterscheidet, wobei letztere durch unsere Wahrnehmung und die Kategorien des Verstandes vermittelt ist, lehnt Nietzsche diesen Dualismus ab. Für ihn existiert keine erkennbare „Welt an sich“, sondern nur eine „Realität für uns“, die sich aus persönlichen Interpretationen zusammensetzt. Unsere Wahrnehmung ist aus seiner Sicht immer schon durch individuelle Perspektiven geprägt, die ihrerseits auf Emotionen, kulturellen Kontexten und subjektiven Erfahrungen beruhen.

Aristoteles hingegen geht davon aus, dass es eine objektive Realität gibt, die durch Sinneswahrnehmung und rationale Abstraktion erkannt werden kann. Für ihn liegt die Wahrheit in der Essenz der Dinge, die durch begriffliches Denken erfasst werden kann. Auch Kant schreibt dem Verstand eine zentrale Rolle bei der Strukturierung der Welt zu, sieht jedoch die objektive Wirklichkeit als prinzipiell unerkennbar an. In beiden Fällen gilt: Der Zugang zur Welt erfolgt primär über den Verstand.

Nietzsche verschiebt diesen Zugang. Für ihn sind Emotionen und Affekte keine bloßen Begleiterscheinungen des Denkens, sondern grundlegende Bestandteile der Wirklichkeitskonstruktion. Die Bedeutung des unmittelbar Erlebten, des körperlich und emotional Erfahrenen, steht im Zentrum seines Denkens. Dieses „phänomenologisch Konkrete“, das, was im direkten Erleben gegenwärtig ist, bildet für Nietzsche die eigentliche Grundlage unserer Weltbeziehung.

Im Unterschied zu Kants Konzept der „Erscheinung“, das sich auf die strukturierte Wahrnehmung durch Verstandeskategorien bezieht, erweitert Nietzsche das Verständnis des Gegebenen. Seine Perspektive umfasst nicht nur sinnliche Eindrücke, sondern auch emotionale Bewertungen, kulturelle Deutungsmuster und persönliche Perspektiven. Die Realität besteht demnach nicht nur aus dem, was wir sehen oder hören, sondern auch aus dem, was wir fühlen, erinnern und deuten.

Diese Sichtweise eröffnet mir ein umfassenderes Verständnis dessen, was als „gegeben“ gelten kann. Für mich ist das Gegebene nicht allein durch Sinneseindrücke bestimmt. Es entsteht vielmehr aus einem vielschichtigen Zusammenspiel von Wahrnehmung, Sprache, Emotion und Reflexion. Realität ist nicht nur das, was einfach „da ist“, sondern das, was sich im Individuum durch Prozesse des Erlebens, Deutens und Erinnerns konstituiert. Sie ist nicht gegeben, sondern wird hervorgebracht. Sie ist nicht passiv aufgenommen, sondern aktiv konstruiert.

In diesem Sinn verstehe ich das „Gegebene“ als Produkt einer komplexen Synthese verschiedener Erfahrungs- und Verarbeitungsprozesse. Was uns erscheint, ist keine feststehende Einheit, sondern ein Ergebnis intentionaler, selektiver und symbolischer Verarbeitung. Wahrnehmung, emotionale Resonanz, sprachliche Deutung und reflektierende Verarbeitung verschmelzen zu einer individuellen Realitätserfahrung, die notwendig perspektivisch und damit plural ist.
Aus diesem Verständnis heraus entwickle ich meine eigene Position zur Beziehung zwischen Konkretem und Abstraktion. Ich betrachte beide, sowohl konkrete als auch abstrakte Einheiten, als Konstrukte des Denkens, die nicht auf eine ontologische oder metaphysische Wirklichkeit verweisen, sondern als Werkzeuge dienen, um Orientierung, Verstehen und Kommunikation zu ermöglichen.
Konkrete Einheiten sind für mich symbolische Bezugspunkte, die sich auf sinnlich wahrnehmbare Elemente beziehen. Abstrakte Einheiten hingegen sind Denkgebilde, die auf umfassendere Zusammenhänge zielen und dabei nicht unmittelbar sinnlich erfahrbar sind. Sie können jedoch durch Sprache und kulturelle Praxis in Wahrnehmung überführt werden, indem sie als Kategorien, Modelle oder Metaphern auftauchen. Erst durch diese sprachlich-symbolische Rahmung werden sie zu Bestandteilen unseres Erfahrungsraums.
Beide Ebenen, das Konkrete und das Abstrakte, sind für mich untrennbar miteinander verbunden. Sie bilden ein dynamisches Geflecht, in dem das Denken die Welt nicht bloß abbildet, sondern aktiv formt. Erkenntnis ist dabei kein Abgleich mit einer feststehenden äußeren Realität, sondern ein Prozess der Weltgestaltung, in dem konkrete Eindrücke und abstrakte Deutungsmuster sich wechselseitig bedingen.
Das führt mich zu einem pluralistischen Verständnis von Realität. Unterschiedliche Perspektiven, Erfahrungen und Zugänge besitzen gleichwertige epistemische Relevanz. Realität ist nicht einheitlich oder absolut, sondern vielfältig, vielschichtig und immer auch persönlich geprägt.
Auf dieser Grundlage definiere ich meine eigene Idee der Beziehung zwischen Konkretem und Abstraktion. Nach meiner Auffassung sind sowohl konkrete (Gegebenen nahe Abstraktionen) als auch abstrakte Einheiten menschliche Konstruktionen, die als eigenständige Beschreibungseinheiten dienen. Sie sind reine Denkeinheiten, die keine ontologische oder metaphysische Bedeutung erheben, sondern allein dem Ziel dienen, Verstehen und Orientierung zu ermöglichen.
Das „Gegebene“ wird über hinweisende Einheiten beschrieben, die als Symbole[82] fungieren. „Konkrete Einheiten“ [83] beschreiben dabei physisch beobachtbare oder wahrnehmbare Bestandteile des Gegebenen, während „abstrakte Einheiten“ als Artefakte[84] des Denkens dem Menschen helfen, umfassender zu verstehen. Abstrakte Einheiten können erst dann zu Gegenständen der Erfahrung werden, wenn sie, zum Beispiel durch Sprache, vorgeformt und so zu Einheiten von Wahrnehmung und Beobachtung gemacht werden.
Ich gehe folglich davon aus, dass dem Verständnis des Gegebenen immer eine aktive Konstruktion zugrunde liegt, in der die konkreten und die abstrakten Einheiten gleichermaßen als Bausteine des Denkens genutzt werden, um die Welt zu ordnen und zu verstehen.
In diesem Rahmen erscheint das „Gegebene“ nicht als etwas Festes, sondern als etwas in Bewegung Befindliches. Es ist ein Produkt menschlicher Wahrnehmung, Interpretation und Weltbeziehung.

---

[82] In der Semiotik, der Wissenschaft von den Zeichen, werden Symbole als Zeichen verstanden, deren Beziehung zu einem oder mehreren Referenten auf Konvention beruht. Das bedeutet, dass die Verbindung zwischen Zeichenform und Bedeutung nicht natürlich gegeben, sondern sprachlich vermittelt ist.
[83] Selbst das, was wir als konkrete Einheiten bezeichnen, sind letztlich abstrahierte Konstrukte, die aus bewerteten Wahrnehmungen und Erfahrungen hervorgehen. Sie erscheinen uns als gegeben, sind jedoch bereits das Ergebnis eines interpretativen und selektiven Prozesses.
[84] Ein Artefakt ist ein künstlich hergestellter Gegenstand oder eine Struktur, die durch menschliche Aktivität entstanden ist. Sie sind nichts „Wesentliches“ im Sinne der Ontologie. Sie sind vom Menschen gemacht und ihre Existenz ist von menschlicher Intention und Aktivität abhängig.

Die Überlegungen Picassos, Aristoteles, Kants und Nietzsches führten mich zu den folgenden Erkenntnissen:

Ausgangspunkt jedes Abstraktionsprozesses ist etwas Gegebenes.

Diese Behauptung impliziert, dass Abstraktion immer von etwas Vorhandenem ausgeht, sei es eine Idee, ein Objekt oder ein Zusammenhang. Abstraktion basiert darauf, vorhandene Informationen zu interpretieren oder zu verarbeiten**.**

Abstraktionen existiert nicht.

Abstraktion existiert nicht als eigenständige Realität, sondern ist ein Denkwerkzeug, das wir verwenden, um die Welt zu ordnen. Was wir als Abstraktion bezeichnen, sind Konstrukte unseres Verstandes, die keine eigene Existenz außerhalb unseres Denkens haben. Wir erleben nur konkrete Dinge, Ereignisse oder Eindrücke. Alles Abstrakte entsteht erst durch unsere Interpretation dieser Konkretheit. In diesem Sinne ist Abstraktion kein eigenständiges Sein, sondern eine Art und Weise, wie wir das Seiende begreifen bzw. beschreiben.

Abstraktion geht immer von etwas Konkretem aus.

Wenn wir etwas sprachlich beschreiben, so ist das, was wir als „konkret" bezeichnen, bereits eine Form der Abstraktion. Sprache selbst, als Mittel zur Darstellung von Wahrgenommenem bzw. zu Beschreibendem, ist in ihrer Natur abstrakt. Wörter sind Symbole, die eine bedeutungsvolle Verbindung zu dem Gegebenen oder Objekten herstellen sollen, die sie repräsentieren, jedoch bleibt diese Verbindung immer eine Abstraktion, da sie auf individuellen Interpretationen basiert. Dies ist die erste und grundlegende Ebene der Abstraktion, auf der unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Welt basiert.

Auch wenn wir die Welt konkret wahrnehmen,
betrachten wir sie letztlich durch die Linse des Abstrakten.

Abstraktion geht jedoch über die bloße Organisation von Informationen hinaus. Sie erlaubt es, abstrakte Einheiten zu bilden, die zu neuen Gruppen oder Kategorien zusammengefasst werden können. Diese höhere Abstraktionsebene hilft uns, Informationen zu ordnen, Muster zu erkennen und Bedeutung zuzuweisen. Dadurch gewinnen wir die Fähigkeit, über einzelne Details hinauszugehen und komplexere Zusammenhänge zu bilden und zu erfassen. Dies ist eine grundlegende Fähigkeit des menschlichen Denkens, die sich in Sprache, Kunst, Wissenschaft und Technik manifestiert. Durch Abstraktion können wir also nicht nur neue Erkenntnisse schaffen, sondern auch die Welt auf eine umfassendere Weise interpretieren.

Die Abstraktion ermöglicht es, sich von der reinen Sinnlichkeit zu lösen
und auf einer symbolischen Ebene zu operieren.

Abstraktion ist damit ein grundlegendes Instrument unseres Denkens. Sie ermöglicht es uns nicht nur, die Welt zu strukturieren und zu analysieren, sondern auch neue Erkenntnisse zu gewinnen und die Realität aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Sie schafft die Brücke zwischen unmittelbarer Sinneserfahrung und symbolischem Denken und ist damit eine der zentralen Grundlagen menschlicher Erkenntnis.

Abstraktion ist eine Schöpfung, die aus einer Zerstörung hervorgeht.

Diese Behauptung unterstreicht die transformative Natur der Abstraktion. Es deutet darauf hin, dass beim Abstraktionsprozess bestimmte Details oder Eigenschaften entfernt oder zerstört werden, um einen neuen Inhalt oder Perspektive zu schaffen.

Abstraktion bedarf immer einer übergeordneten Einheit, dessen Teil sie wird.

Diese Behauptung weist darauf hin, dass Abstraktion auf einer bereits vorhandenen Struktur oder Einheit aufbaut und diese dann neu organisiert oder sequenziert wird. Dies ist typisch für abstrakte Denkprozesse, bei denen bestehende Zusammenhänge neu angeordnet oder kombiniert werden, um neue Erkenntnisse (Möglichkeiten) zu gewinnen.

Abstraktion bedeutet Reduktion und Neuschöpfung.

Zielbezogene Auswahl und Reduktion sind Grundprinzipien der Abstraktion.

Diese Behauptungen fasst die vorherigen Punkte zusammen. Abstraktion beinhaltet die Reduktion von Details oder Komplexität, um eine vereinfachte Darstellung zu erreichen, aber auch die Schöpfung neuer Ideen auf der Grundlage dieser vereinfachten Darstellung. Abstraktion bedeutet nicht automatisch „das Wesentliche“. Abstraktion stellt eine Auswahl dar und hängt von der jeweiligen Perspektive ab. Abstraktion ist keine objektive Wahrheit, sondern eine bewusste Auswahl von Merkmalen, geprägt durch Standpunkt, Ziel und Kontext.
Ein Beispiel für diese Zusammenhänge ist Tizians „Christus trägt das Kreuz“, das sich im Prado-Museum in Madrid befindet. Dieses Werk zeigt eine radikale Reduktion der Darstellung:

Es konzentriert sich auf das für Titian Wesentliche, indem er lediglich das diagonal angeordnete Kreuz sowie die Köpfe von Jesus und Joseph von Arimathäa zeigt. Durch diese bewusste Vereinfachung wird die narrative Darstellung des Kreuzwegs zugunsten einer intensiven emotionalen Wirkung zurückgenommen. Der Betrachter wird direkt mit dem zentralen Thema konfrontiert, ohne durch zusätzliche Details abgelenkt zu werden.

42.02 Abstraktion als konstruktiver Denkprozess

Abstraktion ist ein individueller Denkprozess, der stark von der Perspektive desjenigen abhängt, der abstrahiert. Sie stellt keine objektive Erfassung des „Wesentlichen“ dar, sondern beruht auf einer persönlichen Auswahl und Reduktion von Informationen, Merkmalen oder Eigenschaften, die im jeweiligen Kontext als relevant gelten. Damit ist Abstraktion weniger eine universelle Herauslösung des Essenziellen als vielmehr Ausdruck individueller Intentionen, Ziele und Erfahrungen.
Wahrnehmung hingegen ist an die sinnliche Unmittelbarkeit gebunden. Sie liefert die konkrete Grundlage, aus der unser Verstand abstrahiert. So etwa, wenn aus dem konkreten Eindruck einer Linde die allgemeine Vorstellung eines „Baumes“ entsteht. Dieser gedankliche Prozess hebt bestimmte Merkmale hervor, während andere ausgeblendet werden. Auf diese Weise entstehen neue Einheiten des Verstandes, die nicht mit der Wirklichkeit identisch sind, sondern als Werkzeuge unseres Denkens dienen.
Abstraktion ist somit eine kreative, verstandesmäßige Leistung und hat damit keinen direkten Zugang zur Realität. Ihr Zweck besteht darin, neue begriffliche Strukturen zu formen, die sich in vorhandene Denksysteme integrieren lassen. Dabei handelt es sich nicht um physische Objekte, sondern um symbolische Konstrukte, die ausschließlich in der Vorstellung existieren.

Diese Konstruktionen sind das Ergebnis eines analytischen Verfahrens. Angenommene Systeme werden in Teilaspekte zerlegt und auf ausgewählte Eigenschaften reduziert, die im Hinblick auf ein Erkenntnisziel als wesentlich erscheinen. Daraus entstehen vereinfachte Modelle, die komplexe Sachverhalte gezielt erfassbar machen. Dies geschieht jedoch stets unter spezifischen Prämissen.
Das Verhältnis von Wahrnehmung und Abstraktion bildet ein zentrales Spannungsfeld. Während die sinnlich erfahrbare Welt als konkret und gegenständlich erscheint, existieren abstrakte Begriffe wie „Gerechtigkeit“, „Schönheit“ oder „Zeit“ ausschließlich auf der Ebene des Denkens. Sie strukturieren unser Weltverständnis, ohne selbst Teil der materiellen Realität zu sein. Sprache spielt dabei eine Schlüsselrolle. Sie fungiert als Medium zur Bildung, Weitergabe und Stabilisierung abstrakter Konzepte.
Unser Verständnis basiert somit auf zwei Ebenen: der sinnlich gegebenen Realität und der begrifflich-symbolischen Ordnung des Verstandes. Abstrakte Begriffe erweitern unsere Erkenntnismöglichkeiten über das unmittelbar Wahrnehmbare hinaus. Obwohl sie kein eigenständiges Dasein besitzen, sind sie für das Denken unverzichtbar. Sie ermöglichen Struktur, Analyse, eigenes Verständnis und Kommunikation.
Dabei ist jede Abstraktion zielgerichtet. Es existiert keine „Abstraktion an sich“, sondern nur eine im Dienst eines bestimmten Erkenntnisinteresses. Welche Merkmale als bedeutsam gelten, hängt von der jeweiligen Zielsetzung ab. Informationen können je nach Situation unterschiedliche Bedeutung erhalten. Wissenschaftliche Abstraktionen etwa unterscheiden sich deutlich von alltagspraktischen oder emotionalen Sichtweisen.
Der Abstraktionsprozess ist daher immer kontext- und systemabhängig sowie durch individuelle Perspektiven geprägt. Er beruht auf Entscheidungen. Das zu betrachtende Phänomen wird in Einheiten gegliedert, aus denen bestimmte Elemente ausgewählt und andere verworfen werden. Die Bedeutung dieser Auswahl entsteht nicht objektiv, sondern ergibt sich aus dem Denkrahmen des Beobachters.
Auch Ernst Mach unterstellt, dass jede Abstraktion einen Beobachter und ein System voraussetzt. Der Beobachter identifiziert, selektiert und interpretiert Elemente innerhalb eines Systems, um ein vereinfachtes Modell zu schaffen. Ohne diese bewusste Auswahl wäre Abstraktion nicht möglich. Der Beobachter bestimmt, was als wesentlich gilt, und schafft damit Denkmodelle, die helfen, die Realität zu analysieren und zu kommunizieren.

Ernst Mach, Antimetaphysische Vorbemerkungen

Abstraktionen setzen immer einen Beobachter und ein System voraus.

Der Beobachter ist notwendig, um bestimmte Elemente des Systems zu identifizieren, auszuwählen und zu interpretieren. Er entscheidet, welche Details wichtig sind und welche weggelassen werden können, um eine vereinfachte Darstellung oder ein Modell des Systems zu erstellen. Das System bietet die Grundlage der Beobachtung für die Abstraktion.
Die Abstraktion ist somit ein Prozess, der durch den Beobachter durchgeführt wird, indem er ein von ihm verstandenes komplexes System auf die ihm wesentlichen Merkmale reduziert, um besser zu verstehen, zu analysieren oder zu kommunizieren.

Ohne einen Beobachter, der diese Auswahl trifft, und ohne ein System, das abstrahiert wird, kann keine Abstraktion stattfinden.

Abstraktionen eröffnen neue Möglichkeiten des Denkens, weil sie uns befähigen, die Vielfalt der Welt nicht nur wahrzunehmen, sondern systematisch zu ordnen, zu durchdringen und in übergeordnete Zusammenhänge einzuordnen. Durch den Akt der Abstraktion lösen wir uns vom bloß Einzelnen und Konkreten und schaffen gedankliche Einheiten, die es erlauben, das Komplexe unter generalisierenden Begriffen zu fassen. Dies ist nicht bloß eine Reduktion, sondern eine konstruktive Leistung. Sie eröffnet kognitive Räume, in denen wir neue Gestalten bilden, Zusammenhänge erkennen und gedankliche Operationen überhaupt erst ausführen können.

.

Begriffe wie „Kindergruppe“ fassen individuelle Elemente zu einer gedanklichen Einheit zusammen und erlauben eine effizientere Beschreibung und Analyse. Auch bildhafte Darstellungen wie Picassos „natürlicher Stier“ oder ein Foto von „Petra“ sind letztlich Abstraktionen. Sie sind symbolische Bedeutungszuweisungen, keine direkten Abbilder der Wirklichkeit. Solche Darstellungen beruhen auf innerer Wahrnehmung und individueller Deutung und einer Art privater Empfindungssprache (Privatsprache).
Alle Begriffe, Symbole und sprachlichen Ausdrucksmittel sind Konstruktionen des Verstandes, die unser Denken strukturieren. Sie dienen als Werkzeuge, um die Welt zu begreifen, auch wenn sie selbst nicht real existieren.

Dieser Übergang von konkreter Wahrnehmung zu abstrakter Vorstellung ist essenziell für das menschliche Denken.

Anders in der Ontologie. In ihr hingegen wird Abstraktion als Mittel zur Erfassung objektiver, hierarchisch geordneter Wirklichkeit verstanden. Diese Sichtweise unterscheidet klar zwischen konkreten und abstrakten Entitäten.
Ein personen- und perspektivenzentrierter Zugang widerspricht dieser Auffassung. Hier wird das „Gegebene“ nicht als unabhängig existierende Realität verstanden, sondern als Ergebnis verstandesmäßiger Konstruktion. Konkretes und Abstraktes stehen nicht in einer starren ontologischen Ordnung, sondern in einem wechselseitigen Verhältnis. Beide Denkformen sind gleichwertige Bestandteile unseres Erkenntnisprozesses.

42.03 Die konstruierte Realität

Ich vertrete eine beobachterzentrierte Perspektive, die von einer unabhängig existierenden Realität ausgeht, zugleich aber betont, dass diese Realität nur durch individuelle Wahrnehmung, Sprache und Denkprozesse erfahrbar ist. Das, was wir als „gegeben“ bezeichnen, ist kein unmittelbarer Zugang zur Welt an sich, sondern das Ergebnis von Verstand und sprachlichen Strukturen, durch die sich entscheidet, was als relevant oder bedeutungsvoll erscheint. Sowohl konkrete als auch abstrakte Einheiten sind keine feststehenden Kategorien, sondern kontext- und systemabhängige Konstruktionen, die unser Weltverständnis prägen und ordnen. Dieser Ansatz betont die wechselseitige Beziehung zwischen Wahrnehmung und Denken. Unsere Vorstellung von Realität ist nicht das Ergebnis passiver Rezeption, sondern aktiver, gedanklicher Organisation. Der Beobachter spielt eine zentrale Rolle. Er strukturiert die Welt, indem er selektiert, interpretiert und Bedeutungen zuweist. Damit rücken die Mechanismen der Bedeutungsbildung ins Zentrum jeder Untersuchung von Wirklichkeit.

Sowohl konkrete als auch abstrakte Einheiten dienen als Denkeinheiten, die methodisch verarbeitet und in Denkzusammenhänge eingebunden werden.

> „die Welt... ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die „Realität“ liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können.“[85]

Die „Welt“, wie wir sie erleben, ist daher eine „zurechtgemachte Welt“, geprägt durch Wiederholung, Bekanntheit und logische Struktur. Was wir als Realität empfinden, ist die Summe unserer verstandesmäßig gefilterten Erfahrungen und der Überzeugung, dass sie konsistent erklärbar und berechenbar sind.
Das Konkrete bildet die Grundlage unserer sinnlichen Erfahrung. Es ist raum-zeitlich gebunden und unmittelbar wahrnehmbar. Denken beginnt mit dem Konkreten. Schon Picasso betonte,

[85] Friedrich Nietzsche, Wille zur Macht 9 (106)

dass jeder Abstraktionsprozess aus einer konkreten Erfahrung hervorgeht. Abstraktionen entspringen hingegen nicht der physischen Welt selbst, sondern dem Denken. Sie formen Strukturen und ordnen Phänomene. Nur durch sie können wir über Konzepte wie "Gerechtigkeit", "Zeit" oder "Demokratie" nachdenken – Begriffe ohne physischen Gegenstand, die dennoch unser Weltverständnis prägen.
Die produktive Beziehung zwischen Konkretem und Abstraktem liegt darin, dass Abstraktionen neue Zugänge zum Konkreten ermöglichen. Sie helfen, das sinnlich Erfahrbare unter neuen Perspektiven zu betrachten, zu deuten und in übergreifende Sinnzusammenhänge einzubetten. Dennoch bleibt offen, ob solche abstrakten Ergebnisse wirklich zutreffen. Erkenntnisse gelten als belastbar, wenn sie sich sowohl im Widerstreit der Argumente behaupten als auch in der Praxis bewähren.

Wahrheit und Richtigkeit ergeben sich nicht aus objektiver Gültigkeit, sondern aus der erfolgreichen Anwendung innerhalb eines Vorstellungssystems. Wahrheit und Richtigkeit werden damit zu einer Systemwahrheiten und Systembeurteilungen, gebunden an Perspektiven und Denkrahmen.

Abstrakte Vorstellungen können entweder in konkrete Erfahrungen überführt oder als bloße Fiktionen verworfen werden, je nachdem, ob sie sich in ein individuelles oder kollektives Deutungssystem sinnvoll integrieren lassen. So mag etwa die Figur „Zeus“ für manche ein reales geistiges Prinzip darstellen, für andere hingegen bloße Mythologie. Entscheidend ist, ob das Abstraktum als funktionale Einheit in einem Bedeutungszusammenhang plausibel erscheint. Abstraktion schafft die Voraussetzung, komplexe Phänomene mit konkreten Beobachtungen zu verbinden. Nur in dieser Verknüpfung wird es möglich, abstrakte Begriffe verständlich zu machen, zu denken, zu lehren und praktisch anzuwenden. Abstraktionen sind daher keine Selbstzwecke, sondern Werkzeuge des Denkens, die zwischen Wahrnehmung und Verstehen vermitteln.
Abstrakte Denkformen eröffnen neue Perspektiven auf die konkrete Welt. Sie helfen, diese zu erklären, zu strukturieren und methodisch zu erschließen. Abstraktion ist damit ein zentrales Instrument der Weltaneignung durch den Verstand. Sie ermöglicht ein erweitertes Verständnis des Konkreten, das über bloße Sinneseindrücke hinausreicht und unsichtbare Zusammenhänge sichtbar macht selbst wenn sie gar nicht existieren. So wird es möglich, die Welt zu interpretieren, zu modellieren und aktiv mitzugestalten. Das Konkrete und das Abstrakte stehen dabei nicht im Widerspruch, sondern ergänzen sich als komplementäre Dimensionen des Denkens.
Abstraktionen existieren nicht im ontologischen Sinn. Sie sind keine greifbaren Objekte, sondern symbolische Konstrukte. Dennoch bestimmen sie maßgeblich unser Verständnis der Wirklichkeit. Wir treten mit der Welt über sinnliche Eindrücke in Kontakt, doch um sie zu begreifen, bedienen wir uns abstrakter Modelle. Abstraktion ist ein aktiver Vorgang. Wir wählen Informationen aus, ordnen und strukturieren sie, um komplexe Inhalte in handhabbare Einheiten zu überführen.
Dabei entstehen Symbole und Systeme, die unsere Wahrnehmung filtern und unsere Erkenntnisfähigkeit erweitern. Auch wenn unsere Erfahrung stets in der Konkretheit des Moments verankert ist, interpretieren wir sie durch ein Raster von Abstraktionen. Diese ermöglichen es, Muster zu erkennen, Bedeutungen zuzuweisen und Beziehungen herzustellen. Abstraktionen sind deshalb immer auch perspektivisch. Sie beruhen auf konkreten Erfahrungen und bleiben auf diese angewiesen, um sinnvoll zu sein. Sie eröffnen unterschiedliche Sichtweisen auf ein Phänomen und erlauben vielfältige Deutungen.
Abstraktion ist die Grundlage symbolischen Denkens. Diese Fähigkeit äußert sich in Sprache, Kunst, Wissenschaft und Technik. Sie ist zentral für unsere Kommunikation, aber immer zugleich eine Form der Reduktion. Abstraktion vereinfacht, verallgemeinert und blendet dadurch zwangsläufig Bestandteile aus. Dies birgt das Risiko von Missverständnissen, Verzerrungen, Fehldeutungen oder Vorurteilen.

Abstrakte Begriffe gewinnen ihre Bedeutung durch ihre Einbettung in symbolische Systeme wie Sprache, Verstand oder Erfahrung. Ihre Relevanz entsteht durch ihre Differenz zu anderen Einheiten und durch die Funktion, die sie im jeweiligen System erfüllen. Auch scheinbar konkrete Begriffe wie „Baum“ sind das Ergebnis von Abstraktionsprozessen, die generalisierte Merkmale bündeln. In diesem Sinne ist selbst das Konkrete eine Konstruktion.

> „Ich sitze mit einem Philosophen im Garten; er sagt zu wiederholten Malen, „Ich weiß, dass das ein Baum ist“, wobei er auf den Baum in unsrer Nähe zeigt. Ein Dritter kommt daher und hört das, und ich sage zu ihm: „Dieser Mensch ist nicht verrückt: Wir philosophieren nur.“ Ludwig Wittgenstein, 1951

Wittgensteins Beispiel des Philosophen, der auf einen Baum zeigt und sagt „Ich weiß, dass das ein Baum ist“, verdeutlicht die Differenz zwischen sprachlicher Referenz, philosophischer Reflexion und alltäglicher Selbstverständlichkeit. Sprache verweist nie direkt auf die Welt, sondern tut dies stets vermittelt durch Bedeutungsrahmen und symbolische Ordnungen.
Unsere sprachliche Repräsentation der Welt ist durch die Struktur der Sprache mitgeprägt. Gleichzeitig bringen wir durch persönliche Erfahrung individuelle Bedeutungen in Begriffe ein. Sprache ist daher sowohl ein kollektives als auch ein persönliches Konstrukt. Wir verständigen uns auf Begriffe, doch füllen wir sie mit eigenen Inhalten.
So ist eine zentrale Aussage Heisenbergs zum Atommodell:

„Die Bahn eines Elektrons im Atom ist ebenso wenig eine Realität wie die Bahn eines Gespenstes im Geisterhaus.“

Die Aussage Heisenbergs bringt zum Ausdruck, dass die konkrete Vorstellung einer Bahn in der atomaren Welt nicht real, sondern vielmehr ein Hilfskonstrukt ist. Diese Aussage lässt sich mit gutem Grund auf die Sprache übertragen, wenn man Sprache als System von Symbolen versteht. Symbole sind nicht die Dinge selbst, sondern Abstraktionen davon. Worte und Begriffe verweisen nicht direkt auf die Realität, sondern repräsentieren nur ausgewählte Aspekte des Gegebenen in abstrahierter Form. So wie die gedachte Bahn eines Elektrons keine real messbare Spur darstellt, sondern ein Modell zur Veranschaulichung ist, so ist auch ein sprachlicher Begriff kein direkter Zugang zur Wirklichkeit, sondern ein symbolischer Verweis auf eine Vorstellung, die individuell und kulturell unterschiedlich sein kann. Sprache ist ein kollektives Symbolsystem mit individuellen Bedeutungsgehalten. Menschen einigen sich auf Wörter, doch die Inhalte, die mit diesen Wörtern verbunden sind, variieren je nach Erfahrung, Emotion und Kontext. So wie die Bahn des Elektrons vom Beobachtungsrahmen abhängt, sind auch sprachliche Begriffe beobachterabhängig und nicht eindeutig fixiert. Symbole erzeugen scheinbare Klarheit, wo in Wirklichkeit Unschärfe herrscht. Die Unschärferelation zeigt, dass die Welt auf kleinster Ebene grundlegend unbestimmt ist. Sprache hingegen suggeriert Klarheit durch Begriffe, obwohl die zugrunde liegende persönliche Erfahrung mehrdeutig ist. Wenn man sagt „Ich verstehe dich“, bleibt offen, was genau verstanden wurde. Sprache als symbolisches Modell steht damit in enger Parallele zum Atommodell. Heisenberg erkannte, dass Modelle in der Physik keine Wirklichkeit abbilden, sondern Instrumente des Denkens sind. Ebenso ist Sprache kein Abbild der Welt, sondern ein symbolisches System zur Orientierung, das Bedeutungen erzeugt, aber keine endgültigen Wahrheiten enthält. Begriffe sind wie die Elektronenbahnen, nützlich, aber letztlich metaphorisch. Beide, Atommodell und Sprache, sind notwendige, aber abstrakte Instrumente, um mit der Welt umzugehen.
Abstraktion ist ein zentrales Prinzip menschlicher Erkenntnis. Sie reduziert Komplexität, um die Welt denk- und kommunizierbar zu machen. Dadurch wird Erkenntnis überhaupt erst möglich, jedoch nie vollständig. Abstraktion erfordert daher ein Bewusstsein für ihre Grenzen. Jede Abstraktion lässt etwas unbeachtet; jeder Versuch, die Welt zu begreifen, reduziert ihre Vielschichtigkeit. Insofern wohnt jedem Abstraktum das Potenzial des Missverstehens inne. Dies

gilt insbesondere für Sprache, da sie auf symbolischen Repräsentationen basiert, die unterschiedlich interpretiert werden können.
In den Naturwissenschaften und in der wissenschaftlichen Methodik allgemein sind eindeutig definierte Begriffe von zentraler Bedeutung. Sie ermöglichen präzise Kommunikation, theoretische Modellbildung und empirische Überprüfung. Diese funktionale Eindeutigkeit ist methodisch erforderlich und sinnvoll. Dennoch bleiben auch wissenschaftliche Begriffe Abstraktionen, die bestimmte Aspekte der Realität fokussieren und andere ausblenden. Ihre Bedeutung ist daher stets an den jeweiligen theoretischen Rahmen und den Zweck ihrer Verwendung gebunden.
Daraus folgt für mich: Wenn sprachliche Begriffe keine festen Einheiten oder Objekte sind, sondern fluide, sinnstiftende Instrumente im Denken und Handeln, verliert die klassische Begriffspsychologie ihren ontologischen und strukturalistischen Anspruch. Die Vorstellung, Begriffe ließen sich isoliert und unabhängig vom Gebrauch untersuchen, erweist sich als unhaltbar. Sie vernachlässigt die prozessuale, konstruktive und beobachterabhängige Natur sprachlicher Bedeutungsbildung.
Damit lehne ich die Begriffspsychologie im klassischen Sinne ab. Stattdessen vertrete ich eine dynamische, kontextuelle und konstruktivistische Auffassung, die sprachliche Begriffe nicht als stabile Entitäten, sondern als psychologische Prozesse im individuellen, sprachlichen und sozialen Vollzug versteht.
Für mich bedeutete die Auffassung, dass sprachliche Begriffe keine festen, stabilen Einheiten sind, sondern dynamische, kontextabhängige und konstruktivistische Prozesse, eine grundlegende Veränderung meines Verständnisses von Realität und Erkenntnis. Sie widerspricht dem traditionellen, objektivistischen Bild, nach dem die Welt unabhängig von mir als erkennendem Individuum eindeutig und vollständig zugänglich ist. Stattdessen sehe ich Realität als etwas, das in einem ständigen Zusammenspiel von Wahrnehmung, Sprache und sozialer Interaktion entsteht. Sprache ist dabei nicht nur ein Werkzeug meines Denkens, sondern auch die Grundlage dafür, wie ich Bedeutungen und Wirklichkeiten überhaupt erschaffe. Für mich ist Wirklichkeit deshalb keine feststehende, vorgegebene Ordnung, sondern ein vielschichtiges, perspektivisches und immer auch unvollständiges Geflecht von Bedeutungen, das sich ständig verändert und neu geformt wird. Erkenntnis verstehe ich folglich nicht als einfaches Abbilden einer objektiven Wirklichkeit, sondern als einen vorläufigen und offenen Prozess, bei dem ich selbst aktiv Bedeutungen zuschreibe. Dieses Verständnis fordert mich immer wieder dazu heraus, die Grenzen meines Wissens anzuerkennen und meine Rolle als aktiver Mitgestalter meiner Wirklichkeit bewusst wahrzunehmen.

42.04 Das Konkrete ist abstrakt

Was uns als „konkret“ erscheint, ist auf den ersten Blick das, was wir sinnlich wahrnehmen können: ein Baum, ein Mensch, ein Geräusch, ein Geruch. Doch bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass auch das Konkrete kein unmittelbares, unvermitteltes Gegebenes ist, sondern bereits ein Produkt von Wahrnehmung, Interpretation und symbolischer Einbettung. Unser Zugang zur Welt vollzieht sich niemals rein sinnlich, sondern immer schon in einer Form, die auf Abstraktion beruht.
Wenn wir einen Baum sehen, nehmen wir nicht bloß Farben, Formen und Bewegungen wahr. Vielmehr erkennen wir ihn als „Baum“, also als etwas, das wir bereits in eine sprachliche und gedankliche Kategorie eingeordnet haben. Der konkrete Baum wird nur dadurch für uns verständlich, dass wir ihn mit einem abstrakten Begriff verbinden, der uns erlaubt, ihn von anderem zu unterscheiden, zu benennen und in Beziehung zu setzen. Diese Kategorie „Baum“ ist jedoch eine Abstraktion. Sie reduziert die unendliche Vielfalt möglicher Erscheinungen auf ein

begrifflich fassbares Schema. Das bedeutet: Auch das, was wir als konkret empfinden, ist bereits durch abstrakte Denkprozesse strukturiert.
Was uns in einer Fotografie als konkret erscheint, etwa eine Landschaft, ein Gesicht oder ein alltäglicher Gegenstand, wirkt auf den ersten Blick wie ein unmittelbares Abbild der Wirklichkeit. Die Kamera scheint einzufangen, was einfach da ist. Doch wie beim sinnlich wahrgenommenen Objekt zeigt sich auch hier: Das vermeintlich Konkrete ist bereits durch Abstraktion strukturiert. Eine Fotografie ist niemals ein neutrales Abbild, sondern stets das Ergebnis eines gezielten Ausschnitts, einer gewählten Perspektive, eines bestimmten Lichts und eines technischen Apparats. Schon in dem Moment, in dem der Auslöser betätigt wird, findet eine Auswahl statt und damit eine Reduktion.

Was wir auf einem Foto erkennen, erfassen wir nicht nur mit den Augen, sondern deuten es auch mithilfe von Erfahrungen, Begriffen und Deutungsmustern.

Der Blick auf ein Foto ist kein rein sinnlicher, sondern ein interpretierender. Wahrnehmung erfolgt über ein eigenes Interpretationssystem. Wir sehen nicht bloß Farben und Formen, sondern wir lesen Bedeutungen: ein Gesicht als traurig, eine Szene als friedlich, eine Geste als bedrohlich. Auch diese Bedeutungen beruhen auf Abstraktionen, auf sprachlich und kulturell vermittelten Deutungsmustern.
Selbst technisch betrachtet ist das fotografische Bild eine Übersetzung, denn Lichtwellen werden in digitale oder chemische Informationen transformiert. Die scheinbare Unmittelbarkeit des Fotografierten ist somit das Ergebnis eines komplexen, vermittelten Prozesses.
Auch das fotografische Bild ist kein reines Gegebenes, sondern eine symbolisch und technisch erzeugte Wirklichkeit. Es ist damit ein weiteres Beispiel dafür, dass das Konkrete nur im Zusammenspiel mit dem Abstrakten überhaupt erfahrbar wird.
Diese Erkenntnis hat weitreichende Folgen. Denn sie zeigt, dass Konkretheit kein Gegensatz zur Abstraktion ist, sondern deren Resultat. Der Mensch kann Konkretes nur erfahren, indem er es abstrahiert, also in ein System von Zeichen, Vorstellungen und Begriffen übersetzt. Diese Übersetzung ist notwendig, um überhaupt Bedeutung zu erzeugen. Zugleich aber führt sie dazu, dass das vermeintlich Reale immer auch eine Konstruktion ist. Wir leben nicht in einer Welt aus Dingen, sondern in einer Welt aus Bedeutungen. Das „Ding an sich“ bleibt uns verborgen. Was wir wahrnehmen, ist stets durch unsere Vorstellungen gefiltert.
Gleichzeitig ist Konkretheit nicht beliebig. Wir haben Erfahrungen, die sich uns einprägen und uns emotional berühren. Eine Person wie Petra, die tatsächlich gelebt hat, ist für mich nicht nur

ein Symbol oder eine Vorstellung, sondern Teil meiner erlebten Welt. Meine Erinnerung an sie ist konkret, weil sie mit sinnlichen und emotionalen Eindrücken verknüpft ist. Dennoch bleibt auch diese Erinnerung ein Konstrukt. Sie lebt fort in inneren Bildern, in Sprache und Bedeutungszusammenhängen. Das Konkrete ist also beides zugleich: wirklich erlebt und symbolisch vermittelt.
Diese doppelte Struktur zeigt sich in allen Erkenntnisprozessen. Wir erfahren die Welt sinnlich, aber wir verstehen sie nur durch Abstraktion. Selbst einfache Wahrnehmungen wie das Sehen eines Baumes setzen voraus, dass wir das Gesehene mit einem Begriff verbinden und es dadurch erkennen. In diesem Prozess verlieren wir zwangsläufig einen Teil der konkreten Wirklichkeit, da wir sie in ein allgemeines Schema überführen. Jeder Begriff, sei es Baum, Freiheit oder Gerechtigkeit, abstrahiert von der individuellen Besonderheit und macht sie für das Denken und die Kommunikation verfügbar.
Dennoch ist Abstraktion kein Verlust, sondern ein notwendiger Schritt zur Weltaneignung. Sie erlaubt es uns, Sinn zu erzeugen, Zusammenhänge zu erkennen und über unsere unmittelbare Erfahrung hinauszugehen. Aber sie muss reflektiert bleiben. Wenn wir vergessen, dass auch das Konkrete durch Abstraktion zugänglich wird, erliegen wir der Illusion, die Dinge sprächen unmittelbar für sich. In Wirklichkeit aber ist unsere Weltwahrnehmung ein komplexer symbolischer Prozess.
Ein zentraler Aspekt unseres Weltbezugs ist die Rolle der Sprache. Sie ordnet nicht nur unsere Wahrnehmung, sondern schafft auch die begrifflichen Grundlagen, mit denen wir die Wirklichkeit erfassen. Sprache benennt das Konkrete und formt zugleich das Abstrakte. Durch sprachliche Symbole machen wir auch das Unsichtbare anschaulich. Wir sprechen von der Seele, vom Markt oder vom Recht, als wären es greifbare Dinge. Auf diese Weise wird Abstraktes in eine scheinbare Konkretheit überführt. Dieser Vorgang beeinflusst unser Verständnis der Welt tiefgreifend, birgt jedoch auch Risiken. Denn allzu leicht nehmen wir sprachliche Konstruktionen für objektive Tatsachen, obwohl sie historisch, kulturell und individuell geprägt sind.
Deshalb ist es wichtig, auch das vermeintlich Konkrete nicht als unmittelbar gegeben zu betrachten. Was uns als konkret erscheint, ist nicht bloß ein materielles Faktum. Es entsteht durch das Zusammenspiel von sinnlicher Erfahrung, begrifflicher Abstraktion und sprachlicher Vermittlung. Das Konkrete ist nicht das Gegenteil des Abstrakten, sondern vielmehr dessen Ergebnis. Erst indem wir etwas in symbolische Ordnungen einfügen, wird es für uns als Ding oder erfassbare Wirklichkeit erkennbar.
Diese symbolischen Strukturen sind weder beliebig noch absolut. Sie sind geprägt von unseren individuellen Erfahrungen, kulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Was wir als selbstverständlich wahrnehmen, ist daher immer auch ein Konstrukt. Es bietet Orientierung, bleibt aber offen für Veränderung.
Die Unterscheidung zwischen Konkretem und Abstraktem hat unmittelbare Auswirkungen auf unser Vorstellungsvermögen. Wir können vor allem Konkretes visualisieren, also innere Bilder auf der Grundlage sinnlich erfahrbarer Eigenschaften erzeugen. Solche Bilder wirken vertraut und real, weil sie an direkte Wahrnehmungserfahrungen anschließen. Abstrakte Inhalte hingegen entziehen sich dieser Bildhaftigkeit. Sie müssen über Sprache, Metaphern und begriffliche Konzepte erschlossen werden. Ihr Verständnis ist daher weniger intuitiv und stärker abhängig vom Kontext.
Am Ende steht die Einsicht, dass auch das Konkrete immer schon abstrakt ist. Wir erfassen es nicht in seiner reinen Materialität, sondern als Teil eines Bedeutungszusammenhangs, den wir selbst mitgestalten. Die Welt, wie wir sie erleben, ist keine bloße Ansammlung von Dingen, sondern ein Geflecht von Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind veränderlich und abhängig

von unserem Denken, Fühlen und Sprechen. Unsere Aufgabe besteht darin, diese Strukturen zu erkennen, ohne sie zu verabsolutieren, und uns selbst als aktive Mitgestaltende unserer Wirklichkeit zu verstehen.

42.05 Abstraktionsebenen und Perspektive

Abstraktion ist ein zentraler Prozess menschlicher Erkenntnis. Durch sie sind wir in der Lage, uns von der unmittelbaren Sinneserfahrung zu lösen und die Welt auf unterschiedlichen Ebenen zu begreifen. Dieser Vorgang entfaltet sich in abgestuften Ebenen, von der sinnlichen Wahrnehmung bis hin zu hochkomplexen theoretischen Modellen. Jede dieser Ebenen eröffnet eine spezifische Perspektive auf die Wirklichkeit und trägt zur Vielschichtigkeit unseres Weltverstehens bei.
Bereits auf der Ebene der Sinneswahrnehmung beginnt die Abstraktion. Eindrücke werden geordnet, interpretiert und mit Bedeutung versehen. Diese Ebene ist eng mit Körperlichkeit, Emotion und unmittelbarer Erfahrung verbunden. Sie bildet die Grundlage für alles weitere Verstehen und eröffnet eine erste, vorreflexive Perspektive auf die Welt. Von hier aus entwickeln sich zunehmend distanziertere Abstraktionsebenen, in denen symbolische, sprachliche oder mathematische Strukturen das Denken bestimmen. Jede Ebene abstrahiert auf eigene Weise, nicht nur inhaltlich, sondern auch durch die Perspektive, die sie auf Phänomene ermöglicht.
Abstraktion ist somit ein dynamisch gestufter Erkenntnisprozess, in dem Wahrnehmung, Denken und Erfahrung fortlaufend neu organisiert und verschränkt werden. Entscheidend ist, dass jede Abstraktionsebene eine bestimmte Ordnung der Welt erzeugt. Sie hebt bestimmte Merkmale hervor und blendet andere aus. Diese Ordnung prägt, wie wir die Welt sehen und verstehen. Perspektiven sind daher nicht einfach bloße Blickwinkel, sondern strukturierte Sichtweisen, die auf bestimmte Abstraktionsniveaus zurückgehen. Sie bestimmen, was als wesentlich erscheint, was in den Hintergrund tritt und welche Zusammenhänge als bedeutsam empfunden werden.
Die Dimensionen von Raum und Zeit spielen dabei für unser Verstehen eine zentrale Rolle. Auf sinnlicher Ebene erleben wir Raum als konkrete Umgebung, als Nähe oder Ferne, als Bewegung im Körperlichen. Zeit wird als Abfolge von Momenten wahrgenommen, rhythmisch gegliedert durch Erfahrung, Gedächtnis und Erwartung. Auf höheren Abstraktionsebenen jedoch werden Raum und Zeit als theoretische Konstrukte behandelt. In der Physik etwa als vierdimensionale Raumzeit, in der Soziologie als soziale Räume oder historische Zeitkonzepte, in der Kunst als perspektivische Ordnung oder narrative Struktur. Jede Ebene erschließt Raum und Zeit auf eigene Weise, was zu sehr unterschiedlichen Perspektiven auf dieselben Phänomene führt.
Ein zentraler Aspekt unseres Weltbezugs ist die Rolle der Sprache. Sie ordnet nicht nur unsere Wahrnehmung, sondern schafft auch die begrifflichen Grundlagen, mit denen wir die Wirklichkeit erfassen. Sprache benennt das Konkrete und formt zugleich das Abstrakte. Durch sprachliche Symbole machen wir auch das Unsichtbare anschaulich. Wir sprechen von der Seele, vom Markt oder vom Recht, als wären es greifbare Dinge. Auf diese Weise wird Abstraktes in eine scheinbare Konkretheit überführt. Dieser Vorgang beeinflusst unser Verständnis der Welt tiefgreifend, birgt jedoch auch Risiken. Denn allzu leicht nehmen wir sprachliche Konstruktionen für objektive Tatsachen, obwohl sie individuell geprägt sind.
Deshalb ist es wichtig, auch das vermeintlich Konkrete nicht als unmittelbar gegeben zu betrachten. Was uns als konkret erscheint, ist nicht bloß ein materielles Faktum. Es entsteht durch das Zusammenspiel von sinnlicher Erfahrung, begrifflicher Abstraktion und sprachlicher Vermittlung. Das Konkrete ist nicht das Gegenteil des Abstrakten, sondern vielmehr dessen Ergebnis. Erst indem wir etwas in symbolische Ordnungen einfügen, wird es für uns als Ding oder erfassbare Wirklichkeit erkennbar.

Diese symbolischen Strukturen sind weder beliebig noch absolut. Sie sind geprägt von unseren individuellen Erfahrungen und den kulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die in die Erfahrungen eingehen. Was wir als selbstverständlich wahrnehmen, ist daher immer auch ein Konstrukt. Es bietet Orientierung, bleibt aber offen für Veränderung.
Die Unterscheidung zwischen Konkretem und Abstraktem hat unmittelbare Auswirkungen auf unser Vorstellungsvermögen. Wir können vor allem Konkretes visualisieren, also innere Bilder auf der Grundlage sinnlich erfahrbarer Eigenschaften erzeugen. Solche Bilder wirken vertraut und real, weil sie an direkte Wahrnehmungserfahrungen anschließen. Abstrakte Inhalte hingegen entziehen sich dieser Bildhaftigkeit. Sie müssen über Sprache, Metaphern und begriffliche Konzepte erschlossen werden. Ihr Verständnis ist daher weniger intuitiv und stärker abhängig vom Kontext.
Am Ende steht die Einsicht, dass auch das Konkrete immer schon abstrakt ist. Wir erfassen es nicht in seiner reinen Materialität, sondern als Teil eines Bedeutungszusammenhangs, den wir selbst mitgestalten. Die Welt, wie wir sie erleben, ist keine bloße Ansammlung von Dingen, sondern ein Geflecht von Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind veränderlich und abhängig von unserem Denken, Fühlen und Sprechen. Unsere Aufgabe besteht darin, diese Strukturen zu erkennen, ohne sie zu verabsolutieren, und uns selbst als aktive Mitgestaltende unserer Wirklichkeit zu verstehen.
Diese Verbindung zwischen sinnlich-konkreter Erfahrung und abstraktem Denken zeigt sich im künstlerischen Werk Pablo Picassos, insbesondere in seiner Lithografienserie "Der Stier". In ihr wird der Stier in mehreren Stufen von einer realistisch-detailreichen Darstellung zu einer extrem reduzierten, beinahe ikonischen Form abstrahiert. Jede Darstellungsebene erzeugt eine neue Perspektive auf das Tier. Einmal erscheint es als körperlich-präsentes Wesen, ein andermal als archetypisches Symbol.
Ebenso veranschaulicht Heinrich Zilles "Kindergruppe", wie aus der konkreten Wahrnehmung einzelner Kinder durch Abstraktion die Idee einer sozialen Gruppe entsteht. In beiden Fällen verändert sich mit der Abstraktion auch die Perspektive, wodurch auch neue Bedeutungen im räumlich-sozialen Kontext sichtbar werden.
Diese Mechanismen finden sich nicht nur in Kunst und Theorie, sondern auch in unserem Alltagsverständnis. Begriffe wie Energie, Wirkung und Information stehen exemplarisch für ein abgestuftes Abstraktionssystem. Energie lässt sich nicht direkt sinnlich erfassen, sondern erschließt sich über ihre Wirkungen. Diese Wirkungen sind beobachtbar und messbar. Information stellt eine noch höhere Ebene dar, auf der Bedeutung und Interpretation ins Spiel kommen. Jede dieser Ebenen bringt eigene Perspektiven hervor, mit denen wir Phänomene wie Bewegung, Kommunikation oder Veränderung deuten. Sie sind jeweils situiert im Raum und verortet in der Zeit.
Der Kontrast zwischen wissenschaftlicher und alltäglicher Erkenntnis zeigt besonders deutlich, wie unterschiedlich Abstraktionsebenen und deren Perspektiven beschaffen sein können. Wissenschaftliches Denken operiert analytisch, reduktionistisch und systemorientiert. Es bedient sich hochgradig abstrakter Begriffe und Modelle, die eine distanzierte, objektivierbare Perspektive ermöglichen. Emotionale, kontextuelle oder einzigartige Anteile werden dabei ausgeblendet, um systematische Konsistenz und Vorhersagbarkeit zu gewährleisten. Raum wird dabei oft als idealisierte, homogene Koordinate verstanden, Zeit als messbare Größe. Alltagserfahrung dagegen konstituiert Raum relational, als Ort, als Nähe, als Orientierung. Zeit erscheint als gelebte Dauer, als Rhythmus des Handelns.
Im Gegensatz dazu beruht das Alltagsverständnis auf einer synergetischen Integration verschiedenster Abstraktionsebenen. Hier werden sinnliche Wahrnehmung, emotionale Resonanz, soziale Erfahrung und sprachliche Deutung in einem unbewussten, intuitiven Zusammenspiel miteinander verknüpft. Diese Form des Denkens erzeugt eine Perspektive, die situativ, anschlussfähig und lebenspraktisch orientiert ist. Auch wenn sie weniger systematisch erscheint, operiert sie mit hoher Komplexität, allerdings in anderer Form als die Wissenschaft.

Dabei wird häufig übersehen, dass wir selbst in unserem alltäglichen Weltzugang bereits eine synergetische Struktur realisieren. Wenn wir beispielsweise eine Person in einem Gespräch einschätzen, verknüpfen wir automatisch verbale Aussagen mit Körpersprache, Tonfall, situativem Kontext und eigenen Erfahrungen. Diese Synthese verschiedenster Abstraktionsebenen erzeugt eine differenzierte Perspektive, die uns handlungsfähig macht, auch wenn sie sich nur schwer formalisieren lässt. Auch hier greifen wir auf ein implizites System von Raum und Zeit zurück. So etwa durch das Spüren von Nähe oder Distanz, durch die Einschätzung von Pausen, Tempo oder Dauer eines Gesprächs.
Diese Vielfalt an Perspektiven, die aus unterschiedlichen Abstraktionsebenen hervorgeht, macht deutlich, dass Verstehen niemals nur im Einzelnen, sondern stets im Bezug auf ein größeres Ganzes geschieht. Ob in der Kunst, in der Alltagserfahrung oder im wissenschaftlichen Denken, Bedeutung entsteht nicht isoliert, sondern im Rahmen von Strukturen, die das Einzelne erst einordnen und interpretieren lassen.
Damit ein Element, ein Zeichen oder ein Phänomen überhaupt als bedeutsam erscheinen kann, muss es in eine übergeordnete Ordnung eingebettet sein. Es braucht einen Zusammenhang, in dem es Sinn erhält, eine Perspektive, aus der heraus es gedeutet werden kann. Diese übergeordneten Strukturen sind je nach Kontext unterschiedlich benannt, als System, Rahmen, Kontext, Bewusstsein oder Symbolstruktur. Doch sie erfüllen stets dieselbe Funktion: Sie schaffen die Voraussetzung dafür, dass Bedeutung entstehen kann.
Was als „übergeordnete Bezugsebene“ bezeichnet wird, trägt in verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Namen. In der Systemtheorie (Luhmann) ist es das System selbst, das Sinn erzeugt, aus seiner eigenen Perspektive. In der Semiotik (Peirce) wird ein Zeichen nur verständlich im Rahmen des Zeichendreiecks: Zeichen, Objekt, Interpretant. In der Hermeneutik und Sprachphilosophie entsteht Bedeutung im Kontext. Ein Zeichen oder Symbol erhält Sinn nur aus dem Ganzen, in dem es eingebettet ist. Ohne diesen Kontext bleibt es leer oder beliebig.
Wenn ein System einem Element Bedeutung zuweist, ist damit immer eine übergeordnete Bezugsebene impliziert, sei es eine Struktur, ein Kontext, ein Regelwerk, ein Sinnhorizont, ein Interpretationsrahmen oder eine Bewusstseinsebene.
Die Vorstellung, dass Bedeutung nur durch eine übergeordnete Bewusstseinsebene oder -perspektive entstehen kann, findet sich in vielen philosophischen Traditionen, unter anderem bei Kant, Husserl und Luhmann. Erst im Bewusstsein entsteht eine Perspektive, die Wahrnehmungen, Gedanken oder Zeichen mit Bedeutung versieht. Ohne ein interpretierendes, kontextualisierendes Bewusstsein wären Phänomene bloße Reize oder Zustände, aber keine Bedeutungsträger.
Bedeutung entsteht, wenn ein Bewusstsein etwas in Beziehung setzt, es beschreibt, einordnet und auf diese Weise Sinn stiftet. Bedeutung ist daher keine Eigenschaft der Dinge, sondern eine Leistung des Bewusstseins. Sie entsteht nicht aus dem "Was" eines Elements, sondern aus dem "Wie" seiner Einbettung in ein größeres Ganzes. Bewusstsein erzeugt einen Raum, in dem Elemente nicht isoliert, sondern relational erscheinen.

Bewusstsein ist der Möglichkeitsraum von Erfahrung.
Verstand ist das Werkzeug, das darin analysiert.

Bewusstsein ist dabei nicht selbst sichtbar, sondern wirkt als strukturierende Kraft[86]. Es ist nicht „in den Dingen“ enthalten, sondern die Bedingung dafür, dass Dinge erscheinen, Beziehungen entstehen und Bedeutungen erfahrbar werden. Bewusstsein ist kein Objekt unter Objekten,

[86] Raum – strukturierende Kraft. Der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn man Bewusstsein nicht als Ding, sondern als Prozess oder Funktion versteht. Bewusstsein ist nicht ein statischer Raum, sondern ein dynamisches Feld, in dem Erscheinungen möglich werden und in dem diese Erscheinungen zugleich geordnet, bewertet und mit Sinn versehen werden.

keine Einheit unter Einheiten, sondern das Medium, in dem Erfahrung überhaupt erst möglich wird. Es ist:

- nicht das Gesehene, sondern das Sehen selbst,
- nicht das Gesagte, sondern das Verstehen,
- nicht die Struktur, sondern das Strukturierende.

In diesem Sinn ist Bewusstsein in allen Elementen und Relationen wirksam, aber nicht als identifizierbare Entität, sondern als unsichtbare Möglichkeit zur Bedeutung. Es ist: nicht sichtbar, weil es selbst das ist, was sichtbar macht, nicht greifbar, weil es das ist, was alle Greifbarkeit möglich macht, nicht lokalisiert, weil es das Feld ist, in dem Lokalisierung geschieht.
Bewusstsein ist somit eine implizite Dimension, keine Erscheinung im Raum-Zeit-Gefüge, sondern die Voraussetzung dafür, dass Raum, Zeit und Objektivität überhaupt erfahrbar werden. Es ist nicht Objekt, sondern Ermöglichung von Erfahrung, Bedeutung und Struktur.
Dabei handelt es sich beim Begriff des Bewusstseins nicht um eine objektive Wahrheit, sondern um ein Denkmodell – eine Fiktion im philosophischen Sinn. Alles, was wir über Bewusstsein, implizite Dimensionen oder übergeordnete Strukturen sagen, ist Modell, nicht Wirklichkeit. Diese Modelle sind nicht falsch, aber sie sind nicht Realität selbst, sondern Hilfsmittel, um das Gegebene erfahrbar und beschreibbar zu machen.
Kant hat das grundlegend formuliert:

"Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind."
Und: "Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie wir sind."

Auch mystische Systeme, meditative Techniken oder esoterische Weltbilder ermöglichen keine objektiven Beschreibungen einer transzendenten Wirklichkeit. Sie sind methodische Fiktionen, symbolische Deutungsrahmen und persönliche Erfahrungsarchitekturen, die Bewusstseinszustände strukturieren, provozieren oder ermöglichen.
Meditation, Mystik und Esoterik sind ebenso wie philosophische Abstraktionen Denkmodelle, die helfen, Bewusstseinsräume zu strukturieren und erfahrbar zu machen. Sie sind nicht falsch, aber auch nicht objektiv wahr. Sie sind poetische Werkzeuge und symbolische Kartografien des Inneren, die es ermöglichen, neue Formen von Wirklichkeit zu erleben. Sie können keinen Anspruch auf Letztgültigkeit erheben.
Der Begriff der Perspektive beschreibt diese Formen des Erlebens am deutlichsten. Eine Perspektive ist keine Beschreibung der Welt, sondern eine Weise, wie die Welt einem Beobachter erscheint. Sie ist relativ, abhängig vom Standpunkt des Individuums, und nie absolut wahr. Perspektiven eröffnen Erfahrungsräume, deuten das Gegebene neu, ohne einen Blick auf die "Welt an sich" für sich zu beanspruchen.
Meditation, mystische Erfahrung oder esoterische Praxis verändern nicht die Welt selbst, sondern die Perspektive, aus der Welt, Selbst, Zeit, Bedeutung oder Stille erscheinen. Die dadurch erlebte "neue Dimension" ist kein objektiver Raum, sondern ein Denkmodell. Es ist ein Instrument des Verstandes, das der Erfahrung Form, Deutung und Struktur gibt.
Das Neue der Erfahrung zeigt sich nur im Moment ihrer Entstehung. Erst danach beginnt der Verstand, sie zu ordnen, zu deuten und zu benennen. Das Neue lässt sich nicht als Inhalt festhalten, es zeigt sich nur im lebendigen Moment des Erlebens. Was als "neu" erscheint, entsteht in der unmittelbaren Begegnung, nicht im Nachklang. Viele glauben, man könne das Neue festhalten oder wiederholen, aber in Wahrheit ist es ein Prozess, kein Besitz. Es ist nicht das, was später beschrieben wird, sondern der Moment selbst, in dem die Erfahrung geschieht.
Zustände mögen sich wiederholen, doch die Frische des Moments bleibt unverfügbar. Sobald man darüber nachdenkt, beginnt der Verstand, das Erlebte zu formen. Die Erfahrung wird zur rekonstruierten, in Denken übersetzten Perspektive.
Vergisst man, dass es sich dabei nur um Denkmodelle handelt, wird aus Perspektive ein Dogma. Aus der inneren Erfahrung wird ein kosmologisches System. Aus dem Instrument wird eine

Identifikation. Man glaubt dann nicht mehr "Ich habe eine Erfahrung gemacht", sondern "Ich bin Licht" oder "Ich bin reines Bewusstsein", nicht als poetisches Bild, sondern als Behauptung über die Wirklichkeit.
Diese Gefahr zeigt sich besonders dort, wo mathematisch strukturierte Modelle auf transzendente Bereiche übertragen werden. Was als symbolisches Denkwerkzeug begann, wird dann zur vermeintlichen Abbildung einer höheren Wirklichkeit erhoben. Aus der abstrakten Struktur wird ein esoterisches Erklärungssystem, aus einer methodischen Setzung eine absolute Behauptung.
Die Unterscheidung zwischen Abstraktionsebene und Perspektive ist zentral für das Verständnis dessen, was in diesem Text entfaltet wurde. Abstraktion ist nicht bloß ein vestandesmäßiger Prozess, sondern eine grundlegende Weise, wie Wirklichkeit erschlossen wird. Sie ermöglicht, sich vom bloß Gegebenen zu lösen und Bedeutungsräume zu erzeugen, in denen Erfahrung, Denken und Deutung möglich werden. Perspektive ist der Ausdruck dieses Prozesses. Sie ist nicht einfach der Blick auf etwas, sondern die Art, wie sich etwas innerhalb einer bestimmten symbolischen, begrifflichen oder emotionalen Ordnung zeigt.
Jede Abstraktionsebene erzeugt eine spezifische Struktur von Welt. Sie bestimmt, was als wesentlich erscheint, welche Relationen sichtbar werden und wie ein Phänomen verstanden werden kann. Perspektiven entstehen innerhalb dieser Ordnungen, machen sie erfahrbar und prägen unser Denken, Fühlen und Handeln. Insofern sind Perspektiven keine freien Sichtweisen, sondern gebundene Erscheinungen. Sie sind stets abhängig von den symbolischenn Rahmenbedingungen, die ihnen zugrunde liegen.
Gerade in Bereichen wie Meditation, Mystik oder esoterischer Praxis wird oft übersehen, dass auch dort mit Denkmodellen gearbeitet wird. Was als „höhere Ebene“, „transzendentes Erleben“ oder „kosmisches Bewusstsein“ erscheint, ist nicht die Welt selbst, sondern eine bestimmte Perspektive auf sie. Diese Perspektive wird als real empfunden. Sie wird erlebt, durchdrungen, gespürt, aber sie ist immer eingebettet in ein konstruiertes Ordnungsmodell, das persönlich geprägt ist. Sie ist das Resultat einer Abstraktion, die eine neue Erfahrungsstruktur möglich macht. Wird das übersehen, verwandelt sich die Erfahrung selbst in ein Dogma: Was einst lebendig war, wird zur Lehre, zur Wahrheit, zur Weltanschauung.
Das gilt nicht nur für spirituelle Systeme, sondern ebenso für wissenschaftliche, philosophische und alltägliche Sichtweisen. Jede Perspektive ist Ausdruck eines Möglichkeitsraumes, den das Bewusstsein durch Abstraktion erschlossen hat. Die Welt erscheint nicht „an sich“, sondern immer in einem bestimmten Licht, durch einen bestimmten Filter, innerhalb eines bestimmten Rahmens. Dieses Licht ist das Bewusstsein selbst, das nicht gesehen wird, sondern das Sehen ermöglicht. Es ist nicht Objekt, sondern Bedingung der Möglichkeit, dass etwas als Objekt erscheinen kann.
Deshalb ist es entscheidend, sich nicht mit einer Perspektive zu identifizieren, sondern ihre Struktur zu durchschauen. Was wir als Welt erleben, ist das Ergebnis eines fortlaufenden Wechselspiels zwischen Abstraktion und Perspektive. Nur wenn wir erkennen, dass auch das Konkreteste immer schon das Ergebnis einer Deutung ist, können wir lernen, mit Offenheit und Beweglichkeit auf die Vielfalt des Wirklichen zu antworten.
So verstanden ist Bewusstsein jene Abstraktionsebene, die den Rahmen bildet, in dem Perspektive überhaupt erst möglich wird. Perspektive ist keine feste Position, sondern eine Bewegung im Bewusstsein. Sie zeigt nicht, was die Welt ist, sondern wie sie erscheinen kann. Ihre Aufgabe ist nicht, Wahrheit zu behaupten, sondern Bedeutung über Beziehungen zu eröffnen. Denken wird damit nicht als abgeschlossener Vorgang verstanden, sondern als offener Raum. Es ist ein Werden, in dem neue Ordnungen, neue Bedeutungen und neue Formen von Wirklichkeit entstehen können.

43. Abstrakte Einheiten (Symbole) und Inhalt

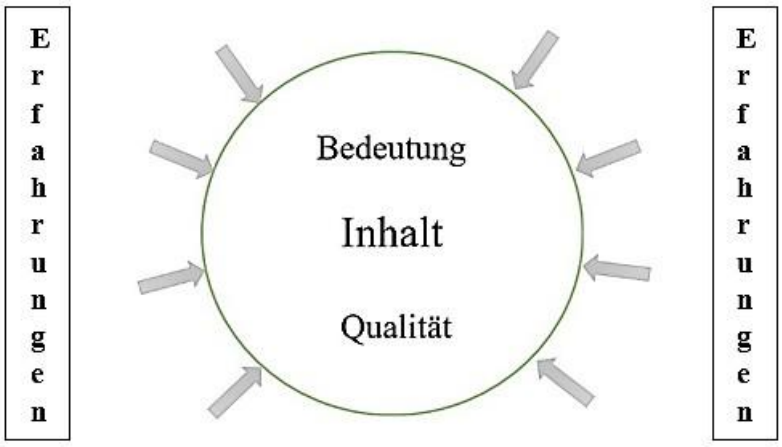
Wenn wir eine Fischsuppe bestellen, wissen wir noch nicht was drin ist.

Wenn jemand den Vornamen Petra sagt, kennt er nur seine Interpretation.

Selbst wenn Petra mir gegenübergestanden hat, war sie in jedem Moment eine andere.

Unsere Begriffe und Wahrnehmungen suggerieren feste Identität oder Klarheit, obwohl sie immer auf lückenhaften, situationsabhängigen und persönlichen Konstruktionen beruhen.
Wir erfassen und beschreiben die Welt durch sprachliche Einheiten, die als Abstrakta fungieren. Diese Abstrakta, ob „konkret" oder abstrakt, sind jedoch keine neutralen Abbilder der Realität, sondern inhaltlich konstruierte Zusammenstellungen, die sowohl individuell als auch kollektiv geschaffen werden. Sie dienen dazu, unsere Wahrnehmungen und Erkenntnisse zu strukturieren und in Kommunikation zu übersetzen.
Eine grundlegende Voraussetzung für das Verständnis der Welt ist, dass jeder Mensch eine eigene, innere „Sprache der Einheiten" entwickelt. Das bedeutet, dass allgemeine Abstrakta mit persönlichen Bedeutungen gefüllt werden, die aus individuellen Erfahrungen und Überzeugungen resultieren. Dadurch ist jede Beschreibung der Welt von persönlicher, individueller Interpretation geprägt. Gleichzeitig steht diese individuelle Bedeutungszuweisung in einem kontinuierlichen Wechselspiel mit der Umwelt und der Interaktion mit anderen Menschen. Durch diesen Austausch werden individuelle Bedeutungen hinterfragt, angepasst und weiterentwickelt.
Für eine effektive Kommunikation ist es notwendig, dass sich individuelle Bedeutungen zumindest teilweise an kollektive Bedeutungen annähern. Auf sozialer Ebene besitzen Abstrakta kulturell oder gesellschaftlich geprägte Bedeutungen, die eine gemeinsame, verständliche Wirklichkeit schaffen. Diese kollektive Ebene bildet die Grundlage für den Austausch und die Verständigung zwischen Menschen.
Abstrakta sind daher nicht bloße Symbole. Sie vermitteln zwischen der individuellen Interpretation der Welt, die durch persönliche Erfahrungen geformt wird, und der kollektiven Sichtweise, die Ergebnis eines kollektiven Durchsetzungsprozesses ist. Dieses Zusammenspiel beider Ebenen, der individuellen und der kollektiven, beeinflusst unser Weltverständnis und die Form, wie wir sie beschreiben. Durch den ständigen Dialog zwischen persönlichen und sozialen Bedeutungen entsteht eine dynamische Wechselwirkung, die sowohl individuelle als auch kollektive Perspektiven prägt.

Obwohl eine gemeinsame Grundlage für Verständigung existiert,
prägt die individuelle Perspektive, wie jeder Mensch die Welt wahrnimmt und erlebt.



Denn:
Damit etwas als Einheit beschrieben und verstanden werden kann, ist eine persönliche Auswahl, Zuordnung und Integration von Informationen erforderlich.

Trotz der Bedeutung kollektiver Definitionen für die Kommunikation bleibt die individuelle Verarbeitung zentral. Jeder Mensch interpretiert die Welt durch die Brille seiner eigenen Erfahrungen, Überzeugungen und inneren Muster. Auch wenn kollektive Bedeutungen eine gemeinsame Grundlage schaffen, bestimmt letztlich die individuelle Verarbeitung, wie diese Bedeutungen verstanden und angewendet werden.
Über Auswahl[87] von Informationen (Daten) gestalten wir den Inhalt einer Einheit und damit sein Inneres. Dabei gestalten wir die Abstrakta zum Verstehen in höchst unterschiedlicher Weise bzw. drücken es in verschiedenen Sprachen[88] aus.

Worte, Sätze, Narrative usw. sind Einheiten der sprachlichen[89] Gestaltung.
Noten, musikalischen Abschnitt, Melodien usw. sind Einheiten der musikalischen Gestaltung.
Zahlen, Zeichen, Gleichungen usw. sind Einheiten der mathematischen Gestaltung.
Über Empfindungen[90] werden Erfahrungen gestaltet.

Diese Einheiten fungieren als Bausteine verschiedener Systeme[91], deren Inhalte verbal, musikalisch, mathematisch oder emotional gestaltet sind oder gestaltet werden. Durch ihre Kombination und gezielte Modifikation entstehen komplexe Strukturen, sei es in Sprache, Musik, Wissenschaft oder Emotionen, die jeweils ein spezifisches Verständnis innerhalb ihres Ausdrucksbereichs ermöglichen.
Für Worte in der sprachlichen Gestaltung heißt das beispielsweise:

Das Wort „Petra“ ist eine abstrakte Einheit und bezeichnet nicht Petra selbst.
(Das Wort „Petra“ repräsentiert für mich jedoch das Erlebnis vieler einzelner Momente, die ich mit ihr erleben durfte – nicht das Wort selbst.)

Auch das Wort „Ich“ steht nicht für ein konkretes Ich, sondern ist ein Abstraktum.
(Das „Ich“ ist Repräsentant eigener Erfahrungen – nicht das Wort selbst.)

Das Wort „Zeus“ bezeichnet keinen real existierenden Gott, sondern eine von mir entwickelte Einheit.
(„Zeus“ setzt sich aus den persönlichen Beziehungen zusammen, die ich zu ihm aufgebaut habe – nicht aus dem Wort selbst.)

Die Fähigkeit, die Qualität von Worten zu erfassen, ist nicht direkt in den Worten selbst enthalten, sondern setzt eine bestimmte persönliche Denkleistung und Zuordnung voraus. Diese Trennung beschreibt Heidegger am Beispiel des „Mathematischen“:

> „Dadurch, dass das Mathematische den Charakter der Vorwegnahme hat, wird deutlich, inwiefern die Zahlen zum Mathematischen gehören. So kann die Möglichkeit der Aussage, dass in der Schale drei Äpfel zu sehen sind, nicht den Dingen selbst, entnommen werden. Zum Zählen von Gegenständen ist die Möglichkeit des

[87] also die Reduktion von Komplexität
[88] Sprache im allgemeinen Sinne = Ausdrucksweise
[89] Sprache im engeren Sinne
[90] Ich werde das Ergebnis später Emotionen nennen. Sie sind Grundlage der Erfahrungsgestaltung. Emotionen sind nach meiner Vorstellung Beziehungseinheiten oder auch Beziehungsenergien. Empfindungen (Emotionen) liefern die Rohdaten, aus denen wir durch innere Verarbeitung unsere persönlichen Erfahrungen formen.
[91] übergeordnete Einheiten z.B. Sprachsystem, musikalisches System, mathematisches System oder Erfahrungen. Aber auch die untergeordnete Einheit ist ein System z.B. Wort, Note, ...

quantitativen Urteilens bereits vorauszusetzen. An den Gegenständen kann der Zahlbegriff nicht abgelesen werden.“ Martin Heidegger [92]

Heidegger verdeutlicht, dass Zahlen nicht unmittelbar aus den Dingen selbst abgeleitet werden können, sondern dass mathematisches Denken eine eigenständige Struktur besitzt, die über die bloße Wahrnehmung hinausgeht. Ähnlich lässt sich argumentieren, dass auch der Name „Zeus“ nicht direkt aus einer realen Götterwelt stammt, sondern ein Konstrukt des menschlichen Verstandes ist. Er entsteht durch einen Denkprozess, der sowohl auf Erfahrungen mit der physischen Welt basiert als auch Vorstellungskraft und Abstraktionsfähigkeit erfordert. Diese Fähigkeit zur Abstraktion zeigt sich nicht nur in der Entwicklung mathematisch beschriebener Zusammenhänge, sondern auch in der Schöpfung mythologischer Figuren.
Mit anderen Worten: Die Fähigkeit, Quantitäten zu erfassen, ist keine Eigenschaft der Dinge selbst, sondern beruht auf einer Denkstrukturvorgabe, die bereits mathematische Ordnungsmöglichkeiten voraussetzt. Mathematik ist somit keine Beschreibung sinnlich gegebener Inhalte, sondern eine abstrakte Strukturvorgabe, die unabhängig vom Inhalt operiert.
Mathematisches Denken ermöglicht es, über unmittelbare sinnliche Erfahrungen hinauszugehen und formale, quantitative Denkwege zu eröffnen. Diese Einsicht unterstreicht die Eigenständigkeit der Mathematik. Sie liefert keine inhaltlichen Aussagen über die Welt, sondern stellt strukturelle Ordnungsformen bereit, mit deren Hilfe Ereignisse beschrieben, analysiert und verglichen werden können.
Erst durch die Anwendung der mathematischen Strukturvorgaben auf konkrete Inhalte, etwa in der Physik, den Sozialwissenschaften oder der Technik, entfaltet Mathematik ihr Potenzial als erkenntnisformendes Instrument.
In diesem Sinne ist Mathematik nicht nur ein methodisches Werkzeug, sondern eine universelle Sprache, die es ermöglicht, komplexe Zusammenhänge durch präzise Strukturierungsvorgaben sichtbar, analysierbar und verständlich zu machen.
Analog dazu funktioniert auch die Sprache als eigenständiges System, das unser Denken formt und lenkt. Ihre Struktur, Regeln und Begriffe bestimmen und begrenzen, wie wir Ideen formulieren, ausdrücken und verstehen. Durch Sprache sind wir in der Lage, auf abstrakter Ebene Zusammenhänge zu beschreiben, die über die bloße Wahrnehmung hinausgehen. Diese Fähigkeit beruht auf einer spezifischen Denkstruktur, die unser Verstehen und Kommunizieren prägt.
Sowohl Sprache als auch Mathematik sind somit eigenständige Systeme, die uns unterschiedliche Zugänge zur Welt ermöglichen. Die Sprache erlaubt es, komplexe Gedanken in Worte zu fassen und zu kommunizieren, während die Mathematik präzise Strukturen zur Beschreibung quantitativer Beziehungen und Muster liefert. Beide Systeme beruhen auf der Fähigkeit zur Abstraktion und eröffnen uns spezifische Perspektiven auf die Wirklichkeit. Diese Perspektive verdeutlicht, dass das Erfassen der Welt nicht allein auf unmittelbarer Wahrnehmung beruht, sondern auch durch die formenden Systeme von Sprache, Mathematik und die Methode der inneren Verarbeitung beeinflusst wird. Sie alle eröffnen uns spezifische Zugänge zum Gegebenen und ermöglichen es uns, die Welt nicht nur wahrzunehmen, sondern sie aktiv zu deuten und zu gestalten.

Dabei ist die Verwendung von Einheiten zentral für die quantitative Verarbeitung sowohl in der Mathematik, der Sprache und der inneren Verarbeitung (Privatsprache).

[92] Martin Heideggers, Die Frage nach dem Ding, Tübingen 1987, S. 57

Sprache schafft den inhaltlichen Rahmen, in dem wir uns verständigen, während Mathematik die Struktur und Präzision bietet, um komplexe Zusammenhänge zu analysieren und Vorhersagen zu treffen. Die innere Sprache wiederum verbindet diese Dimensionen, indem sie Eindrücke emotional verarbeitet und unsere Gedanken strukturiert und das individuelle Verständnis von Welt und Gegebenem formt. Zusammen ermöglichen diese Systeme ein umfassenderes Verständnis der Welt, indem sie als komplementäre Instrumente unser Denken und unsere Erkenntniswege formen bzw. festlegen. In diesem Zusammenhang erklärt Nietzsche:

„Wir haben „Einheiten" nöthig, um rechnen zu können..."

dieser Gedanke gilt nicht nur für Zahlen, sondern auch für sprachliche Einheiten sowie unseres inneren Verständnisses. So erhält das Wort „Petra", ebenso wie „Ich" oder „Zeus", seinen Sinn nicht durch eine unmittelbare Verbindung zu einer bestimmten Person oder Entität, sondern innerhalb eines sprachlichen Systems. Namen sind keine direkten Repräsentationen, sondern beruhen auf sprachlichen Konventionen und der Fähigkeit zur Abstraktion.
Dies betrifft nicht nur die äußere Sprache, sondern auch unsere innere Sprache, auf der wir unser eigenes Erleben reflektieren und die Welt für uns selbst strukturieren. Die Verwendung eines Namens wie „Petra" zur Bezeichnung einer Person setzt nicht nur voraus, dass wir die sprachlichen Strukturen verstehen, sondern auch, dass wir uns selbst in einer Welt von Bedeutungen verorten können. Der Name „Petra" ist nicht einfach aus der Person selbst abgeleitet, sondern Teil eines symbolischen Systems, das sowohl unsere Kommunikation mit anderen als auch unsere innere Selbstverortung darstellt.
Unsere innere Sprache funktioniert dabei ähnlich wie die äußere Sprache: Sie ist kein bloßer Spiegel der Realität, sondern eine Form der Verarbeitung, die unsere Wahrnehmung strukturiert und Bedeutungen erzeugt. Indem wir Einheiten verwenden, ordnen wir nicht nur die äußere Welt, sondern auch unser eigenes Denken und Erleben. Selbst das „Ich", das wir in unserem inneren Monolog verwenden, ist nicht einfach eine gegebene Entität, sondern eine innersprachliche Konstruktion, die unser Selbstverständnis formt.
Daraus folgt, dass sowohl unser persönliches als auch unser allgemeines Sprachverständnis nicht nur auf dem unmittelbar Gegebenen beruht, sondern Ausdruck unserer individuellen und sozialen Beziehung zur Welt ist. Sprache, sowohl in ihrer äußeren als auch in ihrer inneren Form, ist nicht nur ein Mittel zur Bezeichnung, sondern auch eine Voraussetzung für unser Denken und Verstehen. Unsere Welt erschließt sich uns nicht einfach durch Wahrnehmung, sondern durch die Systeme, mit denen wir sie erfassen, interpretieren und mit ihr umgehen.
Für unser persönliches und allgemeines Sprachverständnis trifft das Gleiche zu wie Werner Heisenbergs (1955) zu den Erkenntnissen der Naturwissenschaften feststellte:

„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur".

Jedes Wort erhält durch unsere persönlichen Erfahrungen, Emotionen und Perspektiven eine individuelle Bedeutung, die über die rein linguistische Funktion hinausgeht und unsere Beziehung zur Welt charakterisiert.
Die Idee, dass unser Sprachverständnis unsere Beziehung zur Welt widerspiegelt, ist eng mit der Vorstellung verbunden, dass Sprache nicht nur ein Werkzeug zur Beschreibung des Gegebenen ist, sondern auch ein Mittel (Methode)zur Konstruktion und Interpretation dieses Gegebenen. Dies steht im Einklang mit der von Heisenberg formulierten Erkenntnis, dass unser Bild von der Natur (und auch von Sprache) durch unsere eigene Perspektive gefiltert wird.

Sprachfähigkeit und unser Verständnis von Sprache sind sowohl durch persönliche als auch durch soziale Faktoren beeinflusst. Sprache ist demnach nicht nur ein statisches System von Zeichen und Regeln, sondern ein dynamisches System, das tief in unserem persönlichen Erleben und in unseren sozialen Interaktionen verwurzelt ist.
Diese individuellen Bedeutungen spiegeln unsere einzigartigen Beziehungen zur Welt wider und prägen, wie wir die Welt verstehen und interpretieren. Auf diese Weise wird Sprache zu einem Mittel, um unsere persönliche Wahrnehmung und Erfahrung der Welt auszudrücken und zu kommunizieren.
Persönliche Bedeutungen sind individuell geprägt und einzigartig. Was für eine Person eine tiefe emotionale Verbindung repräsentiert, kann für eine andere weniger bedeutsam sein. Dies kann zu Missverständnissen führen, wenn wir versuchen, unsere persönlichen Bedeutungen anderen zu vermitteln. Selbst wenn wir sie klar ausdrücken, werden andere Menschen sie wahrscheinlich anders interpretieren, basierend auf ihren eigenen Erfahrungen und Perspektiven.
Um sowohl mit anderen als auch mit uns selbst Bedeutung zu schaffen, benötigen wir Abstraktionen statt einmaliger Einheiten, da sie es uns ermöglichen, komplexe Erfahrungen zu generalisieren, Muster zu erkennen und allgemeine Prinzipien abzuleiten. Muster, die wir wiedererkennen, wie etwa Gerald Edelmans momentbezogene „Repräsentationsgruppen“ – helfen uns dabei, Bedeutungen über die Zeit hinweg zu stabilisieren und sie für Kommunikation und Denken nutzbar zu machen.
Indem wir abstrakte Einheiten verwenden, können wir unser eigenes Verständnis vertiefen und Zusammenhänge zwischen verschiedenen Erfahrungen erkennen.

Worte sind Abstraktionen, die durch das Individuum und die Gemeinschaft mit Bedeutung gefüllt und zu Mustern, Symbolen oder Empfindungen werden.

Die Auswahl von Inhalten spielt eine entscheidende Rolle bei der Festlegung von Einheiten und bei der Fähigkeit, neu auftretende Einheiten zu erkennen und zu verstehen. Über einen Auswahlprozess fixieren wir Einheiten, bestimmen sie aufgrund von Eigenschaften, Merkmalen oder Empfindungen, um sie als Einheiten zuzuordnen und miteinander zu verknüpfen.

Die Bedeutung und Qualität einer Einheit
ergeben sich aus ihrer Einordnung in ein übergeordnetes System.

Fig. 251. - Les astrologues. Figure du XVI siècle, attribuée à Holbein.

Petrarcameister – Sterndeuter 1532

Wenn wir beispielsweise einen Stern am Himmel beobachten, verwenden wir Merkmale wie Helligkeit, Farbe, Position und Bewegung zur Identifikation. Durch die Zuordnung dieser Merkmale zur abstrakten Einheit „Stern“ erkennen wir ihn als solchen.
Diese Kategorisierung basiert auf der Festschreibung von Bedeutungen und Qualitäten. Dabei werden Inhalte in einem bestimmten Rahmen fixiert, wodurch die emotionalen und qualitativen Aspekte, die mit diesen Inhalten und Beziehungen verbunden sind, in persönliche Vorstellungen eingebettet werden. Allerdings begrenzen solche Festschreibungen die Flexibilität der Interpretation und erschweren ein dynamisches Verständnis von Bedeutung.
Jedes Wort fungiert als abstrakte Einheit und als Baustein für unser Verständnis, unsere Kommunikation und die Gestaltung der Welt. Es trägt einen bestimmten Gehalt, der festgelegte Bedeutungen und Qualitäten repräsentiert. Da unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Welt von der Art und Weise beeinflusst werden, wie wir diese Einheiten formen und deren Bedeutungen bestimmen, ist es entscheidend, die Balance zwischen notwendiger Stabilität und interpretativer Offenheit zu wahren.

Indem wir abstrakten Einheiten feste Inhalte zuweisen, entstehen daraus Muster, Symbole oder Empfindungskonstellationen.

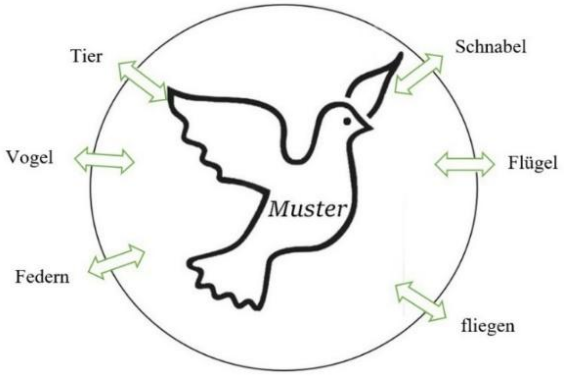
Aus abstrakten Einheiten, wie zum Beispiel Wörtern, die feste Inhalte tragen, entstehen Muster, Symbole oder Empfindungskonstellationen. Diese bestimmen, repräsentieren und beschreiben maßgeblich Bedeutungen und Qualitäten. Die Worte „Petra“, „Ich“ und „Zeus“ haben beispielsweise für verschiedene Menschen unterschiedliche Inhalte und emotionale Qualitäten, die auf ihren persönlichen Erfahrungen und Interpretationen basieren.
Wenn Bedeutungen und Qualitäten festgelegt werden, fixieren sich auch die Eigenschaften der damit verbundenen Inhalte und Beziehungen. Das bedeutet, dass die emotionalen und qualitativen Bezüge, die diese Inhalte und Beziehungen prägen, in bestimmten Rahmenbedingungen verankert werden, wie beispielsweise in individuellen Vorstellungen oder sozialen Konventionen. Diese Festlegungen schränken die Flexibilität der Interpretation und das dynamische Verständnis von Bedeutung ein. Ein ursprünglich offenes Symbol wird dadurch zu einem festen Muster.
Jedes Wort in der Sprache fungiert als abstrakte Einheit und Baustein für unser Verständnis, unsere Kommunikation und unsere Wahrnehmung der Welt. Es trägt einen festgelegten Gehalt, der bestimmte Bedeutungen und Qualitäten repräsentiert und auf diese Weise unsere Denkprozesse sowie die Art und Weise, wie wir die Welt gestalten, beeinflusst.

Inhalt und Qualität der Welt erschließen sich uns durch die Gestaltung der Einheiten, mit denen wir sie erfassen.

Dabei gestalten wir die Qualitäten der Einheiten je nach Ausdrucksform und System. Denn die Einheiten ermöglichen innerhalb eines gegebenen Systems, Informationen zu organisieren, zu verstehen und zu kommunizieren. Sie werden zu grundlegenden Elementen des Verstehens in der Sprache, Mathematik, Kunst, Wissenschaft usw.
Beispielsweise:
Sprache: Wörter und grammatikalische Regeln sind Muster und Symbole, die verwendet werden, um Sätze zu formen, die Bedeutung tragen.
Mathematik: Zahlen und mathematische Symbole wie +, -, ×, ÷, = usw. werden verwendet, um mathematische Operationen durchzuführen und darzustellen.
Kunst: Muster und Symbole werden in verschiedenen Formen der Kunst verwendet, um Emotionen, Ideen und Konzepte auszudrücken. Zum Beispiel verwenden Künstler u.a. Farben, Linien und Formen, um bestimmte Botschaften zu vermitteln.

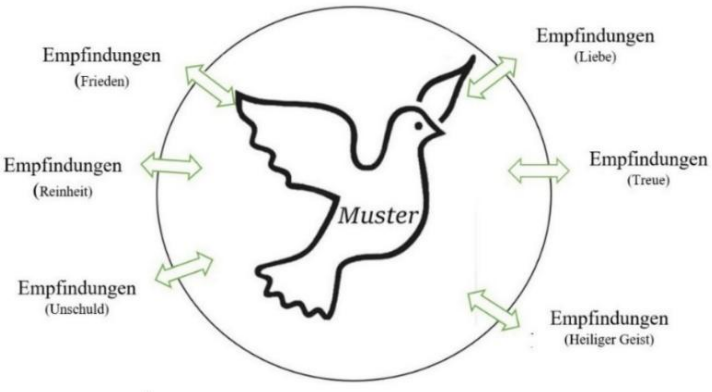
Wissenschaft: In der Wissenschaft werden Muster und Symbole verwendet, um komplexe Informationen zu organisieren und zu repräsentieren. Zum Beispiel werden in der Chemie chemische Symbole verwendet, um Elemente zu identifizieren, und in der Biologie werden Diagramme und Symbole verwendet, um biologische Prozesse darzustellen.

Ein weiterer zentraler Unterschied zwischen Alltags- und Wissenschaftsverständnis in der Qualität der Inhalte ergibt sich aus den unterschiedlichen Qualitäten der Einheiten selbst. An dieser Stelle sollen erst einmal zwei Idealtypen gegenübergestellt werden.



verstandesmäßig geformte Einheiten

Wissenschaftliche Qualitätsbegriffe sind verstandesmäßig definiert und beruhen auf standardisierten, überprüfbaren und messbaren Kriterien. Diese Kriterien werden von der wissenschaftlichen Gemeinschaft entwickelt und beziehen sich auf eindeutig bestimmbare Eigenschaften und Merkmale. Die Bewertung wissenschaftlicher Qualität erfolgt anhand festgelegter Normen wie Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Reproduzierbarkeit und Validität. Diese Normen sind entscheidend für die Glaubwürdigkeit und Akzeptanz von Forschungsergebnissen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Da sie auf intersubjektiv überprüfbaren, systembezogenen Standards beruhen, wird wissenschaftliche Qualität häufig missbräuchlich als objektive Tatsache verstanden.



gefühlsmäßig geformte Einheiten

Die persönliche Beziehung zur „Taube“ als Symbol beruht auf gefühlsmäßigen Empfindungen, die das Individuum mit ihr verbindet.

Im Zentrum der Erfahrung steht eine persönlich empfundene Bezogenheit.

Diese Qualität ist individuell geprägt und entsteht aus persönlichen Wahrnehmungen, Erfahrungen, emotionalen Reaktionen und Präferenzen.

Da sie stark variieren kann und stets situativ sowie kontextabhängig ist, entzieht sie sich einer allgemeingültigen Messung und lässt sich nicht in standardisierte Kriterien überführen. Dennoch versucht man, mithilfe von Umfragen, Bewertungen oder persönlichen Rückmeldungen, solche Eindrücke zumindest näherungsweise zu erfassen.
Diese Verfahren stellen jedoch lediglich verstandesmäßige Hilfskonstruktionen dar, durch die emotionale Qualitäten indirekt erschlossen und in eine quantifizierbare Form überführt werden, ohne ihrer eigentlichen Tiefe und Individualität gerecht werden zu können.
Die gefühlte Qualität und die verstandesmäßig definierte wissenschaftliche Qualität repräsentieren zwei unterschiedliche Formen von Bedeutung, Perspektive und Zielsetzung. Beide sind auf ihre Weise bedeutsam, verfolgen jedoch unterschiedliche Zwecke und finden in verschiedenen Anwendungsbereichen Verwendung.
Im Alltagsverständnis wirken sie oft synergetisch zusammen und ergänzen sich zu einem umfassenderen Bild von Qualität. Im wissenschaftlichen Kontext hingegen richtet sich der Fokus vorrangig auf eine verstandesmäßig geprägte Qualitätsauffassung, die durch formale Kriterien und methodische Vorgaben bestimmt wird und sich meist an quantifizierbaren Maßstäben orientiert.
Abstrakte Einheiten wie sprachliche Begriffe oder Symbole ermöglichen es, komplexe Gedanken, Gefühle und Zusammenhänge auszudrücken und zu kommunizieren, die sich einer unmittelbaren sinnlichen Erfahrung entziehen. Sie erlauben es, über konkrete Einzelerfahrungen hinauszugehen und allgemeine sowie vielschichtige Strukturen gedanklich zu erfassen und vermittelbar zu machen.

Die Fähigkeit, komplexe Gedanken und Gefühle zu erfassen und sprachlich zu artikulieren, setzt den Gebrauch abstrakter Begriffe voraus.

Abstrakte Einheiten sind grundlegend für die Sprache und spielen eine zentrale Rolle bei der Verarbeitung und dem Ausdruck von Erfahrungen, Wahrnehmungen und Gedanken. Der Inhalt diese Einheiten, die wir im Denken, in der Sprache und in der Kommunikation verwenden, sind Produkte unseres Denkens und daher nicht direkt physisch wahrnehmbar, beobachtbar oder greifbar. Er entsteht durch innere Prozesse und sind als Artefakte des Denkens zu verstehen.
In der sprachlichen Darstellung werden diese abstrakten Einheiten vorab gebildet oder formal definiert, um erkannt und verstanden zu werden. Sie sind eingebettet in ein sprachliches System, das durch grammatikalische Regeln und Strukturen geprägt ist. Diese Regeln und Strukturen können entweder extern vorgegeben oder durch soziale Interaktionen ausgehandelt werden. Sie sind entscheidend, um bedeutungsvolle Sätze zu bilden und sicherzustellen, dass die Bedeutung der ausgetauschten Informationen von allen Beteiligten verstanden wird.
Abstrakte Einheiten reflektieren somit die komplexe Wechselwirkung zwischen inneren Prozessen und äußeren sprachlichen Systemen. Für eine effektive externe Kommunikation müssen die inneren Prozesse eines Individuums in den Formen der externen Kommunikation beschrieben werden. Das bedeutet, dass nicht nur die externe Kommunikation den Regeln und Strukturen der abstrakten Einheiten folgt, sondern auch die internen kommunikativen Prozesse eines Individuums in diese externen sprachlichen Formen übersetzt werden müssen, um Verständigung zu ermöglichen. Diese Übersetzung ist notwendig, obwohl die interne Kommunikation oft nach eigenen, vom sprachlichen System unabhängigen Regeln und Strukturen abläuft.
Dadurch entsteht eine Diskrepanz: Die interne Kommunikation folgt ihren eigenen, individuellen Regeln und Strukturen, während die externe Kommunikation sich nach den allgemein akzeptierten sprachlichen und kulturellen Normen richten muss. Diese Diskrepanz macht deutlich, dass die Vermittlung interner Erfahrungen nach außen immer eine Reduktion,

Vereinfachung und möglicherweise eine Verfälschung enthalten muss. Deswegen hat Wittgenstein recht, wenn er zur Privatsprache behauptet:

> „Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein anderer kann diese Sprache also nicht verstehen."
>
> Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. § 243

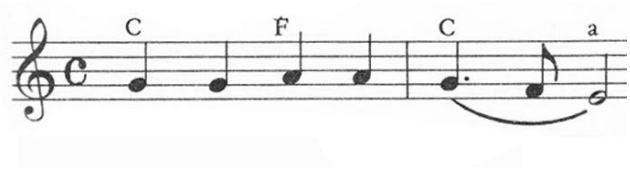
Intern müssen Informationen nur vom Individuum selbst verstanden werden. Daher entwickelt jedes Individuum ein eigenes internes System mit spezifischen Regeln und Strukturen. Abstrakte Einheiten helfen dabei, Empfindungen, die als Ausdrucksformen der internen Kommunikation verstanden werden, zu beschreiben und zu verarbeiten. Wenn jedoch diese internen Empfindungen anderen mitgeteilt werden sollen, müssen sie in eine allgemein verständliche Sprache übersetzt werden. Diese Sprache folgt den Regeln und Strukturen der externen Kommunikation, die durch gemeinsame abstrakte Begriffe und kulturelle Konventionen geprägt sind.
Da andere Menschen keinen direkten Zugang zu den internen Erfahrungen und Gedanken eines Individuums haben, kann die interne Kommunikation, also die Interaktion mit den eigenen Empfindungen, nur indirekt und sprachlich vermittelt werden. Die individuellen internen Strukturen müssen in der externen Kommunikation durch gemeinsame abstrakte Begriffe und Beschreibungen umschrieben und verständlich gemacht werden.

Unser Zugang zur Welt erfolgt sowohl im Denken als auch im Austausch mit anderen stets durch die Strukturierung abstrakter Begriffe und Kategorien.

Externe Kommunikation kann als eine Art Übersetzung verstanden werden, bei der innere Vorstellungen/Erfahrungen in ein externes, kommunizierbares Format übertragen werden. Diese Übertragung erfolgt durch abstrakte Muster, Symbole und Metaphern, die es uns ermöglichen, die individuelle innere Welt einer Person für andere nachvollziehbar zu machen. Jedoch bleibt immer eine Diskrepanz zwischen dem, was intern erlebt und verstanden wird, und dem, was extern kommuniziert werden kann. Diese Diskrepanz verdeutlicht die fundamentale Rolle von abstrakten Einheiten in der Kommunikation, sowohl intern als auch extern. Diese abstrakten Konstrukte sind notwendig, um komplexe Gedanken und Empfindungen zu vermitteln, auch wenn sie die tieferen Nuancen der persönlichen Erfahrung nicht widerspiegeln.
Diese Diskrepanz zeigt sich in der Art und Weise, wie wir die Welt allgemein verstehen und interpretieren, sowohl intern als auch extern. Unsere gewohnte Art, die Welt zu begreifen, basiert auf Vorstellungen, die wir in diskrete Einheiten und Beziehungen unterteilen. Diese Einheiten, wie „Ich" und „Du", „Hier" und „Dort", „Gut" und „Böse", sind tief in unserer Wahrnehmung und in unseren Denkprozessen verankert. Sie strukturieren, wie wir denken, handeln und fühlen. Doch trotz ihrer allgegenwärtigen Präsenz sind diese Vorstellungen nicht die Wirklichkeit selbst. Sie sind Konstrukte, die auf ausgewählten Erfahrungsdaten und deren Transformation beruhen. Die Welt, die wir durch diese Vorstellungen erleben, ist also nicht die „absolute" Realität, sondern eine durch uns konditionierte und abstrahierte Welt.

43.01 Muster und Symbole

Die Verarbeitung und der Ausdruck von Wahrnehmungen, Empfindungen, Erfahrungen und Gedanken beruhen auf abstrakten Einheiten, die zur Vermittlung und zum Verständnis dieser Inhalte dienen. Muster, Symbole und Metaphern spielen dabei eine zentrale Rolle, da sie unterschiedliche Formen der Repräsentation und Bedeutungsvermittlung ermöglichen.
Muster bieten Struktur und Vorhersehbarkeit, indem sie wiederkehrende Elemente und Regularitäten verdeutlichen. Sie haben eine feststehende Bedeutung, die durch ihre interne Struktur bestimmt wird. Ein geometrisches Mosaik beispielsweise erhält seine Bedeutung durch seine spezifische Anordnung und Struktur. In Anlehnung an Gottlob Frege lässt sich sagen, dass die Bedeutung eines Musters in seiner konkreten Beschaffenheit liegt, während sein Sinn in seiner möglichen Interpretation innerhalb eines größeren Kontextes besteht.
Symbole hingegen repräsentieren Bedeutung nicht durch ihre innere Struktur, sondern durch ihre Beziehung zu anderem. Sie verweisen auf externe Inhalte und erhalten ihre Bedeutung innerhalb eines kulturellen oder kommunikativen Systems. Ein Beispiel ist die blaue Blume der Romantik, die als Symbol für Sehnsucht, Liebe und das Streben nach dem Unendlichen verstanden wird. Ihre Bedeutung ergibt sich nicht aus der Blume selbst, sondern aus ihrer Verbindung zu anderen Themen und Motiven innerhalb der romantischen Literatur. Damit soll deutlich werden, dass Symbole variabel und kontextabhängig sind.
Metaphern erklären abstrakte Ideen durch bildhafte Vergleiche. Sie setzen zwei unterschiedliche Einheiten in Beziehung, um eine tiefere Bedeutungsebene zu erschließen. Die blaue Blume dient hier nicht nur als Symbol, sondern auch als Metapher für die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis. Ihre Bedeutung entsteht durch Assoziationen und deren Interpretation im jeweiligen Zusammenhang. Dies entspricht Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung: Während der Sinn einer Metapher durch ihre Beziehungen zu anderen Einheiten entsteht, bleibt ihre konkrete Bedeutung wandelbar.
Diese Unterscheidung zwischen Mustern, Symbolen und Metaphern verdeutlicht auch grundlegende Eigenschaften von Sprache. Sprache vereint zwei zentrale Aspekte: einerseits die strukturelle Regelmäßigkeit von Mustern, die eine geordnete Verständigung ermöglicht, andererseits die symbolische Flexibilität, die tiefere, oft kontextabhängige Bedeutungen transportiert. Sprache ist somit nicht nur durch grammatische und syntaktische Regeln charakterisiert, sondern auch durch die Fähigkeit, über das wörtlich Gesagte hinaus zusätzliche Bedeutungen zu vermitteln.
Als dynamisches System bietet Sprache sowohl eine klare Struktur zur Verständigung als auch symbolische Spielräume für komplexe Bedeutungen. Während Muster Ordnung und Verständlichkeit garantieren, ermöglichen Symbole und Metaphern Interpretationen und Mehrdeutigkeit. Dieses Zusammenspiel ist nicht nur in der Sprache zu beobachten, sondern auch in anderen abstrakten Systemen wie Musik, Mathematik oder Kunst. In all diesen Bereichen existieren festgelegte Strukturen, die Verständigung ermöglichen, während zugleich Raum für kontextabhängige Bedeutungen geschaffen wird.
Letztlich zeigt sich, dass Sprache weit mehr ist als ein bloßes Regelwerk. Sie ist ein flexibles Medium, das Bedeutungen nicht nur durch feste Strukturen vermittelt, sondern auch durch symbolische Verweise und metaphorische Konzepte erweitert. Gerade diese Wechselwirkung zwischen Ordnung und Vieldeutigkeit macht ihre besondere Ausdruckskraft aus.
Die wechselseitige Beziehung zwischen formaler Struktur und inhaltlicher Bedeutung macht Sprache und verwandte Systeme zu vielseitigen und leistungsfähigen Ausdrucksformen, die weit über die bloße Kommunikation hinausreichen.



$$E = mc^2$$

Die Welt der Symbole ist abstrakt.

Abstrakte Einheiten sind in jedem System unterschiedlich, sei es in der mathematischen Beschreibung, in der musikalischen Notation oder in der sprachlichen Ausdrucksform.
In der musikalischen Komposition repräsentieren Notenzeichen nicht nur bloße Klänge, sondern fungieren als abstrakte Einheiten[93], die spezifischen Informationen und Bedeutungen transportieren. Sie geben Tonhöhe, Rhythmus, Dynamik, Artikulation und manchmal auch die Ausdrucksweise vor. Die Noten haben also nicht nur eine hörbare Entsprechung, sondern sind auch abstrakte Symbole, die eine komplexe Reihe von Anweisungen zur Ausführung der Musik vermitteln. Jede Note trägt zur Gesamtheit des musikalischen Werks bei, indem sie im Rahmen eines größeren Systems, z.B. der Komposition, eine Funktion erfüllt. Die Art und Weise, wie diese Noten angeordnet und kombiniert werden, bestimmt die Melodie, Harmonie, den Rhythmus und andere musikalische Eigenschaften. Muster, die sich aus der Kombination dieser Noten ergeben, sind somit ebenso bedeutungsvoll wie sprachliche Muster.
Ein Beispiel hierfür soll Smetanas „Moldau“ herangezogen werden, in dem jede einzelne Note als abstrakte Einheit innerhalb der Komposition fungiert. Diese Muster existieren auf verschiedenen Ebenen, von kleinen lokalen Strukturen bis hin zu umfassenderes globales Mustern, die das gesamte Stück durchziehen. Die Interaktion, Entwicklung und gegenseitige Beeinflussung dieser Muster tragen wesentlich zur musikalischen Erzählung bei und vermitteln dem Hörer eine bestimmte emotionale Erfahrung. Wie in der Sprache wird hier eine Vielzahl von Mustern beschrieben, die durch Melodien, Rhythmen, Harmonien, Dynamik und andere musikalische Parameter die Landschaften, Ereignisse und Emotionen der Moldau darstellen.
Dieser Vergleich verdeutlicht, dass auch in der musikalischen Darstellung Muster, Symbole und abstrakte Strukturen eine zentrale Rolle spielen. Wie in der sprachlichen Ausdrucksform formen Muster die strukturelle Grundlage, während die Kombination dieser Einheiten Raum für Interpretationen schafft. In der Musik wie auch in der Sprache ermöglichen es die abstrakten Einheiten, komplexe und vielschichtige Bedeutungen auszudrücken.
In einer sprachlichen Darstellung müssen abstrakte Gedanken und Gefühle in Worte gefasst werden, die als feststehende Einheiten innerhalb eines grammatischen Systems funktionieren. Diese strukturelle Klarheit ermöglicht eine verständliche Kommunikation, ähnlich wie die Noten in der Musik die Grundlage für eine geordnete Melodie schaffen. Gleichzeitig eröffnen Symbole und Metaphern in der Sprache, ebenso wie in der Musik, den Raum für tiefere

[93] Man könnte anstelle von „Notenzeichen“ auch „Notensymbole“ oder einfach „Noten“ verwenden.

Interpretationen und Emotionen, die nur im Zusammenhang mit dem kulturellen und individuellen Kontext vollständig erfasst werden können.
Abstrakte Einheiten, ob in der Sprache, der Musik oder anderen Systemen, dienen somit der strukturellen Ordnung und der Vermittlung von Bedeutung. Sie sind in ihrem Wesen flexibel und kontextabhängig, da sie ihre Bedeutung aus den Beziehungen zu anderen Einheiten innerhalb eines Systems ziehen. Muster sichern die Verständlichkeit, während Symbole und Metaphern, oder in der Musik die dynamische Gestaltung und Harmonie, die Ausdruckskraft und Komplexität verstärken. Auf diese Weise zeigt sich in jedem System eine enge Verbindung zwischen Struktur und Bedeutung, die durch abstrakte Einheiten hergestellt wird.
Verallgemeinernd lässt sich festhalten, dass sowohl Sprache im engeren Sinne als auch andere Ausdrucksformen wie Musik und Mathematik auf abstrakten Einheiten basieren. Diese schaffen nicht nur Klarheit und Struktur, sondern ermöglichen auch die Vermittlung vielschichtiger und kontextabhängiger Bedeutungen. Muster, Symbole und Metaphern fungieren dabei als Vermittler zwischen Struktur und Interpretation. Sie erlauben es, komplexe Ideen und Emotionen auf dynamische Weise auszudrücken.
Die zentrale Rolle von Mustern zeigt sich auch in der Philosophie, insbesondere bei Aristoteles und Kant. Beide Philosophen betonen, dass Begriffe durch interne Regeln und wiederkehrende Eigenschaften definiert sind. Dennoch unterscheiden sich ihre Ansätze grundlegend in der Systematisierung dieser Muster.
Allgemein lässt sich festhalten, dass sowohl Sprache als auch andere Ausdrucksformen wie Musik und Mathematik auf abstrakten Einheiten basieren. Diese schaffen nicht nur Klarheit und Struktur, sondern ermöglichen auch die Vermittlung vielschichtiger und kontextabhängiger Bedeutungen. Dabei erfüllen Muster und Symbole unterschiedliche Funktionen: Während Muster auf wiederkehrenden Strukturen und Regeln basieren, die der Organisation und Ordnung dienen, stehen Symbole für Bedeutungen, die über ihre reine Form hinausweisen und eine qualitativ umfassendere Interpretation ermöglichen.
Die Bedeutung von Mustern zeigt sich deutlich in den philosophischen Systemen von Aristoteles und Kant. Aristoteles betrachtet die Welt als geordnet durch objektive Strukturen, die in Begriffe gefasst werden können. Seine Methode beruht auf der Kategorisierung: Substanzen bilden die grundlegenden Einheiten der Realität, während Akzidenzien deren veränderliche Eigenschaften beschreiben. Diese Einteilung folgt klaren Mustern und ermöglicht eine systematische Ordnung der Welt. Dabei sind seine Kategorien rein strukturell. Sie beschreiben Muster in der Realität, ohne ihnen eine übergeordnete symbolische Bedeutung zuzuweisen.
Kant hingegen argumentiert, dass unser Verstand nicht nur die Welt ordnet, sondern ihr durch die angeborenen Kategorien des Verstandes eine Struktur verleiht. Diese Kategorien (etwa Kausalität, Einheit oder Vielheit) sind nicht aus der Erfahrung abgeleitet, sondern a priori gegeben. Sie bilden Muster des Verstandes, die es uns ermöglichen, Erfahrungen überhaupt erst zu interpretieren. Während Aristoteles also davon ausgeht, dass die Ordnung der Welt objektiv gegeben und direkt erkennbar ist, unterscheidet Kant zwischen der Welt an sich (Ding an sich) und der Welt, wie sie uns erscheint (Phänomene). Die objektive Welt existiert unabhängig vom menschlichen Denken, doch wir können sie nur durch die Struktur unseres Verstandes wahrnehmen und verstehen.
Während Aristoteles die objektiven Muster der Welt systematisch erfasst, beschreibt Kant, wie der Verstand Muster Bedeutung generiert. Symbole hingegen setzen ein Interpretationsmoment voraus. Sie stehen für etwas, das über ihre reine Form hinausweist. In der Musik etwa kann eine wiederkehrende Melodie ein Muster sein, das für die Struktur des Stücks sorgt. Dieselbe Melodie kann jedoch auch als Symbol für eine bestimmte Idee oder Emotion fungieren – etwa das

Wellenmotiv in Smetanas Moldau, das sowohl ein musikalisches Muster als auch ein Symbol für den Fluss darstellt.

Sowohl Aristoteles als auch Kant betonen die Bedeutung einer auf Einheiten und Begriffen beruhenden Ordnung, da sie es ermöglicht, die Welt in unterscheidbare und funktionale Strukturen zu gliedern. Dies ist eine grundlegende Voraussetzung, um Phänomene systematisch zu analysieren, zu quantifizieren und berechenbar zu machen.

Aristoteles schafft durch seine Kategorien eine hierarchische Struktur, die eine geordnete Erfassung der Welt erlaubt. Kant hingegen zeigt, dass erst die Verstandeskategorien die Voraussetzung für Erfahrung und Erkenntnis bilden. Beide Systeme verdeutlichen, dass strukturiertes Denken notwendig ist, um Ordnung, Vergleich und Beschreibung der Welt zu ermöglichen.
In meinen Worten heißt dies: Diese Strukturierung dient nicht nur der Analyse, sondern auch dem geordneten Verständnis des Gegebenen. Begriffe und Kategorien sind daher nicht nur Instrumente zur Beschreibung der Welt, sondern auch fundamentale Strukturen, die unser Denken und unsere Wahrnehmung prägen. Sie machen die Welt berechenbar und kontrollierbar, indem sie eine klare und verständliche Interpretation des Gegebenen ermöglichen.
Letztlich zeigen sowohl Aristoteles als auch Kant, dass die systematische Zusammenführung von Eigenschaften und Merkmalen in Begriffe (Einheiten) eine geordnete und quantifizierte Erkenntnis der Welt ermöglicht. Während Aristoteles durch seine Kategorisierung von Substanzen und Akzidenzien eine objektive Struktur der Welt beschreibt, bietet Kant mit seinen Verstandeskategorien eine kognitive Struktur, die unsere Wahrnehmung der Welt erst ermöglicht. Beide Philosophien unterstreichen, dass Begriffe und Kategorien nicht nur Werkzeuge zur Beschreibung der Realität sind, sondern grundlegende Strukturen, die unser Verständnis der Welt formen und ermöglichen.

Die Bildung von Einheiten, also das Zusammenfassen des Vielfältigen unter allgemeinen Begriffen, ist eine grundlegende Voraussetzung für Quantifizierung. Diese ermöglicht das Erkennen und Konstruieren von Mustern.

Und:

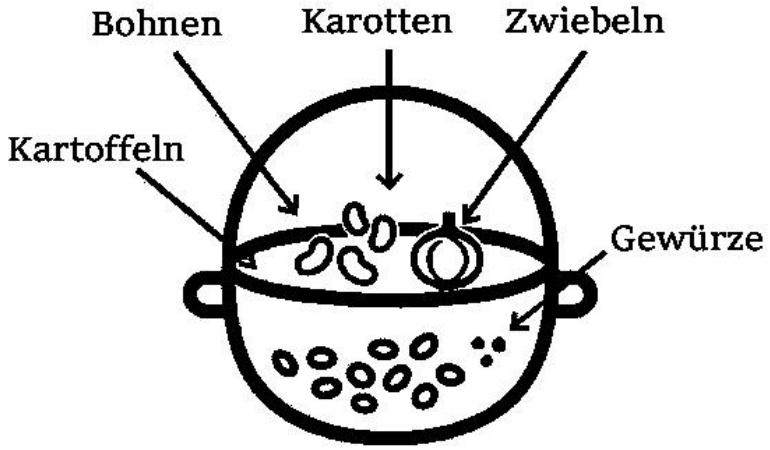
Indem das Vielfältige in Einheiten überführt und dadurch quantifizierbar gemacht wird, entsteht eine Form der Mustererkennung, die eher der Kontrolle als dem Verständnis dient.

Ähnlich arbeiten auch die analytischen Wissenschaften. Sie beruhen auf der Erfassung und Analyse von Daten, die durch Muster und Strukturen definiert werden. Durch die Identifizierung und Klassifizierung von Eigenschaften und Merkmalen entwickeln Wissenschaftler theoretische Modelle und Konzepte, die dazu beitragen, die Komplexität der Welt zu ordnen und zu verstehen.
In den Naturwissenschaften beispielsweise werden Daten gesammelt, analysiert und in theoretische Rahmenwerke eingeordnet, die auf Mustern und Regelmäßigkeiten basieren. Diese Mustererkennung ermöglicht es, Vorhersagen zu treffen und neue Erkenntnisse zu gewinnen. In den Sozialwissenschaften werden Verhaltensmuster und soziale Strukturen untersucht, um gesellschaftliche Phänomene zu verstehen und zu erklären.
Die analytischen Wissenschaften, genau wie die Philosophie von Kant und Aristoteles, setzen auf die Identifikation und Strukturierung von Merkmalen und Eigenschaften, um das komplexe Gegebene in verständliche Konstruktionen zu überführen.
Damit soll deutlich werden, dass sowohl in weiten Teilen der Philosophie als auch in den analytischen Wissenschaften die Mustererkennung eine zentrale Rolle spielt, um die Welt zu

ordnen und zu begreifen und zeigt, wie grundlegend die Strukturierung von Informationen durch Muster für das menschliche Verstehen ist.
Allerdings bedeuten die Vorstellungen von Aristoteles, Kant und den analytischen Wissenschaften eine Einengung des Symbolgehalts, weil diese drei auf strukturelle Kategorien und quantifizierbare Einheiten setzen, um die Welt zu ordnen und zu verstehen. Ihre Ansätze zielen auf eine systematische, regelgeleitete Erfassung der „Realität" ab, bei der komplexe Phänomene in klar definierte Begriffe und Kategorien zerlegt werden. Dadurch wird der symbolische Gehalt, der in der Regel mehrdeutig, kontextabhängig und offen für verschiedene Interpretationen ist, auf feste und vorgegebene Bedeutungen reduziert.

Der systematische Zugang, wie er sich bei Philosophen wie Aristoteles und Kant sowie in den analytischen Wissenschaften findet, zielt auf begriffliche Ordnung und strukturelle Klarheit. Dabei werden komplexe symbolische Bedeutungen vereinfacht und in festgelegte Muster überführt, wodurch interpretative Offenheit und semantische Vielschichtigkeit teilweise verloren gehen.

Muster sind Strukturen, die durch die Beziehungen zwischen ihren internen Komponenten definiert werden, ohne dass ein externer Bezug notwendig ist. Die entscheidende Eigenschaft von Mustern ist, dass sie aus Elementen bestehen, deren Anordnung und Struktur durch interne Regeln bestimmt werden. Diese Regeln legen fest, wie die Einheiten sich unterscheiden, wie sie miteinander in Beziehung treten und wie sie sich gegebenenfalls wiederholen. Dadurch entsteht eine konsistente und vorhersagbare Struktur, die unabhängig von äußeren Einflüssen ist. Die internen Einheiten und ihre Beziehungen bilden das Grundgerüst eines Musters und sind hauptsächlich auf ihre funktionale Ordnung innerhalb des Musters bezogen. Jedes Muster wird zu einem autonomen System, da es unabhängig von äußeren Einflüssen oder Bezügen existiert und funktioniert. Die Struktur und Anordnung eines Musters resultieren aus seinen eigenen internen Regeln.
Symbole in der Sprache, wie beispielsweise Worte, werden als Zeichen verwendet, deren Bedeutung, Qualität und Umfang von außen festgelegt werden. Diese Festlegung erfolgt entweder individuell oder sozial, was bedeutet, dass sowohl persönliche als auch gesellschaftliche Faktoren die inhaltliche Füllung eines Symbols bestimmen können. Dennoch bleibt der genaue Inhalt eines Symbols in der Kommunikation oft unklar, da Symbole als Abstrakta fungieren. Das heißt, wenn wir Worte verwenden, greifen wir auf Symbole zurück, deren tiefere Bedeutung nicht direkt aus dem Sprachgebrauch hervorgeht.
Nach Wittgensteins Interpretation der Sprachspiele wird deutlich, dass die Bedeutung eines Wortes stark vom jeweiligen Kontext abhängt, in dem es verwendet wird. Die Regeln und der Gebrauch eines Wortes bestimmen dessen Bedeutung, doch diese Regeln sind nicht für alle Beteiligten gleich transparent. In der Kommunikation wird also nicht immer klar, welches spezifische Muster hinter einem Symbol steht, da die Interpretation des Inhalts des Symbols je nach Situation oder Teilnehmer variieren kann.



Der Topf ist das Symbol, die Suppe der Inhalt.
Legt man den Inhalt fest, ergibt sich daraus ein Muster.
- ein konzeptueller Inhalt -

In dieser Darstellung verkörpert der Topf das Symbol, also den Rahmen, der den Inhalt hält und begrenzt. Er definiert die Grenzen, innerhalb derer Interpretation und Verarbeitung stattfinden können. Die darin angerichtete Suppe steht für den Inhalt, der je nach Eingabe (Eigenschaften, Muster, Bedeutungszuweisungen) in Umfang und Qualität variiert. Sie ist das Ergebnis eines Verarbeitungsprozesses, dessen Resultat, je nach Zutaten und Zubereitung, geschmacklich und inhaltlich unterschiedlich ausfällt.
Symbole und Muster existieren auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen, stehen aber in enger Wechselbeziehung zueinander.
Symbole bilden die grundlegenden Einheiten, aus denen Muster entstehen. Zugleich gewinnen Symbole ihre Bedeutung erst im Zusammenhang mit anderen Symbolen innerhalb eines Musters. Solche Muster entstehen durch individuelle Prägung und beruhen sowohl auf persönlichen Interpretationen als auch auf gesellschaftlichen Übereinkünften.
In der Sprache etwa werden Wörter als Symbole verwendet, doch was tatsächlich kommuniziert wird, sind meist die dahinterliegenden Muster, also die größeren Strukturen, die durch die Kombination von Wörtern entstehen. Diese sprachlichen Muster, die wir im Austausch verwenden, sind oft nicht sofort offensichtlich, da ihre Bedeutung von der jeweiligen kommunikativen Situation und den individuellen Interpretationen abhängt. Symbole operieren daher auf einer abstrakten Ebene, und ihre konkrete Bedeutung entfaltet sich erst durch den Kontext und den Austausch zwischen den Kommunikationspartnern.
Somit zeigt sich, dass die Beziehung zwischen Symbolen und Mustern nicht starr ist: Symbole liefern die Bausteine, aber erst durch die Interaktion und den Kontext entstehen die Muster, die tatsächliche Verständigung ermöglichen.

> Putins Verwendung des Begriffs „Spezialoperation“ anstelle von „Krieg“ bietet ein gutes Beispiel dafür, wie Symbole und Begriffe auf abstrakter Ebene wirken und wie ihre konkrete Bedeutung durch den Kontext und die Interpretation geformt wird.
> Das Wort „Spezialoperation“ ist bewusst gewählt, um bestimmte Assoziationen zu vermeiden und andere hervorzurufen. Anstatt den Begriff „Krieg“ zu verwenden, der in den Köpfen der Menschen sofort Bilder von Zerstörung, Leid und moralischen Fragen weckt, klingt „Spezialoperation“ technischer und gezielter. Es

vermittelt den Eindruck, dass es sich um eine begrenzte, kontrollierte militärische Maßnahme handelt, die spezifische Ziele verfolgt, fast wie eine Polizeiaktion.
Durch die Wahl des Begriffs „Spezialoperation“ manipuliert das System Putin die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Er verschleiert die tatsächliche Tragweite und die moralischen Implikationen des militärischen Eingriffs. Diese Wortwahl kann in der russischen Öffentlichkeit, insbesondere unter den Anhängern der Regierung, weniger Widerstand hervorrufen als das Wort „Krieg“. Es wird als verständlich und notwendig dargestellt und vermeidet emotionale Reaktionen, die normalerweise mit „Krieg“ verbunden wären.
Für verschiedene Gruppen wird die Bedeutung dieses Begriffs unterschiedlich interpretiert. Für einige Russen, die dem staatlich kontrollierten Narrativ folgen, kann „Spezialoperation“ die Vorstellung von einer legitimen, notwendigen Maßnahme gegen angebliche Bedrohungen bestärken. Für Kritiker und internationale Beobachter hingegen ist klar, dass dies eine Euphemismus ist, der die Realität eines Krieges verschleiert.
Damit lässt sich an diesem Beispiel zeigen, dass der Begriff „Spezialoperation“ als Symbol in Putins Rhetorik auf einer abstrakten Ebene operiert. Die konkrete Bedeutung entsteht erst in der jeweiligen kommunikativen Situation und hängt stark davon ab, wie die Beteiligten den Begriff interpretieren.

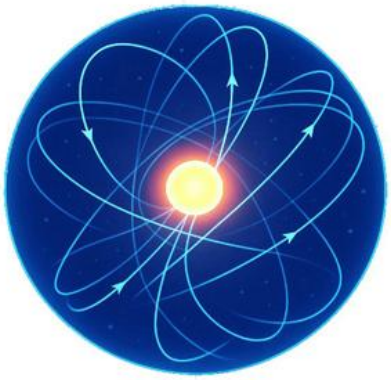
Sobald die Bedeutung eines Symbols festgelegt ist, kann daraus ein Muster entstehen, das sowohl individuell als auch sozial geprägt sein kann. Symbole und Muster existieren somit auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen. Während Symbole für einzelne Bedeutungseinheiten stehen, bilden Muster die Strukturen, die sich aus der wiederholten Verwendung und Kombination dieser Symbole ergeben. In der Sprache etwa werden Wörter als Symbole genutzt, doch im kommunikativen Austausch verstehen wir sie selbst als Muster. Die Bedeutung dieser Muster hängt vom Kontext und der individuellen Interpretation ab.
Ein zentraler Unterschied besteht zwischen statischen und dynamischen Mustern, der insbesondere für das Verhältnis von Symbolen und deren Bedeutungswandel wichtig ist.

Statische Muster zeichnen sich durch eine feste, unveränderliche Struktur aus. Sie folgen stabilen Regeln und bleiben in ihrer Bedeutung konstant, ähnlich einem geometrischen Muster, das sich nicht verändert. In Bezug auf Symbole bedeutet dies, dass ihre Bedeutung einmal festgelegt wurde und nicht variiert, etwa wie mathematische Zeichen oder feststehende Begriffe in einer Fachsprache. Hier fungiert das Symbol als fixer Bezugspunkt, der eine eindeutige Bedeutung trägt und somit eine verlässliche Ordnung schafft.
Dynamische Muster hingegen sind durch Veränderung, Anpassung und Entwicklung geprägt. Sie entstehen durch die flexible Anwendung von Symbolen in verschiedenen Kontexten und über die Zeit hinweg. In der Sprache zeigt sich dies etwa in der Bedeutungsverschiebung von Wörtern oder in der Art und Weise, wie Begriffe je nach kulturellem oder historischem Hintergrund unterschiedlich interpretiert werden. Dynamische Muster sind somit nicht starr, sondern passen sich den jeweiligen Kommunikationssituationen an.

Diese Unterscheidung verdeutlicht, dass Symbole sowohl statische als auch dynamische Muster formen können**,** abhängig davon, ob ihre Bedeutung fixiert bleibt oder sich im Laufe der Zeit und durch unterschiedliche Kontexte verändert. Während statische Muster eine konstante, klar definierte Bedeutung bieten, ermöglichen dynamische Muster eine flexible, kontextabhängige Interpretation von Symbolen. Diese Wechselwirkung zeigt sich besonders in der Sprache, Musik oder Kunst, wo sich feste Strukturen mit offenen, wandelbaren Bedeutungsprozessen

verbinden.

statisches Modell
Konstanz und Wiederholbarkeit
stehen im Mittelpunkt der Betrachtung



dynamisches Modell
Bewegung und Veränderung
stehen im Mittelpunkt der Betrachtung

Statische und dynamische Muster unterscheiden sich wesentlich in ihrer zeitlichen Veränderlichkeit.
Statische Muster zeichnen sich durch eine unveränderliche Struktur aus. Ihre internen Regeln und Beziehungen bleiben über die Zeit hinweg konstant, was bedeutet, dass sie eine gleichbleibende Ordnung und Vorhersagbarkeit aufweisen. Ein Beispiel hierfür wäre das Muster der Sternzeichen am Nachthimmel. Die Positionen der Sterne, die ein bestimmtes Sternzeichen formen, bleiben relativ zueinander gleich, unabhängig davon, wie viel Zeit vergeht. Die Beziehungen zwischen den Sternen sind festgelegt, und obwohl sich die Erde dreht und die Jahreszeiten wechseln, bleibt das Muster der Sternbilder unverändert und wiedererkennbar.
Dynamische Muster hingegen sind durch zeitliche Veränderungen und Prozesse gekennzeichnet. Sie unterliegen einer fortlaufenden Entwicklung, was bedeutet, dass ihre internen Strukturen und Beziehungen variabel sind. Solche Muster ändern sich im Laufe der Zeit und passen sich an äußere Einflüsse an. Ein Beispiel hierfür wäre das Muster eines Atoms, insbesondere die Anordnung der Elektronen in ihren Orbitalen. Elektronen bewegen sich in bestimmten Mustern um den Atomkern, doch diese Anordnung ist nicht fest, sondern kann sich aufgrund von Energiezufuhr oder anderen Wechselwirkungen ändern. Wenn ein Atom Energie aufnimmt, können die Elektronen in höhere Orbitale ansteigen oder sogar aus dem Atom herausgeschleudert werden. Diese ständige Bewegung und Anpassung der Elektronen machen das Atom zu einem Beispiel für ein dynamisches Muster, das sich im Laufe der Zeit entwickelt und variabel bleibt.
Während beide Muster durch interne Regeln definiert werden, liegt der zentrale Unterschied darin, dass statische Muster über die Zeit hinweg konstant bleiben, während dynamische Muster durch Veränderung und Entwicklung geprägt sind.
Dynamische Muster stellen für das Verstehen eine besondere Herausforderung dar, da sie kontinuierliche Veränderungen durchlaufen und somit das Interpretations- und Anpassungsvermögen des Beobachters erfordern. Im Gegensatz zu statischen Mustern, die stabil und vorhersehbar sind, zeichnen sich dynamische Muster durch ihre Unvorhersehbarkeit und ständige Veränderung aus. Dies verlangt vom Beobachter eine flexible und prozessuale Herangehensweise, die es ihm ermöglicht, seine Wahrnehmung und sein Verständnis laufend an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

Das Verstehen dynamischer Muster ist somit kein statischer Akt, sondern ein fortwährender Prozess. Es erfordert eine aktive Auseinandersetzung mit den Veränderungen und Entwicklungen des Musters, wobei das Verständnis sich im Einklang mit diesen Veränderungen weiterentwickelt. Die Bedeutung eines dynamischen Musters ist nicht fixiert, sondern kann sich über die Zeit hinweg transformieren, je nachdem, wie sich die zugrunde liegenden Bedingungen verändern.
Ein wesentlicher Aspekt des Verständnisses dynamischer Muster ist die Fähigkeit, auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen zu operieren. Dies ermöglicht es dem Beobachter, stabile Teilmuster oder regelmäßig wiederkehrende Strukturen zu identifizieren, die auf verschiedenen Analyseebenen genutzt werden können, um die Dynamik des Musters zu erfassen. Diese Abstraktionsebenen bieten Orientierungspunkte, die es erlauben, das komplexe Zusammenspiel der sich verändernden Elemente besser zu verstehen.
Letztlich zeigt sich, dass das Verstehen dynamischer Muster ein flexibler, kontinuierlicher Prozess ist, der darauf angewiesen ist, sich ständig an neue Informationen anzupassen und diese in verschiedenen Abstraktionsrahmen zu verarbeiten. Dies verdeutlicht, dass Verstehen nicht als einmaliger Zustand betrachtet werden kann, sondern als fortlaufende, sich ständig anpassende Auseinandersetzung mit dem Gegebenen.
Um die Unterschiede zwischen statischen und dynamischen Mustern umfassend zu verstehen, ist es entscheidend, dass wir zwei verschiedene Ebenen der Abstraktion betrachten. Diese Ebenen sind notwendig, weil sie uns ermöglichen, sowohl die Stabilität statischer Muster als auch die Flexibilität dynamischer Muster angemessen zu erfassen.
Bei statischen Mustern operieren wir auf einer abstrakten Ebene, die sich auf die festgelegten Strukturen und Beziehungen konzentriert. Diese Muster können theoretisch analysiert und in klare Kategorien eingeordnet werden. Ihr unveränderlicher Charakter erlaubt es uns, grundlegende Regeln und Prinzipien zu formulieren, die universell anwendbar sind. Zum Beispiel können geometrische Formen oder Sternbilder durch mathematische oder astronomische Modelle beschrieben werden, die uns ein konstantes Verständnis dieser Phänomene bieten. Allerdings bleibt das Verständnis dieser statischen Muster in gewisser Weise theoretisch, da es nicht die tatsächlichen, dynamischen Veränderungen berücksichtigt, die in Wirklichkeit stattfinden.
Im Gegensatz dazu erfordern dynamische Muster eine ganz andere Herangehensweise. Hier müssen wir auf einer empirischen und prozessualen Ebene operieren, die es uns ermöglicht, die ständigen Veränderungen und Anpassungen zu verfolgen. Das Verstehen dynamischer Muster ist also ein aktiver Prozess, der nicht nur theoretisches Wissen, sondern auch die Fähigkeit zur Beobachtung und zur Anpassung an neue Gegebenheiten erfordert. Die Theorie allein reicht hier nicht aus, um die komplexen Wechselwirkungen und zeitlichen Veränderungen zu erfassen.
Wir benötigen also eine duale Perspektive, d.h. zwei verschiedene Abstraktionsebenen. Einerseits ist eine theoretische Ebene notwendig, die statische Muster und ihre festen Regeln beschreibt, und andererseits ist eine beobachtbare Ebene wichtig, die hilft, die Dynamik und Flexibilität in den sich verändernden Mustern zu verstehen. Diese Kombination ermöglicht es uns, sowohl die stabilen Elemente innerhalb dynamischer Systeme zu erkennen als auch die ständigen Transformationen, die sie durchlaufen.
In der Praxis bedeutet dies, dass wir beim Verstehen von Phänomenen wie Wetterverhältnissen oder dem Verhalten von Elektronen in Atomen nicht nur theoretische Modelle entwickeln, sondern auch unsere Beobachtungen und Interpretationen kontinuierlich anpassen müssen. Das Verständnis dynamischer Muster ist somit nicht einfach eine Frage des Wissens, sondern vielmehr eine dynamische Interaktion zwischen Wissen (Erkenntnis) und Erfahrung, die ständig im Fluss ist.
Letztlich zeigt sich, dass das Verstehen von Statik und Dynamik nicht nur unterschiedliche Anforderungen an einen analytischen Ansatz stellt, sondern auch unterschiedliche Herangehensweisen erfordert. Wir müssen bereit sein, mit theoretischen Modellen zu arbeiten, um

statische Muster zu erfassen, während wir gleichzeitig unsere Fähigkeit entwickeln müssen, dynamische Veränderungen zu beobachten und zu interpretieren. Dies verdeutlicht, dass unser Verstehen sowohl die Stabilität als auch die Veränderlichkeit der Welt umfasst und dass beide Aspekte notwendig sind, um ein umfassendes Bild des Gegebenen zu erhalten.
Die Betrachtung komplexer Systeme erfordert folglich eine duale Perspektive, die sowohl theoretische als auch beobachtbare (wahrnehmbare) Ebenen einbezieht. Theoretische Modelle liefern uns einen notwendigen Rahmen, um Phänomene zu klassifizieren und grundlegende Zusammenhänge zu erkennen. Sie helfen uns, statische Muster und feste Regeln zu formulieren, die es ermöglichen, Vorhersagen zu treffen. Im Alltagsverständnis etwa basieren viele unserer Annahmen und Entscheidungen auf erlernten Konzepten und Mustern, die wir aus Erfahrungen in der Vergangenheit abgeleitet haben.
Jedoch ist das Gegebene dynamisch und verändert sich ständig. Daher muss unsere Wahrnehmung flexibel genug sein, um auf diese Veränderungen zu reagieren. Es reicht nicht aus, nur auf festgelegte Regeln und Modelle zu vertrauen; wir müssen bereit sein, unsere Interpretationen kontinuierlich anzupassen, basierend auf neuen Erfahrungen. In unserem Alltag können wir beispielsweise beobachten, dass Menschen in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich reagieren, was bedeutet, dass wir unsere Erwartungen und Reaktionen immer wieder hinterfragen und anpassen müssen.
Ein weiterer Aspekt dieser dualen Perspektive ist die Notwendigkeit einer interaktiven Wahrnehmung. Wir sollten Informationen nicht passiv aufnehmen, sondern aktiv beobachten, Fragen stellen und Hypothesen entwickeln. Dieses aktive Lernen fördert das Verständnis der Ereignisse und ermöglicht es uns, sowohl stabile Muster als auch dynamische Veränderungen zu erfassen. Im Alltag bedeutet dies, dass wir unsere Interaktionen mit anderen Menschen oder mit der Umwelt aktiv reflektieren und bereit sein sollten, unser Verhalten und unsere Annahmen zu ändern.
Unsere Wahrnehmung muss sowohl Stabilität als auch Veränderlichkeit berücksichtigen. Dies bedeutet, dass wir in der Lage sein sollten, die grundlegenden Prinzipien zu erkennen, die unsere sozialen und emotionalen Beziehungen stabil halten, während wir gleichzeitig die Faktoren im Auge behalten, die Veränderungen hervorrufen. So können wir in Freundschaften oder familiären Beziehungen erkennen, welche Werte und Verhaltensweisen diese stabilisieren, während wir zugleich bereit sind, auf neue Umstände oder Herausforderungen zu reagieren, die diese Beziehungen beeinflussen können.
Schließlich fördert diese duale Perspektive die Entwicklung von Anpassungsfähigkeit und Resilienz. In einer sich ständig verändernden Welt müssen wir nicht nur auf bestehende Muster reagieren, sondern auch neue Muster erkennen und adaptieren. Dies ist entscheidend, nicht nur im Alltag, sondern auch in beruflichen Kontexten und in unseren persönlichen Beziehungen.
Folglich zeigt sich, dass ein umfassendes Verständnis unserer komplexen Welt sowohl statische als auch dynamische Elemente einbeziehen muss. Indem wir Theorien und direkte Erfahrungen kombinieren, entwickeln wir ein ganzheitliches Bild der Welt, die für jeden, der sich in der Komplexität des Alltags orientieren und diese verstehen möchte, von zentraler Bedeutung ist.

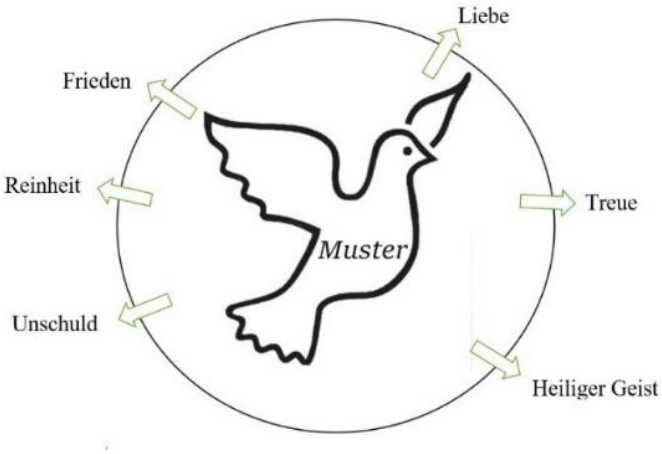
> „Eine Übersetzung dieser Welt von Wirkung in eine sichtbare Welt – eine Welt für's Auge – ist der Begriff „Bewegung“. Hier ist immer subintelligirt, daß Etwas bewegt wird, – hierbei wird, sei es nun in der Fiktion eines Klümpchen-Atoms oder selbst von dessen Abstraktion, dem dynamischen Atom, immer noch ein Ding gedacht, welches wirkt, – d. h. wir sind aus der Gewohnheit nicht herausgetreten, zu der uns Sinne und Sprache verleiten. Subjekt, Objekt, ein Thäter zum Thun, das Thun und Das, was es thut, gesondert: vergessen wir nicht, daß dies eine bloße Semiotik und nichts Reales bezeichnet. Die Mechanik als eine Lehre der Bewegung ist bereits eine Übersetzung in die Sinnensprache des Menschen.“
>
> Nietzsche, Wille zur Macht

Nietzsches Gedanken in „Wille zur Macht“ legen nahe, dass unsere Wahrnehmung der Welt nicht nur aus den sichtbaren und beobachtbaren Elementen besteht, sondern auch aus theoretischen Abstraktionen, die unser Verständnis prägen. Er hebt hervor, dass unsere Interpretation der Welt, stark von den Modellen (Einheiten) beeinflusst wird, die wir durch Sprache und kulturelle Normen entwickeln. Diese Einheiten sind oft nicht direkt mit der Realität verbunden, sondern vielmehr Konstrukte, die uns helfen, die komplexen Phänomene um uns herum zu begreifen.
Auch die Wahrnehmung ist demnach eine Konstruktion, eine Übersetzung von dynamischen und komplexen Phänomenen in eine für uns verständliche Form. Nietzsche beschreibt dies als „Bewegung“, die nicht nur physikalisch, sondern auch metaphorisch zu verstehen ist. Diese Bewegung verweist auf die Prozesse, die unser Verständnis von Realität formen, und zeigt, dass unsere Sinne und unsere Sprache von Gewohnheiten geprägt sind, die unsere Interpretation beeinflussen.
Theoretische Abstraktionen spielen eine zentrale Rolle, um die Komplexität und Dynamik der Welt zu erfassen, etwa in Form mathematischer Funktionen oder modellhafter Annahmen. Sie ermöglichen es, über das unmittelbar Wahrnehmbare hinauszudenken und verborgene Zusammenhänge zu erkennen. Mithilfe theoretischer Modelle lassen sich Phänomene erklären, die zwar beobachtbar sind, aber erst durch Abstraktion in ihrer Tiefe verständlich werden. So etwa psychologische oder soziale Prozesse.
Die Beziehung zwischen Theorie und Beobachtung ist dabei nicht linear, sondern wechselseitig und dynamisch. Beobachtungen führen zur Entwicklung von Theorien, während neue theoretische Perspektiven wiederum unsere Wahrnehmung und Interpretation der Wirklichkeit beeinflussen. Diese Rückkopplungsschleife ist essenziell für ein vertieftes Verständnis komplexer Systeme.
Indem wir theoretische Abstraktionen in unsere Wahrnehmung integrieren, erschließen wir Strukturen, die nicht offensichtlich sind, und erweitern unsere Deutungsspielräume. Das verlangt Offenheit gegenüber dem Nicht-Sichtbaren sowie die Bereitschaft, sich mit tieferliegenden Möglichkeiten, Mustern, Systemen und Dynamiken auseinanderzusetzen. Indem wir sowohl die stabilen als auch die sich verändernden Elemente in unseren sozialen, emotionalen und natürlichen Umfeldern berücksichtigen, können wir ein differenzierteres Bild der Welt entwickeln. Nur so lassen sich sowohl stabile als auch sich wandelnde Elemente angemessen erfassen.
Diese Sichtweise verdeutlicht die doppelte Natur unserer Wahrnehmung: Sie umfasst sowohl eine statische Dimension, d.h. die Orientierung an stabilen Formen, Begriffen oder Regeln, als auch eine dynamische Ebene, in der Bedeutungen im Wandel begriffen sind. Erst im Zusammenspiel beider Ebenen entsteht ein ganzheitliches Verständnis der Welt, das uns hilft, mit deren Vielschichtigkeit im Alltag umzugehen.
Im Unterschied zu Mustern, die durch interne Wiederholungen oder Regeln definiert sind, gewinnen Symbole ihre Bedeutung aus ihren Beziehungen zu externen abstrakten Einheiten. Diese externen Verknüpfungen verleihen Symbolen eine vielschichtige, wandelbare Bedeutung. Symbole sind daher keine statischen Zeichen, sondern dynamische Bedeutungsräume. Ihre Wirkung entfaltet sich durch die Kontexte, in denen sie verwendet werden, und durch die Beziehungen, die sie mit anderen Systemen eingehen.

Das Symbol wandelt sich von einer scheinbar festen Größe in ein offenes Bedeutungsmuster, das sich fortlaufend verändert und neu konstituiert.

Symbole erfüllen zwei grundlegende Informationsfunktionen, die sich auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen manifestieren. Erstens zeigen sie interne Zusammenhänge als Muster, die

spezifische Bedeutungen innerhalb eines eigenen Rahmens oder Systems tragen. Diese Ebene bezieht sich auf die interne Struktur und die inhärente Bedeutung (Inhalt) des Symbols.



Zweitens verweisen Symbole auf externe Zusammenhänge und repräsentieren Inhalte wie Frieden, Liebe oder andere abstrakte Kategorien. Diese zweite Ebene betrifft die externe Referenz und die Beziehung des Symbols zu Inhalten außerhalb seiner selbst.
Somit existieren zwei Abstraktionsebenen: Die interne Ebene umfasst die Struktur und das Muster des Symbols, während die externe Ebene seine Bedeutung im weiteren Kontext adressiert. Die Bedeutung eines Symbols hängt sowohl von seinen internen Mustern als auch von den externen Referenzen ab. Daher ist ein Symbol nicht statisch, sondern dynamisch und kontextabhängig, was seine Interpretation komplex und vielschichtig macht.
Symbole sind durch ihre externen Beziehungen variabel und nicht eindeutig, was es schwierig macht, sie als feste Einheiten darzustellen. Um das dynamische Wesen eines Symbols zu verstehen, ist es hilfreich, es in einem bestimmten Moment als statisches Muster zu betrachten. Diese Momentaufnahme erlaubt es uns, die komplexen und sich verändernden Beziehungen sowie die Bedeutungen des Symbols in eine klarere und greifbare Form zu bringen.
Durch das Anordnen und Vergleichen dieser statischen Momente können wir ein besseres Verständnis für die dynamischen Prozesse entwickeln, die den Symbolen zugrunde liegen. Aus dynamischen Beziehungen entstehen statische Momente, die uns helfen, die sich wandelnde Bedeutung eines Symbols zu erkennen.
Die dynamische Natur des Symbols wird verständlich, wenn wir verschiedene aktuelle Zustände betrachten. Bewegung und Veränderung werden durch die Abfolge und den Vergleich dieser statischen Momente realisiert. So entsteht aus Dynamik ein komparativ statischer Vergleich, der uns ermöglicht, die Komplexität und Vielschichtigkeit von Symbolen besser zu erfassen.
Symbole fungieren als Brücke zwischen dem Äußeren, das sie repräsentieren, und dem Inneren, das sie vermitteln. Ihre Bedeutung liegt nicht nur in ihrem äußeren Erscheinungsbild, sondern auch in ihrer inneren Symbolik und der Art ihrer Verwendung. Sie ermöglichen es, Ideen, Gefühle oder Vorstellungen auszudrücken, die über die unmittelbare Einheit hinausgehen. Durch ihre Verwendung erweitern Symbole die Interpretationsmöglichkeiten und tragen zur Tiefe und Vielschichtigkeit ihrer Bedeutung bei.
Eindeutigkeit wird oft erst durch eine bewusste Reduktion der Vielfalt möglicher Bedeutungen auf eine spezifische, verständliche Form erreicht. In diesem Sinne sind Muster Konstruktionen innerhalb einer gegebenen Einheit, während Symbole Zeichen sind, die Beziehungen zu externen Größen herstellen.

Muster entstehen als Strukturen innerhalb einer vorgegebenen Einheit, während Symbole als Zeichen fungieren, die Verbindungen zu äußeren Größen herstellen.

Muster tragen wesentlich dazu bei, die Organisation und Kohärenz von Einheiten herzustellen oder zu verbessern. Durch Muster wird die Qualität des Inhalts sowie dessen Konsistenz, Wiedererkennbarkeit und Verständlichkeit gesichert. Symbole wiederum können Inhalte erweitern und zugänglicher machen, indem sie komplexe oder abstrakte Informationen kompakt darstellen, ohne diese explizit zu benennen. Dadurch können Symbole den Umfang des Inhalts vergrößern, was wiederum die Qualität der Einheit beeinflusst.

Unser Verständnis der Welt basiert auf selbst zusammengestellten Mustern. Das Wort „Petra", das Wort „Ich" und das Wort „Zeus" sind Beispiele für Muster. In der Sprache interpretieren wir „Petra", „Ich" und „Zeus" zugleich als Symbole.

Diese Aussagen verdeutlichen, wie Sprache als ein System aus Mustern und Symbolen funktioniert, um unser Verständnis und unsere Interpretation der Welt zu ermöglichen. Gleichzeitig verdeutlicht dies aber auch Nietzsches Aussage:

„Wir haben Einheiten nöthig, ... deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt."
Nietzsche

Der Name Petra wird im Moment der sprachlichen Verwendung als Symbol ausgedrückt, wird im Moment der Verwendung aber als Muster empfunden.

Der Name „Petra" wird im Moment der sprachlichen Verwendung als Symbol ausgedrückt, gleichzeitig jedoch als Muster wahrgenommen. Diese Beobachtung zeigt, dass der Name „Petra" auf zwei Ebenen funktioniert: einerseits als Symbol mit persönlicher Bedeutung und andererseits als strukturiertes sprachliches Muster.
Sprachlich betrachtet ist „Petra" ein Wort oder Muster, das eine spezifische Bedeutung oder Assoziation trägt. In der Symbolik oder persönlichen Interpretation kann der Name „Petra" jedoch eine Vielzahl von Bedeutungen annehmen, die stark vom Kontext und den individuellen Erfahrungen abhängen. Somit stellt das Wort „Petra" eine abstrakte Konstruktion dar, die unabhängig von der realen Existenz einer „Petra" bleibt.
Wenn ich an „Petra" denke, verknüpfe ich mit diesem Muster meine persönliche Symbolik, also momentbezogene Empfindungen und individuelle Bedeutungen. Daraus ergibt sich eine Unterscheidung zwischen einer persönlich erlebten Symbol- oder Musterwelt und einer allgemeinen, sprachlich konventionalisierten. Diese beiden Ebenen[94] stehen in einem ständigen Wechselspiel.

Sprachliche Muster beruhen auf kollektiv geteilten Konventionen, werden aber stets individuell interpretiert. Verstehen bleibt an persönliche Bedeutungsstrukturen gebunden, selbst dort, wo Sprache objektiv zu sein scheint.

Während sprachliche Muster auf allgemein geteilten Bedeutungen und Strukturen beruhen, sind private Muster persönlich und kontextabhängig. Dennoch beeinflussen sie einander kontinuierlich und tragen gemeinsam zu unserem Verständnis der Welt bei.

Diese Interpretation besagt, dass der Name „Petra" sowohl als persönliches Symbol als auch als abstraktes sprachliches Konstrukt betrachtet werden kann, das individuell interpretiert wird und unabhängig von der existierenden Person Petra verwendet wird.
Da alle Worte, Namen, Einheiten usw. Abstrakta sind ergibt sich eine Dualität von Stabilität und Symbolgehalt in der Sprache i.e.S.
Symbole als Einheiten bilden die Grundlage dafür, wie wir die Bedeutung der Welt erfassen und beschreiben. Jedes einzelne Wort fungiert als Symbol, sowohl in der externen Kommunikation, also im Austausch mit anderen, als auch in der internen Kommunikation, unserem

[94] Diese Unterscheidung ist von der Zwei-Welten-Theorie von Nassehi, der ich grundsätzlich zustimme, zu unterscheiden. Durch meine Differenzierung erweitere ich dessen Vorstellungen zu einer Drei-Welten- Theorie.

persönlichen Verständnis der Welt. Diese beiden Symboltypen unterscheiden sich qualitativ, also von ihrem Inhalt her.
In der externen Kommunikation wird das Wort „Liebe“ beispielsweise als Symbol verwendet, um eine komplexe emotionale Erfahrung oder ein Beziehungsgefühl zu repräsentieren. Es ist allgemein bekannt und akzeptiert, dass „Liebe“ eine positive Emotion ist, die enge Bindungen, Zuneigung und Fürsorge gegenüber einer anderen Person ausdrückt. Dieses Wort wird verwendet, um Gefühle zu beschreiben oder mit anderen zu kommunizieren, und es wird weitgehend ähnlich verstanden, da es als abstraktes Wort in der Sprache verankert ist.
Im persönlichen Verständnis oder in der internen Kommunikation variiert die Bedeutung des Begriffs „Liebe“ jedoch individuell. Jeder Mensch hat seine eigene einzigartige Vorstellung und Interpretation von Liebe, die auf persönlichen Erfahrungen, Erlebnissen und Überzeugungen basiert. Diese Bedeutung wird stark von persönlichen Emotionen, Beziehungen und Erlebnissen geprägt. Ein Mensch kann eine tiefe, emotionale Bindung zu einer bestimmten Person oder Sache empfinden und diese als „Liebe“ bezeichnen, während eine andere Person möglicherweise eine ganz andere Interpretation hat.
Dieses Beispiel verdeutlicht, dass der Begriff „Liebe“ sowohl in der externen Kommunikation als auch in der internen, persönlichen Kommunikation als Symbol fungiert. Allerdings werden diesen beiden Arten der Kommunikation unterschiedliche Bedeutungen und Interpretationen zugeschrieben, was zu einer unterschiedlichen Qualität des Symbols führt.

Die Welt, wie sie aus der Innenperspektive verstanden wird, ist die Sicht eines Wahrnehmenden bzw. Beobachters. Sie ist keine abbildhafte Übernahme eines außerhalb der Erfahrung existierenden Gegebenen, sondern ein gedeutetes Ergebnis. Dieses Ergebnis beruht auf der Auswahl, Aufnahme und Interpretation von Informationen. Auf der Grundlage selbst gebildeter Einheiten und einer eigenen inneren Ordnung wird daraus ein persönliches Symbolsystem geformt.

Das Verstehen von Symbolen basiert auf der Fähigkeit, Muster in den Inhalten dieser Symbole zu erkennen und zu interpretieren. Eine Voraussetzung hierfür ist ein umfangreicher Datensatz, der aus Erfahrungen gewonnen wurde und die verstandesmäßige Formung der Symbolinhalte (Muster) ermöglicht.
Bevor jedoch Muster erkannt werden können, ist eine quantitative Aufbereitung dieser Daten erforderlich. Diese quantitative Analyse hilft, eine Vielzahl von Informationen zu strukturieren und zu ordnen, was die Identifizierung und Extraktion von Mustern erleichtert. Muster werden somit als quantifizierbare Einheiten dargestellt.
Edelmans „Beziehungskonstellationen“ sind Beispiele für solche klaren Beziehungsmuster, die sich dynamisch repräsentieren. Nach Edelman entstehen durch Gruppenselektion sogenannte zeitpunktbezogene Beziehungseinheiten. Diese Einheiten repräsentieren die dynamischen Beziehungen und übergeordneten Muster, die in einem bestimmten Moment existieren und eine andere Abstraktionsebene darstellen.
Die Musterfestlegung ermöglicht es, die qualitativ unterschiedlichen Symbole zu identifizieren, zu vergleichen und Beziehungen zwischen ihnen herzustellen, was wiederum das Verständnis von Zusammenhängen und Einheiten fördert. Durch die Kombination aus quantitativer Analyse und Mustererkennung kann ein tieferes Verständnis der Symbolik und deren Bedeutung gewonnen werden. Die Qualität der Einheiten selbst, also ihre intrinsischen Eigenschaften oder Merkmale, bleibt dabei unberührt und ist festgeschrieben[95]. Diese Eigenschaften dienen als

[95] Ein Faktor, der bei der Qualitätsanalyse auch in der Wissenschaft häufig unberücksichtigt bleibt.

Grundlage für die Unterscheidung und Vergleichbarkeit von Einheiten innerhalb eines bestimmten Systems.
Letztendlich trägt die Fähigkeit zur Mustererkennung wesentlich dazu bei, Symbole, deren Qualität und Bedeutung einerseits, und das Verstehen der Welt andererseits zu ermöglichen. Die Kombination aus quantitativer und qualitativer Analyse erlaubt es uns, die Welt besser zu verstehen und die zugrunde liegenden Muster und Strukturen zu erkennen, die sie prägen.
Diese Überlegungen legen die komplexe und dynamische Natur von Symbolen und deren entscheidende Rolle in der Sprache und im Verständnis der Welt nahe. Symbole, einschließlich Wörter, haben eine duale Struktur: eine interne Ebene, die ihre Muster und Struktur betrifft, und eine externe Ebene, die ihre Bedeutung im weiteren Kontext anspricht. Diese Dualität führt zu einer Komplexität, da Symbole nicht statisch sind, sondern sich je nach Zusammenhang und Verwendung verändern. Dies bedeutet, dass der Aussagewert von Wörtern in der Sprache nicht absolut oder unveränderlich ist, sondern von verschiedenen Faktoren abhängt.
In der Sprache dienen Wörter als festgelegte Einheiten, die durch gemeinsame Übereinkunft innerhalb einer Sprachgemeinschaft definiert sind. Diese Stabilität ermöglicht es uns, zu kommunizieren und Bedeutungen konsistent zu vermitteln. Zum Beispiel bedeutet das Wort „Haus“ für die meisten Menschen ein Gebäude, in dem man wohnt. Diese feste Zuordnung erleichtert die Kommunikation, da die Bedeutungen der Wörter als stabile Muster fungieren, auf die sich Sprecher und Hörer verlassen können.
Jedoch kann diese Stabilität der Wörter in der Sprache ihre umfassendere symbolische Bedeutung und den vollen Umfang ihrer kontextuellen Varianz nicht vollständig erfassen. Wörter als Symbole haben eine vielschichtige Natur, die über ihre bloße Definition hinausgeht. Die symbolische Bedeutung eines Wortes kann stark variieren, abhängig von individuellen Erfahrungen, kulturellen Hintergründen und situativen Kontexten. Diese tiefere symbolische Bedeutung ist nicht zu erfassen, wenn man sich nur auf die feste, wörtliche Definition eines Wortes beschränkt.
Dies kann man auch an dem Wort „Freiheit“ zeigen. In der Alltagssprache kann es als das Fehlen von Einschränkungen oder die Möglichkeit, eigenständig Entscheidungen zu treffen, definiert werden. Doch in unterschiedlichen Kontexten kann „Freiheit“ eine Vielzahl von Bedeutungen annehmen, von politischer Unabhängigkeit über persönliche Autonomie bis hin zu spiritueller Befreiung. Diese symbolische Tiefe und der Bedeutungsreichtum lassen sich nicht in der stabilen, festgelegten Definition des Wortes in der Sprache erfassen. Daraus ergibt sich eine Dualität von Stabilität und Symbolgehalt in der Sprache.
Wörter in der Sprache fungieren als stabile, festgelegte Einheiten, die eine konsistente Kommunikation ermöglichen. Diese Stabilität ist grundlegend für die Verständigung innerhalb einer Sprachgemeinschaft, da sie eine gemeinsame Basis schafft, auf der Bedeutungen ausgetauscht werden können. Wörter wie „Haus“, „Liebe“ oder „Freiheit“ haben allgemein akzeptierte Bedeutungen, die von den meisten Menschen innerhalb dieser Gemeinschaft verstanden werden. Diese konventionelle Bedeutung der Wörter bildet die Grundlage für eine klare Kommunikation.
Die Konventionalität der Sprache stellt sicher, dass die Bedeutung von Wörtern allgemein verstanden wird. Dies ist ein grundlegendes Prinzip der linguistischen Kommunikationstheorie, die besagt, dass Sprache auf gemeinsamen Übereinkünften basiert[96]. Ohne diese Übereinkünfte wäre die Verständigung auf dieser Ebene nicht möglich, da jeder Sprecher und Hörer seine eigenen Bedeutungen interpretieren würden.
Die Kontextabhängigkeit von Bedeutungen ist ein zentrales Thema der Semantik. Die Bedeutung eines Wortes kann sich je nach Kontext erheblich verändern. So hat das Wort „Bank“ beispielsweise in den Kontexten „Geldinstitut“ und „Sitzgelegenheit“ unterschiedliche

[96] „Das sprachliche Zeichen vereinigt nicht einen Namen und eine Sache, sondern ein Konzept und ein Lautbild. (...) **Das Band, das das Bezeichnende mit dem Bezeichneten verknüpft, ist willkürlich.**“ (Saussure, 1916)

Bedeutungen. Diese kontextuelle Variabilität verdeutlicht, dass die formale, stabile Bedeutung eines Wortes nur einen Teil seines symbolischen Umfanges erfasst. Sie beschreibt nicht alle Facetten, die ein Wort in verschiedenen Zusammenhängen haben kann.
Darüber hinaus spiegelt diese formale Bedeutung keine „objektive Realität“ im Sinne von Aristoteles wider. Nach Aristoteles sollte ein Begriff auf eine feste, objektiv erkennbare Realität verweisen. Doch in der modernen Semantik zeigt sich, dass Bedeutungen flexibel sind und von persönlichen Interpretationen oder situativen Bedingungen abhängen. Ein Wort kann seine Bedeutung je nach individuellem, kulturellem, sozialem oder sprachlichem Kontext ändern, was die Idee einer festen, objektiven Bedeutung infrage stellt.
Die symbolische Qualität eines Wortes ergibt sich somit nicht nur aus seiner formalen Definition, sondern aus der dynamischen Beziehung zu seinem Gebrauch und den situativen Zusammenhängen.

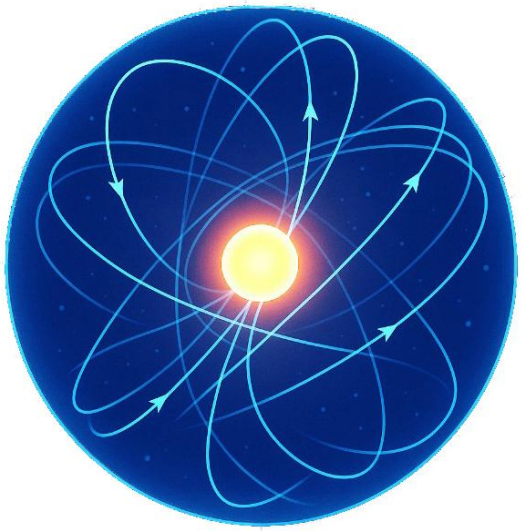
„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“

(Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen §43)

Dieses Zitat illustriert Wittgensteins zentrale These, dass die Bedeutung eines Wortes nicht durch eine abstrakte, formale Definition festgelegt wird, sondern durch seinen dynamischen Gebrauch im jeweiligen Sprachspiel und Kontext. Die „symbolische Qualität“ eines Wortes ergibt sich also nicht nur aus seiner lexikalischen Bedeutung, sondern daraus, wie es in verschiedenen Situationen verwendet wird. Es entsteht aus einem dynamischen, kontextabhängigen Prozess, der von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst wird.
In einer Privatsprache, die als individueller und prozesshafter Transformationsprozess verstanden wird, entwickeln sich die Bedeutungen von Einheiten wie Empfindungen und Beziehungskonstellationen dynamisch. Diese Entwicklung ist stark von persönlichen Erfahrungen und Vorstellungen des Einzelnen geprägt. Stabile Symbole sind nur als Momentaufnahmen denkbar, da sich die Bedeutung einer Einheit kontinuierlich verändert. In jedem Augenblick wird ein Symbol auf ein Muster oder eine Einheit reduziert, die aus den aktuellen Erfahrungen und Vorstellungen abgeleitet wird.
Diese individuelle Bedeutungszuschreibung zeigt, wie stark persönliche Erlebnisse und Emotionen die Interpretation von Bedeutungen beeinflussen.[97] In einer Privatsprache erhalten Symbole eine gefühlsmäßige Bedeutung, die über die formalen Definitionen der konventionellen Sprache hinausgeht. Dadurch wird klar, dass die symbolische Qualität eines Wortes nicht vollständig durch stabile sprachliche Konventionen erfasst werden kann.
Die Glaubwürdigkeit eines Symbols in der Privatsprache basiert auf der Empfindung der Glaubwürdigkeit durch eine Person, die aus den zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Erfahrungen und Vorstellungen abgeleitet wird. Diese Empfindung der Glaubwürdigkeit macht ein Symbol in der individuellen Wahrnehmung plausibel und bedeutungsvoll.
Die Plausibilität und Bedeutungsbildung von Symbolen werden durch die persönlichen Erfahrungen und Vorstellungen erreicht[98]. Individuen interpretieren und verstehen Symbole basierend auf ihren Erfahrungen und emotionalen Zuständen. Diese persönliche Dimension der Bedeutungszuschreibung macht deutlich, dass die symbolische Tiefe eines Wortes durch persönliche Glaubwürdigkeit und Kontextualisierung bewirkt wird.
Symbole fungieren als fundamentale Einheiten unseres Verständnisses der Welt. Sie bilden eine Brücke zwischen der äußeren und der inneren Kommunikation und tragen zur Strukturierung

[97] „Ein Zeichen (Name, Wort, Wendung) drückt seinen Sinn aus und bedeutet oder bezeichnet seine Bedeutung. (...) Der Sinn eines Eigennamens ist zu unterscheiden von dem durch ihn bezeichneten Gegenstand.“ ("Über Sinn und Bedeutung" Frege, 1892)
[98] "The individual's processes are psychologically channelized by the way in which he anticipates events." (Kelly, "The Psychology of Personal Constructs" (1955). Dieses Zitat betont die Rolle der individuellen Erwartungen und Antizipationen in der psychologischen Verarbeitung von Erfahrungen und in der Konstruktion persönlicher Bedeutungen und Symbole.

und Interpretation von Erfahrungen bei. Durch die Kombination von stabilen Mustern und dynamischen Bedeutungen ermöglichen es uns Symbole, die Welt zu verstehen und in sinnvolle Einheiten zu ordnen.
Sowohl in der öffentlichen als auch in der privaten Sprache werden prozesshafte Informationen in abstrakte, feststehende Muster überführt und auf einer Zustandsebene verarbeitet. Diese Umwandlung ermöglicht es, komplexe und dynamische Sachverhalte zu erfassen, zu kommunizieren und darauf basierend Entscheidungen zu treffen. Dies ist ein wesentlicher Aspekt der Informationsverarbeitung in beiden Sprachformen. Die dynamische Dimension eines Symbols wird durch den Momentbezug in eine zeitlose, statische Form transformiert und zu einem festen Muster verdichtet.
Indem die fließende Natur eines Symbols auf einen bestimmten Augenblick fixiert wird, entsteht eine statische Form, die als Referenzpunkt dient. Solche festgelegten Muster ermöglichen es, die zugrunde liegende Bedeutung trotz zeitlicher Veränderungen zu erfassen und zu vermitteln. Sie sind entscheidend, um Informationen sowohl in der öffentlichen als auch in der privaten Sprache zu verarbeiten und verständlich zu machen.



Symbolische Bedeutung lässt sich nicht auf feste Formen reduzieren. Dynamische Muster manifestieren sich jeweils nur in einem bestimmten Augenblick und in einer konkreten Gestalt. Sie verändern sich fortlaufend im Strom der Zeit.

Ihre Bedeutung ist durch zeitliche Wandelbarkeit geprägt, weshalb sie nicht in einem fixierten Zustand erfasst werden können. Um ihr Wesen zu verstehen, müssen sie als Bewegungsmuster oder Prozesse betrachtet werden, die nur im Fluss ihrer Entfaltung sichtbar werden.
Ein Beispiel hierfür ist die persönliche Bedeutung, die wir einem Namen wie „Petra“ zuschreiben. Wenn ich an Petra denke, verbinde ich diesen Namen mit einer bestimmten Person und konkreten Gefühlen. In diesem Moment wird das Wort „Petra“ zum Symbol, das ich individuell mit Empfindungen, Erinnerungen und Gedanken fülle. Diese Bedeutung ist situativ, persönlich und wandelbar. Gleichzeitig besitzt das Wort als sprachliches Symbol einen allgemeinen Charakter, denn es lässt sich Es ließe sich theoretisch auf jede Frau anwenden. Rufe ich etwa an einem Bahnhof den Namen „Petra“, könnten sich mehrere Frauen angesprochen fühlen, nicht wegen meiner persönlichen Bedeutung, sondern aufgrund des allgemein verständlichen Symbolgehalts.
Der allgemeine Symbolcharakter eines Wortes erhält seine konkrete Bedeutung erst durch den ihm zugewiesenen Inhalt, der sich aus spezifischen Merkmalen, Empfindungen und Beziehungskonstellationen zusammensetzt. Werden diese Merkmale in einem sozialen oder

kulturellen Kontext weitgehend geteilt, entsteht daraus ein stabilisierter, reproduzierbarer Bedeutungsrahmen.

Durch diese inhaltliche Fixierung wird das Symbol zu einem feststehenden Muster.

Seine Bedeutung bleibt nachvollziehbar, überindividuell und zeitlich entkoppelt. In dieser Form kann es als konventionelle Einheit sowohl in der individuellen als auch in der sozialen Kommunikation dienen.
In der Privatsprache, ebenso wie in der öffentlichen Sprache, werden Symbole aus prozesshaften Informationen zu feststehenden Mustern geformt, die dabei helfen, komplexe Sachverhalte zu verstehen und zu kommunizieren.
Wittgensteins These, dass die Bedeutung eines Wortes durch seinen Gebrauch im Alltag entsteht, gilt auch für die Privatsprache. Die Regel, die nach Wittgenstein für die externe Kommunikation gilt, gilt nach meinem Verständnis auch für die interne Kommunikation. Es gibt keine festen oder unveränderlichen Bedeutungen; stattdessen beruht auch die Bedeutungsgebung der Privatsprache auf der kontinuierlichen Veränderung der Erfahrungen. Dies erklärt, warum in der Privatsprache keine einheitliche oder allgemeingültige Bedeutung eines Symbols existiert, sondern nur eine Momentaufnahme (Empfindungen, Beziehungskonstellationen), die im jeweiligen Augenblick plausibel erscheint.
Wittgenstein lehnt die Idee ab, dass Wörter durch ein gemeinsames Wesen oder eine präzise Definition miteinander verbunden sind, und führt stattdessen das Konzept der „Familienähnlichkeit“ ein. Diese Idee beschreibt, wie Begriffe durch eine Reihe von überlappenden Merkmalen miteinander in Verbindung stehen, ähnlich wie Mitglieder einer Familie durch unterschiedliche, aber ähnliche Eigenschaften verbunden sind.
Während Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit die Struktur von Begriffen und deren Funktion in der Sprache erklärt, greift es für die persönliche Dimension eines Symbols zu kurz. Es beschreibt nicht, wie ein bestimmtes Wort oder Symbol für eine einzelne Person individuelle Bedeutung erlangt, die sich aus spezifischen Erfahrungen, Emotionen und Assoziationen speist. Die persönliche Bedeutung eines Symbols entsteht in der Privatsprache aus den individuellen Erfahrungen einer Person und ist eng an den jeweiligen Moment und dessen Bedingungen gebunden. Auch Symbole in der Privatsprache sind demnach nicht statisch, sondern variable Momentaufnahmen, die sich kontinuierlich im Zusammenspiel mit äußeren (Ort, Zeit, Situation) und inneren Faktoren (Gefühle, Erinnerungen, Stimmungen) wandeln.
Diese Dynamik zeigt sich deutlich am Beispiel des Namens „Petra“. Während dieser Name für viele Menschen eine allgemeine Bedeutung als Symbol für Frauen haben mag, trägt er für den Sprecher in einem bestimmten Moment eine spezifische, emotionale Bedeutung, die sich aus persönlichen Erinnerungen und Empfindungen speist. Diese Bedeutung ist jedoch flüchtig und verändert sich je nach Situation. Ein Symbol, das heute Zuneigung und Liebe bedeutet, kann morgen Trauer und Verlust symbolisieren, abhängig von den Erfahrungen und Gefühlen, die in jenem Moment aktiviert werden.
Private Symbole sind daher als dynamische Konstrukte zu verstehen, die nur im Kontext eines bestimmten Augenblicks und der damit verbundenen persönlichen Umstände Sinn ergeben. Sie sind keine unveränderlichen Strukturen, sondern entwickeln sich fortlaufend mit den neuen Erfahrungen und emotionalen Zuständen des Individuums. Symbole in der persönlichen Wahrnehmung spiegeln die Beziehungen wider, die eine Person zu ihrer Umwelt, zu anderen Menschen oder zu bestimmten Erlebnissen empfindet. Diese Beziehungen, die Symbole prägen, sind ebenfalls dynamisch und unterliegen kontinuierlichem Wandel.

Ein Beispiel dafür ist ein Ring: Für die eine Person mag er bloß ein Schmuckstück sein, während er für eine andere die Verkörperung von Liebe, Bindung und Partnerschaft symbolisiert. Diese unterschiedliche Bedeutungszuschreibung entsteht aus der persönlichen Beziehung und emotionalen Bindung, die eine Person mit dem Symbol verbindet. Symbole spiegeln somit die individuelle Wahrnehmung und die emotionale Beziehung zur Welt wider.
Symbole sind eng mit den individuellen Beziehungen verknüpft, die Menschen zu ihrer Umwelt, zu anderen Menschen und zu sich selbst herstellen. Da sich diese Beziehungen kontinuierlich in der Zeit verändern, wandelt sich auch die symbolische Bedeutung. Ein privates Symbol, das zu einem bestimmten Zeitpunkt eine konkrete Bedeutung hatte, kann in einem anderen Moment etwas völlig anderes symbolisieren, wenn sich die Beziehung einer Person zu einem Ort, einer anderen Person oder zu sich selbst verändert. Symbole sind daher keine festen Einheiten, sondern flexible Momentaufnahmen, die sich ständig im Wandel befinden.
Daraus folgt, dass Symbole in den individuellen Beziehungen verwurzelt sind. Diese Beziehungen prägen die Einstellungen, wie Symbole aus der persönlichen Perspektive wahrgenommen und interpretiert werden, und machen deren Bedeutung dynamisch und veränderlich. Die Wandelbarkeit dieser Beziehungen führt dazu, dass Symbole sich kontinuierlich weiterentwickeln und niemals endgültig festgeschrieben oder absolut sind.
Unsere Wahrnehmung der Welt besteht aus einer Vielzahl von Symbolen (Einheiten, Objekten), deren Bedeutung wir durch unsere persönlichen Empfindungen, die auf unseren Erfahrungen basieren, bestimmen. Diese Erfahrungen sind das Resultat unserer privaten Bindungen, emotionale und sensorische Verbindungen, zu unserer Umwelt und zu uns selbst. In jedem gegenwärtigen Moment treten diese Symbole als Muster auf, also als zusammengehörige Einheiten, die sich zu einem einheitlichen System verbinden.
Diese Vorstellung unterstreicht den persönlichen und erfahrungsbasierten Charakter unserer Wahrnehmung der Welt und soll deutlich machen, wie wichtig Emotionen und Beziehungen in der Konstruktion von Bedeutung sind.
Daraus folgt, dass Symbole in den individuellen Beziehungen verwurzelt sind, die Menschen zu ihrer Umwelt, zu anderen Menschen und zu sich selbst haben.

Beziehungen bestimmen die Wahrnehmung und Interpretation von Symbolen aus der Innenperspektive. Die Bedeutung eines Symbols ist veränderlich und wird erst im Licht möglicher Wandlungen verständlich.

Die eigenen Bezüge zur wahrgenommenen Welt bestimmen den Inhalt und die Qualität der persönlichen Symbole.

Die Bedeutung von Symbolen ist nie endgültig festgelegt oder absolut, sondern entwickelt sich dynamisch weiter. Unsere Wahrnehmung der Welt basiert auf Symbolen, Einheiten oder Objekten, deren Bedeutung wir aus persönlichen Empfindungen ableiten, die wiederum durch unsere individuellen Erfahrungen geformt werden. Diese Erfahrungen entstehen aus unseren emotionalen Bindungen zur Umwelt und auch zu uns selbst.
In jedem Moment nehmen wir Symbole als Muster wahr, als zusammenhängende aufeinander bezogene Einheiten, die in einem übergreifenden System miteinander verbunden sind. Diese Perspektive ermöglicht den persönlichen und erfahrungsbasierten Charakter unserer Weltwahrnehmung sowie die zentrale Rolle von Emotionen und Beziehungen bei der Konstruktion von Bedeutung.
Öffentliche Symbole werden durch Wahrnehmung und Erfahrung in individuelle Muster transformiert und anschließend in Form von Sprache symbolhaft ausgedrückt. Dadurch entsteht ein kontinuierliches Wechselspiel zwischen persönlich empfundenen individuellen Mustern und

allgemein verständlichen öffentlichen Symbolen. Während individuelle Muster konkret erlebt werden, erscheinen öffentliche Symbole in einer abstrakteren, generalisierten Form. Dennoch ermöglicht dieser Prozess trotz unterschiedlicher persönlicher Erfahrungen und individueller Interpretation eine gemeinsame Kommunikation.

Wir erfassen die Welt als eine Einheit, die aus Symbolen (Einheiten, Objekten) zusammengesetzt ist, deren Inhalt wir durch unsere persönlichen Empfindungen, abgeleitet aus unseren Erfahrungen, bestimmen. Unsere Erfahrungen setzen sich dabei aus privaten Bindungsbeziehungen, also Emotionen und Empfindungen, sowohl zu unserer Umwelt als auch zu uns selbst zusammen. In jeder Gegenwart manifestieren sich die Symbole als Muster, das heißt als zusammengehörige Einheiten, die in einem einheitlichen System miteinander verbunden sind.

Diese Interpretation betont den persönlichen und erfahrungsbasierten Charakter unserer Wahrnehmung der Welt sowie die zentrale Rolle von Emotionen und Beziehungen bei der Konstruktion von Bedeutung.

> Wir haben also, um die mechanistische Welt theoretisch aufrecht zu erhalten, immer die Klausel zu machen, inwiefern wir sie mit zwei Fiktionen durchführen: dem Begriff der Bewegung[99] (aus unsrer Sinnensprache genommen) und dem Begriff des Atoms[100] (– Einheit, aus unsrer psychischen „Erfahrung" herstammend): – sie hat ein Sinnen-Vorurtheil und ein psychologisches Vorurtheil zu ihrer Voraussetzung."
>
> Nietzsche, Der Wille zur Macht in der Natur, Die mechanistische Welt

Ich gebe Nietzsche recht, wenn er betont, dass ganz allgemein unser Verstehen auf Vorurteilen beruht. Denn Nietzsche argumentiert, dass unser Verstehen der Welt auf Vorurteilen beruht, weil es notwendigerweise durch unsere sinnliche Wahrnehmung und psychische Erfahrung geprägt ist. Diese Vorurteile sind nicht in einem negativen Sinne zu verstehen, sondern als grundlegende Bedingungen unseres Denkens.
Aus dem zuvor Gesagten ergibt sich, dass unsere Wahrnehmung der Welt als eine Einheit von Symbolen konstruiert ist. Diese Symbole gewinnen ihre Bedeutung durch unsere individuellen Erfahrungen, die wiederum von unseren Emotionen und Bindungsbeziehungen geprägt sind. Das bedeutet, dass wir die Welt niemals „objektiv" oder „neutral" erfassen können, sondern immer durch die Brille unserer eigenen persönlichen Erfahrungen geprägt sind.
Nietzsche nennt zwei spezifische Vorurteile, die unser Weltbild bestimmen:
Das Sinnen-Vorurteil – Wir nehmen Bewegung als etwas Reales wahr, weil unsere Sinneswahrnehmung dies nahelegt. Doch Bewegung ist letztlich eine Konstruktion unserer Erfahrung und nicht zwingend eine objektive Eigenschaft der Welt an sich.
Das psychologische Vorurteil – Der Begriff des Atoms als unteilbare Einheit stammt aus unserer eigenen psychischen Erfahrung von Identität und Einheit. Wir projizieren also aus unserer

[99] Nietzsche will verdeutlichen, dass der Begriff der Bewegung keine objektive Einheit beschreibt, sondern eine menschliche Konstruktion ist, die dadurch entsteht, dass wir die Welt durch unsere Sinne erfahren und sprachlich ordnen. Diese Definition gehört somit zu den „Fiktionen", die wir verwenden, um die Welt theoretisch zu erklären, die jedoch letztlich auf Vorurteilen beruhen.
[100] Nietzsche kritisiert mit dieser Aussage, dass der Begriff des Atoms nicht eine objektive Beschreibung der Wirklichkeit ist, sondern eine Fiktion, die aus unserer psychologischen Tendenz zur Vereinfachung und Projektion stammt. Es handelt sich also um ein psychologisches Vorurteil, das die mechanistische Weltsicht stützt, aber nicht die absolute Wahrheit darstellt. Letztlich hinterfragt Nietzsche hier die vermeintlich festen Grundlagen der wissenschaftlichen und metaphysischen Welterklärung und zeigt auf, dass diese auf Annahmen durch den Verstand beruhen.

inneren Wahrnehmung heraus eine Struktur auf die Welt, die möglicherweise nicht so existiert, sondern nur für unser Denken notwendig erscheint.
Daraus folgt, dass unser gesamtes Verstehen der Welt auf Annahmen basiert, die aus unseren menschlichen Bedingungen entspringen. Wir ordnen die Welt in Muster, weil wir sie sonst nicht begreifen könnten, aber diese Muster sind nicht notwendig inhärente Eigenschaften der Realität. Vielmehr sind sie Konstruktionen, die auf unseren sinnlichen und psychischen Gegebenheiten beruhen. Damit bestätigt sich Nietzsches These:

Unser Verstehen ist stets mit Vorurteilen behaftet,
weil ein Verstehen ohne sie gar nicht möglich wäre.

Das gilt auch für die auf Logik basierenden Wissenschaften, die versuchen, das von Nietzsche angesprochene Problem der individuellen Vorurteile zu umgehen, indem sie ihr Vorstellungssystem auf selbst definierte Einheiten stützen. Anstatt sich direkt auf Sinneserfahrungen oder psychologische Konzepte zu verlassen, schaffen sie abstrakte Denkkonstruktionen, die durch ihre Definitionen festgelegt werden.
So arbeiten Mathematik und formale Logik mit Axiomen, also grundlegenden, willkürlich festgelegten Ausgangspunkten, aus denen alle weiteren Aussagen logisch abgeleitet werden. Diese Axiome sind keine direkten Abbilder der Realität, sondern selbst definierte Regeln innerhalb eines geschlossenen Systems. Sie entziehen sich mit diesen Schritten der persönlichen Sinneswahrnehmungen oder psychologischen Vorurteilen.
Beispiel: In der Geometrie ist ein Punkt eine abstrakte Einheit ohne Ausdehnung. Er existiert nicht physisch, sondern nur in einem logisch definierten System. Damit umgeht die Geometrie die Notwendigkeit, sich auf eine erfahrungsabhängige Vorstellung von „kleinster Einheit“ zu stützen.
Auch die empirischen Wissenschaften (Physik, Chemie, Biologie) arbeiten ebenfalls mit abstrakten Modellen. Sie definieren Begriffe wie „Masse“, „Energie“ oder „Kraft“ nicht als absolute Gegebenheiten, sondern als Konstruktionen mit genau festgelegten Eigenschaften, die in einem theoretischen Rahmen gültig sind.
Beispiel: In der klassischen Mechanik ist das Atom ursprünglich als kleinste, unteilbare Einheit definiert worden. Später zeigte sich, dass es weiter unterteilbar ist, aber die Wissenschaft konnte ihr Modell anpassen, weil es von vornherein als konstruierte Beschreibung und nicht als objektive Wahrheit verstanden wurde.
Wissenschaften bemüht sich in ihrem Verständnis ganz allgemein, persönliche Vorurteile zu minimieren, indem sie zwischen Beobachtung (Empirie) und Theorie unterscheiden. Während unsere Sinneswahrnehmungen fehlerbehaftet sein können, werden wissenschaftliche Theorien so formuliert, dass sie sich mathematisch-logisch beschreiben und unabhängig überprüfen lassen.

Beispiel: In der Quantenmechanik wurde festgestellt, dass Teilchen sich nicht in klassisch vorstellbaren Bahnen bewegen. Trotzdem konnte ein rein mathematisches Modell (die Wellenfunktion) formuliert werden, das unabhängig von menschlicher Vorstellungskraft funktioniert.

Die auf Logik basierenden Wissenschaften versuchen, das Problem persönlicher Vorurteile zu umgehen, indem sie ihre Modelle auf selbst definierte, logisch konsistente Einheiten aufbauen. Doch auch diese Systeme sind letztlich vorurteilhaft, jedoch auf eine methodische oder systematische Weise. Ihre Denkkonstruktionen hängen nicht direkt von der menschlichen Wahrnehmung oder psychologischen Vorstellungen ab, sondern basieren auf internen Definitionen und Axiomen. Dadurch entstehen Weltmodelle, die zwar keine absolute Wahrheit darstellen, jedoch systematisch überprüfbar und unabhängig von individuellen Erfahrungen sind.

Auch in der Sozialwissenschaft ist die „Nation“ ein zentrales Symbol, das nicht objektiv in der Welt existiert, sondern als soziale Konstruktion definiert wird. Menschen empfinden sich als Mitglieder einer Nation, weil es ein gemeinsames Verständnis gibt, das diese Zugehörigkeit symbolisch verankert. Benedict Anderson beschreibt Nationen treffend als „imagined communities“, da sich ihre Mitglieder als Teil einer Einheit fühlen, obwohl sie sich nie alle persönlich begegnen.
Die Sozialwissenschaft analysiert solche Konstrukte methodisch, indem sie Begriffe wie „Nation“, „Identität“ oder „Gesellschaft“ definiert. Dabei arbeitet sie mit selbst gesetzten Kategorien, die, ähnlich wie Axiome in der Mathematik, auf theoretischen Annahmen und methodischen Setzungen beruhen. Diese Kategorien sind nicht objektiv gegeben, sondern konstruierte Modelle zur Untersuchung sozialer Phänomene.
Symbole wie „Nation“ existieren nicht unabhängig vom Menschen, sondern sind durch Sprache, soziale Praktiken und historische Entwicklungen willkürlich definierte Einheiten. Sie sind nicht wertfrei, sondern beruhen auf spezifischen wissenschaftlichen Kriterien und theoretischen Perspektiven. Dies entspricht den Modellen in den Naturwissenschaften. Sie stellen keine absolute Realität dar, sondern dienen dazu, gesellschaftliche Strukturen verständlich zu machen.
Während Symbole die grundlegenden Bausteine unseres Denkens sind, beschreiben Muster die Regelmäßigkeiten und Strukturen, die sich aus ihrer Verwendung ergeben. Muster helfen uns zu erkennen, wie sich Symbole über Zeit und Raum hinweg verändern und unser Denken sowie Handeln prägen. Doch all dies geschieht innerhalb eines konstruierten und methodisch vorgeprägten Rahmens und beruht auf theoretischen Konstruktionen, die unsere Wahrnehmung der Gesellschaft strukturieren.
Symbole und Muster helfen uns, die Welt zu verstehen, aber sie tun dies innerhalb eines Rahmens, der auf von uns festgelegten Vorannahmen beruht. Diese Vorannahmen und das methodisch definierte Vorgehen formen eine bestimmte Perspektive, die als Vorurteil bezeichnet werden kann. Sie strukturieren unsere Wahrnehmung, sind jedoch nicht absolut, sondern von den theoretischen, kulturellen und persönlichen Bedingungen abhängig, in denen sie entstanden sind. Damit wird der Begriff „Vorurteil“ als notwendige Konstruktion im Denkprozess verstanden.

Wir beschreiben die Welt mithilfe von Symbolen, weil sie ein nützliches Mittel zur Kommunikation darstellen. Verstehen entsteht jedoch erst durch die Wahrnehmung von Mustern, die kontextabhängig und zeitgebunden interpretiert werden.

Das lässt sich sowohl neurobiologisch als auch erkenntnistheoretisch begründen:
Unser Gehirn verarbeitet Informationen nicht isoliert, sondern als zusammenhängende Muster. Sinneseindrücke werden in Netzwerken verarbeitet, wobei Neuronen Gruppen bilden, die auf bestimmte Muster von Reizen reagieren. Die Wahrnehmung eines Objekts oder einer Situation entsteht daher nicht durch die isolierte Betrachtung einzelner Symbole, sondern durch die gleichzeitige Aktivierung mehrerer assoziierter Muster.
Symbole sind abstrakte Repräsentationen von Dingen oder Konzepten, aber unser Verständnis von ihnen hängt von der Zusammenstellung und den Erfahrungen ab. Wenn wir die Welt wahrnehmen, ordnen wir die Informationen nicht nur einzelnen Symbolen zu, sondern erkennen Zusammenhänge zwischen ihnen. Diese Muster geben erst die Bedeutung vor, indem sie in einen kohärenten Rahmen eingebettet werden.
Nach den Prinzipien der Gestaltpsychologie nehmen wir nicht isolierte Einzelteile wahr, sondern sinnvolle Ganzheiten. Das Gehirn füllt Lücken und stellt Zusammenhänge her, um eine

kohärente Realität zu konstruieren. Mustererkennung ist also eine grundlegende Funktion unseres Denkens.
Wahrnehmung geschieht in einem Moment, aber sie ist nicht statisch. Sie setzt sich aus Erfahrungen, Erwartungen und aktuellen Reizen zusammen. Unser Bewusstsein verknüpft vergangene Eindrücke mit neuen Wahrnehmungen, wodurch sich ein kontinuierlicher Fluss von Mustern ergibt.
In diesem Sinne sind Symbole generalisierte, zeitbezogene Muster. Sie sind „gefrorene“ oder abstrahierte Muster, die sich auf frühere Erfahrungen beziehen, aber in jedem neuen Moment mit aktuellen Wahrnehmungen neu interpretiert werden.
Folgt man diesen Überlegungen, so ergibt sich für mich, dass wir die Welt mit Symbolen beschreiben, weil sie ein nützliches Mittel zur Kommunikation sind, aber unser Verständnis entsteht erst aus der Wahrnehmung von Mustern, die systemabhängig interpretiert werden.
Die Hypothese kann als Argument gegen die Begriffsphilosophie verwendet werden, weil sie nahelegt, dass Bedeutung nicht aus festen, abstrakten Begriffen resultiert, sondern aus der dynamischen Wahrnehmung von Mustern, die sich situativ und systemabhängig verändern. Begriffe in der traditionellen Begriffsphilosophie werden oft als stabile, klar definierte Einheiten betrachtet, die unabhängig von individuellen Wahrnehmungen oder Kontexten existieren.
Meine Unterstellung legt nahe, dass Bedeutung durch die laufende Verknüpfung von Wahrnehmung, Erfahrung und Symbolik entsteht. Symbole sind demnach keine fixierten Bedeutungscontainer, sondern flexible Muster, die in jedem neuen Kontext neu interpretiert werden müssen. Das widerspricht einer essentialistischen Begriffsauffassung, bei der Begriffe als stabile, inhärente Träger von Bedeutung fungieren.
Stattdessen ergibt sich eine prozessorientierte Sichtweise, bei der Bedeutung nicht in statischen Begriffen, sondern in der jeweiligen Wahrnehmung und Interpretation von Mustern konstituiert wird. Die Bedeutung wird als dynamische und erfahrungsabhängige Größe verstanden.
Ein Konflikt für die sprachliche Beschreibung ergibt sich jedoch daraus, dass Sprache auf begriffsorientierten Symbolen basiert, die eine Stabilität und Allgemeingültigkeit suggerieren, während die Bedeutung, wie in meiner Hypothese dargelegt, als dynamisch und kontextabhängig verstanden wird.
Das zentrale Problem besteht darin, dass Sprache über abstrakte Begriffe formuliert wird, um Kommunikation zu ermöglichen, während die tatsächliche Bedeutung dieser Begriffe in einem kontinuierlichen Interpretationsprozess variiert. Wenn Bedeutung nicht inhärent in Begriffen liegt, sondern erst durch Wahrnehmung und Interpretation in einem spezifischen Kontext entsteht, dann bleibt sprachliche Kommunikation immer unvollständig und interpretationsbedürftig. Sprache und Begriffe sind letztlich eine unvollkommene Möglichkeit, um die dynamische Natur der Bedeutung auszudrücken. Sie bieten lediglich eine konventionalisierte, pragmatische Annäherung.
Am Beispiel des Verkehrszeichens „Achtung“ (ein rotes Dreieck mit einem schwarzen Symbol in der Mitte) zeigt sich dieser Unterschied deutlich:

Ein Symbol ist ein Bestandteil eines Zeichensystems, dessen sichtbarer Inhalt, also das konkrete Muster oder Bildmotiv (z. B. ein Hirsch, ein Bauarbeiter, ein Ausrufezeichen), variabel ist und sich je nach Kontext verändert. Dieser Inhalt allein ist bedeutungsoffen und gewinnt seine spezifische Aussage erst durch eine von außen festgelegte Zuordnung innerhalb eines normierten oder kulturell verankerten Symbolsystems.

Damit lässt sich das Symbol in **zwei Dimensionen** unterscheiden:

1. **Der Inhalt des Symbols** (das Muster oder die visuelle Darstellung): Dies ist die sichtbare, grafische Form, die für sich genommen noch keine eindeutige Bedeutung trägt.
2. **Die Symbolaussage** (die systemisch zugewiesene Bedeutung): Dies ist die durch Konvention, Gesetz oder kulturelle Praxis definierte Aussage des Symbols im jeweiligen Zeichensystem.

Beispiel:

- Das Bild eines Hirsches stellt zunächst nur ein Tier dar (Inhalt).
- Innerhalb des Verkehrssystems bedeutet dieses Bild jedoch: „Achtung Wildwechsel“, also eine Gefahr durch plötzlich auftauchende Tiere auf der Fahrbahn (Symbolaussage).

Diese Trennung verdeutlicht, dass Symbole nicht aus sich heraus sprechen, sondern erst durch ihre Einbettung in ein regelgeleitetes Zeichensystem ihre kommunikative Funktion erfüllen.
Das Symbol, also die äußere Gestaltung des Zeichens, ist inhaltlich variabel und kann unterschiedlich ausgestaltet sein. Seine Bedeutung entsteht jedoch nicht durch die Form selbst, sondern wird ihm erst durch eine innere Definition innerhalb des Zeichensystems zugewiesen.

Das bedeutet: Ein Symbol wird nur dann bedeutungstragend, wenn es in einem übergeordneten System eindeutig interpretiert und verankert ist. Ohne diese systemische Einbettung bleibt der Symbolinhalt mehrdeutig oder unbestimmt.

Die Differenz zwischen äußerer Form (Muster) und innerer Bedeutung (Symbolaussage) öffnet den Blick auf unterschiedliche theoretische Zugänge zur Symboltheorie.
Damit nähere ich mich mit meinen Vorstellungen zu Symbol und Muster den Ansichten Ernst Cassirers an. Er betrachtet Symbole als Ausdruck der menschlichen Fähigkeit, die Welt zu konstruieren und zu interpretieren. Für ihn sind Symbole nicht nur Werkzeuge der Kommunikation, sondern auch Mittel zur Sinnstiftung und zur Entwicklung von Erkenntnissen. Besonders betont er die Vielfalt symbolischer Formen und ihre zentrale Rolle in der kulturellen Entwicklung.
Im Gegensatz dazu steht etwa der Theologe Rudolf Bultmann. Er versteht Symbole primär als Vermittler existenzieller Wahrheiten, die den Menschen helfen, ihren Glauben zu erfassen und zu leben. Ein wesentlicher Bestandteil seiner Arbeit ist die Entmythologisierung: Er hinterfragt übernatürliche Elemente biblischer Erzählungen und arbeitet die ihnen zugrunde liegenden existenziellen Fragestellungen heraus.

Das entscheidende Merkmal menschlicher Wahrnehmung ist, dass wir Muster erkennen und diese als stabile, sinnstiftende Einheiten in jeder Erfahrung wiederfinden.

Symbole sind dabei abstrahierte, bedeutungstragende Muster, die nicht nur eine persönliche, sondern auch eine kulturell vermittelte, kommunikative Bedeutung besitzen. In der Wahrnehmung erkennen wir Symbole als feste, wiedererkennbare Einheiten, die in unterschiedlichen Zusammenhängen und über verschiedene Zeiträume hinweg verstanden werden können.
Diese Fähigkeit zur Mustererkennung und Symbolinterpretation ermöglicht nicht nur Orientierung, sondern auch die kontinuierliche Weiterentwicklung unseres Weltverständnisses. Dabei spielt auch die Fähigkeit zur Abstraktion eine zentrale Rolle: Abstrakte Konzepte (z. B. Freiheit, Zeit oder Gerechtigkeit) werden durch symbolische Formen in unserer Wahrnehmung repräsentiert und kommunizierbar gemacht.

Menschliche Wahrnehmung erkennt Muster, interpretiert Symbole und repräsentiert Abstraktes in symbolischer Form.

In allen drei Bereichen zeigt sich, dass menschliches Verstehen nie bloß reaktiv ist, sondern stets ein aktiver Prozess der Deutung, Auswahl und Bedeutungsbildung. Symbole, Muster und Abstraktionen sind Ergebnisse eines komplexen Zusammenspiels zwischen Wahrnehmung und Interpretation und eingebettet in persönliche, soziale und zeitliche Bezüge.

Unsere Kommunikation erfolgt auf der Ebene symbolischer Repräsentationen abstrakter Begriffe. Wir verstehen Symbole im Rahmen unserer individuell geprägten Deutungsmuster.

Kurz gesagt:

Wahrnehmung und Verstehen sind aktive, konstruktive Prozesse, bei denen wir durch das Erkennen und Deuten von Mustern und Symbolen unsere Umwelt im ständigen Austausch mit ihr sinnvoll gestalten und interpretieren.

43.02 Privatsprache und öffentliche Sprache

Mit der Sprache gibt man der gegebenen Welt ein Gesicht.
Sprache ist eine Ausdrucksform.

In diesem Sinne ist Sprache nicht nur Mittel zur Kommunikation, sondern auch ein Instrument der Erkenntnis und Weltdeutung. Sie formt unsere Wahrnehmung und beeinflusst, wie wir denken und handeln.
Die Begriffe Privatsprache und öffentliche Sprache stammen aus der Sprachphilosophie und hier besonders aus den Überlegungen von Ludwig Wittgenstein.
Privatsprache ist nach seiner Definition eine Sprache, deren Begriffe und Bedeutungen nur dem Individuum selbst zugänglich ist. In seinen spätphilosophischen Schriften, insbesondere in den Philosophischen Untersuchungen (1953), argumentiert Ludwig Wittgenstein gegen die Möglichkeit einer echten Privatsprache. Er stellt sich vor, jemand könnte eine Sprache erfinden, in der Wörter nur auf innere Empfindungen (z. B. Schmerzen) verweisen, die ausschließlich ihm selbst zugänglich sind. Die zentrale Frage lautet für ihn:

„Wie kann man sich sicher sein, dass man ein Wort immer auf dieselbe Empfindung bezieht, wenn niemand anderes sie überprüfen kann?“

Privatsprache ist nicht intersubjektiv überprüfbar, da sie sich ausschließlich auf die inneren Erfahrungen und Empfindungen eines Individuums bezieht. Wittgenstein selbst spricht sich gegen die Möglichkeit einer echten Privatsprache aus, da für ihn Sprache grundlegend auf sozialer Verständigung beruht.
Die öffentliche Sprache hingegen ist eine Sprache, die von einer Gemeinschaft geteilt und verstanden wird. Ihre Bedeutung entsteht durch den gemeinsamen Gebrauch innerhalb sozialer Gemeinschaften. Sie ermöglicht Kommunikation, Verständigung und die Überprüfung von Begriffen durch andere Mitglieder der Gemeinschaft. Sprache und Bedeutung sind grundlegend in sozialen Praktiken und gemeinsamen Regeln verwurzelt. Ohne diese Gemeinsamkeiten, so Wittgenstein, fehlt einer Privatsprache die notwendige Struktur, um konsistente und verständliche Bedeutungen zu erzeugen.
Ein anschauliches Beispiel aus Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“ illustriert dies: Wenn jemand ein Tagebuch führt und darin ein bestimmtes Symbol jedes Mal verwendet, wenn er eine bestimmte Empfindung hat, gibt es keine Möglichkeit, dieses Symbol später korrekt zu interpretieren, wenn es keine öffentlichen Kriterien gibt, die diese Interpretation stützen. Wittgenstein stellt fest:

> „Ein Mensch kann sich keine Regeln zur Bezeichnung seiner Empfindungen geben, denn eine Regel ist etwas, das richtig oder falsch angewandt werden kann, und wo es kein Kriterium der Richtigkeit gibt, da kann auch keine Rede davon sein, dass die Regel in dieser Weise oder in jener befolgt wird.“
>
> (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, 1953, §258)

Er fügt hinzu:

> „Wie soll sich eine Regel denn selbst den Weg bahnen – dies ist gar nicht vorstellbar. Eine Regel kann nicht in die Einöde hineingepflanzt werden: sie sei einmal gebraucht worden und dann nicht wieder. – Und so ist es auch mit der Bezeichnung einer Empfindung nach einem privaten Schema. – Denke dir so ein Schema als Tabelle in einem Notizbuch. – Ein Tagebuch, das allein der Schreiber entziffern können soll. – Könnte ich diese Aufzeichnungen jemals interpretieren? Was könnte ich in diesem Fall mit ‚interpretieren‘ meinen?“
>
> Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen,1953 §260

Wittgenstein stellt fest, dass eine Privatsprache unmöglich ist, da ihr öffentliche Kriterien für Richtigkeit, die Möglichkeit zur Selbstinterpretation, die Konsistenz privater

Empfindungsbezeichnungen sowie die Regelbefolgung als soziale Praxis fehlen. Sprache hat für ihn nur dann Bedeutung, wenn sie von einer Gemeinschaft geteilt wird, da Regeln nur im sozialen Kontext festgelegt und überprüft werden können.
Im Gegensatz dazu betrachte ich in Anlehnung an Luhmanns Systemtheorie die Möglichkeit einer Privatsprache als ein autonomes, selbstreferentielles System. Nach Luhmann sind Systeme operativ geschlossen und erzeugen ihre eigene Bedeutung, indem sie nach eigenen Regeln operieren. Eine Privatsprache könnte demnach eigenständig funktionieren, indem sie interne Kriterien für Richtigkeit und Bedeutung generiert, unabhängig von äußeren Bedingungen.

In diesem Verständnis wird nicht mehr Intersubjektivität, sondern Systemkompatibilität zum Maßstab für Richtigkeit.

Die Grundlage bildet ein autopoietisches, selbstreferentielles System, das seine eigene „Wahrheit" schafft. Wahrheit wird dabei nicht als universelle Eigenschaft verstanden, sondern als eine systeminterne Konstruktion, die durch spezifische Codes und Programme entsteht und innerhalb des Systems als zutreffend oder nicht zutreffend gilt.

Eigene Regeln und Bedeutungszuschreibungen fungieren als interne Mechanismen, die Kohärenz und Anschlussfähigkeit sicherstellen.

Auf diese Weise wird die Idee einer absoluten Wahrheit zu einer relativen „Systemwahrheit", die nur innerhalb des jeweiligen Systems Gültigkeit besitzt. Die Möglichkeit einer Privatsprache basiert auf der Annahme, dass ein selbstreferentielles System seine interne Konsistenz durch die kontinuierliche Selbstbestätigung eigener Regeln und Bedeutungen aufrechterhalten kann. Dies widerspricht Wittgensteins These, dass eine Privatsprache unmöglich sei, da sie öffentliche Kriterien erfordere. Ich argumentiere hingegen, dass ein solches System keine externen sozialen Praktiken zur Regelbefolgung benötigt, da es seine eigenen Regeln autonom erzeugt und anwendet.
Der zentrale Unterschied zwischen öffentlicher und privater Sprache liegt in ihrer Funktion und Struktur. Die öffentliche Sprache ist auf externe Kommunikation ausgerichtet und durch soziale Regeln sowie gemeinsam geteilte Symbole definiert. Sie ermöglicht Verständigung auf der Grundlage gesellschaftlich etablierter Bedeutungen. Im Gegensatz dazu ist die Privatsprache in interner Kommunikation verankert. Ihre Bedeutung entsteht innerhalb eines individuellen Erkenntnissystems und ist an persönliche Strukturen gebunden, die nicht öffentlich zugänglich sind. Diese Strukturen entwickeln sich unabhängig von gesellschaftlichen Konventionen und werden wesentlich durch individuelle Erfahrungen geprägt.
Es ist daher entscheidend, zwischen öffentlicher und privater Sprache zu unterscheiden. Während die öffentliche Sprache auf kollektiver Verständigung basiert, fungieren ihre Symbole als allgemein verständliche Zeichen, die durch soziale Kontexte stabilisiert werden. Die Privatsprache hingegen operiert innerhalb eines persönlichen Bezugsrahmens. Ihre Zeichen und Bedeutungen sind konsistent nur im jeweiligen individuellen System und beruhen auf persönlichen Mustern, die stark von der Eigenart und Perspektive des Einzelnen bestimmt werden.
Der Schlüssel zur Funktionsweise einer Privatsprache liegt in einem dynamischen Prozess interner Kommunikation. Dieser Prozess basiert auf persönlichen Erlebnissen, die in beschreibbare und wiedererkennbare Einheiten überführt werden müssen, um eine konsistente Privatsprache formulieren zu können. Damit dieser Zusammenhang überhaupt analysierbar ist, muss er in die konventionelle Sprache übersetzt und in sprachlich fassbare Einheiten gegliedert werden. Auch wenn eine Privatsprache unabhängig von öffentlicher Sprache operiert, kann sie nur mithilfe der konventionellen Sprache reflektiert, beschrieben und vermittelbar gemacht werden.
Die Konstruktion einer Privatsprache setzt ein internes Regelwerk voraus, das die Bedeutung und den Gebrauch der Zeichen innerhalb des Systems bestimmt. Eine verständliche Privatsprache kann nur dann entstehen, wenn konsistente Einheiten gebildet und ihre Relationen klar definiert werden. Diese Einheiten und ihre Beziehungen unterscheiden sich jedoch grundlegend

von jenen der öffentlichen Sprache. Während die konventionelle Sprache auf gemeinsamer Bedeutungsbildung beruht, bleibt die Privatsprache an individuelle Strukturen und Erfahrungen gebunden.

Um die Grundlagen der Privatsprache zu verstehen, ist es notwendig, zu erkennen, dass sie nur durch konventionelle Sprache beschrieben und verstanden werden kann.

Die öffentliche Sprache spielt eine zentrale Rolle, indem sie die Strukturen und Regeln der Privatsprache analysierbar macht und interne Prozesse in verständliche Formen übersetzt. Folglich kann eine Privatsprache als autonomes, selbstreferentielles System existieren, das intern eigene Regeln und Bedeutungen generiert. Diese interne Konsistenz ermöglicht kohärente Kommunikation, die unabhängig von öffentlichen Kriterien und sozialen Praktiken funktioniert.
Damit eine Privatsprache funktioniert, müssen die zugrunde liegenden dynamischen Prozesse in stabile, wiedererkennbare Einheiten übersetzt werden, die eine konsistente interne Kommunikation ermöglichen. Diese Einheiten müssen durch klare, wiederholbare Regeln definiert sein. Ein solches internes Regelwerk stellt sicher, dass Bedeutungen konsistent bleiben, und schafft die Grundlage für eine funktionierende Privatsprache. Gleichzeitig zeigt sich, dass Sprache als Ganzes sowohl individuelle als auch kollektive Bedeutungsbildung ermöglicht.
Das heißt:

> Für eine präzise und verständliche Kommunikation ist es grundlegend, dass abstrakte Begriffe wie Erfahrungen, Energie oder Emotionen eindeutig definiert sind. Nur wenn die verwendeten Begriffe eine klare und allgemein anerkannte Bedeutung haben, kann sichergestellt werden, dass die beabsichtigte Botschaft korrekt übermittelt wird. Dies gilt sowohl für die persönliche Reflexion als auch für den öffentlichen Diskurs.
> In der individuellen Gedankenwelt ermöglicht eine konsistente Musterverwendung[101] (Symbolverwendung) eine geordnete und schlüssige Auseinandersetzung mit den eigenen Empfindungen und Erlebnissen. Fehlt eine klare Definition, besteht die Gefahr von inneren Widersprüchen oder ungenauen Schlussfolgerungen.
> Auch in der zwischenmenschlichen Kommunikation ist eine einheitliche Bedeutung der verwendeten Begriffe unerlässlich. Uneindeutige oder mehrdeutige Begriffe können zu Missverständnissen führen und die Verständigung erschweren. Durch präzise Definitionen und konsistente Nutzung sprachlicher Einheiten lassen sich Missinterpretationen vermeiden, sodass ein klarer und effektiver Austausch möglich wird.

Die Privatsprache entsteht durch einen Prozess, in dem bestimmte Einheiten wiedererkannt und ihre Beziehungen zueinander geregelt werden. Diese strukturellen Elemente sind notwendig, damit die Privatsprache verständlich und nachvollziehbar bleibt. Dabei bestehen ihre Grundbausteine aus Mustern von Empfindungen und deren Beziehungen. Diese Muster (Beziehungskonstellationen und Empfindungskonstellationen) sind zwar stabil, aber dennoch situationsabhängig. Sie lassen sich zu einem bestimmten Zeitpunkt innerhalb eines sich stetig wandelnden inneren Kommunikationssystems erfassen und dienen als feste Bezugspunkte für die Beschreibung in der Privatsprache.
Trotz dieser festen Strukturen bleibt die Privatsprache dynamisch, da ihre Einheiten flexibel genug sind, um sich veränderten Bedingungen anzupassen. Diese Balance aus Stabilität und Flexibilität stellt sicher, dass die Privatsprache konsistent bleibt und verständlich funktioniert – ohne auf soziale Regeln oder gemeinschaftlich geteilte Bedeutungen angewiesen zu sein.
Grundannahmen der Privatsprache:

[101] Objekte, Beziehungs- bzw. Empfindungskonstellationen

- Empfindungen als grundlegende Einheiten: Während in der öffentlichen Sprache Eigenschaften und Merkmale als zentrale Bezugspunkte dienen, bilden in der Privatsprache Empfindungen (Emotionen) die grundlegenden Einheiten.
- Plausibilität als Maßstab: In der öffentlichen Sprache orientiert sich Bedeutung an gesellschaftlichen Konventionen, in der Privatsprache hingegen an persönlicher Plausibilität oder Glaubwürdigkeit. Empfindungen werden nach inneren Maßstäben in Beziehung gesetzt.
- Unterschiedliche Qualitätsstufen: Daraus ergibt sich eine grundlegende Differenz zwischen der Privatsprache und der konventionellen Sprache. Dies besteht sowohl hinsichtlich der Art ihrer Einheiten als auch der Beziehungen zwischen ihnen.

Da die Struktur einer Privatsprache individuell festgelegt wird, kann nur die Person selbst den vollständigen Inhalt ihrer Einheiten erfassen. Diese Einheiten sind nicht unmittelbar in die konventionelle Sprache übertragbar, da sie einmalig, dynamisch und individuell geprägt sind. Ihre Übersetzung in die öffentliche Sprache ist daher nur in abstrahierter Form möglich. Dabei geht jedoch ein Teil ihrer ursprünglichen Bedeutung oder Qualität verloren, da die öffentliche Sprache nicht über die gleichen internen Bezugssysteme verfügt.
Folglich zeigt sich, dass die Privatsprache ein eigenständiges System darstellt, das unabhängig von externen sprachlichen Normen funktioniert. Ihre interne Konsistenz wird durch persönliche Strukturen aufrechterhalten, wodurch eine kohärente Kommunikation innerhalb des individuellen Systems möglich bleibt. Gleichzeitig bleibt die Grenze zur öffentlichen Sprache durch die Unterschiede in Struktur und Bedeutungszuordnung klar bestehen.
Elemente, die sich nicht eindeutig durch Eigenschaften oder Merkmale beschreiben lassen, können nicht klar als abstrakte Einheiten definiert werden. In der konventionellen Sprache erscheinen sie daher häufig in Form indirekter, vager oder diffuser Umschreibungen und werden zu Symbolen. Auf diese Weise entstehen sprachliche Abstraktionen, die zwar Kommunikation ermöglichen, jedoch die Einzigartigkeit individueller Wahrnehmung verwischen. In sprachlichen Darstellungen werden solche Elemente zu Umschreibungseinheiten, zu symbolischen Konstrukten oder abstrahierten Formen, die das unmittelbare Erleben nur vermittelt wiedergeben.
Die konventionelle Sprache greift auf höhere Abstraktionsstufen zurück, um die Vielfalt individueller Erfahrungen und Perspektiven in eine allgemein verständliche Form zu überführen. Das führt jedoch dazu, dass der ursprüngliche Inhalt in gewisser Weise durch Generalisierung neutralisiert wird. Insgesamt aber besonders bei der Beschreibung von Empfindungen, Emotionen und Gefühlen zeigt sich dieses Problem. Da diese nicht als feste, objektivierbare Einheiten überführt werden können, entziehen sie sich einer direkten sprachlichen Erfassung. Dies führt dazu, dass die Bedeutung oder Identität dieser Elemente (Worte) unklar bleibt oder verschiedene Interpretationen zulässt.
In standardisierten Sprachsystemen, wie zum Beispiel der Mustersprache, sind Symbole so festgelegt, dass sie eine klarere und präzisere Informationsübermittlung ermöglichen. Dies gelingt, weil sie auf einer geteilten kulturellen und semantischen Basis beruhen. Die Standardisierung fördert ein gemeinsames Verständnis und minimiert individuelle Interpretationsspielräume, was die Effizienz der Kommunikation erhöht. Die Bedeutung und Richtigkeit sprachlicher Einheiten ergeben sich in diesem Zusammenhang nicht allein aus individueller Erfahrung, sondern vor allem durch die kollektive Zustimmung innerhalb einer Sprachgemeinschaft. So wird sprachliche Verständigung zu einem sozialen Akt der Bedeutungsvereinbarung.[102]
Die Privatsprache ist durch individuell definierte und plausibilisierte Einheiten strukturiert, während die öffentliche Sprache auf standardisierten, abstrahierten Begriffen basiert, die eine

[102] siehe auch Wittgenstein

kollektive Verständigung ermöglichen. Dies führt dazu, dass besonders Empfindungen und Emotionen in der öffentlichen Sprache nur indirekt oder ungenau wiedergegeben werden. Während ihre Bedeutung in der konventionellen Sprache offen für verschiedene Interpretationen bleibt, besitzt sie in der Privatsprache eine präzise, aber ausschließlich individuelle Qualität.
Die interne Bedeutungszuweisung bezieht sich auf die Übertragung und das Verständnis von Bedeutungen innerhalb des eigenen Systems, also der Privatsprache. Dieser Prozess unterscheidet sich wesentlich von der externen Bedeutungszuweisung, da er sich auf das individuelle, innere Erleben und die Selbstkommunikation konzentriert. Innerhalb der Privatsprache ist der Bedeutungstransport präzise und direkt, da die Einheiten und ihre Beziehungen auf persönlichen Erfahrungen, Empfindungen und individuell interpretierten Bedingungen beruhen. Die Bedeutungen werden von der Person selbst festgelegt und kontinuierlich angepasst, wodurch sie direkt auf die eigene Wahrnehmung und Erlebniswelt abgestimmt sind.
Da der interne Bedeutungstransport innerhalb des individuellen Rahmens stattfindet, wird die Bedeutung der Einheiten nicht durch externe, kollektive Maßstäbe vermittelt. Dies ermöglicht eine tiefere und spezifischere Auseinandersetzung mit eigenen Empfindungen und Gedanken. Diese Selbstkommunikation ist flexibel und erlaubt eine ständige Anpassung der Bedeutungen in Abhängigkeit von Erfahrungen oder aktuellen emotionalen Zuständen. Zudem treten keine Konflikte mit externen, kollektiv verstandenen Begriffen auf, da die Struktur der Privatsprache eine kohärente und stabile interne Kommunikation ermöglicht.
Die interne Bedeutungsgebung nutzt interne Beziehungskonstellationen (z.B. Repräsentationsgruppen[103]) oder andere Ausdrucksformen, die in der Privatsprache in jedem einzelnen Moment eine präzise, individuelle Bedeutung tragen. Diese private Symbolik ist spezifisch, da sie nicht den Anforderungen einer breiten Verständigung unterliegt, sondern vielmehr den persönlichen Bedürfnissen und Wahrnehmungen dient. So können komplexe, vielschichtige Emotionen und Gedanken innerhalb des eigenen Systems transportiert werden, ohne dass sie extern verständlich gemacht werden müssen.
Da es im internen Bedeutungstransport keine Notwendigkeit gibt, Bedeutungen zu abstrahieren oder in allgemein verständliche Begriffe zu übersetzen, bleibt die Bedeutung innerhalb des individuellen Rahmens erhalten. Sie wird nicht vage oder ungenau, sondern bewahrt ihre einzigartige und präzise Form. Der interne Bedeutungstransport innerhalb der Privatsprache ist somit ein individueller, flexibler und präziser Prozess, der ohne die Notwendigkeit von Abstraktion oder Übersetzung funktioniert. Die Einheiten und ihre Beziehungen sind fest in der eigenen Erfahrung verankert und werden kontinuierlich an die individuellen Gegebenheiten angepasst. Die Kohärenz bleibt erhalten, da sie nicht den Anforderungen einer externen Verständigung unterliegt.
In einer Privatsprache gibt es keinen externen Maßstab für „richtig“ und „falsch“ im logischen Sinne, da die Bedeutungszuweisung ausschließlich intern erfolgt und nicht der intersubjektiven Verständigung unterliegt. Stattdessen bedeutet „richtig“ hier, dass eine Bedeutung konsistent mit der individuellen Erfahrung und den eigenen Regeln bleibt, während „falsch“ eine Inkohärenz oder Widersprüchlichkeit innerhalb des persönlichen Systems anzeigt. Das, was philosophisch häufig als Streben nach Harmonie oder Ausgleich interpretiert wird, ist in einer Privatsprache nicht als sozial vermittelter Prozess der Verständigung zu begreifen, sondern als eine

[103] In Anlehnung an Gerald Edelman: Repräsentationsgruppen sind dynamische neuronale Netzwerke, die bestimmte Wahrnehmungen, Gedanken oder Erinnerungen verarbeiten und sich durch Erfahrungen laufend verändern. Der entscheidende Punkt ist, dass nicht nur Erfahrungen durch diese Netzwerke beeinflusst werden, sondern dass die Netzwerke selbst durch (wiederholte) Interaktionen mit der Umwelt selektiert, verstärkt und geformt werden. Diese Interaktionen führen zu einer kontinuierlichen Anpassung und Neustrukturierung der neuronalen Verbindungen.

innere Kohärenzbedingung. Harmonie oder Ausgleich entstehen hier nicht durch die Übereinstimmung mit einer externen Realität, sondern durch die Vermeidung interner Widersprüche innerhalb des eigenen Regelwerks.
Ein solcher Begriff von Harmonie ist weniger normativ im klassischen Sinne, sondern eher funktional. Die Stabilität der persönlichen Bedeutungszuweisungen ermöglicht es, dass das eigene System glaubwürdig aufrechterhalten wird. Da jedoch die Regeln und Bedeutungen kontinuierlich angepasst werden und keine objektive Korrektur durch andere existiert, stellt sich die Frage, ob Begriffe wie „richtig“ und „falsch“ in einer solchen Sprache überhaupt sinnvoll anwendbar sind. Ludwig Wittgenstein geht davon aus, dass Sprache ohne öffentliche Überprüfbarkeit nicht als Sprache im eigentlichen Sinne gelten kann. Falls jedoch eine Privatsprache in diesem Sinne existiert, dann wäre die Überprüfbarkeit ihrer Kohärenz von der individuellen emotionalen Einschätzung abhängig. Das bedeutet, dass „richtig“ und „falsch“ nicht durch eine objektive, intersubjektive Instanz bestimmt werden, sondern durch das persönliche Empfinden von Stimmigkeit oder Inkohärenz innerhalb des individuellen Systems, wobei die Kontextualität als Maßstab dient.
Die konventionelle Sprache zielt darauf ab, klare Botschaften zu vermitteln. Emotionen und persönliche Erfahrungen hingegen sind einzigartig und nicht unmittelbar in Worte zu fassen. Daher können sie in der öffentlichen Sprache nur indirekt, als Artefakte des Denkens, in Form von Abstraktionen oder oberflächlich ausgedrückt werden. Dies begründet die grundlegende Differenz zwischen der öffentlichen und der privaten Sprache, die in ihrer jeweiligen Bedeutungszuweisung divergieren: Während die öffentliche Sprache auf intersubjektive Verständigung abzielt, erlaubt die Privatsprache eine individuelle, präzise und flexible Bedeutungszuweisung, die sich einer externen Überprüfung entzieht.
Am Beispiel des Begriffs „Liebe“ soll gezeigt werden, wie schwer fassbar der Inhalt dieses Begriffs in der konventionellen Sprache ist und nur indirekt und abstrakt ausgedrückt werden kann.

> Die Liebe wird persönlich erlebt, und die damit verbundenen Empfindungen sind einzigartig und variieren stark von Person zu Person. Diese Erfahrungen sind das Resultat einer komplexen Mischung aus individuellen Emotionen, die von der persönlichen Geschichte und den bisherigen Erfahrungen geprägt sind. Liebe ist immer momentbezogen und kann direkt nicht in Worte gefasst werden, da die genaue Natur dieser Gefühle je nach Person und Zeitpunkt unterschiedlich ist.
> In der konventionellen Sprache wird Liebe daher oft durch poetische oder metaphorische Ausdrücke beschrieben („Liebe ist wie eine Explosion“), um eine Vorstellung von den Empfindungen zu vermitteln, die nicht direkt beschrieben werden können. Begriffe wie „Liebe“, „Verliebtheit“, „Zuneigung“ und „Leidenschaft“ sind allgemein akzeptierte Abstraktionen, die jedoch nur einen groben Rahmen bieten und Raum für individuelle Interpretation bieten. Sie können nicht die konkreten und einmaligen Inhalte von Liebe darstellen. Die genaue Bedeutung dieser Begriffe bleibt diffus und vage, da sie eine Vielzahl von Gefühlen und Erfahrungen umfassen, die nicht standardisiert beschrieben werden können.

In der Kirche, der Popkultur und auch in der Sprache im Allgemeinen wird „Liebe“ als verallgemeinerter Begriff verwendet. Es werden bestimmte Vorstellungen oder Sehnsüchte angesprochen, die eine kollektive oder idealisierte Sichtweise widerspiegeln.
In der Kirche wird „Liebe“ oft als göttliche, bedingungslose Nächstenliebe verstanden, während in romantischen Liedern eine emotional überwältigende, oft schicksalhafte Liebe besungen wird. In beiden Fällen geht es weniger um konkrete individuelle Erfahrungen als um eine kollektive Vorstellung, die jeder Einzelne auf seine eigene Weise interpretiert und mit eigenen Gefühlen oder Erlebnissen verknüpft. Das macht den Begriff so wirkungsmächtig, aber auch so vage, weil er gleichzeitig universell und persönlich ist.

Hierin zeigt sich, dass die Privatsprache eine tiefere, nonverbale Ebene der Kommunikation darstellt, die auf inneren Empfindungen (Emotionen) basiert. Sie dient der inneren Verarbeitung von Erfahrungen und ermöglicht eine persönliche Ausdrucksweise, die nur begrenzt der Einschränkungen der öffentlichen Sprache unterliegt. Diese Form der Kommunikation erlaubt eine individuellere Verarbeitung und einen tieferen Ausdruck von Empfindungen und Emotionen, da sie selbst nicht durch die standardisierten Regeln der öffentlichen Sprache begrenzt wird.
Um allerdings diese inneren Empfindungen für andere verständlich zu machen, muss die Privatsprache in die konventionelle Sprache übersetzt werden. Dieser Übersetzungsprozess ist bedeutend, da er private Deutungen in allgemein verständliche Begriffe überführt. Dabei besitzen die Symbole der Privatsprache eine andere Qualität als die in der externen Kommunikation. Die Bedeutung der Privatsprache leitet sich nicht aus klar definierten semantischen Regeln ab, sondern aus ihrer energetischen Zusammensetzung. Diese energetische Struktur äußert sich als Intuition oder Instinkt. Um sie anderen zugänglich zu machen, ist eine Interpretation der internen Symbole durch die konventionelle Sprache erforderlich.
Die Privatsprache ermöglicht eine individuelle Kommunikationsebene, die über die konventionellen Regeln der öffentlichen Sprache hinausgeht. Während die öffentliche Sprache klare und verständliche Informationen im sozialen Raum vermitteln soll, dient die private Sprache der Verarbeitung persönlicher Erfahrungen und Emotionen, die als Grundlage innerer Entscheidungen fungieren. Diese private Sprache bleibt jedoch nur für das Individuum verständlich. Erst wenn die Privatsprache in die konventionelle Sprache übersetzt wird sie allgemein verständlich, bedeutet aber eine Transformation und Vereinfachung der ursprünglichen Erlebnisse.
Öffentliche und private Sprache erfüllen unterschiedliche Funktionen und Zwecke: Die öffentliche Sprache strebt nach Klarheit und Verständlichkeit im gesellschaftlichen Austausch, während die private Sprache dem Ausdruck und der internen Verarbeitung persönlicher und emotionaler Inhalte dient. Das Verstehen der Privatsprache ist nur durch einen Transformationsprozess in die konventionelle Sprache möglich, bei dem private Inhalte in eine allgemein verständliche Form überführt werden.

Es handelt sich dabei um einen Prozess der Digitalisierung individueller Inhalte. [104]

Das Verstehen einer Privatsprache ist nur durch einen Transformationsprozess in eine konventionelle Sprache möglich, bei dem individuelle Inhalte in eine zunächst selbst verstandene und anschließend allgemein verständliche Form überführt werden. Dabei handelt es sich um einen Prozess der Abstraktion und Symbolisierung, durch die persönliche Bedeutung vermittelbar und intersubjektiv nachvollziehbar gemacht werden. Es handelt sich dabei um einen Prozess der Digitalisierung individueller Inhalte.

Dieser Vorgang beinhaltet die Umwandlung eines fließenden Prozesses in diskrete, klar abgegrenzte Einheiten, die auch in der konventionellen Sprache verständlich und vermittelbar sind.

Individuelle Empfindungen sind keine isolierten Eindrücke, sondern gehen aus komplexen Wahrnehmungsprozessen hervor, die stets in einem konkreten situativen Kontext erfahren werden. Diese Wahrnehmungen sind eng mit der persönlichen Erfahrungswelt eines Individuums verknüpft und gewinnen erst durch diese Verknüpfung ihre Bedeutung.

Im Prozess der Integration und Interpretation formen sich solche Erfahrungen zu einem individuellen Bedeutungsgefüge, das dem Einzelnen hilft, seine Umwelt auf eine einzigartige Weise zu verstehen.

Die Idee einer Privatsprache gründet auf dieser dynamischen Beziehung zwischen persönlichem Erleben und individueller Bedeutungsbildung. Ihre Grundlage liegt nicht in

[104] Die genaue Begründung dieser und der nächsten Thesen erfolgt in einem eigenen Kapitel „442. Analoge Welt und digitales Verständnis“

statischen, klar abgrenzbaren Einheiten, sondern in einem inneren Erfahrungszusammenhang, der auf Empfindungen als Ausgangspunkt aufbaut.

Diese Empfindungen entstehen also nicht als isolierte, analytisch trennbare Eindrücke, sondern als komplexe, interpretierte Wahrnehmungen eines bestimmten Moments. Sie sind das Ergebnis des Zusammenspiels verschiedener Sinneseindrücke, die vom Individuum zu einer persönlich verständlichen Gesamtheit geformt werden.
In Anlehnung an Gerald Edelmans Theorie der „Repräsentationsgruppen" lässt sich dieses System der Erfahrung als eine Struktur beschreiben, die durch zufällige Variationen und Selektionen während des Wahrnehmungsprozesses entsteht. Repräsentationsgruppen bestehen aus Beziehungsgeflechten, die Sinneseindrücke integrieren und so Bedeutung konstruieren. Diese Gruppen sind situativ gebunden und stabilisieren sich nur in dem jeweiligen Moment.
Somit sind Repräsentationsgruppen dynamische, kontextgebundene Netzwerke von Bedeutungen, die aus individuellen Empfindungen hervorgehen und das persönliche Erleben strukturieren. Sie bestehen aus Beziehungseinheiten, die auf den Moment bezogen sind und relativ stabile Beziehungskonstellationen darstellen, jedoch anpassungsfähig bleiben, um auf neue Erfahrungen und Umweltreize zu reagieren.
Damit zeigt sich, dass die Privatsprache eine entscheidende Rolle in der internen, persönlichen Kommunikation spielt. Sie ermöglicht den individuellen Ausdruck von Empfindungen und Erfahrungen, während die konventionelle Sprache als Medium dient, um diese tiefen, persönlichen Inhalte für andere verständlich zu machen (zu übersetzen), dies aber nur in abstrahierter Form.

Die Privatsprache existiert in einem analogen Feld, das kontinuierlich und persönlich ist. Um verständlich zu werden, müssen aus diesem analogen Feld digitale Einheiten extrahiert werden.

Dieser Vorgang beinhaltet die Umwandlung eines kontinuierlichen, fließenden Prozesses in diskrete, eindeutige Einheiten. Diese Einheiten sind dann in der konventionellen Sprache verständlich und vermittelbar.

Die Privatsprache stellt ein kontinuierliches und persönliches Erleben dar, das tief in den individuellen Empfindungen und Emotionen verwurzelt ist. Um diese persönlichen Erlebnisse für andere verständlich zu machen, müssen sie aus dem fließenden Erlebensfeld herausgelöst und in klar definierte sprachliche Einheiten übersetzt werden. Dieser Prozess erfordert die Umwandlung eines fortwährenden Erlebens in diskrete und verständliche Einheiten, die dann in der gemeinsamen, konventionellen Sprache kommuniziert werden können.
Individuelle Empfindungen sind nicht isolierte Eindrücke, sondern entstehen aus komplexen Wahrnehmungen, die in einem bestimmten Moment erlebt werden. Diese Wahrnehmungen sind eng mit der persönlichen Erfahrungswelt des Individuums verknüpft, wodurch ein System von Eindrücken entsteht, das für den Einzelnen Bedeutung hat. Das Individuum spielt dabei eine aktive Rolle, indem es diese Empfindungen in seine persönliche Erfahrungswelt integriert und so ein kohärentes System von Bedeutungen schafft.
Henri Bergson[105] unterscheidet zwischen Ereignis und Objekt in diesem Zusammenhang, indem er auf den Unterschied zwischen „reiner Dauer" („durée") und der räumlich-quantitativen Auffassung der Welt hinweist. „Reine Dauer" beschreibt das kontinuierliche, persönliche Erleben der Zeit, das sich nicht in diskrete, messbare Einheiten zerlegen lässt. Diese Unterscheidung verdeutlicht, dass das persönliche Erleben der Welt nicht einfach in objektive, räumlich erfassbare Begriffe übersetzbar ist, sondern eine fließende, unteilbare Qualität besitzt, die erst durch sprachliche Umwandlung in verständliche Formen gebracht werden muss.

[105] Henri Bergson veröffentlichte seine Thesen zur „reinen Dauer" und der Unterscheidung zwischen Ereignis und Objekt in seinem Hauptwerk „Essai sur les données immédiates de la conscience" (deutsch: „Versuch über die unmittelbaren Daten des Bewusstseins"), das 1889 veröffentlicht wurde.

> Für Bergson stellen Objekte die fixierten, räumlichen und diskreten Einheiten dar, die wir aus dem kontinuierlichen Fluss der Erfahrung abstrahieren. Diese Objekte existieren in der Art und Weise, wie wir sie intellektuell erfassen, als Teile der Außenwelt. Indem wir die fließende, qualitativ unterschiedliche Erfahrung in diskrete, festgelegte Einheiten aufteilen, schaffen wir Begriffe und Konzepte, die die Welt in stabilen, klar definierbaren Kategorien begreifbar machen. Diese Fixierung der Realität in Form von Objekten ist notwendig, um sie in der konventionellen Sprache zu kommunizieren.
> Im Gegensatz dazu versteht Bergson ein Ereignis als etwas, das sich in der Dimension der Zeit und der Dauer entfaltet, nicht im Raum. Ein Ereignis repräsentiert den fließenden, dynamischen Aspekt der Wirklichkeit, der nicht in fixen Begriffen oder statischen Objekten erfasst werden kann. Für Bergson ist das Leben selbst ein kontinuierlicher Strom von Veränderungen, in dem neue Qualitäten und Empfindungen in jedem Moment entstehen. Diese kontinuierliche Veränderung, das Werden und Vergehen, ist das eigentliche Wesen der Realität, das sich im Erleben der reinen Dauer manifestiert. Ein Ereignis wäre also ein Moment dieses Flusses, der jedoch nicht isoliert oder objektiviert werden kann, ohne seine lebendige Qualität zu verlieren.

Das, was ich als „Privatsprache" beschreibe, das individuelle, kontinuierliche Erleben, steht für Henri Bergson in enger Verbindung mit der „reinen Dauer"[106]. Diese Empfindungen und Wahrnehmungen sind nicht in scharfe Begriffe zu zerlegen, sondern als ein fließender, zusammenhängender Prozess innerhalb einer Ganzheit zu erleben. Wie Bergson sehe auch ich diesen kontinuierlichen Strom des Erlebens als die eigentliche Form der menschlichen Erfahrung. Wenn wir jedoch versuchen, dieses Erleben in konventionelle Sprache zu übersetzen, vollziehen wir den Akt der Reduktion der Dauer auf räumlich gedachte, statische Objekte. Dieser Prozess bedeutet, dass wir unsere Empfindungen aus dem fließenden Strom der Dauer herausschneiden und in diskrete, verständliche, dauerhafte Einheiten verwandeln. Dabei geht zwangsläufig ein Teil der Tiefe, Komplexität und vor allem der Individualität der ursprünglichen Erfahrung verloren. Aus dem lebendigen Ereignis wird ein Objekt, das zwar intellektuell verstanden werden kann, aber nicht mehr die volle Intensität und Qualität des ursprünglichen Erlebens trägt.
Dieser Verlust an Tiefe (Qualität, Inhalt) wird besonders deutlich, wenn man beachtet, wie Eindrücke als Rohdaten über unsere Sinne aufgenommen werden. Diese sensorischen Daten, visuelle, auditive oder taktile Eindrücke, werden durch den persönlichen Filter individueller Erfahrungen, Emotionen und Wahrnehmungen verarbeitet. Aus dieser Verarbeitung entstehen Empfindungen, die nicht bloß einfache Reaktionen auf sensorische Reize sind, sondern individuelle Interpretationen, die die persönliche Natur unserer Erfahrungen widerspiegeln.
Dieser Prozess führt zu einer einzigartigen und persönlichen Ausdrucksform oder „Sprache", die nur für das Individuum selbst vollständig verständlich ist, da sie in dessen eigene Erfahrungswelt und Emotionen eingebettet ist. Um jedoch kommuniziert zu werden, müssen diese persönlichen Empfindungen in die konventionelle Sprache übersetzt werden. Dieser Übersetzungsprozess erfordert nicht nur eine Transformation, sondern auch eine Vereinfachung der ursprünglichen Erlebnisse, wodurch die Intensität des privaten Erlebens in eine andere Ausdrucksform (Sprache) übersetzt wird.

[106] Die „reine Dauer" ist eine Erfahrung von Zeit, die nicht durch mechanische Messung oder intellektuelle Kategorisierung erfasst wird. Sie besteht aus qualitativ unterschiedlichen Momenten, die sich ineinander entfalten, ohne dass scharfe Trennungen zwischen ihnen gezogen werden können. In dieser Ganzheit der Dauer erlebt man die Kontinuität des eigenen inneren Lebens als etwas, das nicht einfach in isolierte Einheiten zerlegt werden kann.

Die individuelle Interpretation und Integration von Empfindungen führt zur Herausbildung eines persönlichen Beziehungssystems, das als inneres Modell der Welt dient und dem Individuum ermöglicht, seine Umwelt auf seine einzigartige Weise zu verstehen.

Dieses Beziehungssystem ist Inhalt der individuell interpretierten Erfahrung und dient dem Einzelnen als Grundlage für sein Verständnis der Welt. Es ermöglicht dem Individuum, die Welt auf eine einzigartige Weise zu begreifen und darauf zu reagieren, aber zugleich ist es eine Form des Weltverständnisses, die für andere unzugänglich bleibt. Da dieses Beziehungssystem tief mit dem individuellen Erleben in der „Privatsprache" verwoben ist, bleiben viele Aspekte der persönlichen Erfahrungswelt für Außenstehende bestenfalls indirekt nachvollziehbar.
Es zeigt sich, dass das individuelle, kontinuierliche Erleben, das durch persönliche Empfindungen und das eigene Beziehungssystem geprägt ist, durch die Übersetzung in konventionelle Sprache immer eine Reduktion erfährt. Die Lebendigkeit und Qualität der ursprünglichen Erfahrung geht verloren, sobald sie in sprachliche Objekte (Einheiten) verwandelt wird, die zwar kommunizierbar sind, aber die innere Komplexität und das persönliche Verständnis des Individuums nicht vollständig wiedergeben können.

Erfahrungen werden zu einem persönlich zusammengestellten Beziehungssystem, mit dem sich das Individuum in Beziehung zum Gegebenen setzt und dieses auf eine einzigartige Weise versteht beziehungsweise interpretiert.

Die Grundlage der Privatsprache liegt in ihrer dynamischen Natur, die auf Empfindungen als zentrale Einheiten aufbaut. Diese Empfindungen entstehen nicht als isolierte oder analytisch trennbare Eindrücke, sondern als komplexe, interpretierte Wahrnehmungen eines bestimmten Moments. Sie sind das Resultat eines Zusammenspiels verschiedener Sinneseindrücke, die vom Individuum zu einer persönlich verständlichen Gesamtheit geformt werden und somit das individuelle Erleben strukturieren.
Mit dieser Beschreibung empfinde ich mich im Einklang mit Edelmans Theorie der neuronalen Gruppenselektion und Repräsentationsgruppen. Die Betonung auf Variation, Selektion, situative Bindung und Bedeutungskonstruktion bildet das zentrale Fundament seiner Theorie.
Repräsentationsgruppen bestehen aus Netzwerken, die Sinneseindrücke integrieren und so Bedeutung konstruieren. Diese Gruppen sind stets situativ (gegenwartsbezogen) gebunden und stabilisieren sich nur im jeweiligen Moment und Kontext. Sie fungieren als Bausteine der Erfahrung, indem sie das Erleben in Form von Beziehungskonstellationen (Repräsentationsgruppen) erfassen, die auf Einzelbezügen wie den Empfindungen basieren.
Die Beziehungskonstellationen sind nur für den Moment stabil (feststellbar), da sie sich im Fluss der „reinen Dauer" befinden, die keine starren, unveränderlichen Strukturen zulässt. Diese Plastizität und die Fähigkeit zur Anpassung an neue Erfahrungen und Reize sind zentrale Aspekte des Erlebens. Zwar können sich die Beziehungskonstellationen im Moment als stabil darstellen, doch ihre wahre Natur wird erst in ihrer Wiederholung und Veränderung über die Zeit hinweg sichtbar.
Die „reine Dauer" ist ein kontinuierlicher Fluss, in dem sich Erlebnisse, Beziehungen und Bedeutungen ständig transformieren und neu ordnen. Diese Plastizität ermöglicht es, bestehende Beziehungen zu verstärken, abzuschwächen oder neu zu ordnen, um den Anforderungen der sich wandelnden Erfahrung gerecht zu werden. Dadurch bleiben das Leben und das Erleben immer in Bewegung und entzieht sich dem Stillstand oder der endgültigen Fixierung. Die Anpassungsfähigkeit ist somit ein zentrales Merkmal der menschlichen Erfahrung in der „reinen Dauer".
Im Wahrnehmungs- und Verstehensprozess entstehen zwei unterschiedliche Typen von Einheiten: fixierte Einheiten und Prozesseinheiten. Fixierte Einheiten resultieren aus der temporären Fixierung von Beziehungseinheiten. In einem bestimmten Moment werden Empfindungen und Wahrnehmungen so zusammengefügt, dass sie als „Objekte" oder stabile Einheiten wahrgenommen werden. Diese Fixierungen sind notwendig, um Muster zu erkennen und die

Komplexität der Welt zu ordnen. Sie bieten Stabilität, indem sie als Fixpunkte dienen, die es ermöglichen, die Fülle an Sinneseindrücken sinnvoll zu strukturieren.
Gleichzeitig bleiben diese fixierten Einheiten Teil eines dynamischen Prozesses. Ihre Anpassungsfähigkeit, also ihre Plastizität, erlaubt es ihnen, auf neue Erfahrungen und Reize flexibel zu reagieren. Bestehende Beziehungseinheiten können sich durch diesen Prozess verändern und neu stabilisieren, ohne ihre grundsätzliche Flexibilität zu verlieren. Somit wird die kontinuierliche Interaktion mit neuen Reizen und Erfahrungen ermöglicht, was das persönliche Erleben dynamisch und lebendig hält.
Prozesseinheiten unterscheiden sich grundlegend von fixierten Einheiten, da sie von Natur aus dynamisch und veränderlich sind. Im Laufe der Zeit passen sie sich an die jeweilige Situation und den Kontext an, wodurch sie fließend und transformierbar bleiben. Im Gegensatz dazu verfügen fixierte Einheiten über klare Definitionen und stabile Grenzen.
Der entscheidende Unterschied zwischen diesen beiden Einheiten liegt sowohl in ihrer Natur als auch in ihrer Funktion: Fixierte Einheiten bieten Stabilität und Struktur, während Prozesseinheiten Flexibilität und Anpassungsfähigkeit repräsentieren. Um diese Unterschiede zu erfassen, verwenden wir zwei verschiedene Abstraktionsebenen, die es uns ermöglichen, sowohl die Stabilität der fixierten Einheiten als auch die Dynamik der Prozesseinheiten angemessen zu verstehen.
In der Privatsprache stehen die Einheiten im Zeichen innerer Reflexion und persönlichen Ausdrucks. Im Mittelpunkt dieser Privatsprache stehen die Empfindungen, individuell verarbeitete Erfahrungen, die aus Sinneswahrnehmungen und persönlichen Bewertungen hervorgehen. Diese Empfindungen werden durch verschiedene Faktoren wie Ereignisse, Gedanken, Erinnerungen und zwischenmenschliche Interaktionen ausgelöst.
Empfindungen spielen eine zentrale Rolle im menschlichen Leben, da sie unsere Wahrnehmung der Welt, unser Verhalten und unsere Entscheidungen prägen. Durch das Verstehen und Interpretieren dieser Empfindungen gestalten wir unser persönliches Weltbild und verleihen unserem Leben Bedeutung. Die Prozesse, die unsere Empfindungen und Wahrnehmungen strukturieren, sind somit grundlegend für unser Verständnis der Welt und wie wir auf diese reagieren. Unser individuelles, kontinuierliches Erleben wird durch das Zusammenspiel von fixierten und dynamischen Einheiten strukturiert, wobei die Empfindungen die Basis dieses Erlebens bilden und sowohl unser Verständnis der Welt als auch unsere Interaktionen mit ihr bestimmen.
Deswegen:

Empfindungen sind die Einheiten der Privatsprache.

Empfindungen sind die zentralen Einheiten der Privatsprache. Sie stellen persönliche Interpretationen dar, die aus Sinneseindrücken entstehen und zu individuellen Erfahrungen (auf der Basis von Emotionen) als Prozessgrößen geformt werden. Sie bilden die Grundlage für die persönliche und innere Kommunikation, die sich in der Privatsprache ausdrückt.

Empfindungen werden nicht isoliert erlebt, sondern im Rahmen eines Bedeutungszusammenhangs, in dem ihre Plausibilität oder Glaubwürdigkeit als Kriterium dient, um sie einzuordnen und miteinander zu verknüpfen.

Erfahrungen formen ein persönliches Beziehungssystem, durch das das Individuum seine Beziehung zum Gegebenen gestaltet und es auf eine einzigartige Weise versteht und interpretiert. Dieses System entsteht durch die Integration und Deutung individueller Empfindungen, die nicht isoliert, sondern im Zusammenhang und auf der Grundlage der persönlichen Erfahrungswelt erlebt werden.
Innerhalb dieses inneren Systems fungiert Plausibilität beziehungsweise Glaubwürdigkeit als Maßstab, mit dem Empfindungen zueinander in Beziehung gesetzt werden. Sie entscheidet darüber, welche Eindrücke als stimmig, kohärent und anschlussfähig erscheinen und welche verworfen, relativiert oder umgedeutet werden. Was innerhalb des persönlichen Bezugssystems

als plausibel gilt, wird nicht hinterfragt, sondern festigt die Struktur des individuellen Weltmodells. Unplausibles hingegen fordert Neuordnung, Umdeutung oder Abgrenzung.
Plausibilität ist somit kein neutraler, allgemeingültiger Maßstab, sondern ein systeminterner Ordnungsfaktor, der im Sinne einer selbstreferentiellen Logik wirkt. Er stabilisiert die Bedeutungseinheiten innerhalb der Privatsprache, indem er das Verhältnis der Empfindungen zueinander reguliert und ein Mindestmaß an innerer Konsistenz gewährleistet.
Auf diese Weise entsteht ein dynamisches Gefüge individueller Weltdeutung, das nicht auf externer Verständigung beruht, sondern auf der internen Logik eines selbst erzeugten Systems. Die Privatsprache ist somit nicht irrational oder chaotisch, sondern folgt ihrer eigenen, plausibilitätsbasierten Ordnung. Sie entwickelt eine innere Kohärenz, die sich dem Außen nicht oder bestenfalls indirekt erschließen lässt.
Sehr deutlich beschreibt Wittgenstein die Bedeutung der Empfindungen beim Erfassen der Welt.

> „Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen ‚E' und schreibe in einen Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen.
> Ich will zuerst bemerken, dass sich eine Definition des Zeichens nicht aussprechen lässt. – Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben. ... ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung ... Eine Definition dient ... dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. – Nun, das geschieht eben durch das Konzentrieren der Aufmerksamkeit; denn dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein.
> „Ich präge sie mir ein" kann doch nur heißen: dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft ... an diese Verbindung erinnere."
>
> Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 258

Wittgenstein stellt eine Verbindung zwischen Zeichen (oder Symbolen) und Empfindungen her und argumentiert, dass Empfindungen (wie Schmerzen, Freude etc.) zutiefst persönlich sind. Eine präzise und eindeutige Definition von Empfindungen wäre schwierig bis unmöglich, da diese individuell erlebt würden und keine klar abgegrenzten Merkmale besäßen, die allgemein verstanden und kommuniziert werden könnten.
Symbole und Zeichen sind normalerweise dazu bestimmt, Inhalte klar und verständlich zu kommunizieren. Wenn jedoch die zugrunde liegende Bedeutung einer Empfindung individuell ist, können diese Symbole keine präzise Bedeutung nach außen vermitteln. Wittgenstein unterscheidet zwischen einer internen (privaten) Sprache, die auf persönlichen Empfindungen basiert, und einer externen (öffentlichen) Sprache, die für die Kommunikation verwendet wird. Er geht davon aus, dass eine interne Sprache nicht in eine externe Sprache übersetzt werden kann, da die persönliche Bedeutung nicht allgemein verständlich gemacht werden kann.
Diese unterschiedliche Bedeutung von Symbolen wird auch bei der Gegenüberstellung der Auffassungen von Aristoteles und Nietzsche deutlich:
Aristoteles betrachtet Symbole als Instrumente zur Ausdrucksform von Gedanken und Wissen, die Realität und Wahrheit beschreiben. In seiner „Organon"-Schriftreihe entwickelte er eine Theorie der Zeichen, in der er zwischen natürlichen und künstlichen Zeichen unterscheidet. Er stellte fest, dass Zeichen eine eindeutige semantische Bedeutung besitzen, die es ermöglicht, sowohl konkrete als auch abstrakte Zusammenhänge verständlich auszudrücken. Aristoteles betont die Rolle von Konventionen in der Sprache und hebt hervor, dass die Bedeutung von Zeichen auf gemeinsamen Übereinkünften beruht.

Nietzsche hingegen sieht Symbole als mehr als bloße semantische Repräsentationen. Er hebt die metaphorische Natur der Symbole hervor, die tiefere Wahrheiten und Einsichten vermitteln können, die über die bloße Semantik hinausgehen. Für Nietzsche dienen Symbole dazu, komplexe Ideen und Emotionen auszudrücken, die nicht unmittelbar durch Worte vermittelt werden können.
Er kritisiert die traditionelle Philosophie und Sprache dafür, dass sie Begriffe als universelle Wahrheiten betrachteten, die unabhängig von unserer Erfahrung und individuellen Perspektiven existieren. Nietzsche ist überzeugt, dass Symbole nicht nur notwendige Werkzeuge zur Beschreibung der Welt seien, sondern unsere Wahrnehmung und unser Denken dadurch beeinflussen, indem sie auch unsere individuellen Erfahrungen, Emotionen und Bewertungen beinhalten. Damit sind Symbole nicht nur Mittel zur Beschreibung der Welt, sondern auch Ausdrucksmittel menschlicher Kreativität und individueller Interpretation. Für Nietzsche ist die Symbolik ein Weg, um die Begrenzungen der (externen) Sprache zu überwinden und ein tieferes Verständnis der Welt zu erreichen. In seinem Werk „Jenseits von Gut und Böse“ schrieb Nietzsche:

> **„Worte sind Zeichen, die auf unser Verständnis der Dinge und nicht auf die Dinge selbst hinweisen; sie sind nicht objektiv, sondern subjektiv.“**

Die Qualität der Symbole bei Aristoteles und Nietzsche sind unterschiedlich.

Nietzsche betrachtet Symbolik als eine Dimension, die über die rein semantische Ebene hinausgeht und eine weitergehende Abstraktionsebene eröffnet. Diese Symbolik ermöglicht es, die Grenzen der Sprache zu überwinden und ein tieferes Verständnis der Welt zu erlangen. Symbole besitzen metaphorische Tiefe und vermitteln Einsichten, die über die bloße Wortbedeutung hinausgehen. Sie integrieren persönliche Perspektiven, Erfahrungen und Emotionen, und bieten Zugang zu einer individuellen Sichtweise auf die Welt.
In dieser Innenperspektive betont Nietzsche, dass Worte und Symbole lediglich auf unser Verständnis der Dinge hinweisen, jedoch nicht die Dinge selbst darstellen. Sie sind durch persönliche Wahrnehmung geprägt und reflektieren unsere individuelle Interpretation der Welt, anstatt eine objektive und universelle Wahrheit zu repräsentieren. Symbole dienen als Mittel zur Betrachtung der Welt aus der Innenperspektive und ermöglichen ein persönliches Verständnis des Gegebenen. Daher haben Symbole in der Privatsprache eine andere Bedeutung und Qualität als in der öffentlichen Sprache.
Nietzsche kritisierte die traditionelle Philosophie, insbesondere die metaphysische Tradition, für ihre Überbetonung abstrakter Kategorien und ihre Tendenz, die Welt in feste Konzepte zu unterteilen. Er hob hervor, dass Wahrnehmungen und Überzeugungen durch individuelle Perspektiven sowie kulturelle, soziale und historische Bedingungen geprägt sind. Daher kann menschliches Verständnis keine absolute Wahrheit oder objektive Realität beschreiben, sondern lediglich verschiedene Interpretationen, die von unterschiedlichen Perspektiven und Kontexten abhängen.

Jede Perspektive ergibt sich aus der Blickrichtung eines bestimmten Systems und ist als solcher Standpunkt immer gerichtet.

Ein System kann nur aus seiner eigenen Struktur heraus die Welt beobachten und interpretieren. Das bedeutet, dass jede Beobachtung oder Perspektive durch die spezifischen Merkmale und Grenzen des jeweiligen Systems geprägt ist. Daraus ergibt sich, dass jede Perspektive „gerichtet“ ist und immer nur eine selektive Sicht auf die Welt erlaubt.
Für Nietzsche sind Beschreibungseinheiten individuelle Konstruktionen, die auf Dinge projiziert werden, um deren Bedeutung zu verstehen. Er betonte die Vielfalt menschlicher Erfahrungen und Weltsichten und wollte durch diese Betonung deren Anerkennung fördern. Denkeinheiten sind für ihn keine objektiven Realitätsbeschreibungen, sondern persönliche Interpretationen. Das Verständnis der Welt ist durch individuelle Erfahrungen, Vorstellungen und

Interpretationen geprägt, und die Einheiten sind gedankliche Formungen relativer Größen. Es gibt keine feste und unveränderliche Substanz der Dinge, die begreifbar wäre, da die Einheiten Konstruktionen des Denkens sind.
Nietzsche betrachtete den Begriff als zentrale Einheit der Sprache und sah dessen Bedeutung als abhängig von Sprache (einem System), menschlichem Denken und Wahrnehmung. Für ihn ist Sprache eine konstitutive Kraft, die unsere Wahrnehmung und Interpretation der Welt beeinflusst. Einheiten sind daher keine objektiven Realitätsbeschreibungen, sondern durch individuelle Erfahrungen, Emotionen und Bewertungen geprägt.
Folglich stimme ich auch hier mit Nietzsche überein, wenn er behauptet:

> „Wir haben also, um die mechanistische Welt theoretisch aufrecht zu erhalten, immer die Klausel zu machen, inwiefern wir sie mit zwei Fiktionen durchführen: dem Begriff der Bewegung (aus unsrer Sinnensprache genommen)[107] und dem Begriff des Atoms (– Einheit, aus unsrer psychischen »Erfahrung« herstammend)[108]: – sie hat ein Sinnen-Vorurtheil und ein psychologisches Vorurtheil zu ihrer Voraussetzung."
>
> Nietzsche, Der Wille zur Macht

Für mich heißt das: Interne Einheiten und öffentliche Symbole (Einheiten) unterscheiden sich in ihrer Entstehung, Bedeutung und Funktionalität.
Interne Einheiten sind persönlich konstruiert, die individuell aufgrund persönlicher Lebenserfahrungen, Emotionen und individueller Wahrnehmungen entstehen. Sie beruhen auf persönlich ausgewählten und zusammengestellten Erfahrungsdaten, die zu den bestimmenden Größen werden.

Zum Beispiel kann die Wahrnehmung einer Spinne für zwei verschiedene Personen aufgrund ihrer unterschiedlichen Erfahrungen stark variieren.

Interne Einheiten sind individuell geprägt, da sie aus persönlichen Erfahrungen hervorgehen und für jede einzelne Person eine spezifische Bedeutung besitzen. Ihr Inhalt formt sich zu einem Empfindungsmuster, das nicht eindeutig sprachlich fixierbar ist. Dies liegt daran, dass Empfindungen individuell erlebt werden und sich nicht in feste Begriffe oder Symbole überführen lassen. Dennoch ist das Individuum in der Lage, sein eigenes Empfindungsmuster durch Aufmerksamkeit und Wiedererkennung zu identifizieren und zu interpretieren.
Der zentrale Unterschied zwischen internen und externen Symbolen liegt in ihrer Natur und Funktionsweise:

- Interne Symbole sind dynamische Prozessgrößen. Sie sind plastisch und verändern sich im Laufe der Zeit in Abhängigkeit von den Bedingungen, unter denen der Prozess abläuft. Ihre Bedeutung entsteht kontextabhängig und bleibt flexibel.
- Externe Symbole hingegen sind feststehende, statische Größen. Sie unterliegen nur geringen Veränderungen und dienen als stabile Bezugspunkte innerhalb eines Systems.

---

[107] Der Begriff der Bewegung bezieht sich hier auf die Vorstellung von materiellen Objekten (Einheiten), die sich im Raum bewegen. Nietzsche unterstellt, dass unsere Vorstellung von Bewegung auf unserer sinnlichen Erfahrung beruht, und dass wir diese Vorstellung auf die Welt projizieren. Beispiel: ein Ball rollt über den Boden. Die Augen registriert die Bewegung, wie er sich von einem Punkt zum anderen bewegt. Diese Erfahrung prägt die Vorstellung von Bewegung. Das Gleiche passiert, wenn man spürt, wie der Wind durchs Haar streicht oder wenn man einen Gegenstand in der Hand hält und ihn bewegt. Diese Sinneserfahrungen formen, wie wir uns Bewegung in der Welt vorstellen. Die Sinneserfahrungen formen, wie wir uns Bewegung in der Welt vorstellen. Das bedeutet, dass die Idee der Bewegung letztendlich auf einem sinnlichen Vorurteil basiert.

[108] Der Begriff des Atoms hingegen bezieht sich auf die Vorstellung von diskreten, unteilbaren Einheiten, aus denen die Materie besteht. Nietzsche unterstellt, dass die Vorstellung des Atoms aus unserer psychologischen Erfahrung stammt, in der wir Einheiten und Identitäten wahrnehmen. Diese psychologische Erfahrung wird dann auf die Welt projiziert, indem angenommen wird, dass die Natur aus diskreten Einheiten besteht.

Während Prozessgrößen naturgemäß wandelbar und anpassungsfähig sind, bleiben feststehende Größen weitgehend konstant und verändern sich nur langsam über längere Zeiträume hinweg. Sie fungieren als stabile Parameter eines Systems, die unabhängig vom Prozessverlauf eine gleichbleibende Orientierung bieten.
Diese Unterscheidung verdeutlicht, dass interne Einheiten nicht als fixierte Konzepte verstanden werden können, sondern vielmehr als dynamische Strukturen, die sich in einem kontinuierlichen Veränderungsprozess befinden.
Eine exakte Definition von internen Symbolen ist daher nur für einen bestimmten Zeitpunkt und nur für die betreffende Person nachvollziehbar, da sie dynamische Einheiten eines inneren Prozesses repräsentieren, die sich mit der Zeit wandeln. Diese Symbole können nicht auf allgemeine Sprach- und Denksymbole übertragen werden, da letztere auf Generalisierungen basieren und statisch sind, weshalb sie die zeitliche Dynamik von Prozessen nicht erfassen können.
Öffentliche Symbole hingegen entstehen und funktionieren in einem gemeinsamen sozialen Kontext. Sie beruhen auf Konventionen und Vereinbarungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Solche Symbole werden durch geteilte und zugewiesene Merkmale konstruiert, die von der Gemeinschaft akzeptiert und verstanden werden. Wörter in einer Sprache sind ein Beispiel für öffentliche Symbole: Sie haben festgelegte Bedeutungen, die von den Mitgliedern der Gemeinschaft geteilt und verstanden werden. Öffentliche Symbole dienen der externen Kommunikation, um Informationen zwischen verschiedenen Personen zu vermitteln.
Der Hauptunterschied besteht somit darin, dass interne Symbole individuell und stark durch persönliche Erfahrungen geprägt sind, während öffentliche Symbole auf sozialen Übereinkünften beruhen und der zwischenmenschlichen Verständigung dienen. Die Konstruktion interner und externer Symbole erfolgt nach unterschiedlichen Prinzipien. Dies führt zu einer klaren Trennung zwischen internen und externen Symbolen, privater und konventioneller Sprache sowie persönlichem und allgemeinem Verständnis. Da diese symbolischen Einheiten unterschiedlich sind, weisen auch die dahinterliegenden Muster qualitative Unterschiede auf. Bewertungsmaßstäbe für „richtig“ und „falsch“ können daher nicht in der gleichen Weise wie in der binären Logik angewendet werden.
Da Symbole als Bausteine des Denkens fungieren, müssen sie in der internen und externen Sprache unterschiedlich beschrieben werden. In der internen Sprache sind Symbole durch persönliche Erfahrungen und Empfindungen geprägt, was sie zu dynamischen und zeitlich variablen Prozessen macht. In der externen Sprache hingegen basieren Symbole auf sozialen Konventionen und gemeinsamen Vereinbarungen, wodurch sie eine konstantere und allgemein verständlichere Form annehmen. Symbole sind abstrakte Darstellungen von Einheiten, die je nach Kontext und Verwendung unterschiedlich interpretiert werden können. Diese Unterschiede in der Abstraktion verdeutlichen, warum Symbole in interner und externer Sprache unterschiedliche Qualitäten haben, auch wenn sie letztlich in der externen Sprache ausgedrückt werden müssen, um kommuniziert und verstanden zu werden.

Symbole können sowohl eine analytische als auch eine emotional-assoziative Bedeutungsebene besitzen, die über ihre physisch beschreibende Bedeutung hinausgeht.

Die analytische Ebene umfasst eine verstandesmäßige Bedeutung eines Symbols, die sich auf konkrete, beschreibbare Merkmale bezieht. Die emotional-assoziative Ebene hingegen beinhaltet individualisierte Bedeutungen, die durch persönliche Erfahrungen und emotionale Verbindungen geprägt sind.
Ein Beispiel dafür ist das Herzsymbol: Auf der analytischen Ebene kann es als das physische Organ beschrieben werden, während es auf der emotional-assoziativen Ebene Liebe, Zuneigung

oder Mitgefühl symbolisieren kann. Beide Bedeutungsebenen existieren parallel und ergänzen sich oft, was einem Symbol eine tiefere und vielfältigere Bedeutung verleiht.

Jeder bestimmt, wie er ein Wort versteht.
Jeder konstruiert die Bedeutung seiner Worte.

Das Wort Petra verweist auf meine Bedeutungsgebung.
Das Wort Ich verweist auf meine Bedeutungsgebung.
Das Wort Zeus verweist auf meine Bedeutungsgebung.

Dabei gibt es einen Unterschied im Gehalt der Symbole in Abhängigkeit von der Eingabe.

Verarbeitung/Interpretation

„Lernen als Perspektivbildung“ bedeutet, dass aus wahrgenommenen Eigenschaften und Mustern durch verstandesmäßige und emotionale Verarbeitung ein persönlich bedeutsamer Inhalt entsteht, der wiederum eine individuelle Perspektive formt. Dieses Modell betont, dass Lernen nicht bloß Wissenstransfer, sondern ein aktiver Prozess der Bedeutungs- und Sinnkonstruktion ist, mit dem Ziel, die eigene Sichtweise zu entwickeln oder bestätigen zu können.

Die Eingabe und Verarbeitung von Eigenschaften und Merkmalen führt in der Regel zu reproduzierbaren und nachvollziehbaren Ergebnissen, da sie auf festgelegten Regeln basieren. Wenn präzise Maße in ein System eingegeben und diese gemäß den festgelegten Regeln verarbeitet werden, resultieren daraus genaue und konsistente Berechnungen. Symbole, die auf klar definierten Eigenschaften und Merkmalen basieren, besitzen eine eindeutige und allgemein anerkannte Bedeutung. Diese Eindeutigkeit ermöglicht es, Symbole leichter zu standardisieren und zu quantifizieren. Durch Standardisierung und Quantifizierung können Daten und Informationen präzise und konsistent erfasst, verarbeitet und interpretiert werden. Dies gewährleistet eine hohe Zuverlässigkeit der Ergebnisse und ermöglicht es, komplexe Zusammenhänge systematisch zu analysieren und darzustellen.

Verarbeitung/Interpretation

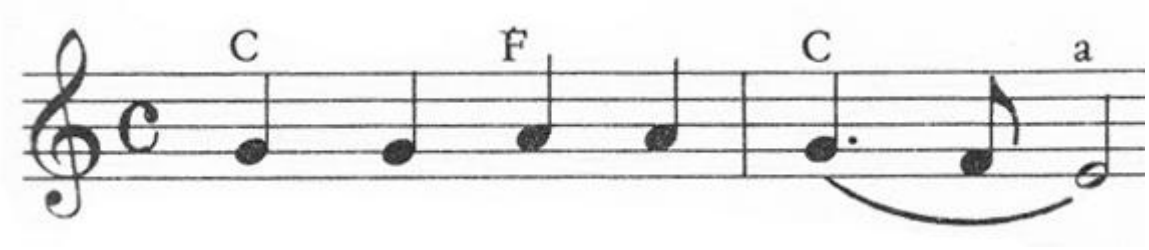
Im Gegensatz dazu führen die Eingabe und Auswertung von Empfindungen und Eindrücken zu individuell unterschiedlichen Perspektiven. Verschiedene Personen können bei gleicher Erfahrung zu unterschiedlichen Interpretationen gelangen. So kann der Geschmack eines Gerichts von Person zu Person variieren, auch wenn die Zutaten und Zubereitung identisch sind. Symbole, die auf Empfindungen und Eindrücken basieren, sind persönlich geprägt und offen für vielfältige Interpretationen. Ihr Bedeutungsgehalt variiert, da er stark von den individuellen Wahrnehmungen und persönlichen Erfahrungen abhängt.

Hier zeigt sich der Unterschied im Gehalt der Symbole in Abhängigkeit von der Art der Eingabe. Wenn die Symbole auf feststehenden Einheiten wie Eigenschaften und Merkmalen beruhen, führt dies zu einem anderen Ergebnis, als wenn die Symbole auf Empfindungen und Eindrücken basieren. Dies verdeutlicht, warum in der Sprache häufig generalisierende Abstrakta verwendet werden, um Verständigung überhaupt zu ermöglichen. Die Verwendung solcher Abstrakta schafft eine gemeinsame Basis für Kommunikation, indem sie individuelle Unterschiede überbrückt. Gleichzeitig zeigt dies, dass das Spektrum an Möglichkeiten und die potenzielle Qualität der Symbole viel umfassender sind als die durch Standardisierung und Festlegung konstruierbaren Symbole.
Konventionelle Sprache basiert auf allgemein anerkannten und standardisierten Symbolen und Bedeutungen. Diese Standardisierung ermöglicht klare Kommunikation und Verständigung zwischen verschiedenen Personen. So haben Wörter und Sätze in einer Sprache festgelegte Bedeutungen, die von allen Sprechern dieser Sprache verstanden werden. Ähnlich wie bei der Verarbeitung von Eigenschaften und Merkmalen führt die Verwendung konventioneller Sprache zu konsistenten und nachvollziehbaren Ergebnissen. Wenn wir beispielsweise das Wort „Stuhl“ verwenden, verstehen alle, was damit gemeint ist.
Im Gegensatz dazu bezieht sich eine Privatsprache auf eine hypothetische Sprache, die nur vom Sprecher selbst verstanden wird, da sie auf persönlichen Empfindungen und Eindrücken basiert. Dies ist vergleichbar mit der Eingabe und Auswertung von Empfindungen und Eindrücken, die zu variablen Ergebnissen führen, abhängig von der individuellen Wahrnehmung und Interpretation. So wie der Geschmack eines Gerichts von Person zu Person unterschiedlich ausfallen kann, können in einer Privatsprache Symbole und Bedeutungen nicht standardisiert und quantifiziert werden, da sie stark von individuellen Erfahrungen abhängen.
Die Unterscheidung zwischen konventioneller Sprache und Privatsprache lässt sich als Differenz zweier eigenständiger Systeme begreifen, die jeweils eigenen Regeln und Strukturen folgen. Konventionelle Sprache basiert auf gesellschaftlich geteilten und standardisierten Symbolen, die eine intersubjektive Verständigung ermöglichen. Diese Standardisierung führt zu einer Reduktion der Ausdrucksmöglichkeiten, gewährleistet jedoch eine klare und effektive Kommunikation. Im Gegensatz dazu beruht eine Privatsprache auf individuellen Empfindungen und persönlichen Symbolen, die nicht standardisiert sind und daher keine allgemeingültige Verständigung erlauben.
In der Systemtheorie von Niklas Luhmann lassen sich konventionelle Sprache und Privatsprache als zwei unterschiedliche selbstreferentielle Systeme verstehen. Selbstreferentielle Systeme operieren nach eigenen Regeln und erzeugen ihre Elemente aus sich selbst heraus. Die konventionelle Sprache bildet ein soziales System, das sich über kommunikative Anschlussfähigkeit und die Reproduktion von Sinn stabilisiert. Es ist ein operativ geschlossenes System, das sich auf bereits bestehende sprachliche Strukturen bezieht und diese weiterentwickelt.
Die Privatsprache hingegen kann als psychisches System verstanden werden, das auf inneren Wahrnehmungen und individuellen Bedeutungen aufbaut. Da sie nicht an eine intersubjektive Verständigung gebunden ist, bleibt sie in ihrer Funktion auf das Individuum beschränkt.

Während das soziale System der konventionellen Sprache durch kommunikative Ereignisse aufrechterhalten wird, operiert das psychische System der Privatsprache primär durch interne Sinnzuschreibungen.
Luhmanns Konzept der operativen Geschlossenheit macht deutlich, dass diese beiden Systeme nicht direkt ineinander übergehen können, sondern nur über spezifische Formen der Übersetzung und Vermittlung miteinander in Beziehung treten. Die Privatsprache kann in die konventionelle Sprache überführt werden, indem persönliche Empfindungen in gesellschaftlich verständliche Begriffe transformiert werden. Umgekehrt kann die konventionelle Sprache individuellen Sinn erzeugen, indem sie in das psychische System integriert und interpretiert wird.
Folglich sind konventionelle Sprache und Privatsprache zwei selbstreferentielle Systeme mit unterschiedlichen Bausteinen, Strukturen und Funktionsweisen. Die konventionelle Sprache als soziales System gewährleistet Verständigung durch Standardisierung, während die Privatsprache als psychisches System individuelle Sinnzuschreibung ermöglicht. Ihre Interaktion erfolgt über spezifische Übersetzungsprozesse, die einen Transfer von Bedeutung zwischen individueller und gesellschaftlicher Ebene ermöglichen.
Aus der Unterscheidung zwischen konventioneller Sprache und Privatsprache sowie deren systemtheoretischer Einordnung folgt zwingend, dass jede Beschreibung der Welt notwendigerweise in einer verstandesmäßigen, kommunikativen Form erfolgen muss. Selbst der Versuch, eine nicht-verstandesmäßige oder „direkte“ Beschreibung der Realität zu formulieren, bleibt an die Struktur der konventionellen Sprache gebunden, da Sprache als soziales System nur innerhalb ihrer eigenen Regeln operieren kann.
Dies betrifft auch metatheoretische Ansätze wie den Neuen Realismus, der beansprucht, eine ontologische Perspektive auf die Welt zu eröffnen, die unabhängig von individuellen Konstruktionen existiert. Doch auch der Neue Realismus bleibt eine verstandesmäßige Reflexion und damit eine begriffliche, sprachliche Operation, die Abstraktionsebenen erzeugt und sich innerhalb der kommunikativen Logik der Sprache bewegt.
Luhmanns Systemtheorie unterstreicht diese Unausweichlichkeit: Kommunikation kann nur an Kommunikation anschließen. Jede Beschreibung der Welt ist demnach keine Abbildung einer objektiven Realität, sondern eine verstandesmäßige Übersetzung innerhalb eines sprachlichen Systems. Selbst wenn der Neue Realismus selbst Ebenen einführt, jedoch nicht als Abstraktionsebenen, sondern als ontologische Schichten der Realität, die unabhängig von unserer Erkenntnis existieren sollen, so bleibt er selbst an die Notwendigkeit der begrifflichen Differenzierung und sprachlichen Vermittlung gebunden.
Jede Beschreibung der Welt, auch diese, ist nur innerhalb der konventionellen Sprache und ihrer abstrakten Strukturen möglich. Ein unmittelbares, „wahres“ Denken jenseits sprachlicher Formen bleibt unerreichbar, da jede Erkenntnis bereits durch Sprache vermittelt ist. Unsere Wahrnehmung und unser Verstehen der Welt sind stets sprachlich geformt und begrifflich strukturiert. Ein direkter Zugang zur Realität, der nicht durch diese Vermittlung gefiltert wird, ist für den Verstand nicht zugänglich. Selbst in unserer persönlichen Privatsprache können wir nur jene Informationen verarbeiten, die uns persönlich beeindrucken.
Die Privatsprache selbst unterliegt zwei Systemen, dem System der Erfahrungen (Emotionen, Empfindungen) und dem des Verstandes. Dabei wird der Verstand aus den Erfahrungen abgeleitet. Der Verstand ist aus Erfahrungen abgeleitet, weil er die Wahrnehmungen, Emotionen und Empfindungen verarbeitet und in ein geordnetes, verstehbares System überführt. Allerdings entwickelt sich der menschliche Verstand nicht nur als eine direkte Ableitung von Erfahrungen, sondern steht in einer ständigen Wechselwirkung mit ihnen.

Während Wittgenstein sich vorstellt, dass eine strikt private Sprache unmöglich sei, betone ich, dass öffentliche Sprache dennoch durch Erfahrung und Verstand (Privatsprache) geprägt ist, aber u. a. stets auf das individuell Erlebbare begrenzt bleibt. Dadurch wird ein individueller Erkenntnisrahmen möglich, der sich zwar aus persönlicher Wahrnehmung und Erfahrung speist, aber dennoch sprachlich strukturiert bleibt.
Damit soll deutlich werden, dass jeder Mensch innerhalb eines individuellen Erkenntnisrahmens denkt und empfindet, der durch persönliche Wahrnehmung und Erfahrung bestimmt wird. Dieser Rahmen bleibt zwar sprachlich strukturiert (also nicht außerhalb der Sprache), ist aber in seiner inhaltlichen Ausgestaltung individuell begrenzt. Das bedeutet, dass selbst gemeinsame Sprache immer nur auf der Grundlage individueller Erlebnisse verstanden und interpretiert wird.
Eine zentrale Rolle spielt dabei die Abstraktion als reines verstandesmäßiges Konstrukt. Während Wahrnehmung und Erfahrung unmittelbar an das Individuum gebunden sind, ermöglicht die Abstraktion eine Loslösung vom Konkreten und damit die Bildung überindividueller Begriffe und Systeme. Dennoch bleibt die Fähigkeit zur Abstraktion selbst an den individuellen Erkenntnisrahmen gebunden, da sie auf der persönlichen Verarbeitung von Erfahrung basiert. Dadurch zeigt sich ein Spannungsverhältnis: Einerseits erlaubt Abstraktion den Zugang zu einer intersubjektiven Verständigung innerhalb der öffentlichen Sprache, andererseits bleibt ihre inhaltliche Formung stets durch individuelle Erfahrung geprägt. In diesem Sinne fungiert die Abstraktion als Brücke zwischen individueller Wahrnehmung und kollektivem Sprachgebrauch. Sie ist die verstandesmäßige Transformation, die individuelle Erlebnisse in allgemeine Begriffe überführt, bleibt jedoch in ihrer beschreibenden Ausgestaltung an die persönlichen Bedingungen des Denkens und Erlebens gebunden.

44. Einheiten, Vergleichsgrößen und Kontextualisierung



In der Musik können abstrakte Einheiten wie Noten und Notenschlüssel verwendet werden, um klar und unterscheidbar Informationen darzustellen. Die standardisierten Formen der Noten und des Notenschlüssels bieten klare und unterscheidbare Repräsentationen.

Abstrakte Einheiten sind Artefakte oder Symbole, die dazu verwendet werden, komplexe Systeme zu beschreiben oder zu definieren. Durch den Einsatz abstrakter und stabiler Einheiten lassen sich komplexe Zusammenhänge oder Prozesse auf eine zugängliche und übersichtliche Weise darstellen. Diese Darstellung vereinfacht die Informationen und hilft dabei, Strukturen zu erkennen, was das Verständnis und die Analyse erleichtern.

Das Wort „Liebe“ ist ein abstrakter Begriff, dessen Bedeutung je nach Kontext, kulturellem Hintergrund und individueller Wahrnehmung variiert. Als Symbol verweist es auf unterschiedliche Formen und Facetten menschlicher Emotionen und Beziehungen. Diese Vieldeutigkeit zeigt sich etwa in Begriffen wie „liebeskrank“, „käufliche Liebe“ oder „Nächstenliebe“, die jeweils verschiedene Ausprägungen desselben Grundbegriffs widerspiegeln.
In persönlichen Beziehungen wird Liebe oft als tiefe emotionale Bindung verstanden, die Zuneigung, Nähe und Verbundenheit umfasst. Philosophische Schulen haben im Laufe der Geschichte unterschiedliche Konzepte von Liebe entwickelt, von der platonischen über die romantische bis hin zur bedingungslosen Liebe. Ebenso spielt Liebe in religiösen Traditionen eine zentrale Rolle, sei es als Ausdruck göttlicher Zuneigung, als moralisches Gebot der Nächstenliebe oder als spirituelle Praxis.
Diese inhaltliche Variabilität macht Liebe zu einem dynamischen Begriff und zugleich zu einem Symbol, dessen Bedeutung stets durch äußere Definitionen geprägt wird. Dennoch existieren generalisierbare Aspekte, die eine gewisse Fixierung ermöglichen und eine gemeinsame Verständigung über den Begriff gewährleisten. Unabhängig von der konkreten Interpretation bleibt Liebe ein Begriff, den Menschen intuitiv erfassen und innerhalb eines kommunikativen Rahmens teilen können. Dies geschieht durch kulturelle Muster, sprachliche Konventionen und gesellschaftliche Normen, die dem abstrakten Symbol eine gewisse Stabilität verleihen.

Das zugrunde liegende Muster der Liebe ist demnach nicht völlig beliebig, sondern enthält universelle Elemente, die ihre Erkennbarkeit und Verständlichkeit sicherstellen. So variiert die Bedeutung von Liebe zwar, doch ihre fundamentale Funktion als Ausdruck von Verbundenheit und emotionaler Nähe bleibt bestehen. In diesem Spannungsfeld zwischen Wandelbarkeit und Fixierung ermöglicht das individuelle Muster der Liebe eine intersubjektive Verständigung, die trotz ihrer Unterschiede einen gemeinsamen Bezugspunkt schafft.
In unserem täglichen Leben und in den Wissenschaften neigen wir dazu, unsere Eindrücke und Handlungen anhand dessen zu bewerten, was wir als Gegebenes ansehen. Wir entwickeln eine Beziehung zur Welt, indem wir fortlaufend unsere Vorstellungen mit dem „Tatsächlichen" (dem Gegebenen) abgleichen. Dabei spielt die Funktion abstrakter Begriffe, wie sie sich am Beispiel der Liebe gezeigt hat, eine entscheidende Rolle.
Indem wir uns auf symbiotische Strukturen und konventionelle Muster stützen, schaffen wir eine gemeinsame Grundlage zur Verständigung.
Dieser Prozess führt dazu, dass wir Wirkungen und Ergebnisse basierend auf den von uns festgelegten Maßstäben und einem Referenzsystem bzw. einer Referenzebene beurteilen, um Inhalt und Qualität des Gegebenen besser zu erkennen bzw. auszudrücken. Durch ständiges Vergleichen codieren wir unsere Eindrücke zu Artefakten, was bedeutet, dass wir Dinge aus der Perspektive unserer eigenen Vorurteile und Standards sehen, mit der Hoffnung, das Gegebene besser verständlich zu machen.
Unsere Vorstellungen und Überzeugungen fungieren als Maßstab, durch die wir die Welt wahrnehmen und bewerten. Dadurch sind unsere Wahrnehmung und Interpretation des Gegebenen immer von unserem persönlichen Blickwinkel abhängig und werden von den Beurteilungen anderer abweichen. Diese individuelle Perspektive führt dazu, dass jede Sichtweise, auch die wissenschaftliche, relativ ist.
Die Liebe als abstraktes Symbol zeigt hierbei, dass es möglich ist, trotz individueller Unterschiede zu einem gemeinsamen Verständnis zu gelangen. Ebenso wie sich Menschen auf kulturelle Normen und sprachliche Konventionen zur Definition von Liebe verlassen, benötigt auch unser generelles Verständnis der Welt stabile Referenzpunkte.[109]
Wenn unsere Wahrnehmungen mit unseren Vorstellungen übereinstimmen, fühlen wir uns bestätigt und unsere Überzeugungen werden gestärkt. Wenn sie jedoch nicht übereinstimmen, sind wir möglicherweise gezwungen, unsere Vorstellungen neu auszurichten oder zu überdenken, um eine konsistentere Beziehung zum von uns interpretierten Gegebenen zu entwickeln. Dieser fortlaufende Prozess des Vergleichs, der Veränderung und der Anpassung ist entscheidend für unsere Fähigkeit, die Welt zu verstehen und uns in ihr zu orientieren.

„Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei.
Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern."

Samuel Beckett beschreibt das Leben als eine endlose Wiederholung von Versuchen, die immer wieder scheitern können. Dennoch ist dieser Prozess des Versuchens und Scheiterns integraler Bestandteil unseres Bestrebens, die Welt zu verstehen und uns in ihr zu positionieren. Die Liebe als Konzept zeigt, dass es trotz aller Variabilität feste Strukturen geben kann, an denen wir uns orientieren. So ist auch unser Verständnis der Welt von einem Spannungsfeld zwischen Wandelbarkeit und Fixierung geprägt, innerhalb dessen wir uns fortwährend neu verorten müssen.
Unser Verständnis der Welt ist nicht nur das Produkt individueller Wahrnehmungen, sondern auch das Ergebnis eines komplexen, dynamischen Prozesses, bei dem mehrere Mechanismen

[109] An dieser Stelle wird deutlich, dass es einen qualitativen Unterschied zwischen persönlichen und konventionellen Referenzpunkten gibt.

eine zentrale Rolle spielen. Diese Mechanismen, der Vergleich, die Standardisierung und die Kontextualisierung, sind die grundlegenden Instrumente, mit denen wir unsere Vorstellungen an die Gegebenheiten der Welt anpassen. Sie ermöglichen uns, kohärente und funktionale Weltbilder zu entwickeln, die sowohl individuell als auch kollektiv verständlich sind.

Vergleich ist das Verfahren, durch das wir kontinuierlich unsere Wahrnehmungen mit unseren bestehenden Überzeugungen abgleichen. Dieser Prozess hilft uns, Diskrepanzen zu erkennen und unsere Vorstellungen zu hinterfragen. Wenn neue Informationen oder Erfahrungen in Konflikt mit dem bisherigen Wissen stehen, zwingt uns der Vergleich, unsere Überzeugungen zu revidieren, um ein kohärentes Verständnis zu gewährleisten. Auf diese Weise ermöglicht der Vergleich die Anpassung unserer Weltanschauung an die sich verändernden Gegebenheiten und trägt zur Weiterentwicklung unserer Erkenntnisse bei.

Standardisierung wiederum spielt eine ebenso entscheidende Rolle. Sie gewährleistet, dass unsere Wahrnehmungen und Überzeugungen konsistent und nachvollziehbar interpretiert werden. Durch die Anwendung gemeinsamer Maßstäbe und Kriterien wird eine einheitliche Grundlage für das Verständnis von Informationen (empfundenen bzw. verstandenen Einheiten) geschaffen. Standardisierung hilft uns, in einer komplexen Welt von Unterscheidungen und Varianten Ordnung zu finden und macht die Anpassung unserer Erkenntnisse systematisch und transparent.

Kontextualisierung schließlich bietet den Rahmen, in dem wir unsere Wahrnehmungen und Überzeugungen einordnen. Ohne Kontext verlieren Informationen und Erfahrungen ihre Bedeutung oder Relevanz. Durch die Kontextualisierung geben wir unseren Wahrnehmungen einen Platz innerhalb eines größeren Verständnisses und machen sie für uns und andere verständlich. Sie ermöglicht es, Einzelaspekte in einem größeren Zusammenhang zu sehen und zu interpretieren, was die Tiefe und Genauigkeit unserer Erkenntnisse fördert.

Der gesamte Prozess des Vergleichs, der Standardisierung und der Kontextualisierung kann nur dann effektiv und zielgerichtet ablaufen, wenn er auf einer einheitlichen Grundlage, einer gemeinsamen Sprache[110] oder Ausdrucksform, basiert. Diese einheitliche Ausdrucksform ist nicht ein zusätzliches Element in diesem Prozess, sondern stellt die fundamentale Voraussetzung für das reibungslose Funktionieren der anderen Mechanismen dar. Sie dient als Medium, durch das wir unsere Wahrnehmungen und Überzeugungen überhaupt formulieren und kommunizieren können. Ohne eine einheitliche Sprache, als gemeinsames Mittel interner bzw. externer Kommunikation, wären der Vergleich, die Standardisierung und die Kontextualisierung nicht realisierbar, da diese Mechanismen auf der Fähigkeit basieren, Informationen sowohl intern als auch extern zu verarbeiten.

Ohne eine einheitliche Sprache können
Vergleich, Standardisierung und Kontextualisierung
nicht wirksam umgesetzt werden.

Wegen dieser grundsätzlichen Bedeutung der einheitlichen Sprache (im Weiteren und im engeren Sinne) werden die Überlegungen zur „analogen Welt und dem digitalen Verständnis“ den Ausführungen zu Vergleich, Standardisierung und Kontextualisierung vorangestellt, denn dadurch erfahren auch die zugrundeliegenden Einheiten eine unterschiedliche Qualität. Durch das Verständnis der analogen und digitalen Ebenen erhält die Sprache die notwendige Tiefe und Präzision, die für die anschließenden konzeptionellen Arbeiten (wie Vergleich, Standardisierung und Kontextualisierung) erforderlich ist.

[110] Sprache im weiteren Sinne = Ausdrucksform

44.01 Analoge Welt und digitales Verständnis

Behauptung:

Die menschliche Welterschließung basiert auf der Integration unmittelbarer (analoger) Wahrnehmungserfahrungen mit abstrakter (digitaler) Informationsverarbeitung, etwa in Form von Symbolen oder Sprache.

Unsere Wahrnehmungen, als primäre Quelle allen Verstehens, sind zunächst analoger Natur. Sie erreichen uns als kontinuierliche, fließende Sinneseindrücke, die in ihrer Unmittelbarkeit nicht in festgelegte Einheiten aufgehen. Diese Erlebnisse artikulieren sich in einer inneren, persönlichen Sprache (Privatsprache, Ordnung), die nicht ohne Weiteres kommunizierbar ist. Es ist eine Art privater Erfahrungsraum.
Der Verstand jedoch transformiert diese rohen Eindrücke. Er bewertet, selektiert und abstrahiert sie, sodass strukturierte, digital interpretierbare Informationseinheiten entstehen. Diese Einheiten, etwa Zahlen, Begriffe, Symbole oder Kategorien, erlauben es uns, unsere Einsichten zu organisieren, zu reflektieren und mit anderen zu teilen. Sie bilden somit die Grundlage verstandesmäßiger Erkenntnis.
Es zeigt sich in der analogen Sinneserfahrung und digital strukturierenden Verstandestätigkeit eine produktive Wechselwirkung. Die analoge Dimension unserer Erfahrung liefert den Stoff, aus dem das Denken Formen schöpft. Die digitale Strukturierung ermöglicht es, diese Erfahrungen in begriffliche Klarheit zu überführen. Ein umfassendes menschliches Weltverständnis entsteht genau aus dieser dynamischen Spannung: dem Ineinandergreifen von unmittelbarem Erleben und strukturierender Erkenntnis.
Mit „Sprache im weiteren Sinne“ schaffe ich einen übergeordneten Begriff für das, was auf beiden Ebenen geschieht: **die Formung von Welt durch ein inneres Ordnungsprinzip**. Damit löse ich Sprache aus ihrer rein kommunikativen Funktion heraus und betone ihre konstruktive Kraft.

Sprache im weiteren Sinne ist jenes ordnende Prinzip, das unsere Weltwahrnehmung formt, sie deutbar macht und in strukturierter Gestalt erfahrbar hält, sei es in der inneren Individualität des Erlebens oder in einer logischen Abstraktion des Denkens.

In diesem Zusammenhang gehe ich von folgenden Annahmen aus:

> Die Privatsprache existiert. Sie entfaltet sich auf einer analogen Ebene des Weltbezugs als kontinuierlicher, individuell erlebter Strom von Eindrücken, der sich einer unmittelbaren Mitteilbarkeit entzieht. Um diesen Erfahrungsraum verständlich und kommunizierbar zu machen, entnehmen wir ihm digitale Einheiten, die in eine strukturierte Ordnung überführt werden.
>
> Dieser Vorgang impliziert die Transformation eines fließenden, prozesshaften Geschehens in diskrete und identifizierbare Elemente. Obwohl sie einem persönlichen Ursprung entstammen, gewinnen diese Elemente im Akt der begrifflichen Formung eine doppelte Gültigkeit. Sie sind sowohl dem individuellen Denkprozess zugänglich als auch innerhalb konventioneller Sprache vermittelbar.

Der Prozess der Umwandlung analoger in digitale Einheiten ermöglicht es, individuelle und kontinuierliche Erfahrungen in eine Form zu überführen, die sowohl für das eigene Denken als auch für die Kommunikation mit anderen verständlich wird. Es handelt sich dabei um die Transformation persönlicher, kontinuierlicher Eindrücke in klar abgegrenzte, diskrete Elemente, die verarbeitet, benannt und mitgeteilt werden können.
Private Erfahrungen, wie sie in einer Form der Privatsprache bestehen, sind zunächst nach einem eigenen inneren Ordnungsverfahren strukturiert. Sie beruhen auf einem fließenden, nicht in diskrete Einheiten unterteilten Strom von Eindrücken, der einem unmittelbaren Erleben

entspricht. Diese Ebene ist geprägt von einer inneren, nicht kommunizierbaren Unmittelbarkeit, in der Bedeutung nicht durch konventionelle Symbole entsteht, sondern durch die interne sprachliche Formung der Person im Rahmen ihrer Privatsprache.
Dem gegenüber steht die Sprache des Verstandes, die auf der Grundlage diskreter, eindeutig bestimmbarer Einheiten operiert. Damit diese Ebene erreicht werden kann, müssen die rohen Sinnesdaten aus dem persönlichen Erfahrungsraum in eine sprachlich und begrifflich strukturierte Form überführt werden. Erst durch diesen Transformationsprozess wird es möglich, persönliche Erlebnisse in eine Form zu bringen, die sowohl verstandesmäßige Verarbeitung als auch externe Verständigung erlaubt.

44.011 **Analoges Sprachverständnis und digitales Sprachverständnis**

Es lassen sich somit zwei Ebenen des Sprach- und Verstehens unterscheiden:

- Die analoge Ebene der Privatsprache: Sie ist in der individuellen, kontinuierlichen Erfahrungswelt verwurzelt und ermöglicht ein unmittelbares, nicht reflektiertes Erleben.
- Die digitale Ebene der verstandesmäßigen Sprache: Sie abstrahiert aus dem persönlichen Erleben diskrete, sprachlich formulierbare Einheiten, die als Grundlage für Erkenntnis, Reflexion und Kommunikation dienen.

Der zentrale Unterschied zwischen beiden liegt nicht nur in ihrer Struktur (kontinuierlich versus diskret), sondern in ihrer Funktion. Die Privatsprache ermöglicht das unmittelbare Erfahren, bleibt aber in sich geschlossen. Die verstandesmäßige Sprache hingegen zielt auf Vermittlung. Sie macht Erfahrung verstehbar und teilbar, indem sie diese in eine persönlich und allgemein zugängliche symbolische Ordnung überführt.
Diese Transformation ist nicht nur ein technischer Vorgang, sondern eine Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt. Nur indem die Tiefe des Erlebens in sprachlich fassbare Einheiten überführt wird, kann sie in den Raum gemeinsamer Weltbezüge treten.

Beide internen Formen des Verstehens sind notwendig, sowohl die kontinuierliche, individuell geprägte Privatsprache als auch die diskrete, verstandesmäßige innere Sprache, um das eigene Erleben zu erfassen und zu strukturieren.

Genau genommen lassen sich drei Formen von Sprache (bzw. Ausdrucksebenen) unterscheiden, die beim Verstehen eine zentrale Rolle spielen:

> **Die analoge Sprache der Erfahrung.** Diese Sprache ist unmittelbar, nicht diskret und kontinuierlich. Sie spiegelt den fortlaufenden Strom individueller Eindrücke und Empfindungen wider, der sich der eindeutigen Benennung entzieht. Sie ist eng an das Erleben gebunden und unterliegt einem fortlaufenden inneren Verarbeitungsprozess, durch den eine individuelle Ordnung entsteht, dies jedoch ohne dass die Inhalte bereits in verstandesmäßig fixierte Einheiten gegliedert wären.
> **Die digitale Sprache des Verstandes:** Diese Sprache transformiert die fließenden Eindrücke der Erfahrung in diskrete, verstandesmäßig erfassbare Einheiten. Durch Abstraktion, Musterbildung und Kontextualisierung entstehen Begriffe, Symbole oder Kategorien, die es ermöglichen, komplexe Sachverhalte zu strukturieren, zu reflektieren und verstandesmäßig zu durchdringen.
> **Die öffentliche Sprache:** Diese Sprache dient der Kommunikation und dem Austausch mit anderen. Sie verwendet die in der digitalen Sprache des Verstandes gewonnenen Einheiten, um Bedeutung auf einer gemeinsamen symbolischen Grundlage zu vermitteln. Durch sie wird Verständigung möglich und individuelles Erleben in eine soziale und kulturelle Ordnung eingebettet.

Die enge Verbindung zwischen der verstandesmäßig organisierten internen Sprache und der öffentlichen Sprache ist grundlegend für gelingende Kommunikation.

Die interne Sprache strukturiert individuelle Erfahrungen und ordnet komplexe Gedanken in ein kohärentes System des Verstandes. Erst diese begriffliche Durchdringung macht persönliche Erlebnisse verständlich, sowohl für das eigene Denken als auch für eine mögliche Vermittlung nach außen. Bleiben solche Gedanken jedoch in der inneren Sprache verhaftet, bleiben sie isoliert; ihr Bedeutungspotenzial entfaltet sich erst im Vollzug der Kommunikation.
Umgekehrt ist auch die öffentliche Sprache auf die präzise Strukturierung durch die interne Sprache angewiesen. Sie dient der Verständigung, setzt aber voraus, dass Inhalte bereits in abstrahierter, kognitiv fassbarer Form vorliegen. Ohne diese innere Vorstrukturierung verlöre sie an Klarheit und kommunikativer Wirksamkeit.
Beide Systeme stehen somit in einem synergetischen Verhältnis: Die interne Sprache erzeugt eine persönliche Ordnung des Denkens, die öffentliche Sprache vermittelt diese Ordnung intersubjektiv. Gemeinsam ermöglichen sie Erkenntnis, Austausch und Sinnstiftung. Sie sind methodisch verschieden, aber funktional untrennbar miteinander verbunden. Es sind zwei Perspektiven ein- und desselben Verstehensprozesses.
Die Privatsprache hingegen bildet eine vorgelagerte Ausdrucksform des Erlebens. Sie verweist auf eine analoge, kontinuierliche und nicht diskrete Ebene innerer Erfahrung, in der Bedeutung noch nicht durch Begriffe oder Symbole vermittelt wird, sondern durch das direkte Spüren, Empfinden und Erleben entsteht.
Die „Digitalisierung“ dieser Privatsprache beschreibt den Übergang von diesem fließenden Erleben zu einer sprachlich vermittelbaren, diskret strukturierten Form. Erst durch diese Transformation wird es möglich, persönliche Eindrücke begrifflich zu fassen und sowohl intern als auch extern zu artikulieren. Sie ist damit die Voraussetzung für individuell verstandesmäßiges Verstehen wie auch für interpersonale Kommunikation.

Verstehen ist ein aktiver Prozess, bei dem Informationen nicht einfach nur aufgenommen, sondern bewusst gedeutet und strukturiert verarbeitet werden. Die Fähigkeiten, Zusammenhänge zu deuten, Muster zu erkennen und Bedeutungsrahmen zu schaffen, sind dabei entscheidend. Dadurch entsteht Sinn, und aus der Deutung heraus entsteht Erkennen.

Ein zentraler Schritt im Prozess des Verstehens besteht in der symbolischen Repräsentation, also in der Umwandlung roher Erfahrungsdaten oder ungeordneter Informationen in abstrahierte und strukturierte Zeichenformen. Symbole übernehmen dabei die Brückenfunktion, durch die komplexe Inhalte zugänglich, ordnungsfähig und kommunizierbar werden.
Auf diese Weise wird das ursprünglich Ungeordnete, das amorphe Kontinuum sinnlicher Erfahrung, in eine Form überführt, die Reflexion, Erkenntnis und Austausch ermöglicht. Symbolische Strukturen reduzieren nicht nur die Komplexität der Welt, sondern schaffen überhaupt erst die Voraussetzungen für begriffliches Erfassen. Sie sind keine bloßen Werkzeuge der Erkenntnis, sondern deren konstitutive Elemente.
Die Transformation von Erfahrungsdaten in symbolische Repräsentationen leitet den Übergang zur verstandesmäßig aktiven und strukturierten Verarbeitung ein. Erst durch diese Strukturierung und Abstraktion können Informationen durch den Verstand begriffen, geordnet und sinnvoll in ein kohärentes Weltverständnis integriert werden.
Die Bedeutung eines Symbols ergibt sich nicht allein aus seiner äußeren Form oder gesellschaftlichen Konvention, sondern wesentlich aus dem Inhalt, den es innerhalb eines bestimmten Kontextes trägt. Es bildet eine verdichtete Einheit von Erfahrung, Sinn oder Erkenntnis, die in abstrahierter Form zugänglich gemacht wird.
Ein Symbol ist damit mehr als eine Einheit. Es ist die stabilisierte Gestalt eines Musters, das aus der Vielfalt möglicher Eindrücke hervorgehoben, verstandesmäßig fixiert und als wiedererkennbar anerkannt wurde. In dieser Form wird es verstehbar, übertragbar und zur Grundlage weiteren Denkens und Verstehens.

Einheit, Muster, Symbol

Sprache und Denken sind untrennbar miteinander verbunden, eine Einsicht, die im 20. Jahrhundert besonders intensiv in der Sprachphilosophie diskutiert wurde, etwa im Wiener Kreis. Ludwig Wittgenstein formulierte in seinem Tractatus logico-philosophicus die Sätze:

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“

und

„Die Gesamtheit der Sätze beschreibt die Welt.“

Damit vertritt er eine radikale These: Nur was sprachlich sinnvoll ausdrückbar ist, kann gedacht und als Teil der Welt begriffen werden. Sprache erscheint hier nicht nur als Mittel der Darstellung, sondern als Bedingung der Möglichkeit von Weltzugang überhaupt.
Diese Position wurde jedoch später von Wittgenstein selbst relativiert. In den Philosophischen Untersuchungen beschreibt er Sprache nicht mehr als starre logische Abbildung der Welt, sondern als vielfältiges Geflecht von Sprachspielen, eingebettet in konkrete Lebensformen. Dadurch öffnet sich der Blick für die Vielfalt sprachlicher und auch vorsprachlicher Ausdrucksformen. Trotzdem bleibt die Frage bestehen, inwieweit Sprache überhaupt die Gesamtheit menschlicher Erfahrung abbilden kann.
Eine kritische Gegenposition findet sich bei Ernst Cassirer. In seiner Philosophie der symbolischen Formen versteht er Sprache als eines von mehreren Symbolsystemen neben Mythos, Religion, Kunst und Wissenschaft. Jedes dieser Systeme bietet eine spezifische Weise, Welt zu konstruieren und zu interpretieren. Sprache ist für Cassirer nicht identisch mit Welt, sondern eine von mehreren Formen der Weltgestaltung. Der Mensch ist für ihn ein animal symbolicum, das sich über Symbole zur Welt in Beziehung setzt. Die symbolischen Formen ermöglichen keinen vollständigen Zugriff auf die Wirklichkeit, sondern stets nur perspektivische Zugänge, die durch die jeweiligen Strukturen der Systeme geprägt sind.
Daraus folgt eine deutliche Einschränkung der Wittgenstein’schen These, wonach die Grenzen der Sprache zugleich die Grenzen der Welt markieren. Die Wirklichkeit umfasst mehr als das Sagbare. Sie zeigt sich auch in Emotionen, Körperempfindungen und intuitiven Erfahrungen, die sprachlich nicht vollständig erfasst werden können. Sprache ist ein reduktives System, das Welt strukturiert und darstellt, aber nicht die gesamte Wirklichkeit abbildet. Gerade ihre Unzulänglichkeit verweist auf Dimensionen, die sich ihrem Zugriff entziehen.
Aus diesen Überlegungen ergibt sich für mich folgender Schluss:

Sprache dient der Strukturierung unserer Wirklichkeitswahrnehmung, ohne die Wirklichkeit spiegelgleich abzubilden.

Der Anspruch auf vollständige Erfassung scheitert an jenen Dimensionen, die sich dem Sagbaren entziehen. In dieser Spannung liegt zugleich die Offenheit des Denkens und die

Herausforderung, Welt nicht nur begrifflich, sondern auch in ihrer emotionalen und körperlichen Qualität ernst zu nehmen. Wir erfassen und erleben die Welt auch auf einer Ebene jenseits der reduktiven Sprache des Verstandes, nämlich in Form von energetischen und emotionalen Erfahrungen.
Wittgensteins sprachanalytische und logische[111] Ansätze haben mich dazu inspiriert, diese Überlegungen systemtheoretisch zu erweitern und ein breiteres Verständnis von „Sprachen im allgemeinen Sinne“ zu entwickeln. Unter „Sprachen im allgemeinen Sinne“ verstehe ich jede Ausdrucksform, die auf Verstehen abzielt und daher ein zugrunde liegendes, verständliches System erfordert. Diese Ausdrucksformen können sowohl verbal als auch nonverbal sein. Dazu gehören gesprochene oder geschriebene Sprache (Sprache im engeren Sinne) ebenso wie Bilder, Empfindungen, Symbole oder Musik. Sie alle basieren auf einer Struktur und bestimmten Regeln, die es den Nutzern ermöglichen, Informationen zu verstehen und zu verarbeiten. Letztlich integrieren diese Ausdrucksformen Informationen in ein bestehendes und verständliches System von Bedeutungen.

44.012 **Jede Sprache ist ein selbstreferentielles System**

Sprache ist ein selbstreferentielles System, das referentiell auf die Außenwelt bezogen ist und eine pragmatisch funktionale Aufgabe erfüllt.
Ein zentraler Punkt meiner Argumentation ist, dass jede dieser „Sprachen“, ob verbal oder nonverbal, ihre eigene Struktur und ihre eigenen Regeln hat, die das jeweilige System auf spezifische Weise prägen und es von anderen Ausdrucksformen unterscheiden. Jede Sprache bildet ein eigenes, in sich geschlossenes System mit einzigartigen Regeln und Strukturen. Wir selbst nehmen die Welt durch die Prismen unserer persönlichen Verständnissysteme wahr, einer „inneren Sprache“, die unser Denken und Erleben prägt.

> **Jede Sprache entfaltet sich als eigenständiges System mit spezifischen Regeln und Strukturen. Unsere Wahrnehmung und Erkenntnis der Welt vollziehen sich stets durch das Medium unseres individuellen Verständnishorizonts, einer inneren Sprache, die unsere Erfahrungen ordnet und Bedeutung stiftet.**[112]

Wenn wir die Strukturen und Regeln eines Systems auf ein anderes übertragen oder als Referenzrahmen nutzen, können wir in diesem anderen System bestimmte Modelle erkennen. Diese Modelle dienen dazu, Einsichten zu gewinnen und unser Verständnis zu vertiefen. Daraus lässt sich jedoch nicht ableiten, dass diese Gedankenmodelle in der projizierten Form tatsächlich existieren. Erst die Überprüfung dieser Modelle im Verhältnis zum Gegebenen zeigt, ob sie zweckmäßig und damit nützlich sind. Maßgeblich ist dabei nicht die „Realität“ an sich, sondern das eigene Erfahrungs- und Vorstellungs-System, das als Bezugsrahmen fungiert.

[111] Sowohl die Ausführungen von Frege als auch von Wittgenstein können als sprachanalytische und logische Ansätze betrachtet werden, da sie sich intensiv mit der Struktur von Sprache, Logik und Bedeutung auseinandersetzen und versuchen, philosophische Fragen durch eine genaue Analyse dieser Strukturen zu klären.
[112] Diese Hypothese wird oft als linguistische Relativität oder Sapir-Whorf-Hypothese bezeichnet, die besagt, dass die Struktur einer Sprache das Denken und Verhalten der Sprecher bestimmt.

Gedankenmodelle sind nützliche Werkzeuge, um Informationen zu strukturieren und zu analysieren, aber sie können die Komplexität der Wirklichkeit nie vollständig erfassen. Sie bieten Einsichten, die auf den spezifischen Strukturen und Regeln unseres eigenen Verständnissystems beruhen. Diese Einsichten müssen daher immer auf der Grundlage der begrenzten Aussagekraft der Modelle interpretiert werden.
Wir leben in einer analogen Welt, die wir digital interpretieren und verstehen. Das bedeutet, dass Menschen die Welt durch ein digitales Sprach- und Ausdruckssystem wahrnehmen, in dem kontinuierliche und komplexe Phänomene in diskrete, klar definierte Einheiten und Strukturen übersetzt werden, um sie verständlich zu machen. Diese „Digitalisierung" unserer Wahrnehmung ermöglicht es, komplexe Zusammenhänge wie soziale Dynamiken oder ökologische Systeme in klaren Einheiten, Vergleichsgrößen und strukturierten Zusammenhängen zu erfassen und zu analysieren.

Die analoge Welt erscheint uns als kontinuierlicher Fluss, der sich nicht in klar abgegrenzte Einheiten zerlegen lässt und nur in ihrer fortlaufenden Komplexität erfahrbar ist.

Unser Verständnis hingegen vollzieht sich in digitalisierter Form, das heißt in diskret festgelegten Einheiten. Diese digitale Strukturierung ist ein Akt der Abstraktion und Transformation, durch den der vielschichtige Strom der Sinneseindrücke in begriffliche Formen überführt wird. Erst durch diese Umwandlung werden die Eindrücke fassbar, begreifbar und kommunizierbar, wodurch sich die Welt als eine geordnete und verstehbare Wirklichkeit erschließt.

Digitale Modelle sind zwar nützlich, doch sie stoßen an Grenzen, wenn es darum geht, die Vielschichtigkeit analoger Phänomene umfassend abzubilden. Phänomene wie emotionale Reaktionen oder musikalische Erfahrungen entziehen sich einer rein digitalen Erfassung, da diese stets mit Interpretation und Abstraktion einhergeht. Diese Transformationsprozesse führen zu Vereinfachungen, Verzerrungen und möglichen Fehlinterpretationen, die bei der Anwendung digitaler Modelle auf komplexe Sachverhalte stets kritisch reflektiert werden müssen.
Unser Weltverständnis beruht auf dem Zusammenspiel von analogen und digitalen Prozessen, die unterschiedlichen „Sprachen" folgen. Einerseits nehmen wir analoge Eindrücke als fließende, ununterbrochene Kontinua wahr, die in unseren persönlichen Erfahrungen durch die sogenannte Privatsprach, verankert sind. Andererseits erfolgt die Übersetzung dieser Eindrücke in digitale Begriffe und Strukturen, die Sprache des Verstandes, die wir als diskrete, abstrahierte Einheiten entwickelt haben. Diese Transformation ist notwendig, um die Welt strukturiert zu erfassen, geht jedoch unweigerlich mit einer Reduktion der ursprünglichen Erfahrungsvielfalt einher.
Der Vorteil digitaler Verarbeitung liegt darin, dass komplexe Informationen dadurch in eine systematische und analysierbare Form gebracht werden, die präzise Verständigung und Weiterverarbeitung ermöglicht. Gleichzeitig entsteht durch diese Umwandlung eine Unschärfe, denn digitale Repräsentationen können die vielschichtige Bedeutung analoger Prozesse, insbesondere in Kunst, Musik oder emotionalen Erlebnissen, nicht direkt wiedergeben.
Analoge und digitale Einheiten besitzen grundlegend verschiedene Qualitäten, die bestimmen, wie wir Informationen interpretieren, verarbeiten und darauf reagieren. Digitale Einheiten sind diskrete Werte, die exakte Messung, Speicherung und Reproduktion erlauben. Analoge Einheiten dagegen repräsentieren kontinuierliche Werte und bewahren die organische Dynamik und Wandelbarkeit von Prozessen, die sich nicht auf eine endliche Anzahl diskreter Punkte reduzieren lassen.
Ernst Cassirer illustriert diese Dichotomie anschaulich mit der Unterscheidung von Punkt und Linie: Der Punkt symbolisiert digitale Präzision und Trennschärfe, während die Linie die fließende, kontinuierliche Natur analoger Phänomene repräsentiert. Dieses Bild macht deutlich, dass wir uns in der realen Welt stets zwischen strukturierten, punktuellen Informationen und

den ununterbrochenen, dynamischen Zusammenhängen bewegen, in denen diese eingebettet sind.
Im Prozess des Verstehens vollzieht sich ein ständiges Wechselspiel zwischen analoger Datengrundlage und digitaler Strukturierung. Wir nehmen zunächst analoge Informationen auf, die wir durch Digitalisierung in diskrete, analysierbare Einheiten überführen. Diese Differenzierung zwischen „Zustandseinheiten" (digital) und „Prozesseinheiten" (analog) verdeutlicht die Notwendigkeit, fortlaufende Abläufe in eindeutige Zustände zu transformieren, um sie verstehen und kommunizieren zu können.
Ein anschauliches Beispiel liefert die Musik: Ein Musikstück wird als fließende Klanglandschaft wahrgenommen, doch in der Partitur werden Klangverläufe in diskrete Noten und Takte zerlegt. Diese digitale Repräsentation ermöglicht präzise Analyse und Reproduktion, doch sie kann die emotionale Tiefe und Feinheiten der ursprünglichen Darbietung nur unzureichend erfassen. Ähnlich verhält es sich bei der Erfassung menschlicher Emotionen durch künstliche Intelligenz, die zwar Gesichtsausdrücke und Stimmintonationen digitalisieren kann, den subtilen Kontext und die innere Bedeutung einer Emotion jedoch nicht erfasst.
Die Digitalisierung prägt unser Weltverständnis maßgeblich, indem sie analoge Erfahrungen in standardisierte, verarbeitbare Symbole übersetzt. Diese Standardisierung erleichtert den Austausch und die Vergleichbarkeit von Informationen, geht jedoch stets mit einem Verlust an Details und der Gefahr von Fehlinterpretationen einher. Deshalb ist es zwingende Notwendigkeit, digitale Modelle als hilfreiche Werkzeuge zu verstehen, die niemals die gesamte Komplexität und Tiefe der analogen Wirklichkeit geschweige denn einer Realität an sich vollständig abbilden können.

44.013 **Jede Sprache als Perspektive**

Unsere Wahrnehmung und Beschreibung der Welt bleiben stets perspektivisch geprägt, da sie von individuellen Beobachtungen, Erfahrungen und Vorannahmen abhängen. Armin Nassehis Konzept der „Verdopplung der Welt" bringt dieses Grundproblem treffend auf den Punkt: Jede Perspektive erzeugt ihre eigene Version der Welt, doch keine kann das „Original" in seiner Gesamtheit erfassen. Sprache, sei sie digital oder analog, bleibt daher ein begrenztes, wenn auch unverzichtbares Mittel, um Wirklichkeit zu strukturieren und verstehbar zu machen.
Armin Nassehi[113] beschreibt diese „Verdopplung der Welt" folgendermaßen:

Verdopplung der Welt

> „Einerseits ist alle Wahrnehmung von Wirklichkeit vom je eigenen Blick abhängig, also von den Kontexturen, in denen ich selbst wahrnehme... Sie verweist gewissermaßen auf ein Original, das in dem Moment verschwindet, in dem es künstlich dargestellt wird, denn der Zugang zum Original, zur Vorlage, zur Welt ist durch das Kunstwerk zugleich eröffnet und verstellt. Die Kunst weist also darauf hin, dass alle Perspektiven die Welt verdoppeln, das verdoppelte aber nur aus ihrem je eigenen Blick kennen."
>
> Armin Nassehi, Muster, 2.Aufl. 2019, S.110 f.

Die Digitalisierung trägt dazu bei, die Welt präziser und klarer darzustellen, indem analoge Informationen in digitale Formate transformiert werden. Gleichzeitig verändert diese

[113] Die Ähnlichkeiten zwischen meinem Modell der vier Welten und Nassehis Konzept der „Verdopplung der Welt" liegen vor allem in der Annahme, dass Wirklichkeit aus verschiedenen Schichten oder abstrakten Ebenen besteht, die wechselseitig aufeinander einwirken und sowohl individuell als auch kollektiv konstruiert werden. Der zentrale Unterschied besteht darin, dass mein Modell auf einer philosophischen Unterscheidung zwischen der Welt „an sich" und der Welt „für uns" basiert. Nassehi hingegen richtet den Fokus stärker auf die soziale Dimension der Wirklichkeitskonstruktion und thematisiert dabei keine explizit metaphysische oder ontologische Ebene einer „Welt an sich".

Umwandlung aber auch unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Welt. Es ist wichtig, sich der Einschränkungen der Digitalisierung bewusst zu sein und eine Balance zwischen der digitalen Präzision und der komplexen, analogen Erfahrungswelt zu finden. Dabei sollten wir stets berücksichtigen, dass selbst unsere Erfahrungen nicht die Wirklichkeit direkt widerspiegeln, sondern stets eine Interpretation des Gegebenen sind. Diese Interpretationen basieren auf einer persönlichen Auswahl und Bewertung, was bedeutet, dass sie immer persönlich und kontextabhängig sind.
Wir leben in einer analogen Welt, die wir jedoch digital interpretieren und verstehen. Menschen nehmen die Welt mithilfe eines verstandesmäßigen, digitalen Sprach- und Ausdruckssystems wahr, indem sie die komplexen und kontinuierlichen Phänomene der analogen Welt in diskrete, klar definierte Einheiten und Strukturen überführen, um sie verständlich zu machen. Diese „Digitalisierung“ ermöglicht es uns, komplexe Zusammenhänge durch klar strukturierte Modelle, Vergleichsgrößen und Zusammenhänge zu erfassen und zu verstehen.
Modelle oder Muster, die durch diese digitalen Einheiten gebildet werden, sind nützliche Werkzeuge zur Strukturierung von Informationen. Doch sie können die volle Komplexität der Wirklichkeit nicht abbilden, da sie auf einer perspektivischen Auswahl und Reduktion beruhen. Sie bieten Einblicke, die auf den spezifischen Strukturen und Regeln unseres eigenen Verständnissystems basieren und müssen daher immer im Kontext ihrer begrenzten Aussagekraft betrachtet werden.
Obwohl digitale Einheiten unverzichtbar für das verstandesmäßige Erfassen der Welt sind, stoßen sie an ihre Grenzen. Sie können die Vielschichtigkeit analoger Phänomene nicht vollständig erfassen und führen oft zu Vereinfachungen und Verzerrungen. Auch emotionale Reaktionen oder musikalische Erfahrungen entziehen sich beispielsweise einer reinen digitalen Darstellung, da sie nur durch eine erhöhte Abstraktionsebene fassbar werden. Diese Abstraktion erfordert Interpretation und führt wiederum zu Vereinfachungen oder Ausschlüssen von Aspekten, die im analogen Erleben eine zentrale Rolle spielen. Diese Einschränkungen müssen stets im Auge behalten werden, wenn digitale Modelle auf komplexe Sachverhalte angewendet werden. Trotzdem erfüllen digitale Einheiten ihren Zweck, indem sie uns dabei helfen, die Welt zu verstehen.
Das Verstehen der Welt erfolgt dabei in zwei unterschiedlichen „Sprachen“, analog und digital. Analoge Eindrücke werden kontinuierlich wahrgenommen, während digitale Begriffe und Strukturen diese Eindrücke in diskrete Einheiten überführen, um sie verständlich und analysierbar zu machen.
Die unterschiedlichen Qualitäten digitaler und analoger Einheiten sind entscheidend für unsere Art, Informationen zu interpretieren, zu analysieren und auf sie zu reagieren. Während digitale Einheiten diskrete Werte nutzen, die eine präzise und deterministische Verarbeitung ermöglichen, repräsentieren analoge Einheiten kontinuierliche Werte und bieten eine umfassendere Darstellung von Prozessen und Veränderungen. Beide Formen des Verstehens sind notwendig, um die Welt sowohl in einer Struktur zu erfassen. Erst auf einer höheren Abstraktionsebene kommen diese beiden Perspektiven zusammen, um ein vollständigeres Bild der Wirklichkeit zu ermöglichen.

44.014 **Sprache und binäres Prinzip**

Bei der digitalen Verarbeitung werden Informationen in diskrete Einheiten zerlegt, die durch klar definierte, voneinander abgegrenzte Werte charakterisiert sind. Diese Einheiten sind meist binär codiert, also in „0“ und „1“. Diese eindeutige Differenzierung ermöglicht eine präzise und effiziente Verarbeitung, da jede Einheit für sich identifiziert und verarbeitet werden kann. Durch diese klar abgegrenzte Struktur lassen sich Informationen als diskrete Punkte auf einer Skala darstellen, was Analyse und Interpretation ermöglicht bzw. erleichtert.

Illustration aus Ernst Mach: Antimetaphysische Vorbemerkungen.[114]

Jeder entscheidet was zur Einheit gehört und was nicht.[115]

Die Tendenz, analoge, kontinuierliche Erfahrungen in strukturierte, digitale Einheiten zu überführen, entspricht einem grundlegenden Bedürfnis des menschlichen Verstandes, Komplexität zu reduzieren. Komplexe und vielschichtige Eindrücke werden in diskrete Informationen zerlegt, die sich zunehmend in binäre Differenzierungen zuspitzen. Kategorien, Entscheidungen und logische Operationen basieren oft auf einem „entweder oder"-Prinzip, das die Vielfalt der Welt in handhabbare Gegensätze übersetzt. Diese klare Abgrenzung und Unterscheidbarkeit findet sich nicht nur in der Informationsverarbeitung, sondern auch in sozialen Theorien wieder. Ein besonders anschauliches Beispiel hierfür bietet Niklas Luhmanns Systemtheorie. Luhmann beschreibt soziale Systeme als binär-logisch organisiert. Jedes System grenzt sich durch spezifische Unterscheidungen von seiner Umwelt ab, die zugleich die Grundlage seiner internen Operationen bilden. So arbeitet das Rechtssystem mit der Unterscheidung „rechtmäßig oder unrechtmäßig", die Wissenschaft mit „wahr oder falsch" und die Wirtschaft mit „Zahlung oder Nicht-Zahlung". Diese binären Codes fungieren analog zu digitalen Einheiten in der Informationsverarbeitung. Sie reduzieren Komplexität, schaffen Entscheidungsgrundlagen und gewährleisten die operative Anschlussfähigkeit der Systeme. Dabei bleiben die Systeme operativ geschlossen, das heißt, sie beziehen sich nur auf ihre eigenen Operationen, beispielsweise Kommunikation auf Kommunikation, sind aber offen gegenüber Umweltreizen, die sie gemäß ihrem spezifischen Code verarbeiten.

Die Parallele zur digitalen Logik ist deutlich. Diskrete, klar voneinander getrennte Werte ermöglichen eine strukturierte und effiziente Verarbeitung von Informationen. Diese strukturelle Reduktion ist kein Nachteil, sondern eine Voraussetzung für Funktionsfähigkeit.

Luhmanns Theorie verdeutlicht somit, dass binäre Unterscheidungen eine fundamentale Rolle bei der Strukturierung von Systemen spielen. Sie sind nicht nur technische Hilfsmittel, sondern zentrale Mechanismen des Verstehens. Der Übergang von analoger Wahrnehmung zur digitalen Strukturierung findet damit sowohl im individuellen Bewusstsein als auch auf gesellschaftlicher Ebene statt.

In beiden Bereichen, in Luhmanns Systemtheorie und in der digitalen Verarbeitung, ist die binäre Struktur der zentrale Mechanismus, der die Funktionsweise bestimmt. Durch einfache, klar abgegrenzte Unterscheidungen wird Komplexität auf ein handhabbares Maß reduziert. Diese Reduktion ist keine bloße Vereinfachung, sondern eine funktionale Notwendigkeit, die

[114] Erschienen in: Ernst Mach; Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen; 3. Aufl., Jena 1902, S. 14

[115] Ernst Mach weist darauf hin, dass die Bildung von Einheiten, sei es in der Wahrnehmung, im Denken oder in der Wissenschaft, keine objektive Gegebenheit ist, sondern das Ergebnis von individuellen Entscheidungen. Jeder Mensch oder Wissenschaftler legt selbst fest, was als zusammengehörig betrachtet wird und was nicht, basierend auf seinen individuellen oder disziplinären Kriterien.

präzises, anschlussfähiges und effizientes Handeln ermöglicht. Während in der digitalen Technik die Differenz von 0 und 1 die Grundlage bildet, erfolgt in sozialen Systemen die Unterscheidung von System und Umwelt. Beide beruhen auf klar voneinander getrennten Einheiten, die komplexe Ordnungs- und Verarbeitungsstrukturen ermöglichen.
Diese strukturelle Gemeinsamkeit verweist auf ein tieferliegendes Prinzip. Binäre Unterscheidungen sind Grundlage von Funktionalität. Besonders interessant wird dies, wenn man das Prinzip nicht nur auf technische oder theoretische Systeme bezieht, sondern auch auf das menschliche Erfahrungsverhalten.
Erfahrungsentscheidungen basieren häufig auf einer emotional binären Bewertung, einer Tendenz, Erlebnisse entweder als gut oder schlecht, anziehend oder abstoßend, richtig oder falsch wahrzunehmen. Diese Form der Bewertung ist nicht beliebig, sondern tief in der emotional geprägten Erfahrungsstruktur von Menschen und Leben allgemein verankert. Sie dient der schnellen Orientierung, Selbstregulation und letztlich dem Überleben. Analog zu digitalen und sozialen Systemen schafft die binäre Struktur hier klare Unterscheidungen und ermöglicht unmittelbare Handlungsfähigkeit.
Damit wird deutlich, dass die Anwendung des binären Prinzips nicht auf technische Prozesse oder theoretische Modelle beschränkt ist. In allen drei Fällen, technischen, sozialen und emotionalen Systemen, erzeugt das binäre Prinzip eine Reduktion, die nicht Beschränkung, sondern Voraussetzung für funktionales Handeln und sinnvolle Weltbezüge ist.
Aus neurobiologischer Sicht lässt sich dieses Prinzip gut erklären. Das limbische System, insbesondere die Amygdala, bewertet Reize blitzschnell als bedrohlich oder ungefährlich, angenehm oder unangenehm, lange bevor rationale Prozesse im Großhirn einsetzen. Emotionen wirken so als inneres Leitsystem, das uns durch die Fülle möglicher Entscheidungen navigiert. Die somatische Marker-Hypothese des Neurowissenschaftlers Antonio Damasio unterstützt diese Sichtweise. Gefühle hinterlassen Marker, die intuitiv den Weg weisen, basierend auf der einfachen Frage, fühlt sich das gut an oder nicht.
Diese binäre Bewertung fördert eine natürliche Tendenz zur Optimierung. Positive Erfahrungen werden verstärkt, negative vermieden oder korrigiert. So entsteht ein emotionales Feedbacksystem, das auf Anpassung und Verbesserung zielt, nicht als rationales Strategieprodukt, sondern als grundlegender Regulationsprozess. Neurobiologisch motivieren Belohnungssysteme, insbesondere das dopaminerge System, diese Dynamik. Positive Bewertungen stabilisieren Verhaltensmuster, negative führen zu Veränderung.
Dieses Muster lässt sich nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Tieren beobachten. Das sogenannte approach-avoidance-Prinzip, also das Verhalten zwischen Annäherung und Vermeidung, zeigt, dass binäre Bewertungen eine grundlegende Orientierungstendenz des Lebens darstellen. Solche Strukturen prägen nicht nur Entscheidungen, sondern formen auch unsere gesamte Wahrnehmung der Welt.

Unsere Sicht auf die Welt ist grundlegend von binären Bewertungsmustern durchdrungen. Sie formen nicht nur unsere Entscheidungen und unser Handeln, sondern auch, was wir überhaupt als relevant wahrnehmen und wie wir es deuten.

In diesem Zusammenhang erhält ein Gedanke Friedrich Nietzsches besondere Relevanz. Er schreibt in Der Wille zur Macht:

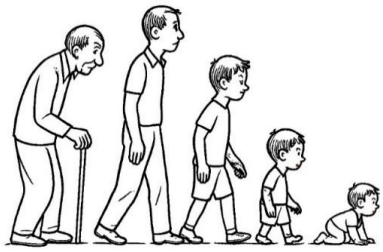
„Die Welt (…) ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die ‚Realität' liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können."

Nietzsche bringt damit prägnant zum Ausdruck, dass unsere Vorstellung von Wirklichkeit nicht auf einer objektiven Abbildung eines äußeren Geschehens beruht, sondern auf der Wiederholung vertrauter Muster, auf Ordnung und struktureller Verlässlichkeit. Realität erscheint uns als

„wirklich“, weil sie auf Wiedererkennbarkeit und Regelmäßigkeit beruht und weil sie berechenbar scheint.
Diese Sichtweise lässt sich mit dem emotional binären Bewertungssystem verknüpfen. Was sich wiedererkennen und einordnen lässt, erscheint emotional sicher. Es wird als gut oder richtig bewertet und dadurch stabilisiert. Das emotionale Bewertungssystem ist also nicht nur ein Mittel zur Entscheidungsfindung, sondern wirkt als Prinzip der Weltkonstruktion. Es sortiert Erfahrungen entlang der Dimension von Akzeptanz und Ablehnung und erzeugt über Wiederholung ein stabiles Bild von Realität. Die erlebte Realität ist keine objektive Wiedergabe der Außenwelt, sondern eine durch Projektion erzeugte, sprachlich strukturierte Ordnung innerhalb der individuellen Privatsprache. Sie suggeriert Verlässlichkeit, erlaubt Orientierung und lässt Optimierung sinnvoll erscheinen.
Die emotionale Binärstruktur trägt so zur Stabilisierung unserer Erfahrungswelt bei. Sie schafft Erwartungssicherheit und stellt eine Verbindung zwischen persönlichem Erleben und gesellschaftlich vermittelter Wirklichkeitsauffassung her. In einer Welt, die durch Wiederholung, Ordnung und Differenz geprägt ist, erscheinen Handlungen und Entscheidungen nicht zufällig, sondern eingebettet in ein System aus Bewertungen, Mustern und Bedeutungen.

44.015 **Digitalisierung und Prozess**

Die Digitalisierung geht über die bloße Erfassung von Daten hinaus. Sie transformiert kontinuierliche, analoge Phänomene – etwa physikalische, biologische oder historische Abläufe – in diskrete, digital verarbeitbare Modelle. Ein typisches Beispiel dafür ist die Modellierung der menschlichen Entwicklung: Ein an sich kontinuierlicher Prozess wird in abgegrenzte Phasen wie Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter unterteilt. Durch diese diskrete Modellierung können kontinuierliche Prozesse in eine Abfolge klar definierter Schritte oder Zustände überführt werden. Das macht sie in digitalen Systemen berechen- und simulierbar. So wird beispielsweise eine Bewegung nicht als lückenloser Ablauf, sondern als Serie zeitlich abgegrenzter Zustände beschrieben. Jeder einzelne Schritt lässt sich numerisch erfassen und algorithmisch weiterverarbeiten. Diese Übersetzung kontinuierlicher Prozesse in diskrete Strukturen ermöglicht nicht nur technische Berechnung, sondern auch systematische Analyse und Prognose. Dabei bleibt der Bezug zum ursprünglichen, analogen Prozess grundsätzlich erhalten, allerdings unterliegt die digitale Modellierung stets einer Vereinfachung und potenziellen Verzerrung. Der Gewinn liegt jedoch in der Anwendbarkeit: Komplexe Phänomene werden analysierbar, nachvollziehbar und kommunizierbar. [116]


117

118

[116] Dies ist auch der Kern vieler numerischer Methoden, wie z. B. der finiten Differenzenmethode oder der finiten Elementmethode, die beide auf der Annahme basieren, dass ein kontinuierliches System in kleine, handhabbare Segmente zerlegt werden kann. Die Umwandlung von analogen in digitale Modelle ist in vielen Bereichen anzutreffen, wie in der Medizin (digitale Abbildung biologischer Prozesse), in der Physik (Numerische Methoden zur Simulation von Naturphänomenen) und sogar in den Geisteswissenschaften (Modellierung von historischen oder sozialen Prozessen).

[117] Erstellt mit Unterstützung von ChatGPT und DALL·E (OpenAI)
[118] Erstellt mit Unterstützung von ChatGPT und DALL·E (OpenAI)

Die Modellierung menschlicher Entwicklung ist ein anschauliches Beispiel. In ihrer diskreten Darstellung lassen sich Entwicklungsverläufe strukturieren, altersabhängige Empfehlungen formulieren oder Bildungsprozesse gezielter gestalten. Komplexe Kontinuitäten werden so durch digitale Struktur greifbar gemacht.
Darüber hinaus ermöglicht die Digitalisierung nicht nur die Erfassung und Berechnung von Daten, sondern auch deren strukturierte Organisation und Darstellung. Während ein Familienfoto traditionell nur einen Moment festhält, kann eine digitale Version dieser Darstellung zusätzliche Beziehungsebenen einbeziehen. Beispielsweise lassen sich generationsübergreifende Verbindungen zwischen den abgebildeten Personen durch digitale Annotation oder Metadaten sichtbar machen.

Meine Vorfahren aus Grevesmühlen 1907
Goldene Hochzeit von Carl Baumann und Dorothea Baumann geb. Wulf
Beispiel für hierarchische und relationale Beziehungen, die über eine lineare Darstellung hinausgehen.

So entsteht eine relational strukturierte Darstellung, die über die lineare Zeit hinausgeht. Eine historische Fotografie, wie etwa das Bild der goldenen Hochzeit von Carl und Dorothea Baumann aus Grevesmühlen im Jahr 1907, kann im digitalen Raum als Ausgangspunkt für ein komplexes genealogisches Netzwerk dienen. Die abgebildeten Personen werden nicht nur in ihrer zeitlichen Einordnung gezeigt, sondern in ihren wechselseitigen familiären Beziehungen verortet.
Die Digitalisierung erweitert damit die Möglichkeiten der Darstellung um zusätzliche Abstraktionsebenen. Lineare Strukturen (wie ein Lebenslauf, eine historische Chronik oder ein Foto) werden durch relationale Bezüge ergänzt, etwa durch die Visualisierung sozialer Netzwerke oder familiärer Zusammenhänge. Die Aussagekraft der Darstellung erhöht sich durch diese komplexe Verknüpfung von Informationen.
Ein digitales Familienfoto kann so zum Träger multipler Bedeutungsebenen werden. Es zeigt nicht nur Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern macht auch deren Verbindungen über Generationen hinweg sichtbar. Die Digitalisierung trägt damit dazu bei, dass sich in einer einzigen Darstellung sowohl zeitliche, räumliche als auch relationale Dimensionen miteinander verknüpfen lassen.
Die grundlegende Leistung der Digitalisierung liegt also nicht allein in der binären Codierung von Information, sondern in der Fähigkeit, komplexe, kontinuierliche und mehrdimensionale Phänomene durch diskrete Strukturen modellierbar und darstellbar zu machen. Die binäre Codierung bildet dabei die technische Grundlage, aber nicht die Grenze der Ausdrucksmöglichkeiten.

Digitale Systeme ermöglichen neben der binären Differenzierung auch vielfältige Darstellungsformen, die komplexe Relationen, Hierarchien und Kontexte integrieren. So zeigt sich, dass Digitalisierung nicht nur eine Technik der Reduktion, sondern auch ein Werkzeug der Erweiterung ist. Es ist ein Mittel, um komplexe Zusammenhänge sichtbar, verständlich und gestaltbar zu machen.

44.016 **Digitalisierung und Darstellungsformen**

Die Digitalisierung beruht nicht ausschließlich auf dem binären Zahlensystem, auch wenn dieses zentral für die technische Umsetzung digitaler Prozesse ist. Entscheidend ist vielmehr das Prinzip der diskreten Repräsentation. Informationen werden in klar unterscheidbare, definierte Zustände überführt. Diese Zustände können Zahlen, Symbole, Zeichen oder andere abstrahierte Einheiten sein.

Solange eine eindeutige Unterscheidbarkeit gewährleistet ist, können Informationen erfasst, strukturiert, gespeichert und verarbeitet werden.

Ein Beispiel hierfür ist die digitale Modellierung menschlicher Entwicklung. Ein ursprünglich kontinuierlicher Prozess wird in diskrete Phasen wie Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter unterteilt. Dabei werden lineare wie auch relationale Verbindungen, etwa zwischen Generationen, nicht nur erfasst, sondern digital strukturiert dargestellt. Diese Strukturierung ermöglicht eine systematische Analyse und eine präzisere, weil vergleichbare Beschreibung individueller Entwicklungen.

Digitale Repräsentation bedeutet somit nicht nur eine Übertragung in Zahlen, sondern eine Überführung von Information in strukturierte, quantifizierbare Einheiten. Symbole, Begriffe oder andere abstrakte Formen erhalten durch ihre Kodierung einen zuweisbaren Wert. Sie werden vergleichbar, verarbeitbar und in unterschiedlichen Kontexten einsetzbar. Die Einführung solcher Einheiten ist eine Form der Quantifizierung, die es erlaubt, auch komplexe, nicht-numerische Inhalte in digitalen Systemen zu organisieren und zu analysieren.
Die Digitalisierung eröffnet damit vielfältige Darstellungsformen, die über lineare oder numerische Repräsentationen hinausgehen. Beispiele für solche diskreten Formate sind:

1. **Symbolische Darstellung**: Daten können durch Symbole, Zeichen oder Alphabete repräsentiert werden, etwa in der Textverarbeitung oder Zeichenerkennung, wo Buchstaben, Wörter und Symbole digital erfasst werden.
2. **Grafische Darstellung**: Bilder und visuelle Informationen werden digitalisiert, indem sie in Pixel zerlegt werden, wobei jeder Pixel eine spezifische Farbe oder Helligkeit hat.
3. **Audiodarstellung**: Audiodaten werden digitalisiert, indem sie in diskrete Samples umgewandelt werden, die Schallwellen repräsentieren.
4. **Videodarstellung**: Videos werden digitalisiert, indem sie in eine Sequenz von Einzelbildern (Frames) zerlegt werden.

Diese verschiedenen Formate zeigen, dass Digitalität nicht auf Zahlen beschränkt ist, sondern ein universelles Prinzip darstellt, das auf jede klar unterscheidbare Einheit angewendet werden kann. Die Repräsentation erfolgt auf Grundlage definierter Regeln, was die Standardisierung und damit die Vergleichbarkeit von Informationen ermöglicht.
Allerdings ist die Digitalisierung immer auch mit einer Reduktion und Abstraktion verbunden. Komplexe, kontinuierliche Prozesse werden vereinfacht, um sie digital abbildbar zu machen. Dabei kommt es zu Informationsverlusten, etwa durch das Ausblenden von Zwischentönen, Übergängen oder Kontexten.
Gleichzeitig verändert die formale Struktur digitaler Kodierung den Prozess des Verstehens selbst. Sie macht ihn regelbasiert. Das bedeutet, dass nicht nur die Darstellung von Informationen, sondern auch ihre Interpretation durch formale und strukturierende Prinzipien geprägt ist.

Die Welt wird in digitalen Systemen nicht einfach abgebildet, sondern durch definierte Einheiten nach den Regeln der Darstellbarkeit konstruiert.
Die Schaffung und Anwendung solcher Einheiten, sei es in Zahlen, Symbolen oder Zeichen, ist also zentral für das digitale Verständnis von Welt. Die Digitalisierung strukturiert Information, indem sie sie in ein Raster eindeutig unterscheidbarer Zustände überführt. So wird sie zum Werkzeug, um komplexe Zusammenhänge nicht nur darzustellen, sondern auch berechenbar und kommunizierbar zu machen.

Die formale Struktur digitaler Kodierung verändert den Verstehensprozess grundlegend, indem sie das Verstehen regelbasiert formt.

44.017 **Digitale Einheiten und Prozesseinheiten**

Die Digitalisierung transformiert unsere Welt in grundlegender Weise, indem sie kontinuierliche analoge Informationen in diskrete digitale Einheiten überführt. Diese Umwandlung ist nicht nur ein technischer Vorgang, sondern hat tiefgreifende Auswirkungen auf unser Verstehen, unsere Wahrnehmung und die Art und Weise, wie wir Wirklichkeit konstruieren. Dabei entstehen zwei grundlegende Einheitstypen: digitale Zustandseinheiten und analoge Prozesseinheiten.
Digitale Zustandseinheiten beruhen auf der Formalisierung und Standardisierung von Information. Sie beschreiben abgeschlossene, klar abgrenzbare Zustände, die sich exakt benennen, speichern und verarbeiten lassen. Diese Einheiten sind zentral für digitale Systeme, die auf Stabilität, Reproduzierbarkeit und Präzision angewiesen sind, wie etwa in der Programmierung, Datenanalyse oder automatisierten Entscheidungsfindung. Ihre Stärke liegt in der Möglichkeit zur exakten Quantifizierung und Berechenbarkeit. Doch gerade diese Genauigkeit bringt auch Einschränkungen mit sich: Emotionale, intuitive oder kreative Aspekte des Verstehens entziehen sich einer vollständigen digitalen Abbildung, da sie nicht eindeutig in digitale Symbole überführbar sind.
Im Gegensatz dazu stehen analoge Prozesseinheiten. Sie repräsentieren kontinuierliche Veränderungen, Übergänge und Bewegungen, etwa in Form von Wellen, Kurven oder dynamischen Abläufen. Solche Einheiten sind geeignet, komplexe, sich wandelnde Prozesse zu erfassen, wie sie in der natürlichen Welt, im sozialen Handeln oder in menschlicher Erfahrung vorkommen. Analoge Darstellungen vermitteln ein unmittelbares, ganzheitliches Verständnis, das nicht auf diskrete Zustände reduziert werden kann. Sie ermöglichen es, die fließende Natur von Veränderungen sichtbar zu machen.
Die Digitalisierung erzeugt eine zweischichtige Welt:

- Digitale Zustandseinheiten als diskrete, klar definierte Informationsbausteine,
- Analoge Prozesseinheiten als Ausdruck kontinuierlicher Abläufe und Dynamiken.

Diese Unterscheidung ist nicht nur theoretisch relevant, sondern prägt unser praktisches Verständnis der Welt. Denn unsere Wahrnehmung erfolgt zwar analog. Wir nehmen z.B. Geräusche, Farben, Bewegungen als stufenlose Phänomene wahr, doch das digitale Verstehen zwingt diese Wahrnehmung in eine strukturierte, standardisierte Form. So wird ein Transformationsprozess nötig. Das Gegebene wird abstrahiert, in digitale Formate überführt und damit in ein System quantifizierbarer Einheiten überführt, das Analyse, Vergleich und Modellbildung ermöglicht.
Wie bereits Ernst Cassirer veranschaulichte, steht der Punkt als Symbol für die digitale Einheit Der Punkt ist abgeschlossen, isoliert und eindeutig. Die Linie hingegen symbolisiert den analogen Prozess. Sie besteht aus unendlichen Punkten und beschreibt eine kontinuierliche Bewegung. Diese symbolische Trennung macht deutlich:

Digitale Zustandseinheiten ermöglichen eine Ordnung der Welt durch diskrete Abgrenzung, während analoge Prozesseinheiten ein Verständnis für Kontinuität, Wandel und das Ineinandergreifen von Veränderungen eröffnen.

Die Umwandlung von Welt in Daten, also von analogen Erfahrungen in digitale Einheiten, macht das Unsichtbare sichtbar. Sie eröffnet neue Möglichkeiten der Kombination, Analyse und Interpretation. Doch dabei darf nicht übersehen werden: Der digitale Zugriff ist stets eine Vereinfachung. Die erfassten Daten „verdoppeln“ die Welt. Sie sind Neuschöpfungen und keine gleichwertigen Repräsentationen der Realität an sich. Jede digitale Darstellung ist durch Methoden, Annahmen und Perspektiven geprägt und somit relativ ein Gegenüber des Gegebenen.
Digitale Einheiten ermöglichen präzise Erkenntnisse über spezifische Zustände. Sie sind die Grundlage technischer Systeme, die auf Wiederholbarkeit und Messbarkeit setzen. Analoge Prozesseinheiten hingegen erlauben es, das kontinuierlich Wandelnde zu erfassen. Sie sind unerlässlich für das Verstehen lebendiger, komplexer Systeme.
Die Digitalisierung verändert unser Verständnis der Welt also in zweifacher Weise:

- **Durch den Wechsel zwischen analoger Wahrnehmung und digitaler Verarbeitung:** Wir nehmen unsere Umwelt kontinuierlich wahr, überführen diese Wahrnehmungen jedoch in digitale Formate, um sie verständlich und bearbeitbar zu machen.
- **Durch die strukturelle Unterscheidung zwischen Zustand und Prozess:** Digitale Zustandseinheiten dienen der Stabilisierung, analoge Prozesseinheiten der Dynamik. Beide sind notwendig, um die komplexe Realität differenziert zu erfassen.

Damit strukturiert die Digitalisierung unser Weltverhältnis grundlegend neu. Indem sie analoge Erfahrungen in digitale Zustandseinheiten überführt, schafft sie eine Ordnung, die auf Standardisierung, Vergleichbarkeit und Messbarkeit basiert. Zugleich verdeckt sie dabei jedoch die Komplexität, Mehrdeutigkeit und Dynamik des Erfahrbaren. Die Unterscheidung zwischen digitalen Einheiten und analogen Prozesseinheiten hilft, dieses Spannungsverhältnis zu verstehen und macht deutlich, dass ein umfassendes Weltverständnis beide Perspektiven benötigt, die exakte Analyse wie auch das Gespür für das kontinuierlich Wandelnde.

44.018 **Die Welt des Verstandes und die Welt der Erfahrungen**

Unser Weltbild gründet sich auf einem Zusammenspiel unterschiedlicher Wirklichkeitsbereiche, die sich gegenseitig durchdringen, bedingen und strukturieren. Im Hintergrund steht eine nur vorausgesetzte, nicht direkt erfahrbare Realität. Sie entzieht sich der sinnlichen Wahrnehmung und ist im eigentlichen Sinne keine erfahrbare Welt, sondern eine ontologische Setzung. Gemeint ist die Idee einer **Welt an sich**, die allem Erleben zugrunde liegt und unabhängig von unserer Wahrnehmung existiert. Diese Welt bildet gleichsam den Horizont unseres Weltverstehens, auch wenn sie dem direkten Zugriff unseres Bewusstseins entzogen bleibt. Wir können sie nur mittelbar erschließen, etwa durch die Stabilität, Widerständigkeit oder Regelhaftigkeit ihrer Erscheinungen. Die Welt, wie sie sich uns in solchen Wirkungen zeigt, ist die für uns erfahrbare und interpretierbare Welt, beispielsweise die Natur (das Gegebene), wie sie uns als geordnete, wiedererkennbare Struktur gegenübertritt.
Innerhalb dieses Rahmens gewinnt unser Weltbezug zunächst seine Gestalt durch die **Erfahrungswelt**. Diese Welt ist unmittelbar sinnlich, sie zeigt sich in der Fülle der Empfindungen, die sich stetig wandeln, überlagern und neuformieren. Sie ist dynamisch, analog, kontingent und kontinuierlich, ein Strom sinnlicher Eindrücke, der nicht in sich geordnet, sondern zunächst als offenes Feld gegeben ist. Der Mensch begegnet dieser Erfahrungswelt in Form gelebter, energetischer und körperlich vermittelter Erfahrung. Sie gründet sich nicht auf ein fertiges Bild der Welt, sondern auf das leiblich-situative Eingebundensein in die Welt. Die Erfahrungswelt ist damit das Medium, in dem Welt für uns zunächst spürbar und wirklich wird. Sie hat eine

Tiefe, die über bloße Sinnesdaten hinausgeht, weil sie immer schon von Stimmung, Erwartung, Aufmerksamkeit und leiblicher Präsenz durchzogen ist.
Doch die Strukturierung der Erfahrungswelt erfährt eine Transformation. Durch die Verarbeitung, durch Abstraktion, Unterscheidung und Interpretation formen wir aus ihr unsere **private verstandesmäßige Welt**. Diese ist das Resultat individueller Ordnungsmuster, gedanklicher Strukturierung und persönlicher Bedeutungszuschreibungen. Hier verwandelt sich das analoge Kontinuum der Erfahrung in eine diskrete, geordnete Welt aus Einheiten, Kategorien und Symbolen. Jeder Mensch entwickelt dabei eine eigene innere Struktur der Weltdeutung, die auf biografisch gewachsenen Mustern, emotionalen Prägungen und kulturell vermittelten Deutungsangeboten beruht. Diese Welt ist nicht einfach gegeben, sondern individuell konstruiert und daher stets perspektivisch, selektiv und begrenzt.
Allerdings bleibt die individuelle Weltdeutung nie ganz privat. Der Mensch ist ein soziales Wesen, das seine Weltauffassung immer auch in Bezug auf andere ausbildet und vermittelt. So entsteht **die kollektiv verstandene Welt**, also jene symbolische Ordnung, in der Bedeutungen durch Sprache, Kommunikation, gesellschaftliche Normen und kulturelle Traditionen geteilt werden. Diese gemeinsame Welt ist kein bloßer Durchschnitt individueller Perspektiven, sondern sie bildet eine eigenständige Wirklichkeit (System) mit normativer Kraft. Sie strukturiert unser Weltverhältnis durch Regeln, Diskurse und Machtverhältnisse. In ihr verdichten sich Erfahrungen zu kulturellen Mustern, die dem Einzelnen Orientierung bieten und zugleich die Spielräume der Interpretation begrenzen. Dabei ist das kollektive Verständnis stets auch wieder ein Erfahrungsgegenstand. Die Symbole, die in der Sprache geteilt werden, bleiben abstrakte Formen, die jeder Einzelne mit eigenem Inhalt füllt.
Diese Differenzierung der vier Welten macht deutlich, dass jede dieser Ebenen eine eigenständige Rolle bei der Formung unseres Weltverständnisses spielt. Sie sind jedoch nicht voneinander isoliert, sondern stehen in einer wechselseitigen Beziehung, die durch das Individuum als aktiven Akteur dieses Prozesses vermittelt wird. Der Mensch steht im Zentrum dieses dynamischen Zusammenspiels. Er muss seine persönliche Deutung der Welt, die sich aus der privaten verstandesmäßigen und der sinnlich-leiblichen Erfahrungswelt ergibt, mit der kollektiv verstandenen Welt in Einklang bringen. Dieser Prozess verlangt ständige Aushandlung und Integration. Die Integration beider Perspektiven trägt dazu bei, ein umfassenderes und differenzierteres Weltverständnis zu erlangen.
In diesem Zusammenhang wird die Unterscheidung zwischen analogem und digitalem Weltbezug zentral. Die analoge Erfahrungsdimension ist geprägt von unmittelbaren, fließenden Sinneseindrücken. Sie bildet die Grundlage unseres Weltzugangs und eröffnet eine kontinuierliche, dynamische und lebendige Perspektive auf die Wirklichkeit. In ihr sind Übergänge, Mehrdeutigkeiten und komplexe Zusammenhänge nicht nur möglich, sondern konstitutiv. Die Welt erscheint in dieser Perspektive nicht als Summe einzelner, klar definierter Elemente, sondern als eine verwobene Einheit bzw. als Ganzes, das sich stets in Bewegung befindet.
Demgegenüber steht das digitale Verständnis, das durch strukturierte, abstrahierte und kategoriale Erfassung gekennzeichnet ist. Es reduziert das vielschichtige, energetische Geschehen der Erfahrung auf klar unterscheidbare Einheiten und Zusammenhänge. Digitale Systeme, ob in der Sprache, im Denken oder in der Technologie, arbeiten mit festgelegten Parametern, logischen Strukturen und binären Entscheidungen. In ihnen spiegelt sich die Fähigkeit des Verstandes wider, Einheiten zu ordnen, zu analysieren und in eindeutige Kategorien zu fassen. Diese Art des Weltverstehens ermöglicht präzise Erkenntnisse, schafft Klarheit und erleichtert Kommunikation. Doch es beruht immer auf einer Reduktion des Erfahrungsreichtums, da es das Unbestimmte, das Vieldeutige und das Übergängige systematisch ausschließt.

Die digitale Sichtweise durchdringt zunehmend unser Alltags- und Wissenschaftsverständnis. Algorithmen, Zahlen, Modelle und formalisierte Einheiten liefern uns präzise Antworten und ermöglichen Effizienz. Doch sie können nur einen Teil der Wirklichkeit erfassen, nämlich jenen, der sich in messbare, kontrollierbare und formalisierbare Strukturen überführen lässt. Der Reichtum menschlicher Erfahrung, der sich im sinnlichen Erleben, in emotionaler Tiefe und situativer Komplexität zeigt, bleibt in dieser Logik notwendigerweise außen vor.
Das analoge Erfassen ist eine ganzheitliche, körperlich und emotional eingebettete Form der Weltbegegnung. Es beruht nicht auf der Zerlegung in einzelne Elemente, sondern auf dem Spüren, Erleben und intuitiven Verstehen. Es ist der Bereich des unmittelbaren Daseins, der leiblichen Gegenwart und ständigen Veränderung. In ihm wird die Welt nicht interpretiert, sondern direkt erfahren. Dieses analoge Erleben ist daher nicht nur ursprünglicher, sondern auch umfassender, da es den ganzen Menschen einbezieht, nicht nur seinen Verstand, sondern auch seine Sinne, seinen Körper, seine Geschichte, seine Stimmung und seine Aufmerksamkeit.
Diese Form des Erlebens stellt eine Herausforderung für den Verstand dar, da sie sich nicht vollständig in Begriffe fassen oder logisch durchdringen lässt. Vielmehr bildet sie die Grundlage, auf der Denken überhaupt erst möglich wird. Edmund Husserl fasst dies prägnant zusammen, wenn er schreibt:

„Die Erfahrung ist der Ursprung aller Erkenntnis, und jede bewusste Wahrnehmung ist eine unmittelbare Beziehung zu dem, was gegeben ist.“[119]

Erfahrung liegt somit jeder sprachlichen und verstandesmäßigen Verarbeitung voraus und stellt die primäre Realität dar, auf die sich jede Form des Verstehens beziehen muss. Damit wird Erfahrung zum Maßstab allen Erkennens und zur Beurteilungsgrundlage des Gegebenen.

In diesem Sinne zeigt sich, dass das Leben selbst mitsamt der Erfahrung ein energetischer, analog strukturierter Prozess ist. Es entfaltet sich in Bewegung, Beziehungen und Übergängen – in einer sich ständig wandelnden Gegenwart. Das Denken hingegen ist ein digital strukturierter Konstruktionsprozess. Es erzeugt symbolische Repräsentationen der Wirklichkeit, die auf Abstraktion, Ordnung und logischer Analyse beruhen. Das Denken bezieht sich auf Erfahrung, verarbeitet sie und verwandelt sie in Begriffe, Kategorien und Modelle, doch es ist nicht die Erfahrung selbst.
Die analoge Struktur des Lebens und der Erfahrung unterscheidet sich damit grundlegend von der digitalen Struktur des Verstehens. Beide sind notwendig, weil sie unterschiedlichen Funktionen dienen.

Das digitale Denken gibt uns Orientierung, ermöglicht Planung, Kommunikation, Formalisierung und Kontrolle. Es schafft Distanz und Übersicht. Das analoge Erleben hingegen eröffnet Tiefe, Vielfalt und Lebendigkeit. Es verbindet uns mit der Welt, mit anderen Menschen, mit unserem Körper und mit der Gegenwart.

Ein umfassendes und integratives Weltverständnis entsteht nur dann, wenn wir beide Perspektiven, das analoge Erfahren und das digitale Verstehen, nicht als Gegensätze begreifen, sondern als komplementäre Zugänge zur komplexen Wirklichkeit unseres Daseins. Die Fähigkeit, zwischen diesen Ebenen zu wechseln, sie in Beziehung zu setzen und aus beiden zu schöpfen, ist eine grundlegende Bedingung für persönliche Kreativität und für verantwortliches Handeln in einer vielschichtigen Welt.

[119] Edmund Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, 1. Band, 1913, §1.

Beide Zugänge operieren auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Mitteln. Das digitale Verstehen erzeugt symbolische Ordnungen, abstrahiert und strukturiert. Es ist eine konzeptuelle Welt, die mit Begriffen, Logik und linearen Zusammenhängen arbeitet. Das analoge Erleben hingegen vollzieht sich in der Unmittelbarkeit, in der Ganzheit und in der offenen Dynamik des Lebens. Es ist die Sphäre des unmittelbaren Weltbezugs, der nicht zuerst verstanden, sondern zunächst gespürt, gelebt und erfahren wird. Erst im Zusammenspiel beider Dimensionen entsteht eine Weltsicht, die sowohl klar als auch lebendig, sowohl differenziert als auch offen bleibt.

44.019 **Erleben und Repräsentation**

Menschliche Weltbegegnung entfaltet sich grundlegend in einem komplexen Spannungsverhältnis: zwischen unmittelbarem Erleben und vermittelnder Repräsentation, zwischen analog-energetischer Erfahrungsnähe und digital-abstrakter Einheitsstruktur sowie zwischen der Immanenz des körperlich erfahrenen Moments und der Transzendenz symbolisch-abstrahierter Bedeutungsräume.

Das analog-energetische Erleben ist die ursprüngliche, vorrepräsentationale Weise, in der das Leben (Individuum) der Welt begegnet. Es ist nicht sprachlich oder begrifflich vermittelt, sondern ereignet sich als unmittelbare, körperlich-affektive Resonanz. Eindrücke wirken hier nicht als abstrakte Informationen, sondern als energetische Qualitäten. Sie treffen das Individuum, erzeugen Zustände, Stimmungen, Orientierungstendenzen, ohne bereits in Einheiten gefasst zu sein.

Diese Form des Erlebens ist analog, weil sie sich nicht in diskrete Einheiten gliedert, sondern durch qualitative Kontinuität, Übergänge und affektive Intensitäten gekennzeichnet ist. Sie ist energetisch, insofern sie nicht neutral registriert, sondern lebensdynamisch transformiert. Erleben ist Bewegung, nicht Abbild. Es ist nicht statisch, sondern prozessual, nicht objektivierbar, sondern durchdringend und mitvollziehend.

In diesem Modus ist Sinn kein Produkt bewusster Reflexion, sondern emergiert aus der unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen Innen und Außen. Welt erscheint nicht als abgeschlossener Gegenstand, sondern als offenes Feld dynamischer Relationen, als Mitgeschehen, das das Individuum nicht nur beobachtet, sondern körperlich mitvollzieht.

Erfahrung ist somit ein körperlich grundiertes Deutungsgeschehen, ein vorbegrifflicher, unabschließbarer Akt der Sinnbildung.

Dem gegenüber steht die digital-abstrakte Repräsentation als eine sekundäre Form des Weltzugangs. Hier wird das energetisch Erlebte aus dem Strom der Unmittelbarkeit herausgelöst, abstrahiert und in strukturierte, meist sprachlich oder mathematisch vermittelte Formen überführt. Die Welt wird nun repräsentiert, in Zeichen, Begriffen und Modellen, die mit dem ursprünglichen Erleben nicht mehr identisch sind, sondern auf es zurückverweisen.

Repräsentation operiert digital. Sie unterscheidet, klassifiziert und benennt. Diese Form der Weltdeutung schafft Distanz und ermöglicht dadurch Systematik, Vergleich, Wiederholung, Übertragbarkeit und Kontrolle. Doch zugleich fragmentiert sie das ursprünglich Ganze[120] und verfestigt das Bewegliche. Sie ersetzt das Spürbare durch das Sagbare, das Atmosphärische durch das Einheitliche, das Prozessuale durch das Abbildhafte.

Diese Transformation ist notwendig. Sie bildet die Grundlage von Erkenntnis, Wissenschaft und Kultur. Doch sie hat ihren Preis. Was an Klarheit, Allgemeingültigkeit und

[120] Systemganze

Objektivierbarkeit gewonnen wird, geht zugleich an Tiefe, Präsenz und Unmittelbarkeit verloren. Denn Repräsentation ist stets ein Akt transzendentaler Gestaltung. Sie hebt das Erlebte aus seiner gelebten Immanenz heraus, entzieht es dem Moment des unmittelbaren Erlebens und überführt es in einen Raum des Denkens, des Vergleichens und des Urteilens.
Doch diese Transzendenz ist nicht absolut. Das Transzendierte bleibt stets vom Immanenten abhängig. Die symbolischen Ordnungen des Denkens sind letztlich auf das analog-energetische Erleben angewiesen. Sie speisen sich aus seiner Fülle, auch wenn sie es in systematischer Klarheit überformen. Das Denken zehrt vom Erleben, ohne es je verstehen zu können.
In dieser strukturellen Spannung zwischen Erleben und Repräsentation, zwischen Immanenz und Transzendenz, zeigt sich die eigentliche Dynamik menschlicher Weltverhältnisse. Sie ist der Ort des Schöpferischen. Der Mensch ist nicht bloß Reagierender oder Wiederholender, sondern ein deutendes Wesen.

Im Erleben wurzelt der Sinn, im Denken entsteht Form.

Zwischen beiden Polen entfaltet sich das kreative Vermögen, Welt nicht nur zu spiegeln, sondern in ihr Bedeutung zu erzeugen. Die digital-abstrakte Repräsentation erweitert die Reichweite des Erlebens, erlaubt Orientierung, Weltgestaltung und symbolische Innovation, doch sie bleibt stets auf das lebendige Fundament des Erlebens zurückverwiesen.
So ist menschliche Erkenntnis nie rein objektivierend oder rein persönlich, sondern ein Oszillieren zwischen leiblicher Teilhabe und symbolischer Distanznahme. Freiheit besteht nicht nur in der Wahl zwischen diesen Modi, sondern in ihrer bewussten Vermittlung, im schöpferischen Akt, der aus dem gelebten Moment heraus Bedeutung in die Welt trägt. Bedeutung, die nicht bloß gedacht, sondern auch gespürt werden kann.

Fig. 251. - Les astrologues. Figure du XVI siècle, attribuée à Holbein.

Petrarcameister – Sterndeuter 1532

44.02 Vergleich

Die Vergleichbarkeit von Einheiten ist eine zentrale Notwendigkeit bei ihrer Integration in ein Referenzsystem und ihrer Wiedererkennung. Sie bildet die Grundlage für das Erfassen und die Interpretation der Einheiten, da nur durch den Vergleich ihre Bedeutung und Funktion innerhalb des Systems erkennbar wird. Damit Einheiten effektiv miteinander in Beziehung gesetzt werden können, müssen sie gezielt gestaltet und strukturiert sein. Ohne die Möglichkeit des Vergleichs verliert ein Referenzsystem seine Funktionalität, da isolierte Einheiten keine sinnvolle Analyse oder Interpretation ermöglichen.
Ein entscheidender Faktor für den Vergleich ist die eindeutige Identifizierbarkeit der Einheiten. Nur wenn eine Einheit klar von anderen abgegrenzt ist, kann sie im Vergleichsprozess adäquat berücksichtigt werden. Diese klare Differenzierung ermöglicht es, Eigenschaften wie Größe, Menge oder Qualität direkt gegenüberzustellen und fundierte Schlussfolgerungen zu ziehen.
Darüber hinaus ist die Messbarkeit der Einheiten essenziell, um Vergleiche zu ermöglichen. Messbare und quantifizierbare[121] Einheiten können standardisiert bewertet werden, wodurch objektive Gegenüberstellungen ermöglicht werden. Standards und Normen spielen hierbei eine zentrale Rolle, da sie sicherstellen, dass verschiedene Einheiten anhand eines gemeinsamen Maßstabs bewertet werden. Diese Normierung gewährleistet Konsistenz und ermöglicht Vergleiche über verschiedene Kontexte hinweg.
Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Konsistenz der Einheiten innerhalb des Systems. Würden Einheiten in verschiedenen Anwendungen oder Zeiträumen unterschiedlich interpretiert, wäre ein zuverlässiger Vergleich nicht möglich. Eine einheitliche Definition und Anwendung der Einheiten sorgt für Stabilität und erleichtert Vergleiche sowohl über Zeit als auch unter unterschiedlichen Bedingungen.
Ob einzelne Elemente innerhalb eines Systems sinnvoll verglichen und bewertet werden können, hängt maßgeblich davon ab, wie stark sie mit den übergeordneten Zielen dieses Systems verknüpft sind. Nur wenn ein klarer Bezug zu diesen Zielen besteht, ist ein Vergleich sinnvoll und kann zur Zielerreichung beitragen. Inhalte oder Einheiten, die außerhalb dieses Rahmens liegen, erschweren die Bewertung und sind meist wenig zielführend.

Das System bestimmt dabei selbst die Maßstäbe, nach denen seine Elemente bewertet werden, da es als einziges den Rahmen und die Kriterien seiner eigenen Struktur kennt.

Gleichzeitig legt das interne Referenzsystem, also das eigene Ordnungssystem aus Werten, Zielen und Erwartungen, nicht nur fest, wie etwas bewertet wird, sondern auch, was überhaupt als relevant wahrgenommen wird.

Dem Betrachteten wird Bedeutung verliehen, indem es in dieses (eigene) System eingeordnet wird. Genau dadurch erfolgt die Bewertung. Beobachtung und Bewertung sind somit untrennbar mit dem jeweiligen System verbunden.

Bedeutsamkeit ist keine Eigenschaft der Dinge an sich, sondern entsteht erst im Horizont der jeweiligen Perspektive, aus der sie wahrgenommen werden.

[121] Auch zuordnungsbar und berechenbar. In diesem Zusammenhang bedeutet quantifizierbar, dass die Einheiten in vergleichbaren Größen ausgedrückt werden können. Quantifizierbarkeit ermöglicht es, die Einheiten nach einem gemeinsamen Bewertungsschema zu bestimmen. Dies ist wichtig, um Vergleiche zwischen den Einheiten anzustellen und um sie in Beziehung zu setzen. Die Festlegung von Standards oder Normen stellt sicher, dass diese Gegenüberstellungen und Bewertungen einheitlich und konsistent durchgeführt werden, sodass die Ergebnisse vergleichbar und reproduzierbar sind. Quantifizierbare Einheiten erlauben es, präzise Analysen und Bewertungen durchzuführen, die auf vergleichbar zusammengestellten Daten basieren.

Die Bedeutung einer wahrgenommenen Einheit wird jedoch nicht allein durch ihre bloße Existenz im System bestimmt, sondern durch die Relationen, in denen sie steht. Dies gilt sowohl innerhalb des Systems als auch im Vergleich zu anderen externen Einheiten. Hier ist zwischen zwei Ebenen zu unterscheiden. Die internen Relationen betreffen die funktionalen und strukturellen Zusammenhänge der Einheit innerhalb des Systems selbst. Sie geben Auskunft darüber, welche Rolle ein Element im Gesamtkontext spielt. Die vergleichende Relation hingegen entsteht, wenn eine Einheit anderen, potenziell auch systemfremden, Einheiten gegenübergestellt wird. Erst durch diesen Vergleich werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten sichtbar, die über die interne Einordnung hinausgehen. So erfüllt das Referenzsystem seine Aufgabe, indem es nicht nur isolierte Merkmale bewertet, sondern relationales Wissen schafft. Ohne diesen Bezugsrahmen bleiben Einheiten bedeutungslos, da ihre Eigenschaften weder in ihren systemischen Zusammenhang noch in ein vergleichendes Verhältnis gesetzt werden können.
Als Vergleichsgrößen müssen Einheiten also bestimmte Bedingungen erfüllen:
Klarheit und Verständlichkeit: Vergleichsgrößen sollten eindeutig definiert und verständlich sein, damit sie genau interpretiert werden können.
Messbarkeit und Quantifizierbarkeit: Vergleichsgrößen sollten messbar sein, entweder numerisch oder auf andere Weise quantifizierbar, um einen Vergleich zwischen verschiedenen Einheiten oder Größen zu ermöglichen.
Standardisierung: Vergleichsgrößen sollten standardisiert sein, um eine konsistente Anwendung und Interpretation zu ermöglichen. Dies beinhaltet die Verwendung von festgelegten Einheiten oder Symbolen, die in einem bestimmten Kontext gelten.
Kontextualisierung und Anschlußfähigkeit: Vergleichsgrößen müssen mit dem übergeordneten Maßstab oder System kompatibel sein, innerhalb dessen sie betrachtet werden. Sie sollten in Beziehung zu anderen Größen innerhalb dieses Systems stehen und in diesem Kontext interpretiert werden können. Sie sollten sich in einen vorhandenen Kontext einfügen lassen und mit bestehenden Standards oder Referenzen kompatibel sein, um eine sinnvolle Analyse und Bewertung zu ermöglichen.

Indem diese Bedingungen erfüllt werden, können Vergleichsgrößen sinnvoll entwickelt und genutzt werden, um Einheiten einzuordnen, zu bewerten und im Kontext ihres Bezugssystems zu interpretieren. Dies bedeutet, dass Einheiten in einer gemeinsamen, systemgerechten Sprache verfasst sein müssen, um effektiv in ein Referenzsystem integriert werden zu können.

Einheiten müssen innerhalb eines gemeinsamen Paradigmas formuliert sein, damit sie als bedeutungsvoll und kommunizierbar gelten. Ihre Verständlichkeit und Relevanz hängen von der systemgerechten Sprache des jeweiligen Rahmens ab.[122]

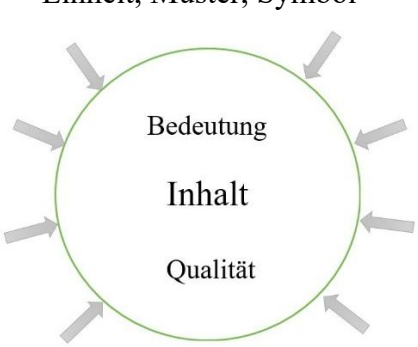
Einheiten können nur dann erfolgreich in ein Referenzsystem integriert werden, wenn sie eindeutig identifizierbar, messbar, konsistent, vergleichbar und relevant sind. Diese Voraussetzungen sind essenziell für eine systematische Vergleichbarkeit und Bewertung innerhalb eines Systems.
Der Vergleich ist ein zentrales Instrument, um die Welt zu erfassen und zu verstehen. Durch das In-Relation-Setzen von Einheiten erkennen wir Unterschiede und Gemeinsamkeiten, identifizieren Muster, verstehen Zusammenhänge und können fundierte Schlüsse ziehen. Dies gilt nicht nur für die Wissenschaft, wo der Vergleich dazu dient, Hypothesen zu testen oder die Auswirkungen verschiedener Variablen zu analysieren, sondern auch für den Alltag. Hier

[122] ähnlich: Thomas S. Kuhn, The Structure of Scientific Revolutions, 1962

nutzen wir den Vergleich, um Entscheidungen zu treffen, Alternativen abzuwägen und uns in komplexen Situationen zu orientieren.
Damit Vergleiche jedoch zielführend und fundiert durchgeführt werden können, müssen die Einheiten selbst sorgfältig vorbereitet und strukturiert sein. Ohne eine systematische und klare Darstellung der Einheiten ist ein sinnstiftender Vergleich unmöglich. Nur wenn die Einheiten in einer Weise präsentiert werden, die ihre Identifizierbarkeit, Messbarkeit und Relevanz sicherstellt, können sie als Vergleichsgrundlage dienen. Dies erfordert eine durchdachte Vorbereitung, die sicherstellt, dass die Einheiten unter vergleichbaren Maßstäben betrachtet werden. Die Aufbereitung der Einheiten verleiht ihnen also erst die notwendige Bedeutung für den Vergleich. Ohne diese Strukturierung würden sie in ihrem Kontext an Aussagekraft verlieren, da sie nicht in Relation zu anderen gesetzt werden könnten. Ein durchdachtes System, das Vergleichskriterien und eine klare Struktur vorgibt, ist somit unerlässlich, um den Vergleich als Methode der Erkenntnisgewinnung effektiv zu nutzen. Nur so lässt sich das volle Potenzial von Vergleichen entfalten, sei es zur Prüfung wissenschaftlicher Hypothesen oder zur Orientierung im Alltag.

Beispiel für das Alltagsverständnis:
Beim Kauf eines neuen Smartphones vergleicht man verschiedene Modelle anhand objektiver Kriterien wie Akkulaufzeit, Kameraqualität, Prozessorleistung und Preis. Damit dieser Vergleich sinnvoll ist, müssen die technischen Daten einheitlich angegeben und messbar sein – beispielsweise in Megapixeln für die Kamera oder Milliamperestunden (mAh) für die Akkukapazität. Wenn ein Hersteller seine Angaben unklar oder uneinheitlich präsentiert, wird ein direkter Vergleich erschwert und die Kaufentscheidung unsicherer.
Beispiel für das Wissenschaftsverständnis:
In der Medizin werden klinische Studien genutzt, um die Wirksamkeit neuer Medikamente zu bewerten. Damit verschiedene Medikamente vergleichbar sind, müssen sie unter denselben Bedingungen getestet werden – beispielsweise mit standardisierten Dosierungen, Placebo-Kontrollen und einer ausreichend großen Probandengruppe. Ohne eine einheitliche Methodik wären die Ergebnisse nicht aussagekräftig und ließen sich nicht systematisch bewerten, wodurch medizinische Fortschritte behindert würden.

Einheiten müssen für den Vergleich systemgerecht aufbereitet werden.
Das heißt: Einheiten müssen in einer gemeinsamen Sprache verfasst sein.



Das Symbol definiert den Rahmen und die Bedingungen, die notwendig sind, damit der Inhalt (das Muster) verstanden werden kann.

Die Verwendung einer standardisierten Sprache für Einheiten und Daten bildet die Grundlage für eine systematische Analyse und einen aussagekräftigen Vergleich. Standardisierung gewährleistet nicht nur, dass die Beziehungen zwischen äußeren Bedingungen und internen

Elementen einer Einheit (Inhalt) präzise erfasst werden, sondern ermöglicht auch eine fundierte Untersuchung der Relationen zwischen verschiedenen Einheiten.
Eine einheitliche Sprache stellt sicher, dass alle Beteiligten dieselben Begriffe und Maßeinheiten verwenden. Dies erhöht die Vergleichbarkeit und Konsistenz der Daten erheblich und ist entscheidend für eine zuverlässige Interpretation und Analyse. Konsistenz spielt dabei eine zentrale Rolle, da sie sicherstellt, dass Einheiten und Daten stets innerhalb eines klar definierten Rahmens verstanden werden. Dies verbessert nicht nur die Präzision der Analyse, sondern gewährleistet auch ihre Wiederholbarkeit, ein wesentliches Kriterium sowohl in wissenschaftlichen als auch in praktischen Anwendungen.
Durch die Standardisierung wird es möglich, zwei zentrale Analyseebenen systematisch zu betrachten:

1. **Die interne Struktur einer Einheit** – also das Verhältnis zwischen ihren internen Elementen und externen Bedingungen.
2. **Die Relationen zwischen verschiedenen Einheiten** – also ihre wechselseitigen Verknüpfungen innerhalb eines Systems.

Diese beiden Analyseebenen sind unerlässlich für das Verständnis komplexer Systeme. Die Standardisierung von Sprache und Maßeinheiten schafft eine kohärente und präzise Grundlage für die Darstellung von Bedeutungen und Zusammenhängen. Nur so lassen sich vielschichtige Strukturen klar erfassen, systematisch untersuchen und fundiert interpretieren.

Verhältnis zwischen äußeren Bedingungen und internen Elementen der Einheiten (Inhalt): Die Analyse des Verhältnisses zwischen äußeren Bedingungen und internen Elementen einer Einheit lässt sich mit Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Referenz vergleichen. Die äußeren Bedingungen entsprechen der Referenz, da sie den realen Kontext liefern, während die internen Elemente mit dem Sinn vergleichbar sind, da sie die Art und Weise darstellen, wie diese externen Bedingungen innerhalb einer Einheit strukturiert und interpretiert werden. Frege betont, dass der Sinn eines Ausdrucks bestimmt, wie sich eine Referenz zeigt, ähnlich wie äußere Bedingungen die innere Struktur und Funktion einer Einheit prägen. In diesem Zusammenhang ist es entscheidend zu analysieren, wie externe Faktoren wie Kontext, Situation oder systemische Rahmenbedingungen die interne Beschaffenheit und Bedeutung einer Einheit formen.
Verhältnis der Einheiten zueinander (Relation): Die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Einheiten zueinander analysiert die logischen und semantischen Relationen zwischen ihnen. In Anlehnung an Frege betrifft dies die Frage, wie unterschiedliche Einheiten – etwa Sätze oder Ausdrücke – hinsichtlich ihrer Bedeutungen in Verbindung stehen und welche Schlussfolgerungen sich daraus ableiten lassen. Frege zeigt, dass sprachliche und logische Strukturen durch systematische Relationen geordnet sind, die bestimmen, wie sich Wahrheitswerte und Bedeutungen logisch verknüpfen lassen. Diese Relationen sind essenziell, um die Kohärenz sprachlicher und systemischer Strukturen zu erklären und um zu verstehen, wie verschiedene Einheiten interagieren, um ein konsistentes Ganzes zu formen.

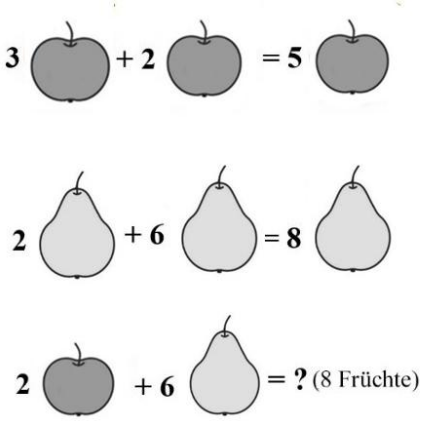
Durch die klare Unterscheidung und Analyse der beiden Ebenen, das Verhältnis zwischen äußeren Bedingungen und internen Inhalten sowie die Relationen zwischen verschiedenen Einheiten, wird ersichtlich, wie sowohl externe Faktoren als auch interne Zusammenhänge die Struktur und Funktion eines Systems beeinflussen. Beide Ebenen sind wichtig, um komplexe, miteinander verflochtene Systeme zu verstehen.
Eine gemeinsame, standardisierte Sprache bildet die Grundlage, um diese beiden Analyseebenen systematisch zu erforschen. Sie ermöglicht es, Bedeutungen und Relationen innerhalb eines festgelegten Rahmens zu analysieren und zu interpretieren. Dies ist wiederum eine notwendige

Voraussetzung für systematische Vergleiche, da nur so eine konsistente und nachvollziehbare Gegenüberstellung von Einheiten möglich wird.
Die beiden abstrakten Ebenen, Inhalt und Relation, eröffnen unterschiedliche Perspektiven für die systematische Untersuchung und den Vergleich von Einheiten. Sie lassen sich in zwei Vergleichsebenen unterteilen:

1. Verhältnis zwischen dem Gegebenen und den persönlichen Vorstellungen (Inhalt)
Diese Vergleichsebene untersucht, wie externe Gegebenheiten im Verhältnis zu individuellen Vorstellungen wahrgenommen und bewertet werden. Persönliche Vorstellungen fungieren dabei als interne Referenz, um äußere Merkmale, Eigenschaften oder Qualitäten zu interpretieren.
Ein Beispiel aus dem Alltag: Zwei Personen können dasselbe Musikstück hören, doch ihre Bewertungen werden durch individuelle Erfahrungen, kulturelle Prägungen oder emotionale Assoziationen beeinflusst. Die äußere Realität (die Musik) bleibt konstant, aber die interne Wahrnehmung unterscheidet sich.
Diese Ebene ist entscheidend, um zu verstehen, wie externe Realitäten individuelle Interpretationen prägen und wie diese Wechselwirkung das Verständnis formt.
2. Verhältnis der Einheiten untereinander (Relation)
Hier liegt der Fokus auf dem direkten Vergleich verschiedener Einheiten, um ihre relative Größe, Wertigkeit oder andere Eigenschaften zu bestimmen. Dabei wird die innere Struktur der Einheiten aus der Perspektive eines übergeordneten Systems betrachtet.
Ein Beispiel aus der Wissenschaft: In der Physik werden verschiedene Messsysteme (z. B. Celsius und Fahrenheit) in Relation zueinander gesetzt, um eine universelle Vergleichbarkeit zu ermöglichen. Erst durch eine systematische Relationierung können die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Messsystemen klar erfasst werden.
Diese Analyseebene hilft, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu identifizieren, Hierarchien und Abhängigkeiten zu bestimmen und die Struktur und Organisation der Einheiten innerhalb eines Systems zu verstehen.
Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist die klare und konsistente Darstellung der Einheiten. Dies wird durch die Anwendung von Standards oder Referenzgrößen erreicht, die als gemeinsame Maßstäbe dienen. Diese Standards schaffen eine einheitliche Vergleichsgrundlage, die es ermöglicht, die Einheiten unter denselben Bedingungen zu bewerten. Eine solche Homogenisierung der Vergleichsgrundlage sorgt dafür, dass die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Einheiten auf einer gemeinsamen Basis sichtbar werden, was für eine präzise und verlässliche Analyse unverzichtbar ist.
Das Prinzip der Homogenität der Vergleichsgrundlage ist von zentraler Bedeutung. Nur wenn die Einheiten unter denselben Maßstäben und Bedingungen verglichen werden, lassen sich sinnvolle und präzise Schlussfolgerungen ziehen. Dieser Grundsatz kann durch die Aussage

„Man kann nur Äpfel mit Äpfeln vergleichen und nicht Äpfel mit Birnen“

verdeutlicht werden. Ein Vergleich ist nur dann aussagekräftig, wenn die Vergleichsobjekte unter denselben Voraussetzungen betrachtet werden. Fehlt diese gemeinsame Grundlage, führt der Vergleich zu verzerrten oder ungenauen Ergebnissen. Daher ist es entscheidend, dass die Einheiten standardisiert und vergleichbar gemacht werden, um eine fundierte und korrekte Analyse zu gewährleisten.
Um präzise und sinnvolle Vergleiche zwischen Einheiten durchzuführen, ist es folglich unerlässlich, sie auf eine gemeinsame Grundlage zu bringen. Ohne diese Homogenisierung führt der Vergleich zu ungenauen oder verzerrten Ergebnissen, ähnlich dem Sprichwort „Äpfel mit Birnen vergleichen“. Obwohl Äpfel und Birnen auf den ersten Blick vergleichbar erscheinen, unterscheiden sie sich in wesentlichen Eigenschaften, was einen direkten Vergleich unbrauchbar macht.



Früchte sind Einheiten
auf einer höheren Abstraktionsstufe

Eine systematische Aufbereitung der Einheiten auf einer einheitlichen Abstraktionsebene ist entscheidend, da sie sicherstellt, dass alle Einheiten unter denselben Bedingungen bewertet werden. Durch die Standardisierung in einer gemeinsamen Sprache oder Darstellungsform können die relevanten Eigenschaften der Einheiten so strukturiert werden, dass sie für einen präzisen Vergleich geeignet sind. Dadurch lassen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede klar identifizieren und die Beziehungen zwischen den Einheiten besser verstehen.
Ein anschauliches Beispiel dafür bietet die Musiknotation. Durch die standardisierte Darstellung von Noten, die Eigenschaften wie Tonhöhe, Dauer und Dynamik berücksichtigt, entsteht ein klares Bild der musikalischen Struktur. Ähnlich verhält es sich in der Sprachanalyse. Durch die systematische Untersuchung von Wörtern hinsichtlich ihrer Bedeutung, Grammatik und Klang lässt sich die sprachliche Struktur besser erfassen. Diese Beispiele verdeutlichen, dass die systematische Aufbereitung der Einheiten nicht nur die Grundlage für sinnvolle Vergleiche schafft, sondern auch dabei hilft, komplexe Zusammenhänge zu erkennen und zu verstehen.

Das Referenzsystem definiert den Bezugsrahmen, innerhalb dessen Vergleichsgrößen beurteilt werden. Erst durch die Einbettung in eine übergeordnete Referenzgröße wird ihr relativer Wert sowie ihre Bedeutung kontextualisiert und interpretierbar. Dadurch wird der Stellenwert der Vergleichsgrößen im jeweiligen System nachvollziehbar.

44.03 Standardisierung und Quantifizierung

Der nächste Schritt im Vergleichsprozess ist die systematische Quantifizierung der Größen, also die Messung und Zuordnung standardisierter Werte oder Symbole. Dieser Prozess ist grundlegend, da er es ermöglicht, den Wert und die Relevanz der einzelnen Einheiten innerhalb eines Systems präzise zu bestimmen. Quantifizierung macht Unterschiede, Ähnlichkeiten und zugrunde liegende Muster systematisch erfassbar, was zu einem tieferen Verständnis der Gesamtstruktur führt.

Bedeutung der Quantifizierung:
Durch die Zuordnung von Eigenschaften zu messbaren Größen, sei es in Form von Zahlenwerten oder standardisierten Symbolen, wird die Vergleichbarkeit der Einheiten sichergestellt. Diese Zuordnung ermöglicht Analyse und Klassifikation verschiedener Objekte oder Systeme. Quantifizierte Größen legen fest, wie einzelne Einheiten in Relation zu einem übergeordneten Maßstab stehen. Dies ermöglicht eine Bewertung und Schlussfolgerungen über ihre Funktion und Bedeutung im Gesamtsystem. Die systematische Messung bzw. Zuordnung erlaubt es, strukturelle Zusammenhänge und wiederkehrende Muster innerhalb komplexer Systeme zu identifizieren. Die Quantifizierung verwandelt qualitative und quantitative Eigenschaften in einheitliche Vergleichsgrößen, die in einem standardisierten Referenzsystem gemessen werden können. Dies schafft die notwendige Grundlage, um Einheiten systematisch zu analysieren, zu bewerten und in ihren Beziehungen zueinander verständlich darzustellen, sei es im Alltag, in der Wissenschaft oder in anderen Anwendungsbereichen.
Rolle der Standardisierung:
Die Standardisierung spielt hierbei eine zentrale Rolle. Indem Symbole oder Einheiten nach einheitlichen Kriterien definiert werden, erhält jede Größe eine klare und eindeutige Bedeutung. Dies ermöglicht nicht nur den Vergleich numerischer Größen, sondern auch den Vergleich von nicht-numerischen Einheiten, etwa standardisierten Symbolen, vorausgesetzt, sie sind eindeutig definiert. Ein standardisiertes Referenzsystem legt den Maßstab fest, an dem die quantifizierten Einheiten ausgerichtet werden. Dadurch wird die Interpretation und Bewertung der relativen Bedeutung jeder Größe vereinfacht und fundiert.
Um die Komplexität der Welt zu bewältigen und Informationen konsistent zu interpretieren, sind Standards, Mustererkennung und quantitative Analyse zentrale Werkzeuge. Diese Methoden beruhen auf festgelegten Denkeinheiten, die als Muster bezeichnet werden. Muster sind definierte Strukturen des Denkens, die durch den Verstand geformt und in wiederkehrenden Strukturen verankert werden. Der Verstand verarbeitet, bewertet und transformiert unsere Erfahrungen, wodurch beständige Muster entstehen, die gespeichert und interpretiert werden können.
Durch die Fähigkeit zur Musterbildung strukturiert der Verstand zunächst ungeordnete Sinneseindrücke und Reize. Informationen aus unserer Umwelt erreichen uns oft als scheinbar chaotische Flut einzelner Signale, die für sich genommen keine erkennbare Struktur oder Bedeutung haben. Hier setzt die Mustererkennung an: Sie ermöglicht es, Reize zu ordnen, zu interpretieren und mit Bedeutung zu versehen. Der Verstand erkennt wiederkehrende Strukturen und wandelt sie in sinnvolle Einheiten um, die unserer Wahrnehmung Orientierung und Struktur verleihen.
Eine entscheidende Fähigkeit des menschlichen Denkens ist der Vergleich von Mustern oder wiederkehrenden Eigenschaften. Durch diesen Vergleich lassen sich Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen verschiedenen Einheiten erkennen, wodurch neue Erkenntnisse gewonnen werden. Diese Fähigkeit ist essenziell, um bekannte Objekte, Gesichter oder Ereignisse wiederzuerkennen. Gleichzeitig ermöglicht sie eine Differenzierung zwischen relevanten und

irrelevanten Informationen und hilft dabei, die Aufmerksamkeit gezielt auf das Wesentliche zu richten.
Die menschliche Wahrnehmung der Welt basiert auf stabilen und wiederkehrenden Mustern. Sie ermöglichen es uns, unsere Umgebung zu analysieren, zu verstehen und systematisch zu erfassen. Indem wir Muster erkennen und vergleichen, stellen wir Beziehungen zwischen Informationen her, entwickeln ein kohärentes Verständnis der Welt und können uns gezielt in unserer Umwelt orientieren.
Standardisierung und Quantifizierung sind Ausdruck der strukturierenden Fähigkeiten des Verstandes. Sie schaffen festgelegte Muster und Einheiten, die konsistente Vergleichbarkeit und Wiederholbarkeit ermöglichen. Durch die systematische Organisation und Interpretation solcher standardisierten Muster entstehen klare Strukturen, die uns in einer komplexen und dynamischen Welt Orientierung und Handlungssicherheit bieten. So erfüllt das menschliche Denken das grundlegende Bedürfnis nach Ordnung und Beständigkeit und ermöglicht ein strukturiertes Verständnis des Gegebenen.

Menschen formen ihre Weltbilder anhand von Mustern, also fixierten Einheiten. Erst durch diese stabilen Strukturen wird ein Vergleich der Wirklichkeit möglich. Dabei findet der Vergleich aus einer Innenperspektive statt: Wahrnehmung und Interpretation der Welt beruhen auf individuellen Erfahrungen und vom Verstand geprägten, fixierten Strukturen.

In wissenschaftlichen Untersuchungen und in allen Bereichen, in denen präzise Messungen und exakte Vergleiche erforderlich sind, spielen standardisierte Einheiten eine zentrale Rolle. Sie gewährleisten konsistente Vergleichsgrößen und ermöglichen klare, nachvollziehbare und kommunizierbare Ergebnisse.
Auch in der inneren (persönlichen) Verarbeitung von Informationen benötigt der Mensch eine „Privatsprache“, um Wahrgenommenes und Beobachtetes zu verstehen. Damit diese innere Ausdrucksform sinnvoll interpretiert werden kann, muss gleichfalls einer einheitlichen und strukturierten Erfassung unterliegen. Solche inneren Einheiten manifestieren sich als Muster bzw. als wiederkehrende Beziehungskonstellationen, die helfen, Informationen zu ordnen und zu vergleichen.
Damit diese Privatsprache kohärent bleibt, benötigt sie eine konsistente Methode zur Verknüpfung und Bewertung von Mustern. Eine systematische und standardisierte Vorgehensweise ist entscheidend, um individuelle Wahrnehmungen erklärbar und nachvollziehbar zu machen. Dies ist besonders relevant, da Wahrnehmung ein dynamischer, ständig im Fluss befindlicher Prozess ist.
Quantifizierung bezeichnet in diesem Zusammenhang die Umwandlung qualitativer Eindrücke in quantitative, messbare Größen. Persönliche Wahrnehmungen, Erfahrungen oder Beobachtungen werden standardisierte Einheiten überführt, um sie systematisch analysieren und vergleichen zu können. Dies erleichtert die Bewertung von Informationen, erzwingt jedoch Reduktion.
Denn Quantifizierung reduziert komplexe Zusammenhänge auf formale Einheiten und Relationen. Dies erfordert Abstraktion und Generalisierung, wodurch qualitative Aspekte wie individuelle Empfindungen oder kontextabhängige Nuancen verloren gehen. Werden quantitative Daten isoliert betrachtet, ohne das zugrunde liegende System zu berücksichtigen, besteht die Gefahr von Fehlschlüssen. Besonders problematisch wird dies, wenn mathematische Strukturen unreflektiert zur Erklärung des Gegebenen herangezogen werden. Obwohl quantifizierte Daten den Eindruck von Objektivität und Genauigkeit vermitteln, enthalten sie stets Unsicherheiten und Reduktionen, die in der Regel nicht berücksichtigt werden.
Um konkrete oder abstrakte Sachverhalte einheitlich vergleichen und verstehen zu können, sind standardisierte und quantifizierte Einheiten unverzichtbar. Standardisierung bedeutet, dass eine

Einheit nach vordefinierten Normen festgelegt wird, die Symbole, Merkmale oder Eigenschaften umfassen können. Diese Standards gewährleisten Konsistenz und Einheitlichkeit, unabhängig von Ort oder Zeitpunkt der Anwendung. Dadurch wird sichergestellt, dass Messungen und Vergleiche auf einer gemeinsamen Grundlage erfolgen, was das Verständnis und die Kommunikation erheblich erleichtert.
Die Quantifizierung, also die Messung und Zuweisung von Werten zu diesen Einheiten, ermöglicht nicht nur Vergleiche, sondern auch das Erkennen von Zusammenhängen und Mustern. So erlaubt beispielsweise die standardisierte Messung der Temperatur über längere Zeiträume hinweg die Identifikation von Trends und klimatischen Zusammenhängen, etwa den Einfluss der Jahreszeiten auf das Wetter.

Standardisierung und Quantifizierung sind grundlegende Instrumente zur Analyse, Strukturierung und Interpretation komplexer Sachverhalte. Sie ermöglichen die systematische Erkennung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in der Wahrnehmung und Verarbeitung von Informationen und sind somit zentral für die Orientierung in der Umwelt.

Standardisierung ist die unverzichtbare Grundlage für Quantifizierung, denn ohne einheitliche Normen können Messergebnisse nicht zuverlässig verglichen werden.

Dabei geht es nicht nur darum, einzelne Einheiten genau festzulegen, sondern auch die Beziehungen zwischen diesen Einheiten zu standardisieren. Diese Beziehungen bestimmen, wie die Elemente in einem Muster angeordnet und miteinander verbunden sind.
Kurz gesagt:

Standardisiert werden sowohl die einzelnen Einheiten als auch die Verbindungen zwischen ihnen.

Je nach System können Standardisierung und Quantifizierung unterschiedlich interpretiert werden. In der grafischen Darstellung, besonders in zweidimensionalen Koordinatensystemen[123], werden Beziehungen oft als Linien dargestellt, wenn zwei Variablen betrachtet werden. Hier stehen die Einheiten für Punkte und die Beziehungen für Linien.
In anderen Bereichen der Mathematik, der Sprache oder des Alltagsdenkens können Beziehungen jedoch auf verschiedene Weise dargestellt werden, je nach den Anforderungen der jeweiligen Situation. Beispielsweise können mathematische Beziehungen durch Gleichungen, Ungleichungen, logische Strukturen oder Funktionen ausgedrückt werden. In der Sprache hingegen können Beziehungen durch Wörter, Sätze und das Kausalprinzip[124] sowie durch logische oder plausible Strukturen vermittelt werden. All diese Formen der Beziehung unterliegen der Standardisierung und Quantifizierung und verdeutlichen die Wichtigkeit der persönlichen Wahl und Entscheidung hinsichtlich der Darstellungsform, um die gewünschten Ergebnisse zu erzielen.
Logik hat sich in der Mathematik, der Sprachanalyse und vielen anderen Disziplinen als entscheidende Methode etabliert, weil sie sich als standardisiertes Verfahren für die Wiedererkennung und Analyse von Beziehungen als nützlich erwiesen hat. Sie ermöglicht es, klare und konsistente Schlussfolgerungen zu ziehen, wenn sie als Standard angewendet wird. Jedoch haben logisches und lineares Denken ihre Grenzen, insbesondere bei komplexen oder nichtlinearen Beziehungen. In solchen Fällen können alternative Denkweisen, wie analoges Denken, heuristische Ansätze, kreatives Problemlösen oder intuitive Einsichten, äußerst hilfreich sein. Diese intuitiven Einsichten nähren sich aus einem Alltagsdenken, dem ich die Methode der Plausibilität unterstelle. Hierbei wird die Beziehung durch die jeweils momentane, intuitive Einsicht

[123] Ebenendarstellung
[124] Das Kausalprinzip bezieht sich auf die Idee, dass bestimmte Ereignisse oder Zustände Ursachen haben, die zu bestimmten Folgen führen können.

bestimmt, die auf einer inneren persönlichen Beurteilung basiert. Es ist wichtig zu beachten, dass Plausibilität nicht nur im Alltagsdenken eine Rolle spielt, sondern auch im wissenschaftlichen Denken Anwendung findet.
Wissenschaftliche Erkenntnisse entstehen aus einem Zusammenspiel von intuitiven Einsichten und systematischer Überprüfung. Der Prozess beginnt oft mit kreativen und plausiblen Ideen, die dazu anregen, Hypothesen zu formulieren oder neue Theorien zu entwickeln. Diese frühen Ansätze stützen sich auf logische Überlegungen und das bestehende Wissen in einem bestimmten Forschungsbereich.
Um die Gültigkeit dieser Hypothesen zu überprüfen, werden systematische Methoden eingesetzt. Dazu gehören Beobachtungen, Experimente und standardisierte Überlegungen, die darauf abzielen, persönliche Verzerrungen zu minimieren und wiederholbare, reproduzierbare Daten zu sammeln. Der Validierungsprozess durch die wissenschaftliche Gemeinschaft ist dabei ein wesentlicher Bestandteil.
Wissenschaftliche Erkenntnisse erhalten ihre Legitimation nicht nur durch einzelne Experimente oder Beobachtungen, sondern auch durch ihre Einbettung in ein umfassendes System. Dieses System, bestehend aus etablierten theoretischen Rahmenbedingungen und methodologischen Standards, muss als plausibel und gut begründet angesehen werden. Nur wenn das zugrunde liegende System als vertrauenswürdig und robust wahrgenommen wird, kann das innerhalb dieses Systems generierte Wissen als gültig anerkannt werden.
Wissenschaftliche Erkenntnisse erhalten ihre Legitimation jedoch nicht nur durch einzelne Experimente oder Beobachtungen, sondern auch durch ihre Einbettung in ein umfassendes System. Dieses System, bestehend aus etablierten theoretischen Rahmenbedingungen und methodologischen Standards, muss als plausibel und gut begründet empfunden werden. Nur wenn das zugrunde liegende System als vertrauenswürdig angesehen wird, kann das innerhalb dieses Systems generierte Wissen als vorläufig gültig anerkannt werden.
Insgesamt basiert der wissenschaftliche Erkenntnisprozess auf einem dynamischen Wechselspiel zwischen kreativen, intuitiven Ideen und methodischen Überprüfungen. Die Akzeptanz wissenschaftlicher Erkenntnis hängt davon ab, wie gut sie begründet ist und wie effektiv es sich gegenüber kritischen Überprüfungen behaupten kann. Wissenschaftliche Erkenntnis ist letztlich das, was in diesem ständigen Prozess der Überprüfung und Kritik innerhalb eines plausiblen und gut begründeten Systems Bestand hat.
Private Erkenntnisse hingegen erhalten ihre Legitimation nicht nur durch individuelle Erfahrungen oder Beobachtungen, sondern auch durch ihre Einbettung in ein umfassendes persönliches System von Überzeugungen und Bedeutungszuschreibungen. Dieses System, bestehend aus etablierten persönlichen Rahmenbedingungen und der Plausibilität (Methode), muss als gut begründet empfunden werden. Plausibilität dient dabei als persönlich unterstellte Methode, um die Kohärenz und Konsistenz der eigenen Erkenntnisse zu gewährleisten. Nur wenn das zugrunde liegende persönliche System als vertrauens- und glaubwürdig empfunden wird, kann das innerhalb dieses Systems generierte Wissen als gültig bzw. zutreffend anerkannt werden.
Insgesamt basiert der Prozess der privaten Erkenntnis auf einem dynamischen Wechselspiel zwischen kreativen, intuitiven Einsichten und plausiblen Überlegungen. Dass private Erkenntnisse persönlich angenommen werden können hängt davon ab, wie gut sie in das Bestehende eigne Erfahrungs- bzw. Vorstellungssystem passen. Plausibilität spielt hierbei eine zentrale Rolle, indem sie als Maßstab für die Validität und Relevanz der eigenen Erkenntnisse dient. Private Erkenntnis ist letztlich das, was in diesem ständigen Prozess der Überprüfung und Kritik innerhalb eines plausiblen und gut begründeten persönlichen Systems Bestand hat.

Die Standardisierung der Methoden, die Methodenvielfalt in den Wissenschaften und die Plausibilität beim Individuum spielen eine zentrale Rolle bei der Aufbereitung und Zusammenstellung von Daten eines Systems. Sie schaffen eine einheitliche und vergleichbare Basis, die es ermöglicht, verschiedene Messungen oder Einheiten auf eine gemeinsame Skala zu bringen. Dadurch wird ein präziser Vergleich und eine fundierte Bewertung möglich. Beispielsweise:

> In einer Welt ohne Standardisierung für Lebensmittelverpackungen könnten verschiedene Marken ihre Tomatensoße in unterschiedlich großen Dosen anbieten, zum Beispiel 400g, 425g oder 375g. Ohne eine gemeinsame Basis für die Größen müssten Verbraucher bei jedem Einkauf die Preise und Größen der Dosen vergleichen, um sicherzustellen, dass sie das beste Preis-Leistungs-Verhältnis erhalten. Das wäre mühsam und zeitaufwändig.
> Dank der Standardisierung gibt es jedoch gemeinsame Größen für Verpackungen, wie z.B. 400g, 500g, 1kg usw. Dies ermöglicht einen einfachen und schnellen Vergleich der Produkte im Regal. Verbraucher können sich auf die Preise konzentrieren, ohne sich darüber Gedanken machen zu müssen, ob eine 375g-Dose günstiger ist als eine 400g-Dose, weil die Größe bereits standardisiert ist.

Oder:

> Die Standardisierung von Temperatureinheiten. In vielen Ländern wird die Temperatur in Celsius gemessen und angegeben. Diese Standardisierung ermöglicht es Menschen auf der ganzen Welt, Temperaturen auf einer gemeinsamen Skala zu verstehen und zu vergleichen. Wenn jemand sagt, dass es 20 Grad Celsius ist, wissen die meisten Menschen, wie warm oder kühl das ist, unabhängig davon, wo auf der Welt sie sich befinden.
> In diesem Sinne spielt die Standardisierung eine ähnliche Rolle wie eine gemeinsame Skala, da sie eine einheitliche Basis schafft, auf der verschiedene Messungen oder Einheiten verglichen werden können. Es erleichtert den Vergleich und die Bewertung von Informationen, da alle auf derselben Skala operieren.

Ohne Standardisierung könnten Vergleiche zwischen verschiedenen Elementen oder Systemen (Einheiten verschiedener Abstraktionsebenen) irreführend sein, da die Maßeinheiten variieren könnten und somit keine genaue Vergleichsbasis vorhanden wäre. Die Standardisierung ermöglicht es, die Vergleichsgröße im Kontext der Referenzgröße präzise zu interpretieren, da sie sicherstellt, dass alle Größen auf eine einheitliche Weise gemessen und dargestellt werden. Standardisierung schafft eine einheitliche Sprache und Struktur, die wiederholt verstanden werden kann. Dies ist von entscheidender Bedeutung für die Verarbeitung von Informationen, da sie eine konsistente Grundlage bietet, auf der Entscheidungen basieren können. Durch eine standardisierte Darstellung von Informationen wird sichergestellt, dass Daten korrekt interpretiert und analysiert werden können, was wiederum zu fundierten Entscheidungen führen kann.

Durch die standardisierte Festlegung von Inhalten in Form von Muster oder Symbolen bieten abstrakte Einheiten klare und unterscheidbare Repräsentationen von Größen, was sowohl die eigene Verarbeitung als auch die Kommunikation ermöglichen.

Muster und Symbole werden in verschiedenen Zusammenstellungen verwendet, um Bedeutungen zu vermitteln oder Informationen zu repräsentieren. Beide sind abstrakte Darstellungen, die eine tiefere Bedeutung tragen.
Muster sind strukturelle Anordnungen von Einheiten, die einen fixierten Inhalt beschreiben. Sie können als wiederkehrende Formen oder Ordnungen betrachtet werden, die über verschiedene

Vergleichsebenen hinweg stabil bleiben. Im Gegensatz dazu repräsentieren Symbole spezifische Bedeutungen, die durch Verweise gekennzeichnet sind. Symbole sind vielschichtiger und können unterschiedliche Interpretationen oder Bedeutungen haben, die variieren können. Während Muster eher strukturelle Merkmale betonen, liegt das Gewicht bei Symbolen auf dem Inhalt.
Sowohl Standardisierung als auch Musterbildung zielen darauf ab, Einheitlichkeit und Wiederholbarkeit zu schaffen. Diese Ansätze führen zur Entwicklung von generalisierten, konstanten und zeitunabhängigen Einheiten, die es ermöglichen, Informationen zu verstehen, zu vergleichen und zu interpretieren.
Durch die Standardisierung dieser Bausteine werden gemeinsame Normen und Richtlinien festgelegt. Dies ermöglicht konsistente Ergebnisse und sichert den flexiblen Gestaltungsansatz. Ähnlich erleichtern Muster die Organisation und Interpretation von Informationen, indem sie wiederkehrende Strukturen bereitstellen.
Die Schaffung einer solchen Grundlage der Vereinheitlichung und Wiederholung trägt dazu bei, die Interpretation von Einheiten zu erleichtern. Sie bietet eine gemeinsame Referenz sowohl für die interne als auch für die externe Kommunikation und den Austausch von Informationen.

Standardisierung stellt sicher, dass die Vergleichsgrundlage einheitlich und konsistent ist,

was für die korrekte Interpretation und Analyse von Mustern und Symbolen von entscheidender Bedeutung ist.
Die Standardisierung sorgt für eine einheitliche und konsistente Vergleichsbasis, was für die Interpretation und Analyse von Mustern und Symbolen entscheidend ist. Hierbei spielt die Quantifizierung eine zentrale Rolle. Durch sie werden qualitative Wahrnehmungen oder Beobachtungen in messbare Einheiten übersetzt. Das bedeutet, dass durch die Quantifizierung Eigenschaften, die ursprünglich schwer messbar und eher theoretisch sind, in konkrete Zahlen, messbare Werte oder vergleichbare Einheiten umgewandelt werden.
Ein Beispiel: Wenn wir ein Muster betrachten und sagen, es sei „komplex“, ist das zunächst eine qualitative Aussage und schwer zu messen. Durch Quantifizierung könnten wir jedoch Faktoren wie die Anzahl der Elemente oder die Häufigkeit bestimmter Symbole innerhalb des Musters zählen und in Zahlen darstellen. Die abstrakte Idee der „Komplexität“ wird damit konkret, da sie nun auf messbaren Daten basiert.
So ermöglicht die Quantifizierung nicht nur präzise Aussagen, sondern erleichtert auch den Vergleich unterschiedlicher Muster und Symbole. Indem messbare bzw. vergleichbare Werte auf der Grundlage bestimmter Merkmale geschaffen werden, lassen sich diese direkt nebeneinanderstellen und analysieren. Das führt zu einer besseren Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse, die auf einer einheitlichen Grundlage beruhen und daher reproduzierbar sind.
Insgesamt stellt die Quantifizierung sicher, dass die Vergleichbarkeit, die durch die Standardisierung ermöglicht wird, in konkreten, greifbaren Daten Ausdruck findet und somit als Basis für Analysen und Erkenntnisse dient.
Die Quantifizierung erfolgt in der Regel durch das Erfassen und Verarbeiten diskreter Daten, die als Grundlage für den Vergleich dienen. Neben der reinen Beschreibung ist das Bewerten hierbei ein wesentlicher Schritt zur Schaffung einer soliden Vergleichsbasis. Fixierte Einheiten, wie Standardmaßeinheiten im metrischen System (zum Beispiel Meter, Kilogramm, Sekunde) oder feste Referenzpunkte in anderen Messsystemen, sind entscheidend, um Messungen und Quantifizierungen vorzunehmen. Sie bilden die Grundlage für die Festlegung von Größen, für Vergleiche und wissenschaftliche Untersuchungen. Dies ist sowohl in der Wissenschaft als

auch im täglichen Leben von großer Bedeutung, da es ermöglicht, Informationen und Daten auf eine einheitliche und vergleichbare Weise zu erfassen und zu kommunizieren.

Einheiten werden über klar definierte Merkmale und Eigenschaften[125] standardisiert, um sicherzustellen, dass sie quantifizierbar und vergleichbar sind.

Diese Standardisierung und Quantifizierung ermöglichen es, präzise Messungen und Analysen durchzuführen, indem klare und einheitliche Maßstäbe festgelegt werden. Andererseits:

> Die Standardisierung von Symbolen führt dazu, dass sie auf bestimmte Muster reduziert werden, was ihre Beschreibungsqualität einschränkt. Bei der Standardisierung werden Symbole auf eine spezifische Bedeutung oder Funktion festgelegt, wodurch ihre Vielseitigkeit und ursprüngliche Qualität[126] verloren gehen. Die Festlegung auf ein festes Muster hebt die Möglichkeit externer Bedeutungsanpassungen auf und etabliert eine feste Größe oder Definition. Durch diese Fixierung wird das Symbol zu einer Maßeinheit und verliert seine ursprüngliche Flexibilität und Mehrdeutigkeit, die es in verschiedenen Kontexten haben könnte. Dadurch wird das Symbol seiner Potentialität beraubt.

Gleichzeitig ermöglichen diese standardisierten Maßeinheiten jedoch den Vergleich und die Kontrolle unterschiedlicher Einheiten in verschiedenen Kontexten. In wissenschaftlichen, technischen und alltäglichen Anwendungen ist dies von großer Bedeutung, da dadurch sichergestellt wird, dass Informationen und Daten auf eine einheitliche und verständliche Weise ausgetauscht und interpretiert werden können.

> Unabhängig davon, ob wir in den USA, Europa oder irgendwo anders auf der Welt leben, verwenden wir standardisierte Einheiten wie Sekunden, Minuten und Stunden, um Zeit zu messen und zu vergleichen. Diese Einheiten ermöglichen es uns, Zeit in verschiedenen Anwendungen einzusetzen, sei es beim Kochen, bei der Planung von Terminen oder bei der Berechnung von Reisezeiten. Dank dieser Standardisierung können wir uns einfach auf Zeitangaben einigen, Informationen über Zeit austauschen und unsere Aktivitäten koordinieren, unabhängig von unserem Standort oder unserer kulturellen Zugehörigkeit.

Wenn Einheiten auf standardisierte Merkmals-, Eigenschafts- und Empfindungstypen reduziert werden, entstehen feststehende Maßeinheiten. Diese Maßeinheiten ermöglichen es, abstrakte Beschreibungen und Begriffe in die Sprache der messbaren Größen (eines Maßstabs, digitale Sprache) umzuwandeln. Dieser Prozess in der Wissenschaft und im Alltag ermöglicht es, quantitative Informationen zu erfassen und zu kommunizieren, die für Messungen, Vergleiche und Analysen verwendet werden können.

Durch die Reduktion auf Muster entstehen stabile Einheiten, die als Maßeinheiten dienen können. Diese Größen können anschließend als Beschreibungseinheiten eines Systems verwendet werden.

Da Einheiten auf standardisierte Größen reduziert werden, erfolgt gleichzeitig eine Eingrenzung und Abgrenzung, da wir das zu Beschreibende auf spezifische Merkmale oder Werte begrenzen. Diese Festlegung beeinflusst die Sichtweise und Interpretation, da eine vereinfachte Darstellung zugrunde gelegt wird, die in der Regel die gesamte Komplexität eines Phänomens nicht erfassen kann.

„Wir haben also, um die mechanistische Welt theoretisch aufrecht zu erhalten, immer die Klausel zu machen, inwiefern wir sie mit zwei Fiktionen durchführen“ ...

[125] Bei den Empfindungen sind es Beziehungskonstellationen.
[126] Sie verlieren ihre Fähigkeit, verschiedene Interpretationen oder Kontexte anzunehmen.

„sie hat ein Sinnen-Vorurtheil und ein psychologisches Vorurtheil zu ihrer Voraussetzung.“ Nietzsche, Der Wille zur Macht in der Natur, 1. Die mechanistische Welt-Auslegung 635

mechanistische Welt = quantifizierte Welt = berechenbar Welt
= generalisierend und vorurteilhaft verstandene Welt

Die Schaffung eines gemeinsamen Bezugsrahmens und die Standardisierung der Beziehungen zwischen Einheiten ermöglichen es, diese Einheiten im Verhältnis zueinander zu bewerten und Veränderungen im Verhältnis zu einem bekannten Standard genau zu messen. Dies erlaubt den Vergleich verschiedener Einheiten sowie die präzise Quantifizierung (Messung[127]) von Veränderungen oder Abweichungen von einem festgelegten Standard.
Messen und Vergleichen erfordern in der Regel eine Quantifizierung der Einheiten, um präzise Aussagen über ihre Beziehungen zueinander zu treffen. Durch das Messen wird einer Einheit oder einer Eigenschaft ein diskreter oder kontinuierlicher Wert zugeordnet, der dann mit anderen Werten verglichen werden kann. Dies ermöglicht eine maßstabsgerechte und genaue Beurteilung von Größen, Längen, Gewichten, Volumen, Zeitspannen und anderen messbaren Einheiten, einschließlich abstrakter Einheiten wie Symbolen.
Die Schaffung eines gemeinsamen Bezugsrahmens und die Standardisierung der Beziehungen zwischen Einheiten ermöglichen es, diese Einheiten im Verhältnis zueinander zu bewerten und Veränderungen im Vergleich zu einem bekannten Standard genau zu messen. Dadurch wird der Vergleich verschiedener Einheiten sowie die präzise Quantifizierung von Veränderungen oder Abweichungen von einem festgelegten Standard ermöglicht.
Zusätzlich sind die Beziehungen selbst quantifizierte Einheiten auf einer anderen Ebene. Indem wir diese Beziehungen zwischen Einheiten quantifizieren und standardisieren, können wir sie ebenfalls präzise bewerten und analysieren.
Quantifizierung bezieht sich darauf, etwas in Maßeinheiten, Werte oder Zahlen auszudrücken bzw. zu übersetzen, um es besser zu verstehen oder zu vergleichen. Dies bedeutet, dass analoge Informationen in quantitative Daten gewandelt werden müssen, um das Messen und Erfassen zu ermöglichen.
Die Quantifizierung spielt eine fundamentale Rolle, um die Welt in messbare und vergleichbare Größen zu gliedern und komplexe Zusammenhänge zu entwickeln, zu verstehen und zu analysieren. Durch den Prozess der Berechnung werden Einheiten wie z.B. auch Zahlen oder andere Größen strukturiert und analysiert, um ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen. Dieser strukturierende Prozess findet in einer Vielzahl von Systemen Anwendung, einschließlich Mathematik, Musik und Sprache.
Indem man das Gegebene in einzelne Elemente (Einheiten) zerlegt, kann man bestimmte Sachverhalte genauer untersuchen und die Beziehungen zwischen ihnen besser verstehen. Genau das geschieht, wenn wir z.B. einen Fixstern verstehen (erkennen) wollen. Wir erfassen die Welt in Einheiten, und stellen zwischen ihnen standardisierte Beziehungen her, um sie uns verständlich zu machen.

Es bedarf der Übersetzung[128] des als gegeben Wahrgenommenen in Verständliches, damit Informationen verarbeitet, Bedeutungen erschlossen und gemeinsames Verständnis hergestellt werden können.

Wahrnehmung allein erzeugt noch keine Bedeutung oder Erkenntnis; diese entstehen erst durch Interpretation und Verstehen. Dieser konstruktive Prozess ermöglicht das Erkennen fester

[127] Durch die Schaffung eines gemeinsamen Bezugsrahmens wird es möglich, Einheiten nicht nur zu vergleichen, sondern auch Abweichungen genau zu messen, was eine Kernfunktion der Quantifizierung darstellt.
[128] Transformation

Größen als Einheiten. Mit diesen Größen kann gemessen, verglichen und analysiert werden, um das Verständnis zu schaffen oder zu erweitern.

Diskrete Einheiten sind nötig, um verstehen, beschreiben und erklären zu können.

Ähnlich:

„Wir haben „Einheiten“ nöthig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt.“ Nietzsche, Der Wille zur Macht, 1. Die mechanistische Welt 635

Quantifizierung ist ein entscheidender Schritt, um Daten in eine verständliche Form zu bringen und ihre Bedeutung zu erfassen. Durch diesen Prozess werden abstrakte Informationen in messbare Größen umgewandelt, was die Grundlage für eine Analyse und Interpretation bildet.
Einheiten spielen eine zentrale Rolle in der Quantifizierung, da sie einen Rahmen für die Messung und Darstellung von Daten bieten. Die Zuordnung von diskreten Einheiten zu komplexen Eindrücken ermöglicht es, diese zu erfassen und zu analysieren. Dieser Prozess ist unerlässlich, um quantitative Informationen zu erfassen, die für Messungen, Vergleiche und Analysen verwendet werden können.
Die Verwendung digitaler und diskreter Einheiten ermöglicht es, die Welt auf eine standardisierte und verständliche Weise zu erfassen. Durch die Quantifizierung können abstrakte oder konkrete Merkmale und Eigenschaften in diskrete Werte umgewandelt werden, was es ermöglicht, sie zu messen, zu vergleichen und zu analysieren.
Die Bildung von Beschreibungseinheiten als Vergleichswerte ist entscheidend für das Verständnis und die Interpretation von Daten. Sie erleichtern den Vergleich und die Analyse von Daten auf einer einheitlichen Grundlage, was es ermöglicht, Muster, Entwicklungen und Unterschiede zwischen verschiedenen Zusammenstellungen zu identifizieren.

„Beschreibungseinheiten sind quantifiziert, weil sie in standardisierte, systemkonforme Maßeinheiten umgewandelt werden.“

Diese Transformation kann je nach Art der Eigenschaft oder des Merkmals methodisch unterschiedlich ausfallen. So z.B.:

Numerische Werte: Einige Eigenschaften und Merkmale können bereits in numerischer Form vorliegen, z. B. Größe, Gewicht, Länge, Alter, Temperatur usw. Diese Werte können direkt gemessen oder erfasst werden.
Skalen und Ratings: Eigenschaften, die nicht direkt messbar sind, können mithilfe von Skalen oder Bewertungen quantifiziert werden. Beispielsweise können Meinungen, Zustände oder Qualitäten auf einer Skala von 1 bis 10 bewertet werden.
Symbolisierung und Kategorisierung sind wichtige Prozesse zur Strukturierung und Erfassung von Informationen. Durch die Zuweisung zu diskreten Einheiten, sei es in Form von Mustern (Symbolen) oder Kategorien, können Informationen besser verstanden und analysiert werden. Quantifizierung ist hierbei nicht ausschließlich auf numerische Werte beschränkt, sondern bezieht sich auf die Zuordnung zu einem bestimmten Symbol oder einer bestimmten Eigenschaft. Ein bekanntes Beispiel ist die Verwendung von Symbolen wie (Michelin) Sternen zur Bewertung von Mahlzeiten. Dabei steht jeder Stern für eine bestimmte Qualität, ohne dass numerische Werte verwendet werden. Diese symbolische Quantifizierung ermöglicht es Menschen, Informationen schnell und intuitiv zu verstehen und zu vergleichen.
Befragungen und Umfragen: Bei persönlichen Eigenschaften oder Meinungen kann die Quantifizierung durch Befragungen oder Umfragen erfolgen, bei denen Menschen ihre Einschätzungen auf einer Skala oder in Form von Zahlen oder Prozentwerten abgeben. Ein Beispiel dafür ist die Demoskopie.
Statistische Analysen: In einigen Fällen können statistische Methoden verwendet werden, um Eigenschaften und Merkmale zu quantifizieren. Hierzu gehören Mittelwerte, Standardabweichungen, Korrelationen, Regressionen und andere statistische Kennzahlen.
usw.

Die Bildung von Beschreibungseinheiten als Vergleichswerte erfolgt unter der Leitung eines Maßstabs, um eine messbare und praktisch anwendbare Grundlage für den Vergleich und die Analyse von Wahrnehmungen zu schaffen. Der Maßstab bietet eine einheitliche und standardisierte Methode, um verschiedene Beschreibungseinheiten miteinander zu vergleichen und ihre Beziehungen zueinander zu erkennen. Die Entstehung von Beschreibungseinheiten als Vergleichswerte spielt eine entscheidende Rolle bei der Strukturbildung und Analyse, insbesondere wenn unterschiedliche Darstellungsformen und Methoden zum Einsatz kommen, wie beispielsweise in der Mathematik, der Musik oder der Sprache.

In der Mathematik sind Zahlen grundlegende Bausteine (Symbole), die messbare Werte für quantitative Größen und Beziehungen repräsentieren. Zahlen bilden die Basis für die mathematische Quantifizierung und ermöglichen die Darstellung von Mengen, Abständen, Verhältnissen und mehr. Mathematische Gleichungen und Modelle nutzen Zahlen, um abstrakte Konzepte zu quantifizieren und mathematische Beziehungen zu beschreiben.
In der Musik sind Noten repräsentative Symbole, die messbare Werte für Tonhöhen, Rhythmen und Dauer darstellen. Die Position einer Note auf dem Notenblatt, ihre Form und die Art des Notenkopfes geben Informationen über die Tonhöhe und die Länge des Klangs. Diese messbaren Werte ermöglichen es Musikern, ein bestimmtes Stück darzustellen und zu interpretieren. Ein Musiker kann die genaue Dauer und den Rhythmus einer Note befolgen, um das beabsichtigte musikalische Stück zu spielen. Bei der Aufführung eines Musikstücks können auch andere messbare Werte wie Dynamik (Lautstärke), Tempo und Artikulation berücksichtigt werden.
In der Sprache bilden Worte die grundlegenden Bausteine (Symbole) und repräsentieren messbare Werte für Gedanken und Ideen. Das Wort fungiert als Grundeinheit der sprachlichen Quantifizierung. Wörter sind die kleinsten Einheiten, die in der Sprache Bedeutung tragen, und dienen als Grundlage für die Entwicklung, Analyse und Quantifizierung von Sprache. Die Quantifizierung der Sprache, insbesondere unter Betrachtung von Wörtern, ermöglicht Einblicke in die Struktur, Bedeutung und Verwendung von Sprache. Dies trägt zur systematischen Analyse und einem besseren Verständnis der Sprache bei.

Standardisierung und Quantifizierung spielen eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung eines klareren Verständnisses von Wahrgenommenem und Erfahrenem. Die Standardisierung ermöglicht es, einheitliche Maßstäbe und Verfahren festzulegen, die eine konsistente Erfassung und Verarbeitung von Informationen gewährleisten. Dadurch wird die interne und externe Kommunikation verbessert, was das Verständnis fördert und die Analyse von Daten erleichtert. Die Quantifizierung hingegen wandelt Informationen in messbare und vergleichbare Werte um, was den Vergleich von Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen verschiedenen Einheiten ermöglicht. Durch die Verwendung einheitlicher Maßeinheiten wird nicht nur die Vergleichbarkeit erhöht, sondern auch die Strukturierung komplexer Informationen ermöglicht.
Zusätzlich hilft die Identifizierung wiederkehrender Muster und die Schaffung symbolischer Repräsentationen dabei, komplexe Informationen zu ordnen und Veränderungen zu erkennen. Letztlich sind die axiomatischen Annahmen, die den Einheiten zugrunde liegen, grundlegende Festlegungen, die ohne weiteren Beweis akzeptiert werden. Diese Annahmen bilden die Basis für deduktives Schließen[129] und ermöglichen es, auf ihnen aufbauend komplexere Strukturen und Theorien zu entwickeln.

Standardisierung und Quantifizierung tragen gemeinsam dazu bei, die inhaltliche Kohärenz und Verständlichkeit zwischen verschiedenen Einheiten zu sichern, indem sie eine

[129] Deduktives Schließen basiert auf den Annahmen (Prämissen), die als richtig (wahr) angenommen werden. Wenn diese Prämissen fehlerhaft oder unvollständig sind, kann die Schlussfolgerung zwar logisch korrekt, aber faktisch falsch sein.

klare, messbare und strukturierte Grundlage für den Austausch von Informationen schaffen.

44.04 Kontextualisierung und Anschlußfähigkeit

Indem Informationen und Daten konsistent dargestellt, verknüpft und ausgetauscht werden, entsteht eine klare Grundlage für ihre Interpretation und Nutzung. Die Verbindung konkreter und abstrakter Einheiten in der Sprache ermöglicht es, komplexe Zusammenhänge zu verstehen und zu kommunizieren. Konkrete Einheiten beziehen sich auf physisch greifbare Objekte, während abstrakte Einheiten[130] Ideen oder Beziehungen repräsentieren, die als Denkinhalte existieren. Diese Integration verschiedener Abstraktionsebenen erlaubt es, Muster zu erkennen, neue Erkenntnisse zu gewinnen und komplexe Systeme zu schaffen, zumal auch die als konkret empfundenen Einheiten lediglich auf einer niedrigeren Abstraktionsebene existieren.

Anschlussfähigkeit ist die Fähigkeit einer Einheit, so gestaltet zu sein, dass sie sich sinnvoll in ein bestehendes System einfügt und weitere Elemente daran problemlos anknüpfen können.

Sie schafft Kohärenz und Durchgängigkeit, indem sie die einzelnen Bestandteile nicht isoliert, sondern als interagierende Teile eines größeren Ganzen begreift. Dies fördert das Verständnis für das Zusammenwirken der Systemkomponenten und erleichtert Analyse, Weiterentwicklung sowie Fehlerbehebung.

Kontextualisierung bedeutet mehr als nur Anschlussfähigkeit: Sie verknüpft einzelne Einheiten oder Muster nicht nur miteinander, sondern bettet sie auch in einen sinnvollen Gesamtzusammenhang ein. Dadurch wird ihre Bedeutung erst vollständig erfassbar.

Dadurch werden auch ihre Struktur und Funktion innerhalb des Systems verständlich. Elemente werden nicht für sich betrachtet, sondern in Bezug auf ihre Umgebung und ihre Relationen, sodass aus verschiedenen Mustern ein kohärentes Ganzes entsteht und ihre Position im System Bedeutung verleiht.
Zusammen bilden Anschlussfähigkeit und Kontextualisierung die Grundlage für ein umfassendes Verständnis komplexer Systeme, indem sie deren Interaktionen und Funktionsweise transparent und nachvollziehbar machen. Während Anschlussfähigkeit die Verbindungen zwischen den Teilen herstellt, sorgt Kontextualisierung dafür, dass Daten und Informationen stets im Hinblick auf das Gesamtbild und die Ziele des Systems interpretiert werden. Kontextualisierung bedeutet somit, das Ganze zu einem System bzw. einer Einheit zu formen. Erst wenn eine solche Einheit besteht, kann sie in Beziehung zur Welt treten.

Die Möglichkeit, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen, setzt das Vorhandensein eines Systems voraus.

Einheiten erhalten ihre Bedeutung durch ihre Position innerhalb eines Rahmens, der durch den Prozess der Kontextualisierung bestimmt wird. Dieser Prozess fügt eine Einheit in den passenden Zusammenhang ein, um eine umfassendere und präzisere Bedeutung zu vermitteln. Durch die Verknüpfung mit relevanten Faktoren und Informationen wird das betrachtete Element nicht nur situativ eingeordnet, sondern auch in seiner Funktion innerhalb des Systems verständlich gemacht.

[130] Die Abstraktion ermöglicht es uns, Denkeinheiten zu entwickeln, indem wir sie von konkreten Einzelfällen loslösen und auf eine höhere gedankliche Ebene heben.

Das heißt: **Anschlussfähigkeit und Kontextualisierung sind grundlegend für die Entwicklung eines tiefgehenden Verständnisses komplexer Systeme, da sie deren Interaktionen und Funktionsweise sichtbar und nachvollziehbar machen.**

Sie erleichtern nicht nur die Interpretation und Nutzung von Informationen, sondern erhöhen auch die Klarheit und Präzision der Bedeutung (Referenz) innerhalb eines Systems oder einer Sprache, indem sie den Sinn (Inhalt) vermitteln.

In diesem Zusammenhang ist die Unterscheidung von Gottlob Frege zwischen „Sinn" und „Bedeutung" aufschlussreich. Der Sinn einer Aussage bezeichnet ihren inhaltlichen Gehalt, während die Bedeutung sich auf das bezieht, worauf sie verweist[131]. Diese Differenzierung verdeutlicht, wie Aussagen innerhalb eines Systems interpretiert werden können: Die Kontextualisierung zeigt, wie Sinn und Bedeutung in einem bestimmten Zusammenhang erfasst und verstanden werden.

Interpretation ist stets systemgebunden, da nur im Rahmen eines strukturierten Zusammenhangs die Beziehungen zwischen einzelnen Einheiten sinnvoll erfasst und gedeutet werden können.

Das bedeutet, dass die Interpretation von Informationen nicht isoliert erfolgen kann, sondern immer in Bezug auf das umgebende System, in dem sie auftreten. Erst durch die Berücksichtigung dieses Kontextes können die Beziehungen zwischen den verschiedenen Einheiten innerhalb des Systems erkannt und verstanden werden.

> Mathematisches System und physikalisches System sind zwei unterschiedliche Systeme, die eng miteinander verbunden sind. Das mathematische System bestimmt und strukturiert das physikalische System insofern, als es die Rahmenbedingungen bereitstellt, durch die physikalische Phänomene beschrieben, analysiert und verstanden werden können. Die mathematische Methode bestimmt den Erkenntnisrahmen der Physik und schränkt ihn ein. Diese Einschränkungen entstehen durch die Notwendigkeit, physikalische Erkenntnisse in mathematische Begriffe zu fassen, was Teile einer möglichen Realität ausschließt. Die mathematische Methode engt zwar den Erkenntnisrahmen der Physik ein, indem sie von bestimmten Aspekten der Realität abstrahiert (z.B. Laborversuche), aber sie ist trotzdem ein unverzichtbares Instrument, das wesentlich zum Fortschritt und Verständnis in der Physik beiträgt. Die Bestimmung der Welt durch die mathematischen Rahmenvorgaben sagt nichts über die wahre Bedeutung dieser Erkenntnisse aus, sondern nur etwas über die „wahre" (logische) Bedeutung innerhalb der Systeme.

Sinn und Bedeutung sind entscheidend für die Beziehung zwischen den verschiedenen Einheiten eines Systems. Dabei spielen kontextualisierte Muster und die Ziele des Systems eine zentrale Rolle, um die Bedeutung der Einheiten in der inneren Struktur zu interpretieren.
Das Systemziel fungiert als übergeordneter Kontext, der die Einheiten innerhalb der inneren Struktur kontextualisiert und deren Funktionen und Bedeutungen im größeren Zusammenhang festlegt. Diese Kontextualisierung ist eine wesentliche Dimension, die zur Anschlussfähigkeit innerhalb des Systems beiträgt, indem sie die Einheiten im Lichte des Systemziels betrachtet. Das Systemziel definiert den Rahmen, in dem die Einheiten ihre Bedeutung und Funktion erhalten, und ermöglicht ein klares Verständnis ihrer Beziehungen und Interaktionen.

[131] Anders als ich geht Frege allerdings nur von der öffentlichen Sprache aus.

Durch die Analyse der internen Strukturen und Beziehungen innerhalb des Systems kann die Bedeutung einer Aussage im Rahmen dieses Systems und auf der Grundlage des Systemziels verstanden werden.

Diese Analyse hebt die Bedeutung und die Grenzen für die Interpretation der Systembestandteile hervor.
Nach Gottlob Frege bezieht sich die Bedeutung einer Aussage (Einheit) auf das, worauf sie außerhalb des Systems verweist, d.h. für ihn konkret auf die reale Welt. Er definiert die Bedeutung als die Fähigkeit einer Aussage, eine bestimmte Realität zu beschreiben oder auszudrücken.
In diesem Sinne umfasst die Kontextualisierung nach Freges Bedeutungsverständnis die Außenverweisung einer Aussage, indem sie klärt, in welcher Weise diese sich auf die reale Welt bezieht und welche Realität sie beschreibt.
Hier weiche ich jedoch von Frege ab: Ich verstehe die „Außenbetrachtung“ nicht als Bezug zur Realität im Sinne eines objektiv Gegebenen, sondern als eine Innenbetrachtung. Das bedeutet, dass der Gegenstand meiner Betrachtung nicht die Realität (wie bei Frege) und auch nicht das Gegebene an sich ist, sondern die Erfahrungen, die ich als intern bewertete, persönlich strukturierte Zusammenstellungen verstehe.
Diese Erfahrungen, die auch Vorstellungen umfassen, sind in meiner Diktion eigenständige Systeme, die in Beziehung zum Gegebenen gesetzt werden. Sie verweisen auf das Gegebene, konstituieren es aber nicht als dessen bloße Abbildung. Während Frege die Bedeutung einer Aussage in ihrer Referenz auf die Realität verortet, sehe ich Bedeutung als etwas, das sich aus der inneren Struktur und der Relation der Erfahrungssysteme zum Gegebenen ergibt.
Wenn Erfahrungen und Vorstellungen als zwei unterschiedliche Systeme betrachtet werden, bedeutet das, dass sie jeweils eigene Strukturen und Regeln der Verarbeitung aufweisen. Erfahrungen beruhen auf Wahrnehmungen und Interaktionen mit dem Gegebenen, während Vorstellungen verstandesmäßige Konstrukte sind, die nicht zwangsläufig an eine direkte Wahrnehmung gebunden sind, aber immer eine direkte oder indirekte Beziehung zu den Erfahrungen und damit auch zum Gegebenen haben. Obwohl Vorstellungen aus Erfahrungen hervorgehen, sind sie nicht mit ihnen identisch, sondern operieren nach eigenen Strukturen und Regeln.

Ich setze mich in Beziehung zum Gegebenen, indem ich die Umwelt aus der Perspektive meiner Erfahrungen und Vorstellungen beschreibe.

Erfahrungen und Vorstellungen fungieren als Filter oder Rahmen, durch die die Welt wahrgenommen und interpretiert wird. Die Wahrnehmung und Interpretation des Gegebenen sind nicht nur von äußeren Faktoren abhängig, sondern werden maßgeblich durch persönliche Erfahrungen und individuelle Vorstellungen geprägt. Dadurch entsteht eine individuelle Konstruktion der Wirklichkeit, in der Erfahrungen und verstandesmäßige Deutungen die Wahrnehmung formen. Dies verdeutlicht, dass unser Verständnis wesentlich durch unsere Erfahrungen und Perspektiven beeinflusst wird.
Der Sinn einer Einheit bezieht sich auf ihren formalen bzw. festgelegten Inhalt und ihre Bedeutung innerhalb eines Systems, sei es in der Sprache, im Denken, in der Mathematik oder in der Erfahrung. Um Einheiten innerhalb eines Systems einheitlich zu erfassen, sind standardisierte Verfahren, die Quantifizierung von Informationen sowie die Identifikation wiederkehrender Muster und symbolischer Repräsentationen notwendig. Diese Maßnahmen allein reichen jedoch nicht aus, um den Sinn einer Einheit vollständig zu erfassen.
Der Sinn existiert auf einer abstrakten Ebene des Verstehens, die nicht unabhängig von der spezifischen Bedeutung innerhalb des jeweiligen Systems betrachtet werden kann.

Entscheidend ist die Beziehung einer Einheit zum Gesamtsystem, da erst dieser Kontext ihre Bedeutung bestimmt und sowohl ihre Anschaulichkeit als auch ihre Grenzen sichtbar macht. Damit wird deutlich, dass die Interpretation einer Einheit nicht isoliert erfolgen kann, sondern stets in Bezug auf das System und dessen Zielsetzung verstanden werden muss.

Bezeichnet man die Einheiten als Denkmodelle, so sind sie nur dann verständlich (anschlussfähig), wenn sie zugleich Elemente eines übergeordneten Modells bzw. Systems sind.

Der Sinn, gemäß Frege, bezieht sich auf die internen Beziehungen innerhalb eines Systems, sei es eine Sprache oder ein anderes System. Er beschreibt die interne Logik und Struktur, die den Elementen innerhalb des Systems zugrunde liegt. Diese interne Kohärenz ermöglicht es, die Einheiten des Systems in Beziehung zueinander zu setzen und ihre Zusammenhänge zu verstehen. Der Sinn operiert somit auf einer abstrakten Ebene, auf der die Logik (Plausibilität) und Struktur des Systems selbst analysiert werden. Das heißt, dass der Sinn nicht nur die Oberfläche eines Systems betrachtet (wie die einzelnen Wörter oder Zeichen), sondern sich mit den tieferen Strukturen und Regeln auseinandersetzt, die den Elementen des Systems zugrunde liegen und die Art und Weise bestimmen, wie wir sie verstehen.
Im Gegensatz dazu verweist die Bedeutung auf das, was die Elemente dieses Systems tatsächlich repräsentieren oder worauf sie verweisen. Bedeutung entsteht durch die Beziehungen zwischen den Einheiten innerer Systeme sowie durch Erfahrungen und Vorstellungen. Die Kommunikation und das Wechselspiel zwischen diesen beiden Systemen ergeben eine Innenbetrachtung. Die Bedeutung wird daher auf der Ebene der Beziehungen zwischen Vorstellungen und eigenen Erfahrungen hergestellt.
Es ist wichtig, die Bedeutung als Referenzbeziehung zu verstehen, die sich auf persönliche Erfahrungen bezieht und darauf, worauf sie tatsächlich verweist oder was sie in der eigenen Erfahrungswelt repräsentiert. In diesem Zusammenhang fungieren Einheiten als Verweis- oder Referenzpunkte, die durch die Beziehungen zwischen Vorstellungen und individuellen Erfahrungen definiert werden.
Die Gegenüberstellung von Sinn und Bedeutung verdeutlicht, dass sie zwei verschiedene Abstraktionsebenen repräsentieren, die unterschiedliche Aspekte des Verstehens und der Interpretation abdecken.
Sinn bezieht sich auf die interne Logik einer Einheit, also auf ihre Struktur, Regeln oder inhärente Kohärenz innerhalb dieser Einheit. Bedeutung beschreibt hingegen die Beziehungen zwischen den Elementen eines Systems und deren Verbindung zu den Vorstellungen sowie dem Erfahrungssystem als Ganzes. In diesem Sinne umfasst die Bedeutung nicht nur interne Systemzusammenhänge, sondern auch den Bezug zur Erfahrungswelt.
Trotz dieser Unterschiede sind Sinn und Bedeutung nicht voneinander getrennt, sondern komplementär. Beide streben an, durch Beziehungen und Zusammenhänge eine kohärente Interpretation zu ermöglichen, dies sowohl innerhalb des Systems selbst als auch in dessen Verbindung zu Erfahrungen und Vorstellungen.
Die Kontextualisierung spielt eine entscheidende Rolle bei der Bestimmung von Sinn und Bedeutung. Sie verdeutlicht die Beziehungen und Zusammenhänge zwischen den Elementen eines Systems und ihrer Umgebung. Durch Kontextualisierung wird ein tieferes Verständnis der internen Logik (Plausibilität) eines Systems sowie der Bedeutung seiner Elemente im Hinblick auf die Erfahrung ermöglicht.
Einheiten erhalten ihre Bedeutung durch ihre Position in einem gegebenen Rahmen, der durch den Akt der Kontextualisierung festgelegt wird. Dieser Prozess beinhaltet, eine Einheit in den

passenden Kontext oder in einen umgebenden Zusammenhang einzufügen. Ziel der Kontextualisierung ist es, eine umfassendere und präzisere Bedeutung zu vermitteln, indem das betrachtete Element mit den relevanten Faktoren und Informationen verbunden wird, die es umgeben oder beeinflussen.
Folglich lässt sich sagen, dass sowohl Sinn als auch Bedeutung unverzichtbare Elemente für das Verständnis von Systemen darstellen. Der Sinn gibt Aufschluss über die interne Logik und Struktur eines Systems, während die Bedeutung die Verbindung zu individuellen Erfahrungen und Vorstellungen und damit zur Interpretation des „Gegebenen" herstellt. Die Kontextualisierung wiederum ist entscheidend für die präzise Bestimmung von Sinn und Bedeutung, da sie die relevanten Zusammenhänge und Beziehungen offenbart, die unsere Interpretationen und das Verständnis der Welt prägen.
Das Wort „Bank" hat ohne Kontext mehrere mögliche Bedeutungen. Es könnte sich auf ein Finanzinstitut, eine Sitzgelegenheit oder einen Flussabschnitt beziehen. Durch Kontextualisierung wird die genaue Bedeutung klar.

Der Maßstab[132], hier als ein System verstanden, vereint die Einheiten und bestimmt ihre Verknüpfung zueinander, wodurch eine vorgegebene Ordnung geschaffen wird. Mithilfe des Maßstabs werden die Einheiten vergleichbar gemacht, und ihre Bedeutung kann entweder berechnet oder interpretiert werden. Der Maßstab bildet somit die Basis für die Zusammenführung der Einheiten und die Schaffung einer umfassenden Ordnung. Beispielsweise:

> In einem Schulsystem wird ein Notensystem verwendet, das auf einem Maßstab von 1 bis 6 basiert, wobei 1 die beste Note und 6 die schlechteste Note ist. Durch diesen Maßstab wird eine einheitliche Ordnung geschaffen, die es ermöglicht, die schulischen Leistungen der Schüler zu bewerten und zu vergleichen.

Das System als Maßstab totalisiert die einzelnen Komponenten und verleiht ihnen im vorgegebenen Kontext Bedeutung.

Durch die Zusammenführung von Einheiten in einen passenden Kontext oder Zusammenhang entsteht eine gemeinsame Ordnung, die es ermöglicht, sie miteinander zu verknüpfen und ihre Beziehungen sowie Unterschiede zu erkennen. Diese Kontextualisierung gewährleistet, dass die Einheiten auf vergleichbare Weise betrachtet werden können und dass der Vergleich in einem sinnvollen und relevanten Rahmen erfolgt.
Die Schaffung dieser Verbindung, also die Herstellung von Anschlussfähigkeit, ist grundlegend, um eine Einheit mit einer anderen Einheit derselben Ordnung vergleichen zu können. Ohne eine klare Verknüpfung und einen gemeinsamen Bezugsrahmen zwischen den Einheiten wäre ein sinnvoller Vergleich nicht möglich. Wenn Einheiten als Größen in einen spezifischen Kontext gesetzt werden, werden sie anschlussfähig, was bedeutet, dass sie in einem vorgegebenen Rahmen auf andere Einheiten bezogen werden können. Durch die Berücksichtigung des Kontextes werden Einheiten mit anderen Einheiten in Beziehung zueinander gesetzt.
Es ist die Kontextualisierung, die letztendlich ein tiefes Verständnis ermöglicht, ein Verständnis der Einheiten, die in eine eigens geschaffene Ordnung eingepasst werden. Sowohl die Einheiten selbst als auch die Ordnung, in der sie existieren, sind Ergebnis einer eigenen Konstruktion und

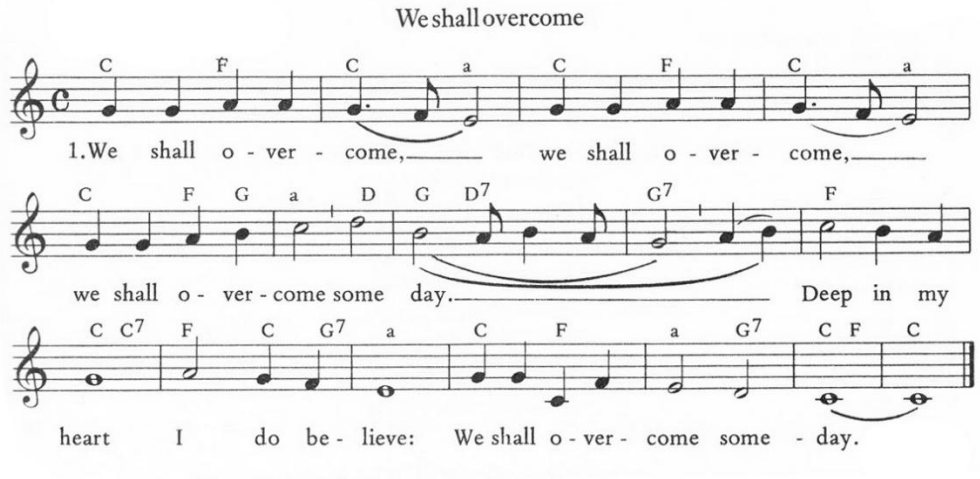
[132] Ein System kann als Maßstab verstanden werden, weil es die Struktur und die Regeln bietet, die notwendig sind, um Einheiten in einem bestimmten Kontext sinnvoll zu ordnen, zu vergleichen und zu bewerten. Es ist diese Fähigkeit zur Strukturierung und Organisation, die den Maßstab zu einem integralen Bestandteil von Systemen macht.

entstehen durch einen Prozess der Transformation. Das Gegebene wird in eine verständliche Sprache übersetzt, von einer Form der Darstellung in eine andere, die verstanden werden kann. Die Bedeutung von Einheiten ist untrennbar mit der Ordnung oder dem Zusammenhang verbunden, zu dem sie gehören. Ihre Bedeutung erwächst aus dieser Zugehörigkeit und dem Bezugsrahmen, den sie innerhalb dieser Ordnung haben.
Wir beschreiben die Welt in Einheiten, deren Inhalte wir persönlich gestaltet haben und die wir persönlich erlernen. Jeder erfasst die Welt in einer selbst erarbeiteten (abstrakten) Symbolsprache.
Um Einheiten erkennbar und bearbeitbar zu machen, müssen sie eine definierte innere Struktur aufweisen. Diese Struktur ermöglicht es, die Einheiten innerhalb eines übergeordneten Systems wiederzuerkennen und sinnvoll zu integrieren. Einheiten sollten so gestaltet sein, dass sie sich nahtlos mit anderen Einheiten und dem Gesamtsystem verbinden lassen. Nur durch diese Anschlussfähigkeit werden sie sinnvoll und nützlich.

Das heißt:

„Wir haben Einheiten nöthig, ... deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt.“[133]

Wenn Einheiten in einen spezifischen Kontext eingebunden werden, erhalten sie eine Anschlussfähigkeit, da sie im Rahmen dieses Kontextes in Bezug auf andere Einheiten gesetzt werden können. Der Kontext schafft eine Art Bezugsrahmen, der es ermöglicht, die Einheiten sinnvoll miteinander zu vergleichen oder in Beziehung zu setzen. So können beispielsweise verschiedene physikalische Größen wie Länge, Zeit und Masse im Kontext einer physikalischen Berechnung in Beziehung zueinanderstehen, was ohne einen gemeinsamen Kontext (etwa eine bestimmte Formel oder Gesetzmäßigkeit) nicht möglich wäre.



Wir verstehen die Welt aufgrund selbst zusammengestellter Einheiten bzw. Symbole.

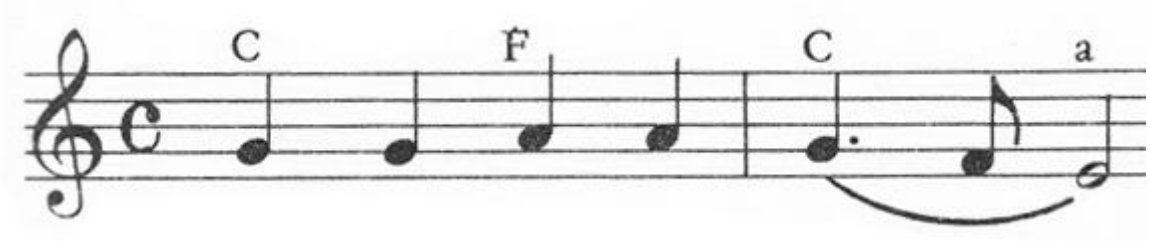
Nicht „erkennen“, sondern schematisieren, dem Chaos so viel Regularität und Formen auferlegen, als es unserem praktischen Bedürfnis genugtut.[134]

[133] Nietzsche, Nachgelassene Fragmente 1887; ähnlich Wittgenstein „Philosophische Untersuchungen“. Wittgenstein äußert hier seine Skepsis gegenüber der Annahme, dass die Welt notwendigerweise aus eindeutig abgegrenzten und unabhängigen Einheiten besteht. Stattdessen betont er die Bedeutung des Gebrauchs und der Kontexte, in denen Begriffe verwendet werden.
[134] Nietzsche, Der Wille zur Macht - Entstehung von Vernunft und Logik, Nr. 515

Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Johann Wolfgang von Goethe, Über das Sehn und die Farben 1810

Unsere Wahrnehmung basiert auf Eindrücken, die jedoch verarbeitet und miteinander in Beziehung gesetzt werden müssen, um verständlich und später wiedererkennbar zu sein. Neue Informationen müssen auf ein verstehbares, d.h. anschlußfähiges Maß reduziert und mit vorhandenen Informationen verknüpft werden, um als Form oder Gestalt erfasst werden zu können. Dadurch entsteht eine durch einen Beobachter ausgewählte und konstruierte Welt, die auf für uns als real empfundenen Eindrücken (Wirkungen) basiert. Aus dem anfänglichen Chaos formen wir uns verständliche Einheiten oder Ereignisse in einem System. Diese Welt ist konstruiert und selektiv, basierend auf den Eindrücken, die vom Beobachter als „real“ empfunden und interpretiert werden.
Über Quantifizierung werden komplexe Zusammenhänge auf einfache, formale Einheiten und Beziehungen reduziert, d.h. in Zahlen, Maßeinheiten, Methoden oder andere standardisierte Formen ausgedrückt. Mit standardisierten Einheiten beschreiben wir uns die Welt, um Klarheit und Einheitlichkeit zu gewährleisten und vor allem um zu verstehen. Das Streben nach Klarheit, Einheitlichkeit und Verständnis führt dazu, dass wir komplexe Informationen in zugänglichere Formen bringen, die zwar etwas beschreiben, selbst aber nicht existieren.

Die Wahrnehmung der Welt basiert auf einer Reduktion und Vereinfachung, die es uns erlaubt, eine komplexe Wirklichkeit zugänglich und verständlich zu machen.



Die Gefühle lenken.

Das Verständnis unserer Welt basiert auf stabilen und strukturierten Einheiten, die uns ermöglichen, Wahrnehmungen zu ordnen und Bedeutung zu schaffen. Diese Einheiten sind in Symbolsystemen wie Noten, mathematischen Symbolen (einschließlich Zahlen) oder Wörtern organisiert und lassen sich aufgrund ihrer Einheitlichkeit miteinander verknüpfen. Eine neue Einheit innerhalb eines solchen Systems ist dann sinnvoll, wenn sie anschlussfähig ist, also in die bestehende Struktur integriert und sinnvoll interpretiert werden kann.
Um eine Einheit zu identifizieren, ist es nötig, ihre wahrnehmbaren Merkmale zu erkennen und zu interpretieren. Ob ein Stern als „Stern“ oder ein Gefühl als „Liebe“ wahrgenommen wird, hängt davon ab, dass unser Verstand grundlegende, bedeutungstragende Muster und Kategorien bereithält. Ohne diese inneren Referenzpunkte wäre eine Einordnung und damit ein Verstehen

der Wahrnehmungen nicht möglich. Diese Referenzen sind Teil eines inneren Beurteilungssystems, das durch Denken und Konzeptualisieren entwickelt wird und mit dessen Hilfe wir konkrete und abstrakte Einheiten definieren und verstehen können.
Diese Festlegung stabiler Einheiten ist zentral für unser Verständnis der Welt. Ohne sie fehlte uns die Grundlage, um Wahrnehmungen zu strukturieren, Muster zu erkennen und ein kohärentes Bild der Welt zu entwickeln. Standards, Quantifizierung und wiederkehrende Muster ermöglichen dabei die Verbindung zwischen verschiedenen Einheiten, wodurch inhaltliche Anschlussfähigkeit entsteht.
Für das Verständnis eines Systems ist die Verknüpfbarkeit seiner Einheiten essenziell. Ein System bleibt nur dann sinnvoll, wenn die Einheiten darin nahtlos miteinander verknüpft werden können. Dies gilt sowohl für konkrete als auch für abstrakte Einheiten, die sich durch ihre Relationen untereinander und zu anderen Einheiten definieren. Auch abstrakte Begriffe wie „Seele“, „Baum“ oder „Petra“ sind über diese Beziehungen zu konkreten und abstrakten Einheiten verständlich, obwohl sie keine direkte Entsprechung im Greifbaren haben. Durch Interpretation und Assoziation lässt sich so ein umfassendes Verständnis des Systems entwickeln, in dem jede Einheit ihren Platz und ihre Bedeutung findet.
So ermöglichen uns stabile Einheiten und die Fähigkeit zur Verknüpfung, die Welt sinnvoll zu ordnen und zu verstehen.

> Ich sitze mit einem Philosophen im Garten; er sagt zu wiederholten Malen, „Ich weiß, dass das ein Baum ist“, wobei er auf den Baum in unsrer Nähe zeigt. Ein Dritter kommt daher und hört das, und ich sage zu ihm: „Dieser Mensch ist nicht verrückt: Wir philosophieren nur.“ Ludwig Wittgenstein, 1951

Wittgensteins Zitat verdeutlicht, wie wir Bedeutung und Gewissheit in der Welt herstellen, indem er zeigt, dass wir oft Selbstverständliches aussprechen, wie etwa „Ich weiß, dass das ein Baum ist“, obwohl solche Aussagen im Alltag keiner Erklärung bedürfen. Im philosophischen Kontext aber wirft diese scheinbare Banalität tiefere Fragen nach der Grundlage unseres Wissens und unserer Bedeutungszuweisungen auf: Wie können wir sicher sein, dass ein Baum tatsächlich ein Baum ist?
Um eine Einheit wie „Baum“ überhaupt als solche erkennen zu können, müssen wir bereits über innere Muster, Kategorien und Referenzpunkte verfügen, die uns helfen, diese Bedeutung zu erfassen. Diese Strukturen, das Symbol „Baum“ oder die dazugehörigen Eigenschaften, sind keine naturgegebenen Wahrheiten, sondern Konstruktionen unseres Denkens. Durch diese Konstruktionen ordnen wir Einheiten in Systeme ein und verknüpfen sie, um die Welt sinnvoll und kohärent zu gestalten.
Wittgensteins Beobachtung greift genau diese Konstruktion unseres Wissens auf: Auch wenn der Baum als Objekt offensichtlich ist, ist unser Wissen darüber und dessen Benennung („Ich weiß, dass das ein Baum ist“) Ergebnis eines Sprach- und Bedeutungssystems. Der „Dritte“, der hinzukommt, sieht das Paradoxe der Aussage, weil solche Selbstverständlichkeiten im Alltag keiner weiteren Erklärung bedürfen. Doch philosophisch betrachtet, führt die Reflexion über das Wissen und seine sprachliche Verankerung zu der Frage, welche stabilen Fundamente und Referenzpunkte nötig sind, um Objekte wie „Baum“ zu erkennen und zu benennen. Diese Fundamente, also die stabilen Einheiten und das gemeinsame Verständnis, das wir für diese Einheiten teilen, machen unser Weltbild erst kohärent und sinnhaft.
Auch wenn die Frage nach der Existenz abstrakter Einheiten über die Grenzen unserer Realität und Wahrnehmung hinausreicht, zeigt die Sprache, dass sich konkrete und abstrakte Einheiten nahtlos verknüpfen lassen. Beide sind „anschlussfähig“ und können im selben Bedeutungssystem zusammenwirken. Es ist jedoch die Kontextualisierung, die ein tiefes Verständnis ermöglicht: Sowohl die Einheiten selbst als auch die Ordnung, in der sie existieren, entstehen durch eine persönliche Konstruktion, die das Gegebene in eine für uns verständliche Form

transformiert. So wird das Gegebene in eine Form übersetzt, die in unserem Sprach- und Bedeutungssystem Sinn ergibt.
Die Bedeutung von Einheiten ist daher untrennbar mit der Ordnung und dem Zusammenhang verbunden, in die sie eingefügt sind. Diese Bedeutung entsteht aus der Zugehörigkeit der Einheit zu einem bestimmten Kontext oder Bezugsrahmen. Nur in diesem Rahmen entfalten die Einheiten ihren vollen Sinn und ermöglichen ein tiefes Verständnis der Welt.

Um die Bedeutung der Anschlussfähigkeit weiter zu vertiefen, lassen sich zwei zentrale Ausdrucksformen betrachten, die unser Verständnis maßgeblich prägen: Mathematik und Sprache. Beide eigenständigen Systeme strukturieren Einheiten und Beziehungen auf eine Weise, die es uns ermöglicht, die Welt sinngebend zu ordnen und zu deuten.
In der Geschichte des wissenschaftlichen Denkens spielte Aristoteles eine entscheidende Rolle, indem er Einheiten anhand ihrer spezifischen Eigenschaften maßstabsgerecht (systemgerecht) identifizierte. Er betrachtete die Welt als eine Ansammlung eindeutig beschreibbarer Dinge, die durch ihre charakteristischen Merkmale voneinander unterscheidbar sind. Diese Sichtweise legte den Grundstein für seine „Lehre vom Sein", die er durch mathematische Quantifizierung systematisch strukturiert. Für Aristoteles bedeutete die Mathematisierung der Welt, dass komplexe Ideen durch Größen und Verhältnisse erfasst und vorhergesagt werden können. Ein Beispiel hierfür ist seine mathematische Beschreibung der Bewegung, die er als Zusammenspiel von Zeit, Entfernung und Geschwindigkeit begriff. Diese mathematische Strukturierung von Phänomenen ermöglichte ihm, Zusammenhänge in der Welt analytisch zu fassen und zu verstehen.
Aristoteles' Ansatz prägt das moderne Wissenschaftsverständnis bis heute: Die Wissenschaft beruht auf präzisen Messungen und quantitativen Analysen, die Beziehungen und Vorhersagen ermöglichen. Von der Physik bis zur Soziologie bietet die mathematische Ordnung ein Mittel, um komplexe Phänomene zu strukturieren und anschlussfähige Einheiten zu schaffen, die in einem System zueinander in Beziehung gesetzt werden können.
Heidegger hingegen weist darauf hin, dass Zahlen und mathematische Konzepte selbst Abstraktionen sind, die unabhängig von den zu beschreibenden Objekten existieren.

> „Dadurch, dass das Mathematische den Charakter der Vorwegnahme hat, wird deutlich, inwiefern die Zahlen zum Mathematischen gehören. So kann die Möglichkeit der Aussage, dass in der Schale drei Äpfel zu sehen sind, nicht den Dingen selbst, entnommen werden. Zum Zählen von Gegenständen ist die Möglichkeit des quantitativen Urteilens bereits vorauszusetzen. An den Gegenständen kann der Zahlbegriff nicht abgelesen werden."[135]

Heidegger verdeutlicht in seinen Überlegungen, dass Zahlen und mathematische Konzepte als Abstraktionen auf einer Ebene operieren, die unabhängig von den zu beschreibenden Objekten existiert. Mit der Aussage, dass „zum Zählen von Gegenständen die Möglichkeit des quantitativen Urteilens bereits vorauszusetzen" ist, weist Heidegger darauf hin, dass mathematische Strukturen nicht in den Dingen selbst verankert sind. Vielmehr entspringen Zahlen und die damit verbundenen quantitativen Formungen einer bereits existierenden mathematischen Ordnung. Diese Ordnung ermöglicht es uns, Einheiten zu schaffen und die Welt quantifizierbar zu machen, geht jedoch stets über die bloße Wahrnehmung der Dinge hinaus.
Diese Perspektive zeigt, dass mathematische Strukturen eine abstrakte, vom Gegebenen unabhängige Ebene darstellen, die nur durch unsere Fähigkeit zum gedanklichen Urteil möglich wird. Durch diese unabhängige Struktur können Einheiten als quantifizierbare „Objekte" geschaffen und in ein System eingegliedert werden, welches die Welt auf eine spezifische, strukturierte Weise erfassbar macht.

[135] vgl. Heidegger, Martin, Die Frage nach dem Ding, Tübingen 1987, S. 57

Allerdings hat Heidegger auch die Grenzen dieser mathematischen Ordnung deutlich gemacht. Die Mathematik schafft eine vorgegebene Struktur, die jedoch von spezifischen Inhalten unabhängig ist und als formaler Rahmen funktioniert. Dadurch wird eine Reduktion auf mathematisch erfasste Größen möglich, die eine standardisierte Handhabung und Vergleichbarkeit der Einheiten gestattet. Diese Vereinfachung ermöglicht zwar Effizienz und Systematik, geht aber zugleich mit einem Verlust an Vielfalt und Komplexität einher. Qualitative können in mathematischen Modellen nur eingeschränkt und indirekt erfasst werden, da die konkrete Qualität des Inhalts in der Abstraktion mathematisch quantifiziert und damit auf ein formales Maß reduziert wird.
Die ausschließliche mathematische Strukturierung führt somit zu einer Vereinfachung, die viele spezifische Kontextinformationen ausschließt. Dies zeigt die Begrenztheit mathematischer Modelle und macht deutlich, dass für ein umfassendes Verständnis der Welt eine über die Mathematik hinausgehende Perspektive notwendig ist. Das mathematische System, so Heidegger, erfasst die „gegebene Welt" nur eingeschränkt und setzt sich damit auch Grenzen in seiner Fähigkeit, die Vielfalt der Welt verständlich zu machen.
Diese Einsicht lässt sich auf die Beziehung zwischen Sprache und Syntax übertragen. Ähnlich wie Zahlen auf einer abstrakten Ebene quantifizieren und strukturieren, operiert auch Sprache auf einer abstrahierenden Ebene, die es ermöglicht, Gedanken und Erfahrungen in Worte zu fassen. Wörter und Sätze sind in eine sprachliche Ordnung eingebettet, die ebenfalls unabhängig von den einzelnen Bedeutungen existiert. Die syntaktische Struktur der Sprache schafft dabei „anschlussfähige" Einheiten, die eine logische Verbindung zwischen Ausdruck und Bedeutung ermöglichen und sicherstellen, dass sprachliche Elemente auf eine kohärente Weise verknüpft werden.
Diese Einsicht lässt sich auf die Beziehung zwischen Sprache und Syntax übertragen. Ähnlich wie Zahlen auf einer abstrakten Ebene quantifizieren und strukturieren, operiert auch Sprache auf einer abstrahierenden Ebene, die es ermöglicht, Gedanken und Erfahrungen in Worte zu fassen. Wörter und Sätze sind in eine sprachliche Ordnung eingebettet, die ebenfalls unabhängig von den einzelnen Bedeutungen existiert. Die syntaktische Struktur der Sprache schafft dabei „anschlussfähige" Einheiten, die eine logische Verbindung zwischen Ausdruck und Bedeutung ermöglichen und sicherstellen, dass sprachliche Elemente auf eine kohärente Weise verknüpft werden.
Diese Überlegungen von Heidegger zur Natur der Mathematik und ihrer Beziehung zu den Dingen können auf die Verbindung zwischen Sprache und Syntax übertragen werden. Ähnlich wie Zahlen eine abstrakte Ebene der Quantifizierung und Strukturierung von Dingen ermöglichen, operiert auch Sprache auf einer ähnlich abstrakten Ebene, indem sie ermöglicht, unsere Gedanken und Erfahrungen in Worte zu fassen. Worte und Sätze sind in eine eigenständige sprachliche Ordnung[136] (System) eingebettet. Die Anschlussfähigkeit von Sprache und Syntax gewährleistet eine klare Verbindung zwischen Sprache und Semantik, indem sie sicherstellt, dass Ausdrücke und Bedeutungen logisch und sinnvoll miteinander verbunden sind. Durch die syntaktische Struktur kann auf einer abstrakten Ebene operiert werden, Wörter und Sätze geordnet und dabei zusammenhängende Einheiten bildet werden. Dies ermöglicht das Verständnis für die Funktionsweise der sprachlichen Ausdrucksweise. Das „Sprachliche" kann dem „Mathematischen" gegenübergestellt werden.
Im Gegensatz zur Mathematik, die als formales System agiert und qualitative Kontexte nur begrenzt berücksichtigt, hat die Sprache durch ihre syntaktische und semantische Struktur eine doppelte Funktion. Sie abstrahiert Inhalte in einer bestimmten Form und verankert diese

[136] Auch Sprache und Denken sind zwei verschiedene Beschreibungsebenen (Systeme) die eng miteinander verwoben sind, und zu einem, wie Wittgenstein feststellt, „Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache", wird. Denk- und Argumentationsstrukturen sind an semantische und grammatische Regelsysteme der Sprachgemeinschaft gebunden.

zugleich in einem Kontext, der die Bedeutung konkretisiert. Damit lässt sich die Sprache sowohl als abstraktes System, ähnlich der Mathematik, als auch als ein System des Ausdrucks und der Kommunikation verstehen, das auf die Komplexität und Vielfalt der Welt reagiert.
Die Gegenüberstellung von Mathematik und Sprache verdeutlicht, dass das mathematische System formale Rahmenbedingungen und einheitliche Maßstäbe bietet. Diese ermöglichen es, komplexe Strukturen zu standardisieren und in systematische Beziehungen zu setzen. Die sprachliche Struktur hingegen fügt dem abstrakten Rahmen der Syntax eine semantische Ebene hinzu, die es erlaubt, Inhalte über das rein Abstrakte hinaus mit Bedeutung anzureichern. Während die Mathematik durch Abstraktion strukturiert, gestattet die Sprache eine größere Anschlussfähigkeit, indem sie „konkrete“ und abstrakte Ebenen miteinander verbindet.
Beide Ordnungen, sowohl die mathematische als auch die sprachliche, beinhalten die Konstruktion und das Verständnis von Strukturen und Bedeutungen. Durch die Notwendigkeit der Anschlussfähigkeit erhalten Mathematik und Sprache den Charakter einer abstrahierenden Gestaltungsvorgabe, die erst in ihrer inhaltlichen Verwendung zum Ausdruck kommt. Die Anschlussfähigkeit der Einheiten wird zur Voraussetzung für die Gestaltung eines Systems und ermöglicht eine formale, standardisierte Zusammenstellung auf Grundlage einer spezifischen Ausdrucksweise, die das System formt.
Erst durch anschlussfähige Einheiten wird ein System verständlich. Die Fähigkeit der Einheiten, miteinander verbunden und in Beziehung gesetzt zu werden, ist entscheidend für die Gestaltung und das Verständnis eines Systems. Mathematik und Sprache bieten einen Rahmen, innerhalb dessen Inhalte abstrahiert und dargestellt werden können. Diese Abstraktion ist essenziell, um komplexe Systeme zu modellieren und zu verstehen.

Die Wahl der spezifischen Ausdrucksweise, sei es in der Musik, Mathematik, künstlerischer Gestaltung oder in anderen Bereichen, spielt eine entscheidende Rolle. Sie prägt die Form des Systems, beeinflusst dessen Verständlichkeit und legt gleichzeitig die Grenzen seiner Aussagekraft fest. Für alle Systeme gilt, dass sowohl die Struktur als auch deren Qualität (Inhalt), die sie vermitteln, zentral für unser Verständnis der Welt sind.

Durch Kontextualisierung und eine anschlussfähige Gestaltung der Einheiten formt und begrenzt ein Individuum seine persönlich verstandene Welt.

Allerdings ist es wichtig zu erkennen, dass keine Perspektive in der Lage ist, alle spezifischen Ausgangsbedingungen, Nebenbedingungen und Besonderheiten einer gegenwärtigen Situation vollständig zu berücksichtigen. Jede Wirkung ist nicht auf einzelne Ursachen reduzierbar. Vielmehr ist die Wirkung, ein Ergebnis, das Resultat eines umfassenden Bedingungsfeldes, das in jeder Konstellation einzigartig ist.
Das Verstehen basiert oft auf festgelegten oder standardisierten Mustern, die durch vergangene Erfahrungen definiert sind und in einem bestimmten Rahmen für spätere Vergleiche festgelegt werden. In diesem Prozess werden jedoch Aspekte ausgeschlossen, die außerhalb des vorgegebenen Kontexts liegen, einschließlich zeitlicher Veränderungen und dynamischer Faktoren.
Trotz dieser Einschränkungen sind sowohl Kontextualisierung als auch Anschlussfähigkeit wesentliche Prozesse, die es ermöglichen, Einheiten in einen sinnvollen und relevanten Rahmen zu integrieren. Kontextualisierung schafft eine Ordnung, die es erlaubt, Einheiten zu verknüpfen und deren Beziehungen zu erkennen. Durch die Anschlussfähigkeit wird sichergestellt, dass unterschiedliche Einheiten, sei es in der Sprache, Mathematik oder anderen Bereichen, miteinander in Beziehung gesetzt werden können.
Indem wir Einheiten kontextualisieren und ihre Anschlussfähigkeit berücksichtigen, eröffnen wir neue Perspektiven und erweitern unser Verständnis. Diese Fähigkeit, sinnvolle Verbindungen zwischen verschiedenen Einheiten zu ziehen und sie in einem größeren Zusammenhang zu sehen, wird zur Grundlage unseres Wissens und unserer Interpretationen. So zeigen sich die Dynamik und Komplexität der Welt in der Art und Weise, wie wir Einheiten sowohl

kontextualisieren als auch miteinander verknüpfen, wodurch unser Verständnis zustande kommt, es bereichert und vertieft wird.

45. Einheiten Zustandsbeschreibung oder Prozessbeschreibung

> Die Philosophie der symbolischen Formen will keine Metaphysik der Erkenntnis, sondern eine Phänomenologie der Erkenntnis sein. Sie nimmt dabei das Wort „Erkenntnis“ im weitesten und umfassendsten Sinne. Sie versteht darunter nicht nur den Akt des wissenschaftlichen Begreifens und des theoretischen Erklärens, sondern jede geistige Tätigkeit, in der wir uns eine „Welt“ in ihrer charakteristischen Gestaltung, in ihrer Ordnung und in ihrem „Sosein“, aufbauen. Statt von dem starren Gegensatz eines festen, in sich gleichsam verschlossenen Ich und einer ebensolchen, an sich bestehenden Welt, die diesem Ich gegenübersteht, auszugehen, will die Philosophie der symbolischen Formen die Voraussetzungen untersuchen, auf denen eben diese Trennung beruht, und die Bedingungen feststellen, die erfüllt sein müssen, wenn sie zustande kommen soll. Sie findet hierbei, daß diese Bedingungen nicht gleichartig sind; daß es vielmehr verschiedene „Dimensionen“ des Erfassens, des Verstehens, des Denkens der Phänomene gibt und daß gemäß dieser Verschiedenheit auch das Verhältnis von Ich und Welt einer mehrfachen Fassung und Gestaltung fähig ist.“
>
> Cassirer, E., Gesammelte Werke (Hamburger Ausgabe), Bd.22, S.117, Hamburg 1998–2009

Auf der Suche nach dem Verstehen meines Verstehens, nach dem Du und dem Ich, aber auch nach der Darstellung von Gefühlen gab mir Ernst Cassirer, den bei mir schon vorhandenen Überlegungen, entscheidende Impuls.
Cassirer war der Überzeugung, dass unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Welt durch Symbole und sprachliche Strukturen vermittelt werden. Diese Symbole sind nicht einfach passive Repräsentationen von Objekten (Einheiten), sondern durch den Menschen selbst aktiv gestaltete Formen der Bedeutungszuweisung und des Verständnisses. D.h., dass unsere Wahrnehmung und unser Verständnis keine abbildhafte Formentsprechung der gegebenen Welt darstellt, sondern vielmehr durch persönlich interpretierte Symbole repräsentiert wird. Daher betont Cassirer, dass unser Verständnis der Welt durch die von uns geschaffenen symbolischen Systeme vermittelt wird keine unmittelbare Abbildung der äußeren Realität darstellt. Die Welt erscheint uns als dynamisch und sich entwickelnd, weil unsere Wechselwirkung mit ihr durch diese symbolischen Vermittlungen geprägt ist. Statt einer statischen Realität beschreibt Cassirer eine Welt, die sich in symbolischen Konstruktionen und Prozessen entfaltet. Die Einheiten, die wir wahrnehmen, sind Konstrukte unseres Denkens, das durch symbolische Systeme geformt und interpretiert werden. Diese Interpretationen verändern und entwickeln sich im Laufe der Zeit, was zu einer dynamischen Sicht auf die Welt führt, die nicht auf starren Konstanten beruht, sondern sich in einem ständigen Prozess der symbolischen Konstruktion und Entfaltung entwickelt.
Nach Cassirer ist also die Vorstellung von Identität und Persönlichkeit stark von dieser symbolischen Vermittlung geprägt. Das „Ich“ und das „Du“ sind keine statischen oder absoluten Einheiten, sondern werden durch die symbolischen Systeme, durch die wir die Welt verstehen, geformt. Diese symbolischen Formen ermöglichen es uns, die Welt zu interpretieren, Bedeutungen zu schaffen und letztendlich unsere Realität zu konstruieren.

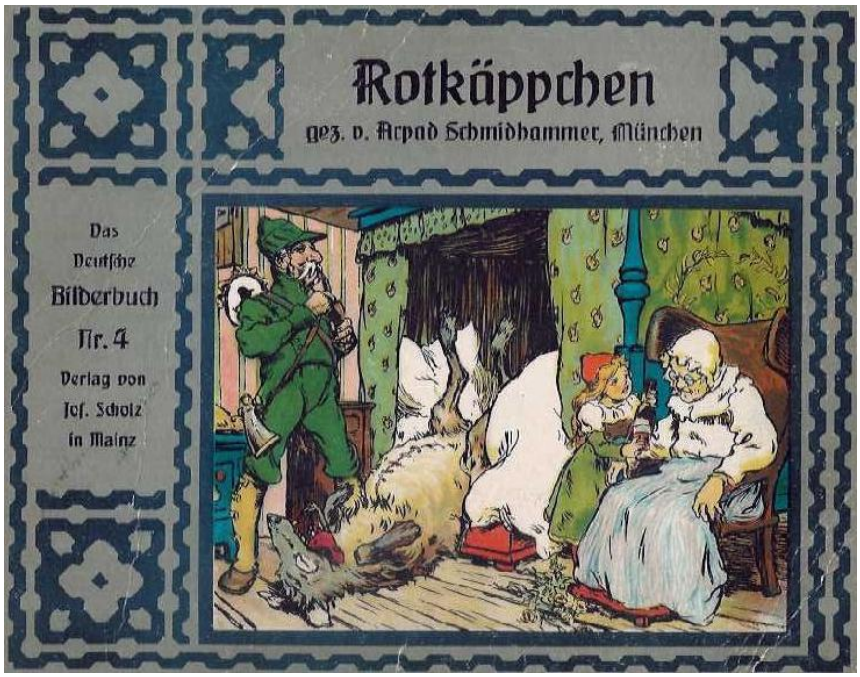
Sowohl das „Du“ als auch das „Ich“ sind symbolische (abstrakte) Konstruktionen, die sich in Beziehung und Auseinandersetzung mit der Welt entwickeln. Unsere Identität entfaltet sich in einem Prozess, der keine feste, unveränderliche Einheit darstellt, sondern sich kontinuierlich verändert. Dies geschieht durch die symbolischen Systeme (Einheiten), mit denen wir unsere Erfahrungen interpretieren. Alle Einheiten des Denkens werden durch symbolische Vermittlungen wahrgenommen. Daher ist auch unsere Wahrnehmung dynamisch und verändert sich im Laufe der Zeit. Sie basieren auf neuen Erfahrungen und Erkenntnissen.
Die menschliche Wahrnehmung ist, wie Cassirer betont, stets von symbolischen Vermittlungen geprägt. Durch Symbole, die wir durch neue Erfahrungen und Erkenntnisse erwerben, wird unsere Wahrnehmung dynamisch und verändert sich kontinuierlich. Cassirers Ansatz führt dazu, dass Identität und Beziehungen nicht als starre, unveränderliche Größen gesehen werden können, sondern als fortlaufende Prozesse der symbolischen Konstruktion und Interpretation, die sich im Laufe der Zeit entfalten und wandeln.

> „Der symbolische Prozess ist wie ein einheitlicher Lebens- und Gedankensstrom, der das Bewußtsein durchflutet und der in dieser seiner strömenden Bewegtheit erst die Vielfältigkeit und den Zusammenhang des Bewusstseins, erst seine Fülle wie seine Kontinuität und Konstanz zuwege bringt. Von einer neuen Seite her zeigt somit dieser Prozess, wie die Analysis des Bewusstseins niemals auf „absolute“ Elemente zurückführen kann – weil eben die Relation, weil die reine Beziehung es ist, die den Aufbau des Bewusstseins beherrscht und die in ihm als echtes „Apriori“, als wesensmäßig Erstes, hervortritt. Nur im Hin und Her vom „Darstellenden“ zum „Dargestellten“, und von diesem wieder zu jenem zurück, resultiert ein Wissen vom Ich und ein Wissen von ideellen wie reellen Gegenständen.“
>
> Cassirer, E., Philosophie der symbolischen Formen, Bd.3, S.231 f., Berlin 1923–1929

Cassirer legt besonderen Wert darauf, wie Menschen durch symbolische Formen, wie Sprache, Kunst oder Mathematik, die Welt wahrnehmen und begreifen. Anstatt die Frage einer objektiven Realität zu untersuchen, interessiert ihn, wie wir durch Symbole Bedeutung schaffen. Diese symbolischen Formen strukturieren und prägen unsere Wahrnehmung und unser Verständnis der Welt. Dieser Gedanke führte Cassirer dazu, menschliche Kreativität und die Fähigkeit zur symbolischen Konstruktion als zentral für das menschliche Verstehen zu betrachten. Er rückt dabei die Objektwahrnehmung in den Hintergrund und konzentriert sich auf die Funktion und Relation zwischen symbolischen Einheiten.
Cassirer definiert Funktionen und Relationen als zentrale Bestandteile der menschlichen Erkenntnis:
Funktionen: Funktionen bilden die grundlegenden Prinzipien des menschlichen Denkens. Der Mensch nimmt die Welt nicht passiv wahr, sondern konstruiert sie aktiv durch die Nutzung von Funktionen, die ihm helfen, seine Erfahrungen zu ordnen und zu verstehen. Funktionen sind Denkwerkzeuge, die Muster und Zusammenhänge beschreiben, etwa durch mathematische Beziehungen oder kausale Zusammenhänge in der Natur. Sie schaffen Ordnung und Bedeutung, indem sie verschiedene Aspekte miteinander in Beziehung setzen. So trägt die aktive Anwendung von Funktionen dazu bei, der Vielfalt der Welt (dem Chaos) Sinn zu verleihen.
Relationen: Relationen sind für Cassirer die Verbindungen zwischen Einheiten, die das Verständnis der Welt bestimmen. Bedeutung und Wissen beruhen nicht auf isolierten Objekten, sondern auf den Beziehungen zwischen ihnen. Relationen ermöglichen es, Bedeutungen zu konstruieren und Zusammenhänge zu verstehen und sind damit ein essenzieller Bestandteil der symbolischen Strukturen, die unser Wissen formen.

Beziehungen bestimmen die Bedeutung der Einheiten.

Diese Sichtweise ist direkt auf Cassirers Argumentation abzuleiten: Die Bedeutung von Einheiten entsteht durch die Relationen, in denen sie zueinander stehen, was der symbolischen und relationalen Natur des menschlichen Erkenntnisprozesses entspricht.
Cassirer verdeutlicht, dass es ihm vorwiegend um die Bedeutung geht, die sich über Beziehungen, Relationen und funktionale Zusammenhänge darstellt. Funktionen zielen hauptsächlich darauf ab, Ordnung und Verständnis durch die Verwendung von Denkeinheiten[137] zu schaffen, während Relationen[138] das Hauptgewicht auf die Verbindungen zwischen den Elementen legen, die diese Ordnung und Bedeutung formen.
Damit teilt Cassirer mit Gottlob Frege die Auffassung, dass Bedeutung nicht isoliert betrachtet werden kann. Frege unterscheidet zwischen „Sinn“ und „Bedeutung“, wobei der Sinn auf die Bedeutung eines Ausdrucks im Kontext der Welt (des Narrativs) verweist und die Bedeutung das Objekt oder der Referent des Ausdrucks ist. Beide Philosophen betonen, dass Bedeutung durch Relationen und Funktionen innerhalb eines umfassenden Systems konstruiert wird und nicht nur durch isolierte Eigenschaften einer Einheit. Cassirer und Frege stimmen also darin überein, dass Bedeutung maßgeblich durch Funktionen und Beziehungen geprägt wird, was die zentrale Rolle dieser Elemente bei der Schaffung von Bedeutung unterstreicht.
Am Beispiel von Rotkäppchen aus dem Märchen der Gebrüder Grimm soll der Beitrag von Einheitsbildung einerseits und Funktion und Relation andererseits zur Bedeutungsbildung verdeutlicht werden.



Das Märchen verdeutlicht, wie Einheiten durch symbolische Funktionen und Relationen an Bedeutung gewinnen können. Betrachtet man die isolierten Eigenschaften von Rotkäppchen, so lassen sich ihre physischen Merkmale wie z.B. die rote Kapuze und der Gesichtsausdruck

[137] Diese Denkinstrumente sind die Mittel, die wir verwenden, um Strukturen zu erschaffen, Bedeutung zu konstruieren und uns mit der Welt auseinanderzusetzen. Zum Beispiel helfen uns sprachliche Strukturen, komplexe Gedanken zu formulieren und zu kommunizieren, während mathematische Systeme dazu dienen, Muster und Beziehungen in Zahlen oder anderen abstrakten Konzepten zu erkennen und zu beschreiben.
[138] Relationen helfen dabei, Beziehungen zu verstehen, Wechselwirkungen zu erkennen und letztendlich ein umfassenderes Verständnis der Welt zu entwickeln, indem sie zeigen, wie diese Elemente miteinander in Beziehung stehen und sich gegenseitig beeinflussen.

beschreiben. Diese Eigenschaften machen Rotkäppchen zu einer bestimmten Figur mit einzigartigen äußeren Merkmalen.
Aus der Perspektive von Funktionen und Relationen betrachtet man jedoch die Beziehungen, die Rotkäppchen zu anderen Charakteren hat, sowie die Rolle, die sie innerhalb der Geschichte erfüllt. Sie fungiert als Hauptfigur, interagiert mit dem Wolf und hat eine besondere Beziehung zu ihrer Großmutter. Diese Relationen und Funktionen tragen zur Gesamtbotschaft des Märchens bei, indem sie über isolierte Merkmale hinausweisen und eine umfassendere Bedeutung erschließen.
Die Untersuchung der symbolischen Bedeutung im Märchen zeigt, dass sich die Bedeutung einer Figur wie Rotkäppchen nicht ausschließlich durch ihre isolierten Eigenschaften definiert, sondern vielmehr durch ihre Rolle und Beziehungen im Gesamtkontext entfaltet. Cassirer und Frege verdeutlichen, dass die Bedeutung einer Einheit wie Rotkäppchen nicht nur auf ihren statischen Merkmalen basiert, sondern sich ebenso durch ihre Funktion und die Interaktionen mit anderen Figuren innerhalb der Märchenstruktur formt. Eine solche Analyse kann auf zwei Abstraktionsebenen erfolgen: der Zustands- und der Prozessperspektive. Es sei angemerkt, dass Cassirer und Frege zwar keine direkten Aussagen zu Rotkäppchen gemacht haben, ihre theoretischen Konzepte jedoch Aufschluss über die Entfaltung von Bedeutungen im narrativen Kontext geben.

1. **Zustandsbetrachtung**: Hier wird eine Einheit in einem statischen Zustand betrachtet, bei dem ihre Eigenschaften zu einem bestimmten Zeitpunkt analysiert werden. Im Märchen „Rotkäppchen“ wäre dies die Beschreibung der physischen Merkmale wie das rote Kapuzenkleid oder das Körbchen. Solche Merkmale definieren Rotkäppchen als Figur in einem bestimmten Zustand.
2. **Prozessbetrachtung**: Hier wird der Fokus auf die dynamische Entwicklung der Einheit gelegt. Die Prozessbetrachtung untersucht die Veränderung und Entwicklung einer Einheit über die Zeit hinweg. Im Fall von Rotkäppchen bedeutet dies, ihre Handlungen und Interaktionen im Verlauf der Geschichte zu analysieren, etwa ihre Reise durch den Wald und das Treffen mit dem Wolf. Diese Betrachtung zeigt, wie Rotkäppchen innerhalb des Märchens handelt und sich entwickelt.

Die Zustands- und Prozessbetrachtung der Figur Rotkäppchen im Märchen zeigt, wie die Bedeutung und das Verständnis einer Einheit durch verschiedene Betrachtungsebenen (Perspektiven, Abstraktionsebenen) vertieft werden können. Eine Einheit wird also nicht nur durch ihre isolierten Eigenschaften definiert, sondern auch durch ihre Funktionen, Relationen und die Dynamik, die sie im größeren Zusammenhang, hier des Märchens, entfaltet. Indem die Analyse statischen Merkmale der Objekteinheiten und dynamische Veränderungen der Prozesseinheiten integriert, entsteht ein umfassenderes Bild von Bedeutung im symbolischen Kontext.
Die Prozesseinheit beschreibt den Verlauf der Bewegung oder Veränderung eines Objekts. Sie richtet den Fokus auf das Geschehen selbst, nicht jedoch auf das Objekt, das sich verändert. Im Gegensatz dazu bezeichnet die Objekteinheit das Ding an sich, das physische oder abstrakte Objekt, das als Träger oder Teilnehmer des Prozesses fungiert. Während sich die Prozesseinheit auf die Dynamik von Bewegung, Transformation oder Veränderung konzentriert, liegt bei der Objekteinheit der Schwerpunkt auf den spezifischen Eigenschaften des Objekts. (Innen- und Außenbetrachtung)
Die Objekteinheit wird vorrangig auf einer mikroskopischen Ebene untersucht. Das bedeutet, dass das Objekt in seiner Auflösung analysiert wird, etwa als Molekül, Partikel, Bauteil oder auch als individuelle Person. Die Aufmerksamkeit liegt dabei auf den Merkmalen und Strukturen, die das Objekt für einen bestimmten Prozess relevant machen. Ziel dieser Betrachtung ist es, eine möglichst hohe Detailgenauigkeit zu erreichen und ein tiefgehendes Verständnis für die prägenden Eigenschaften sowie die internen Beziehungen des Objekts zu gewinnen.

Demgegenüber abstrahiert die Prozesseinheit von solchen mikroskopischen Details. Sie betrachtet Bewegungen, Veränderungen und Dynamiken auf einer höheren, systemischen Ebene. Im Fokus stehen kollektive Merkmale und Systemeigenschaften, durch die Variationen und Veränderungen analysiert oder berechnet werden können. Dieser makroskopische Maßstab eignet sich besonders, um aggregierte Dynamiken zu verstehen und Prozesse gezielt zu gestalten.
Die Unterscheidung zwischen Objekteinheit und Prozesseinheit ist entscheidend für die Wahl des Analysemaßstabs. Sie legt fest, welche Aspekte betont und welche bewusst vereinfacht oder ausgeblendet werden.
Auf der mikroskopischen Ebene steht die Objekteinheit im Mittelpunkt. Sie ermöglicht es, die feinen, prozessrelevanten Eigenschaften des Objekts zu erfassen. Diese Perspektive ist insbesondere dann entscheidend, wenn es darum geht, Ursachen von Veränderungen oder die grundlegenden Wirkmechanismen zu verstehen.
Auf der makroskopischen Ebene hingegen liegt die Aufmerksamkeit auf der Prozesseinheit. Hier werden die Interaktionen zwischen Objekten sowie die Gesamtabläufe eines Systems analysiert. Dabei geht es um die Veränderung von Einheiten, Ressourcen oder Ergebnissen, die quantifiziert werden, um die Gesamtleistung eines Prozesses zu bewerten und zu optimieren.
Das heißt: Objekteinheiten und Prozesseinheiten bedienen sich unterschiedlicher Maßstäbe, um verschiedene Aspekte eines Systems auf unterschiedlichen Ebenen zu analysieren.

(Innenbetrachtung und Außenbetrachtung)

Die Objekteinheit liefert detaillierte Erkenntnisse über die Eigenschaften einzelner Objekte, während die Prozesseinheit von diesen Details abstrahiert, um die Dynamik und Veränderungen des gesamten Systems zu betrachten.

Die Wahl des Analysemaßstabs ist entscheidend für die Erfassung komplexer Systeme, da sie bestimmt, welche Aspekte hervorgehoben und welche vereinfacht oder ausgeblendet werden. Eine mikroskopische Betrachtung legt den Fokus auf strukturelle Eigenschaften und innere Relationen eines Objekts (Objekteinheit), während eine makroskopische Perspektive dessen Rolle in Veränderungsprozessen und Interaktionen (Prozesseinheit) beleuchtet. Erst die gezielte Kombination beider Perspektiven ermöglicht eine ganzheitliche Analyse und Gestaltung komplexer Systeme.
Diese Unterscheidung lässt sich mit Freges Konzept von Sinn und Bedeutung vergleichen. Der „Sinn“ bezeichnet die Art und Weise der Beschreibung eines Objekts, also den methodischen Zugang oder die Perspektive. Die „Bedeutung“ hingegen verweist auf das Objekt selbst, unabhängig von seiner Beschreibung. Daraus folgt:

Unterschiedliche Herangehensweisen beleuchten nicht verschiedene Realitäten, sondern verschiedene Aspekte derselben Realität, je nachdem, aus welcher Perspektive sie betrachtet werden.

Cassirer erweitert diese Idee durch die Metapher von Punkt und Linie. Der Punkt symbolisiert den Zustand, Konzentration und Präsenz. Er steht für das Statische. Die Linie hingegen repräsentiert die Dynamik, Entwicklung und fortschreitende Abfolge. Sie steht für das Prozesshafte. Dieses Zusammenspiel veranschaulicht die Art und Weise, wie menschliches Denken Bedeutung erzeugt. Durch das Zusammenwirken von Zustand und Veränderung, Struktur und Prozess.
Die Verknüpfung der Konzepte von Frege und Cassirer verdeutlicht, dass verschiedene methodische Zugänge, sei es durch Perspektivwechsel oder symbolische Formen, nicht konkurrierende Sichtweisen darstellen, sondern komplementäre Mittel zur Erschließung komplexer Phänomene. Die Unterscheidung zwischen Objekteinheit und Prozesseinheit wird somit zum anschaulichen Modell für die Analyse von Sinn und Bedeutung, Zustand und Prozess. Nur in ihrer Verbindung wird eine erweiterte Komplexität eines Systems sichtbar und zugänglich für Erkenntnis und Gestaltung.

Daraus folgt für die wirkungs- und bedeutungsbezogene Sicht eines Individuums auf die Umwelt:

> Ein Individuum erlebt die Welt nicht als objektive Realität „an sich“, sondern als persönlich empfundene Welt „für sich“, die durch individuelles Betroffensein und die Möglichkeit des eigenen Gestaltens geprägt ist. Erkenntnis ist somit beobachterabhängig. Jeder Mensch entwickelt und erfährt seine eigene symbolische Welt in jedem Moment und fühlt sich dieser ausgesetzt. Die Gegenwart eröffnet eine persönliche Konstruktion, die vor allem auf der individuellen Deutung der Vergangenheit beruht.

Der situative Charakter des Sinnbildungsprozesses ist entscheidend für unsere Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche Ereignisse. Unsere Vorstellungen und Interpretationen sind nicht nur von äußeren Gegebenheiten abhängig, sondern auch von persönlichen Erfahrungen und der Einschätzung der aktuellen Situation. In jedem Moment prägen vergangene Erlebnisse und daraus abgeleitete Deutungsmuster unsere Perspektive. Indem wir uns auf für uns relevante Informationen konzentrieren, können wir schnell Entscheidungen treffen und situationsgerecht handeln. Diese Fähigkeit zur schnellen Orientierung birgt jedoch auch das Risiko der Verzerrung oder Einschränkung der Wahrnehmung, da sie auf bereits erlernten Mustern und Erfahrungen beruht.

Die Gegenwart wird somit stets auf der Grundlage der individuell gedeuteten Vergangenheit eingeschätzt.

Die Wahrnehmung der Gegenwart ist stets durch individuelle Erfahrungen geprägt. Diese Erfahrungen formen die symbolischen Ordnungen, mittels derer das Individuum die Welt deutet und in ihr Orientierung findet. Indem es die Nützlichkeit seiner Symbole für zukünftiges Handeln überprüft, entsteht ein Gefühl der Sicherheit und Gültigkeit dieser Symbole. Dadurch wird das unüberschaubare Chaos der Realität reduziert: Komplexität wird ausgeblendet, und das Wahrgenommene erscheint zunehmend als geordnete, verständliche und verlässliche „Realität“, die mitunter sogar als objektive Gegebenheit interpretiert wird.

Ein vertieftes Verständnis dieses Prozesses lässt sich durch das Modell rekursiver, operativ geschlossener Systeme gewinnen. Solche Systeme, zu denen auch Individuen zählen, orientieren ihre Handlungen nicht ausschließlich an äußeren Einflüssen, sondern maßgeblich an ihrem aktuellen Zustand. Sie beziehen ihre eigenen internen Strukturen und bisherigen Erfahrungen mit ein, wodurch ihre Entscheidungen immer kontextabhängig und rückbezogen auf vergangene Prozesse erfolgen. Sinn und Bedeutung entstehen innerhalb dieser Systeme fortlaufend und sind untrennbar mit deren inneren Prozessen verbunden. Damit wird deutlich: Die Einschätzung der Gegenwart erfolgt stets im Rückgriff auf vergangene Zustände und wird durch diese geprägt.

Dieses Verständnis lässt sich vertiefen durch die Unterscheidung zwischen Zustandseinheiten und Prozesseinheiten. Zustandseinheiten erfassen eine Einheit in einem konkreten Moment. Sie machen Struktur, Stabilität und Identität sichtbar. Prozesseinheiten hingegen richten den Blick auf Veränderung und Entwicklung im zeitlichen Verlauf. Beide Perspektiven sind notwendig, um ein System umfassend zu verstehen, nämlich die eine statisch-beschreibend und die andere dynamisch-prozessual.
Cassirers Metaphern von Punkt und Linie veranschaulichen diese Dualität symbolisch. Der Punkt steht für den Zustand, die Linie für die Entwicklung. Damit wird deutlich, dass Erkenntnis stets sowohl gegenwärtige Strukturen als auch deren Veränderung über die Zeit hinweg berücksichtigen muss. Diese Dualität ist nicht nur methodisch notwendig, sondern auch grundlegend für das menschliche Denken und die Bedeutungsbildung.
Da Individuen als rekursive Systeme stets aus ihrer aktuellen Perspektive handeln und interpretieren, ist Erkenntnis immer beobachterabhängig. Die Welt wird nicht als objektive Ganzheit erfasst, sondern als symbolisch vermittelte Realität, die aus individuellen Erfahrungen

hervorgeht. Diese Perspektivität ist zugleich eine Bedingung unserer Orientierung wie auch eine Einschränkung unseres Zugangs zur „Welt an sich“.
Zustandseinheiten und Prozesseinheiten operieren auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen. Während Zustandseinheiten das System in einem fixierten Moment abbilden, erschließen Prozesseinheiten die Veränderungen, die zwischen solchen Momenten ablaufen. Der direkte Zugang bleibt dem aktuellen Zustand vorbehalten; Prozesse hingegen lassen sich nur durch den Vergleich mehrerer aufeinanderfolgender Zustände erschließen. Erst durch die Verbindung beider Perspektiven lässt sich die Dynamik komplexer Systeme sichtbar machen.
Besonders deutlich wird dies bei Wechselwirkungen innerhalb eines Systems. Ihre Dynamik ist in einer Momentaufnahme, und damit auch für unsere Vorstellungen, nicht erfassbar. Sie wird erst erkennbar, wenn mehrere Zustände in Beziehung gesetzt und deren Veränderungen analysiert werden. Diese Analyse erfordert eine höhere Abstraktionsebene, die über das rein Momenthafte hinausgeht und den Wandel im Zeitverlauf berücksichtigt. Nur durch diese übergeordnete Perspektive können die komplexen Interaktionen und die Entwicklung eines Systems in ihrer Gesamtheit erfasst werden.[139]
Der Unterschied zwischen Zustand und Prozess lässt sich anschaulich am Beispiel von Nietzsches Verbindung zum Nihilismus darstellen. Obwohl Nietzsche selbst sich nie als Nihilist bezeichnete, wurde und wird er oft mit dem Nihilismus assoziiert, da er ihn als zentrales Problem seiner Zeit ansah und scharf kritisierte. Er verstand den Nihilismus als Folge des „Todes Gottes“, also des Verlusts an absoluten, universellen Werten, die zuvor durch den Glauben an Gott und die Religion in der europäischen Kultur verankert waren. Mit diesem „Tod Gottes“ zerbrachen nach seiner Meinung nicht nur religiöse Überzeugungen, sondern auch die moralischen, philosophischen und kulturellen Strukturen, die darauf aufbauten. Ein ganzes „Glaubenssystem“ verschwand.
In „Der Wille zur Macht“ unterscheidet Nietzsche zwischen zwei Formen des Nihilismus: dem passiven und dem aktiven Nihilismus. Der passive Nihilismus beschreibt das stille Akzeptieren von Sinnverlust und Werten ohne Veränderungswillen, eine resignierte Haltung, die Nietzsche als gefährlich empfand, weil sie die Möglichkeit zur Neuschaffung von Werten blockiert. Der aktive Nihilismus dagegen erkennt im Verfall der traditionellen Werte eine Chance zur Umgestaltung und Erneuerung. Für Nietzsche war diese Haltung entscheidend, um alte, überholte Werte hinter sich zu lassen und neue, lebensbejahende Werte zu erschaffen.
Nietzsche verstand Nihilismus daher nicht nur als statischen Zustand, sondern als Ausgangspunkt einer dynamischen Entwicklung. Während der Zustand des Nihilismus die Leere beschreibt, die der „Tod Gottes“ hinterlassen hat, fordert Nietzsche dazu auf, diese Leere nicht einfach zu akzeptieren, sondern den Nihilismus als aktiven Prozess zu begreifen, der zur Transformation führen kann. Der passive Nihilismus stellt eine statische Haltung dar, die den Verlust von Sinn hinnimmt und sich jeder weiteren Entwicklung verschließt. Im Gegensatz dazu wird durch die aktive Auseinandersetzung mit dem Nihilismus der Zustand auf die Prozessebene gehoben. Nietzsche fordert den Menschen auf, den Sinnverlust nicht bloß hinzunehmen, sondern als Chance zu begreifen, um selbst neue Werte zu schaffen und Sinn zu stiften. Damit eröffnet sich ein dynamischer Prozess der Transformation, der in Nietzsches Konzept des „Übermenschen“ gipfelt. Der Übermensch ist ein Mensch, der den Nihilismus nicht nur überwindet, sondern zum Schöpfer neuer Werte wird.
Die reine Zustandsbeschreibung des Nihilismus hält lediglich die Leere und den Verlust fest, während die Prozessebene einen Weg aus dieser Leere zeigt und die Möglichkeit zur Gestaltung neuen Lebenssinns eröffnet. Nietzsches Ansatz macht deutlich, dass für ein vollständiges

[139] Siehe später: Minkowski-Diagramm

Verständnis des Nihilismus beide Abstraktionsebenen, Zustand und Prozess, erforderlich sind. Der Zustand des Nihilismus fungiert als eine Art Ausgangspunkt oder Rahmen, der die Situation beschreibt, während die Prozessebene den Übergang in eine sinnstiftende Zukunft eröffnet. Der Zustand dient so als Momentaufnahme und Orientierung, während die Prozessebene den Weg in den schöpferischen Akt des Werteerschaffens ermöglicht.

46. Einheiten ihre Qualität und Bedeutung

Um die Komplexität und Vielschichtigkeit menschlicher Erfahrungen und Wahrnehmungen zu erfassen, ist es entscheidend, den Unterschied in Qualität und Bedeutung zwischen Zustandseinheiten und Prozesseinheiten zu verstehen. Qualität wird in diesem Essay als Inhalt verstanden, um auf dieser Grundlage die Strukturen und Dynamiken menschlicher Wahrnehmung präziser zu analysieren.[140]
Zustandseinheiten bieten eine Momentaufnahme des Erlebens oder der Betrachtung. Sie machen es möglich, die relativ stabilen Eigenschaften einer Einheit zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erfassen. Dadurch lassen sich Aspekte wie Struktur, Identität und Kontinuität innerhalb eines Systems oder Subjekts erkennen. Prozesseinheiten hingegen richten den Blick auf das Dynamische, Veränderliche und Werdende. Sie ermöglichen ein Verständnis der Transformationen, Anpassungen und Entwicklungen, die eine Einheit über die Zeit hinweg durchläuft.
Bereits diese Unterscheidung verdeutlicht, dass Einheiten nicht nur strukturell, sondern auch qualitativ verschieden wahrgenommen werden können, je nachdem, wie sie betrachtet werden. Daraus ergibt sich, dass jede Perspektive auf die Welt mit einer spezifischen Qualität und Bedeutung ihrer Einheiten verknüpft ist.
Diese Relativität lässt sich anhand mehrerer Beispiele erläutern:

Individuelle Wahrnehmung: Menschen konstruieren ihre eigene symbolische Welt auf Basis ihrer persönlichen Erfahrungen und aktuellen Zustände. Dadurch unterscheidet sich, welche Einheiten als bedeutsam empfunden werden. Was für eine Person eine tiefgreifende Prozesseinheit darstellt (z. B. eine innere Entwicklung), kann für eine andere lediglich als beiläufige Zustandseinheit erscheinen, oder umgekehrt.
Systemgebundene Einordnung: Die Qualität und Bedeutung einer Einheit hängt stark vom Systemkontext ab, in dem sie eingebettet ist. So kann ein Baum in einer ökologischen Perspektive als relativ stabile Zustandseinheit erscheinen, während er in einem klimatologischen Kontext als Teil eines dynamischen Veränderungsprozesses (etwa im Rahmen der globalen Erwärmung) wahrgenommen wird.
Abstraktionsebenen: Unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen und Erkenntnisperspektiven operieren mit verschiedenen Komplexitäts- und Abstraktionsebenen. Ein Biologe könnte einen Organismus auf zellulärer Ebene als Prozesseinheit untersuchen (z. B. Zellteilung), während derselbe Organismus im Kontext eines Ökosystems als Zustandseinheit betrachtet wird. Die Qualität und Bedeutung der betrachteten Einheit wandeln sich mit dem Wechsel der Ebene.
Zeitliche Perspektive: Der gewählte Zeitrahmen beeinflusst ebenfalls, wie Einheiten wahrgenommen werden. Eine historische Analyse legt den Fokus auf langfristige Entwicklungen und betont Prozesseinheiten. Eine gegenwartsbezogene Betrachtung hingegen hebt eher die momentanen, stabilen Aspekte hervor (also Zustandseinheiten). Die Bedeutung einer Einheit ist somit auch zeitrelativ.

Diese Beispiele zeigen: Unsere Wahrnehmung und Bewertung von Einheiten ist perspektivenabhängig. Jede Sichtweise bringt eigene Kriterien für Relevanz, Stabilität und Veränderung mit und damit eine eigene Vorstellung davon, was Qualität und Bedeutung ausmacht.
Zur genaueren Begriffsbestimmung:

[140] In der Philosophie des Geistes, insbesondere bei der Unterscheidung zwischen Zuständen und Prozessen, wird Qualität oft als qualitatives Erleben oder Qualia bezeichnet. Qualia sind die persönlichen Merkmale von Erfahrungen, also das „Wie" einer Wahrnehmung oder eines Gefühls (z. B. das „Rot-Sein" eines Apfels oder das „Schmerzhaft-Sein" eines Schmerzes). Es handelt sich um eine Art der Beschreibung, wie ein bestimmter Zustand auf eine Person wirkt und wie er erlebt wird. Dadurch kommt man zu einem vielschichtigen Verständnis von „Inhalt", der die Qualität bestimmt und über rein faktische oder oberflächliche Informationen hinausgeht. Dies wird besonders deutlich, wenn die Rolle von Symbolen im Denken betrachtet wird, wie ich es unterstelle.

Qualität bezeichnet die inhärente Beschaffenheit einer Einheit, ihre Eigenschaften, Empfindungswerte oder strukturellen Merkmale. Sie verweist somit auf den Inhalt einer Erfahrung oder Beobachtung, also die Innenansicht.
Bedeutung hingegen bezieht sich auf den Stellenwert oder die Relevanz einer Einheit innerhalb eines größeren Zusammenhangs, wie z. B. in einem System, einem sozialen Rahmen oder einer wissenschaftlichen Theorie. Bedeutung beschreibt damit die Außenansicht, also die systemische oder kontextuelle Gewichtung.

Die Begriffe „Qualität" und „Bedeutung" von Einheiten werden in verschiedenen Denktraditionen unterschiedlich verstanden. Anhand der Positionen von Aristoteles, Frege und den empirischen Wissenschaften auf der einen Seite sowie Cassirer, Nietzsche und dem Alltagsverständnis auf der anderen lässt sich eine grundlegende Differenz in der Bewertung dieser Vorstellungen herausarbeiten. Während erstere eine stabile und systematische Betrachtung bevorzugen, betonen letztere die persönliche, dynamische und kontextabhängige Dimension von Qualität und Bedeutung, insbesondere unter Einbezug von Empfindungen.
Trotz ihrer unterschiedlichen theoretischen Hintergründe teilen Aristoteles, Frege und die empirischen Wissenschaften eine gemeinsame Haltung gegenüber Qualität und Bedeutung: Sie betrachten sie als von der persönlichen Wahrnehmung unabhängige, mess- und beschreibbare Eigenschaften von Einheiten.

Aristoteles unterscheidet in seiner Kategorienlehre klar zwischen Substanz und Qualität. Die Substanz ist das, was einem Ding seine grundlegende Identität verleiht, etwa das Material eines Stuhls. Qualität hingegen bezeichnet die Eigenschaften, die dieser Substanz zukommen, wie Farbe, Höhe oder Härte. Sie ist stets von der Substanz abhängig und existiert nur im Zusammenhang mit ihr. Aus dieser Perspektive interessiert sich Aristoteles für die stabile Beschaffenheit der Welt. Persönliche Empfindungen sind dabei irrelevant. Entscheidend ist allein die systematische Beschreibung von Merkmalen.
Gottlob Frege verfolgt einen ähnlichen Zugang. Seine Unterscheidung zwischen Sinn (konzeptuelle Bedeutung eines Begriffs) und Bedeutung (Referenz auf eine reale Entität) verortet die Qualität eines Begriffs innerhalb eines logischen Systems. Für Frege ist Qualität kein Erleben, sondern die Funktion eines Begriffs im Verhältnis zu anderen Begriffen. Seine Philosophie zielt auf begriffliche Präzision und universelle Verständlichkeit, wodurch persönliche Empfindungen ausgeklammert bleiben.
Auch die **empirischen Wissenschaften** schließen individuelle Kriterien weitgehend aus. Qualität wird hier als messbare, überprüfbare Eigenschaft verstanden, sei es in den Naturwissenschaften durch physikalische Größen wie Temperatur und Masse, oder in den Sozialwissenschaften durch standardisierte Skalen, etwa zur Messung von Intelligenz oder Verhalten. Die Voraussetzung für wissenschaftliche Erkenntnis ist die Stabilität, Reproduzierbarkeit und Objektivierbarkeit der untersuchten Qualitäten. Persönliche Empfindungen gelten als Störfaktor, da sie der Vergleichbarkeit und Verlässlichkeit der Ergebnisse im Wege stehen.

Insgesamt vertreten Aristoteles, Frege und die empirischen Wissenschaften ein Verständnis von Qualität und Bedeutung, das auf Stabilität, Nachvollziehbarkeit und systematischer Struktur beruht. Empfindungen und individuelles Erleben bleiben in diesen Ansätzen weitgehend ausgeklammert.
Demgegenüber stehen Denkweisen, die Qualität und Bedeutung nicht als feststehende Eigenschaften, sondern als dynamische und kontextabhängige Konstruktionen begreifen. Im Zentrum dieser Perspektiven stehen die individuelle Wahrnehmung, das persönliche Empfinden und die symbolische Vermittlung. Für eine solche Sichtweise sollen im Folgenden exemplarisch Ernst Cassirer, Friedrich Nietzsche sowie das Alltagsverständnis herangezogen werden.

Ernst Cassirer beschreibt in seiner Philosophie der symbolischen Formen, wie Menschen ihre Welt durch Symbole strukturieren und verstehen. Qualität und Bedeutung entstehen in seiner

Sicht nicht durch festgelegte Eigenschaften, sondern durch Prozesse symbolischer Bedeutungsbildung, die sich wandelbar, historisch gewachsen und kulturell geprägt zeigen. Symbole sind keine statischen Einheiten, sondern veränderbare Mittel der Erkenntnis, deren Bedeutung sich im Vollzug des Denkens und Fühlens entfaltet. Cassirer rückt damit das Erleben und die persönliche Interpretation ins Zentrum, da sie entscheidend dafür sind, wie Symbole ihre Funktion im Erkenntnisprozess entfalten.

Friedrich Nietzsche kritisiert traditionelle Vorstellungen von festen Bedeutungen und betont die willkürliche Natur von Bedeutungszuschreibungen. Für ihn sind Bedeutungen nicht objektiv gegeben, sondern durch individuelle Perspektiven, Emotionen und Machtverhältnisse konstruiert. Die Welt besteht aus „Metaphern", die wir als Wahrheiten missverstehen. Begriffe und Einheiten sind demnach keine stabilen Entitäten, sondern kreative Akte der Interpretation, geprägt von Empfindungen und individuellen Erfahrungen. Die Qualität eines Begriffs entsteht bei Nietzsche nicht durch eine objektive Eigenschaft, sondern durch die emotionale und kontextuelle Resonanz, die er beim Einzelnen erzeugt.

Auch im **Alltagsverständnis** zeigt sich diese pragmatische, flexible Sichtweise. Menschen konstruieren Qualität und Bedeutung durch ihre täglichen Erfahrungen, ihre sozialen Beziehungen und die jeweiligen Bedürfnisse. Was für den einen eine bedeutende Einheit ist, kann für den anderen belanglos erscheinen. Qualitäten sind hier situativ und wandelbar, ihre Bewertung ist stark durch Empfindung und persönliche Erfahrung geprägt. Bedeutung ergibt sich nicht aus einem systematischen Begriff, sondern aus dem momentanen Lebenskontext.

Cassirer und Nietzsche vertreten, wie auch im Alltagsverständnis sichtbar wird, die Auffassung, dass Qualität und Bedeutung nicht unabhängig vom Individuum existieren, sondern erst durch Empfindung, Erfahrung und Interpretation hervorgebracht werden.

Die Vielzahl individueller Perspektiven macht deutlich, dass Qualität und Bedeutung nicht einheitlich definierbar sind. Jedes Individuum bringt seine eigene Sichtweise ein, geprägt von Erfahrungen, kulturellem Hintergrund und eigenen Deutungsmustern. Die Bestimmung von Bedeutung ergibt sich somit nicht aus einem universellen Maßstab, sondern aus dem jeweiligen persönlich geprägten Zugang.

In diesem Zusammenhang spielt das Symbol eine zentrale Rolle. Es fungiert als Vermittler zwischen abstrakten Ideen und Erfahrung.

Symbole sind keine statischen Objekte mit fester, inhärenter Bedeutung, sondern konstituieren Bedeutung in einem dynamischen Interpretationsprozess.

Sie eröffnen individuelle Qualitäten, die sowohl verstandesmäßig fassbar als auch emotional erlebbar sind. Auf diese Weise tragen Symbole eine doppelte Dimension.

Symbole verbinden das Verstandesmäßige mit dem Empfindungsbezogenen und das Stabile mit dem Veränderlichen.

In rekursiven Systemen wie der individuellen Erkenntnis oder sozialen Konstruktionen entstehen Qualität und Bedeutung nicht als feste Größen, sondern durch Selbstbeobachtung und Interpretation innerhalb des Systems. Sie sind somit prozesshaft und kontextabhängig, bestimmt durch den aktuellen Zustand des Systems sowie durch die internen Strukturen, die dessen Orientierung leiten.

Die Interpretation eines Symbols oder einer Einheit spiegelt daher immer auch den momentanen inneren Zustand des Beobachters wider. Symbole und Metaphern erweitern in diesem Zusammenhang den Diskurs, da sie es ermöglichen, emotionale Inhalte zu vermitteln und damit eine persönliche Dimension von Bedeutung und Qualität einzubeziehen. Sie zeigen, dass Erkenntnis nicht ausschließlich verstandesmäßig erfolgt, sondern vor allem emotional verankert ist.

Letztlich führt die Einsicht, dass Bedeutung und Qualität Ergebnisse individueller Orientierung und Interpretation sind, zu einer grundlegenden Erkenntnis:

Die Welt, wie wir sie verstehen, ist keine objektive Gegebenheit, sondern ein symbolisch konstruiertes Bedeutungssystem, das wir im Akt des Erkennens aktiv gestalten und damit eine Projektion auf das Gegebene werfen.

Im Anschluss an die zuvor dargestellten Überlegungen zur Prozesshaftigkeit von Bedeutung und Qualität wird deutlich, dass Symbole eine zentrale Rolle in der Art und Weise spielen, wie wir die Welt wahrnehmen und interpretieren. Sie sind nicht bloß neutrale Zeichen, sondern dynamische Vermittler von Erfahrung und sind eingebettet in Systeme individueller und kollektiver Orientierung. Ihre Qualität und Bedeutung entstehen nicht unabhängig vom Erkennenden, sondern im Wechselspiel zwischen innerem Zustand, systemischer Verortung und symbolischer Konstruktion.

In diesem Zusammenhang lassen sich zwei zentrale Dimensionen symbolischer Formung und Interpretation unterscheiden: eine verstandesmäßige und eine gefühlsmäßige.

Verstandesmäßig geformte Symbole entstehen durch rationale, analytische und systematische Prozesse. Sie zielen auf Eindeutigkeit und Stabilität ab und ermöglichen eine klare, reproduzierbare Bedeutungszuweisung. In ihnen zeigt sich das Streben nach Ordnung, Struktur und Objektivierbarkeit. Beispiele hierfür finden sich etwa in der mathematischen Sprache, in wissenschaftlichen Modellen oder in technischen Codes. Diese Symbolsysteme weisen eine weitgehende Unabhängigkeit von individuellen Wahrnehmungen auf. Ihre Qualität liegt in der logischen Präzision, ihre Bedeutung im funktionalen Bezug zu größeren, meist normierten bzw. standardisierten Systemen.

Gefühlsmäßig geformte Symbole hingegen gründen sich auf individuelle Erfahrungen und emotionale Resonanz. Sie eröffnen Räume für Ambivalenz, Mehrdeutigkeit und persönliche Interpretation. Poetische Bilder, religiöse Zeichen oder kulturelle Ikonen sind Träger solcher Symbolik. Ihre Qualität entsteht aus der emotionalen Tiefe, ihre Bedeutung aus der individuellen Erfahrung. Sie sprechen das Erleben und Empfinden an, sind Ausdruck innerer Zustände und zugleich Medium ihrer Mitteilung.

Diese beiden symbolischen Dimensionen stehen jedoch nicht im Gegensatz zueinander, sondern ergänzen sich zu einer umfassenderen Einheit. In ihrer Verbindung offenbart sich die doppelte Natur des menschlichen Erkenntnisprozesses. Das Streben nach Klarheit und Ordnung (Verstand) steht in einem ständigen Dialog mit dem Bedürfnis nach Ausdruck und Resonanz (Gefühl).

Diese komplementäre Struktur von Symbolen verdeutlicht, dass Qualität und Bedeutung keine festen, isolierten Eigenschaften sind, sondern im Akt des Erkennens situativ erzeugt und individuell gewichtet werden. Verstandesmäßige Symbole liefern die Struktur, innerhalb derer Bedeutung stabilisiert werden kann; gefühlsmäßige Symbole verleihen dieser Bedeutung die persönliche Tiefe und Qualität.

In dieser Synthese wird der symbolische Akt selbst zur Brücke zwischen Beobachtung und Empfindung, zwischen System und Individuum. Der Satz von Anthony Robbins

„Die Qualität deiner Beziehungen bestimmt die Qualität deines Lebens“

kann daher als paradigmatisch für diese Verknüpfung gelten. Beziehungen, ob zwischen Menschen, Gedanken oder Symbolen, sind nicht einfach gegeben, sondern Ausdruck eines dynamischen Prozesses der Bedeutungsbildung, der sowohl verstandesmäßige Klarheit als auch gefühlsmäßige Tiefe erfordert.

Wenn die Worte fehlen, tanzen wir. Wenn wir unsere Gefühle nicht ausdrücken können, singen wir. Auf diese Weise stellen wir eine Beziehung zu den Menschen her.[141]

So gesehen sind Symbole nicht nur Träger, sondern auch Schöpfer von Qualität und Bedeutung. Ihre doppelte Natur macht sie zu zentralen Elementen eines Weltverständnisses, das sowohl gedankliche Präzision als auch emotionale Verbundenheit anerkennt und damit der Komplexität menschlicher Erfahrung näherkommt.
Sowohl Friedrich Dürrenmatt[142] als auch der Quantenphysiker Hans-Peter Dürr[143] gelangen, wenngleich über gänzlich unterschiedliche Erkenntniswege, zu Einsichten, die sich in bemerkenswerter Weise mit dem hier entwickelten Konzept der „Beziehungseinheiten" als Prozesseinheiten überschneiden. Während Dürrenmatt aus der Perspektive des Dramatikers den „Wirk" als entscheidenden Wendepunkt in einem Geschehen beschreibt, der die Erwartungen des Publikums sprengt und eine tiefere, oft paradoxe Wahrheit sichtbar macht, arbeitet Hans-Peter Dürr in der physikalisch-philosophischen Reflexion heraus, dass die Welt nicht aus statischen Dingen, sondern aus Beziehungs- und Wirkzusammenhängen besteht. Bei beiden tritt an die Stelle einer objektiv fixierbaren, von menschlicher Perspektive unabhängigen Realität eine prozesshafte, kontextgebundene Wirklichkeit, die erst im Zusammenspiel von Wahrnehmung, Interpretation und Wechselwirkung entsteht.
Dürrenmatts „Wirk" lebt von der plötzlichen Enthüllung eines verborgenen Zusammenhangs, der die Handlung in ein neues Licht taucht und dabei das bisher angenommene Ordnungsgefüge relativiert. Das Geschehen erhält seine Qualität nicht aus einer unverrückbaren, vorab festgelegten Bedeutung, sondern aus der spezifischen Konstellation von Figuren, Situationen und Wahrnehmungshorizonten. Hans-Peter Dürr beschreibt in seiner physikalisch inspirierten Terminologie einen ganz ähnlichen Vorgang, wenn er den „Wirk" als immaterielle, prozesshafte Grundlage der Wirklichkeit versteht, die sich nicht in materiellen Objekten, sondern in den Wechselwirkungen und Potenzialitäten manifestiert. Auch bei ihm ist das, was wir Realität nennen, nicht etwas Gegebenes, sondern ein Netz aus Beziehungen, das sich in jedem Moment in Abhängigkeit vom Beobachter und den Bedingungen neu formt.

In diesem Sinn ähneln beide „Wirke" meinen Beziehungseinheiten, die ich „Emotionen" nenne.

Emotionen sind, wie ich sie verstehe, keine starren Entitäten, sondern Knotenpunkte in einem fortlaufenden Prozess der Bedeutungs- und Qualitätsbildung. Sie existieren nicht unabhängig von den Akten des Erkennens, sondern entstehen im Wechselspiel von innerem Zustand, kulturellem Kontext und situativer Dynamik. Sowohl bei Dürrenmatts dramaturgischem „Wirk" als auch bei Dürrs physikalischem „Wirk" liegt der Akzent auf der Prozesshaftigkeit, der Abhängigkeit vom Beobachter und der schöpferischen Dimension der Verbindung. Die

[141] ausgesprochen auf dem Theaterfestival in Avignon
[142] Dürrenmatt sah die Welt als chaotisch, nicht durchschaubar, widersprüchlich. Der Wirk ist das Ereignis, das diesen Charakter sichtbar macht. Er offenbart die Unmöglichkeit einer eindeutigen moralischen oder rationalen Ordnung und ist verstörend, komisch, tragisch, manchmal alles zugleich. In Dürrenmatts epischem Theater (ähnlich Brecht, aber mit anderer Zielrichtung) soll der Zuschauer nicht mitleiden, sondern mitdenken und durch den Wirk die Absurdität der Welt erkennen.
[143] Er sagt sinngemäß: „Was wir früher Materie nannten, ist nicht aus Materie, sondern aus Wirk gemacht." Das bedeutet: In der modernen Quantenphysik ist Materie nicht das Fundamentale. Statt harter Teilchen ist die Wirklichkeit eher prozesshaft, vernetzt und immateriell. „Wirk" steht für: Potenzialität (Möglichkeit, nicht schon Festgelegtes), Prozesshaftigkeit (statt Dinghaftigkeit), Beziehung und Information (statt isolierter Substanz), Form gewordene Bewegung, Etwas, das wirkt, ohne selbst ein Ding zu sein. Indem er allerdings den „Wirk" als eine Art Grundstruktur des Seins charakterisiert, dass als informative, formende Kraft, die die sichtbare Realität hervorbringt, aber selbst nicht direkt sichtbar oder messbar ist, gleitet er nach meiner Auffassung ins spirituelle ab. Dürr macht aus einer physikalischen Beschreibung (Quantenprozesse sind Wahrscheinlichkeits- und Wechselwirkungsmuster) eine ontologische Aussage.

Gemeinsamkeit besteht auch zu mir darin, dass Bedeutung und Qualität nicht als isolierte, absolute Größen begriffen werden, sondern als emergente Eigenschaften eines Beziehungsgeflechts, das sich ständig verändert und dessen Sinn sich erst im Vollzug offenbart.
Auf diese Weise verknüpfen sich die literarische und die naturwissenschaftlich-philosophische Perspektive zu einer Einsicht, die im Kern meiner eigenen Überlegung zu Beziehungseinheiten entspricht. Wirklichkeit ist ein dynamisches Bedeutungsfeld, in dem das, was wirkt, immer zugleich das ist, was in Beziehung steht. Die Einheit von Prozess und Beziehung bildet dabei das Fundament jeder Bedeutungszuschreibung, ob auf der Bühne, im physikalischen Modell oder in der individuellen Erfahrung. Die Nähe dieser unterschiedlichen Ansätze zeigt, dass die Grenzen zwischen künstlerischem, naturwissenschaftlichem und philosophischem Denken durchlässig sind, sobald man die Welt nicht als Ansammlung von Dingen, sondern als ein lebendiges, sich selbst deutendes Geflecht von Prozessen und Beziehungen versteht.

Camus: „Erkenne das Absurde und lebe trotzdem, aufrecht."

Dürrenmatt: „Erkenne das Absurde und sieh, wie komisch und katastrophal es uns alle trifft."

Beide Haltungen lassen sich in das Verständnis der Wirklichkeit als dynamisches Bedeutungsfeld einordnen. Das Absurde, wie es Camus und Dürrenmatt auf je eigene Weise inszenieren oder reflektieren, ist kein isoliertes Ereignis, sondern ein Knotenpunkt im Geflecht von Prozessen und Beziehungen. Die Erfahrung des Absurden wirkt, weil sie Beziehungen verändert, zwischen Individuen, zwischen Menschen und Welt, zwischen Idee und Handlung. So zeigt sich, dass selbst in der Konfrontation mit Sinnlosigkeit die Bedeutungsbildung nicht endet, sondern sich gerade aus der Spannung zwischen Prozess und Beziehung erneuert. Ob in der eigenen Erfahrung, der Bühne, im philosophischen Essay oder im naturwissenschaftlichen Modell, das Denken über das Absurde wird zu einem Teil des lebendigen, sich selbst deutenden Geflechts, das wir das Gegebene nennen.
Camus Dürrenmatt und ich verarbeiten das Absurde auf sehr verschiedene Weise. Aber wenn man die Unterschiede abstrahiert und die konkrete Form (Bühne, Essay, Erfahrung) weglässt, bleibt auf diesem „reduzierten Niveau" das gleiche strukturelle Phänomen übrig:

Der Mensch trifft auf eine Welt ohne vorgegebenen Sinn, und diese Begegnung verändert Beziehungen und treibt neue Bedeutungsbildung an.

Das reduzierte Niveau lässt sich als ein vereinfachtes Koordinatensystem verstehen, auf dem unterschiedliche Positionen verortet werden können. Diese Ebene, die als Einheitsebene bezeichnet werden kann, ist ein analytisches Raster, das wir aus einem übergeordneten Sinnfeld herauslösen, um Orientierung zu gewinnen und Beziehungen zwischen Perspektiven sichtbar zu machen.
Demgegenüber steht das größere dynamische Sinnfeld als das komplexe, lebendige Ganze, in dem diese Positionen real existieren, entstehen und sich verändern. Es ist prozesshaft, offen und vielgestaltig; aus ihm gehen alle konkreten Formen, Deutungen und Bedeutungszusammenhänge hervor.
Wenn wir auf der Einheitsebene verstehen, dann hat die einzelne Einheit die Bedeutung eines definierten Bezugspunkts innerhalb eines abstrakten Koordinatensystems. Sie dient dazu, unterschiedliche Positionen, Perspektiven oder Phänomene klar zu erfassen, zu unterscheiden und zueinander in Beziehung zu setzen. Die einzelne Einheit ist somit ein Element des analytischen Rasters, das Orientierung schafft und es ermöglicht, das komplexe dynamische Sinnfeld strukturiert zu überblicken.

Kurz gesagt: Auf der Einheitsebene ist die einzelne Einheit ein fixierter, unterscheidbarer Baustein, der als Grundlage für Vergleich, Analyse und systematische Einordnung fungiert.

Eine einzelne Einheit gibt zwar Hinweise auf bestimmte Bedingungen im System, macht aber vor allem deutlich, dass sie nur einen Teil repräsentiert und dass das ganze Sinnfeld erst im Zusammenspiel mit anderen Einheiten verständlich würde.
Da wir, so meine Unterstellung, ausschließlich auf der Einheitsebene verstehen, erscheint uns das Gegebene als absurd und chaotisch. Dieses Erleben entsteht, weil uns der Zugang zur umfassenden Vernetzung und Dynamik des umfassenderen Sinnfelds fehlt. Wir sehen nur isolierte Punkte, deren Zusammenhang sich nicht unmittelbar erschließt, sondern wir unterstellen. Um dennoch Orientierung zu gewinnen, strukturieren und interpretieren wir diese Einheiten denkend, wodurch wir aus dem scheinbaren Chaos eine vorläufige Ordnung schaffen.

Im Spannungsfeld zwischen der begrenzten Sicht auf einzelne Einheiten und der verborgenen Komplexität des Ganzen entsteht die Erfahrung des Konkreten im Absurden, des unmittelbar Gegebenen.

5. Die Strukturfrage (Innenbetrachtung einer Einheit [144])

Struktur ist die grundlegende Bedingung dafür, dass Ordnung überhaupt entstehen kann. Nur wenn es klar unterscheidbare Dinge oder Einheiten gibt, lässt sich ein Gefüge schaffen, in dem sich Elemente zueinander in Beziehung setzen lassen. Ohne solche strukturbildenden Unterschiede bleibt alles im Zustand des Chaos, ungeordnet, unübersichtlich und weder sinnlich noch gedanklich fassbar.
In einem strukturlosen Raum kann nichts geordnet, sortiert oder verglichen werden. Erst durch eine erkennbare Gliederung, etwa durch Gegenstände, Begriffe oder andere abgegrenzte Elemente, wird Orientierung möglich. Struktur macht das Verschiedene sichtbar und erlaubt es, Relationen herzustellen, Unterschiede wahrzunehmen und Bedeutung zu erzeugen.
Ordnung setzt immer eine zugrunde liegende Struktur voraus, die dem Vielen eine Form gibt. Ohne diese Struktur bleibt jedes System leer, jede Beziehung haltlos und jede Unterscheidung beliebig. Die Differenz, also das Abgehobene und Unterscheidbare, trägt die Struktur. Wo sie fehlt, entsteht Chaos, und jede Form von Ordnung wird unmöglich.
Wenn Struktur die Voraussetzung von Ordnung ist, dann ist auch unsere Erkenntnis auf diese Strukturen angewiesen, nicht auf ein Erfassen einer verborgenen Realität, sondern auf die Wahrnehmung und Beschreibung der Welt, wie sie sich im konkreten Wirken zeigt.

Wir erkennen die Welt nicht, indem wir eine verborgene, objektive Realität an sich hinter den Erscheinungen entschlüsseln, sondern indem wir das Geschehen in der Welt wahrnehmen, beobachten, beschreiben und deuten.

Wahrnehmung ist daher kein passives Empfangen von Reizen, sondern ein aktiver, wechselseitiger Prozess des Miteinanders. In diesem Zusammenhang spielt der Begriff der Resonanz eine zentrale Rolle.
Resonanz ist eine Beziehung des Wirkens und Widerwirkens. Resonanz beschreibt eine lebendige, antwortende Beziehung zwischen einer Einheit und der Welt. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass:

1. Die Welt wirkt auf mich. Die Welt oder ein Teil von ihr „sendet“ einen Impuls aus, der mich berührt oder interessiert.
2. Ich wirke auf die Welt. Ich reagiere, trete in Beziehung, handle, stelle Fragen, interpretiere.
3. Die Welt antwortet zurück. Mein Wirken verändert etwas, und ich erfahre eine Reaktion darauf.
4. Sowohl ich als auch mein Weltverhältnis können sich durch diese Wechselwirkung verändern. (Transformation)

Dann bedeutet das aber auch:

1. Wahrnehmung ist nicht bloß passives Empfangen von Reizen, sondern ein interaktives Geschehen.
2. Ich erkenne die Welt nicht nur durch Anschauen, sondern durch mein Tun, Spüren, Fragen, Experimentieren, Gestalten.
3. Durch dieses Tätigsein (Wirken) antwortet die Welt, und ich nehme diese Antwort wahr – das ist Resonanz.

Resonanz macht deutlich:

Wahrnehmung eröffnet eine wechselseitige Beziehung zwischen dem Wahrnehmenden und der Welt. Sie ist kein einseitiger Vorgang, sondern ein aktiver, dialogischer Prozess, bei dem das Individuum nicht nur empfängt, sondern auch interpretiert und die Welt

[144] System

mitgestaltet. Wahrnehmung ist somit ein dynamisches Zusammenspiel von Aufnahme und Antwort, das sowohl das Erkennen als auch das Erleben prägt.

Wir nehmen die Welt über ihr Wirken wahr, weil nur im dialogischen Austausch zwischen Ich und Welt lebendige und sinnvolle Erfahrungen entstehen. Resonanz beschreibt genau dieses Wechselspiel, eine Schwingung zwischen dem Ich und etwas, das ihm gegenübertritt und antwortet.

Resonanz ist ein Prozess des energetischen Austauschs zwischen dem Ich und der Welt. Eine Resonanzbeziehung ist eine dialogische Beziehung, in der etwas zu Dir spricht, Dich berührt, Dich bewegt usw. und Du darauf antwortest.

Resonanz beschreibt eine dynamische Wechselbeziehung zwischen einem System, etwa einem Individuum, und einem Impuls, der aus der äußeren Umwelt oder der inneren Erlebniswelt des Systems stammt. Ein solcher Impuls kann ein Ereignis, eine Anregung, ein Gefühl oder ein Gedanke sein. Trifft dieser Impuls auf das System, kann er es berühren, bewegen und eine Reaktion hervorrufen. Entscheidend ist jedoch, dass der Impuls in einer Form erscheint, die das System verstehen kann.

Verständlichkeit ist Voraussetzung für Resonanz.

Resonanz entsteht nur dann, wenn ein Impuls vom System als bedeutsam erkannt und verarbeitet werden kann. Das setzt voraus, dass der Impuls in einer Art und Weise vermittelt wird, die der Wahrnehmungs- und Deutungsstruktur des Systems entspricht. Ist dies nicht der Fall, etwa weil der Impuls als zu fremd, widersprüchlich oder unverständlich erlebt wird, verfehlt er das System, und Resonanz bleibt aus.

Der Impuls wird individuell interpretiert.

Die Bedeutung eines Impulses ist nicht objektiv vorgegeben, sondern entsteht im System selbst. Dieses interpretiert den Impuls auf Grundlage seiner inneren Struktur, seiner Erfahrungen, Werte, Weltbilder und Ausdrucksweisen. In diesem Sinne „übersetzt" das System den Impuls in seine eigene Sprache. Es ist eine individuelle Deutungssprache oder „Privatsprache". Nur jene Anteile des Impulses, die in diesen internen Bedeutungsrahmen passen, können verarbeitet und mit Bedeutung versehen werden.

Resonanz ist ein dialogischer Prozess.

Resonanz ist somit keine bloße Reiz-Reaktions-Kette, sondern ein dialogischer Austausch:

- Das System nimmt den Impuls auf,
- prüft ihn auf Anschlussfähigkeit,
- deutet ihn im Lichte eigener Erfahrungen,
- und integriert ihn gegebenenfalls in seine innere Ordnung.

Dieser Prozess betrifft sowohl die Beziehung zur Außenwelt (z. B. Sinneseindrücke, Kommunikation, Erlebnisse) als auch zur Innenwelt (z. B. Emotionen, Erinnerungen, Gedanken).

Resonanz ist eine Entwicklungskraft.

Im fortlaufenden Austausch mit resonanten Impulsen entwickelt das System ein differenzierteres Selbstverständnis. Resonante Erfahrungen führen zu:

- Selbstreflexion,
- tieferer Selbstwahrnehmung,
- und einer erhöhten Anpassungsfähigkeit gegenüber äußeren wie inneren Anforderungen.

Resonanz bildet die Grundlage aller Beziehungsformen, sei es zur Umwelt, zu anderen Menschen und zum eigenen Ich. Sie ist stets ein zweiseitiger Prozess: Das Individuum nimmt äußere Impulse wahr, reagiert darauf und interpretiert sie aus seiner persönlichen Perspektive. In diesem dialogischen Wechselspiel entsteht Bedeutung. Aus dieser Bedeutungszuschreibung

entwickeln sich sowohl ein Bild von der Welt als auch ein individuelles Selbstbild. Resonanz wird damit zu einem zentralen Bestandteil der Identitätsentwicklung.
Der Aufbau des Selbstbildes ist kein statischer Vorgang, sondern ein dynamischer Prozess, der durch die fortwährende Wechselwirkung zwischen der äußeren Welt und der inneren Wahrnehmung geprägt wird. Jede resonante Erfahrung führt zu einer Erweiterung oder Anpassung des Selbstverständnisses. Durch die Reflexion dieser Interaktionen kann das Individuum Erkenntnisse über seine Bedürfnisse, Emotionen und Reaktionen gewinnen und kann dadurch eine neue, tiefere Beziehung zu sich selbst entwickeln.

Eine zentrale Rolle spielt die Struktur des Systems, sei es auf emotionaler oder verstandesmäßiger Ebene. Diese Struktur entsteht durch interne Vernetzungen und Rückkopplungen, die Ordnung in die Vielzahl von Eindrücken und Prozessen bringen und deren Komplexität reduzieren.

Indem sie klare Muster und Zusammenhänge schafft, ermöglicht sie eine gezielte Reflexion und sinnvolle Verarbeitung von Erfahrungen.
Eine strukturierte Selbstwahrnehmung befähigt das Individuum, sowohl äußere als auch innere Einflüsse besser einzuordnen und in kohärente innere Sprachsysteme zu integrieren. So werden aus der Vielfalt der Eindrücke zusammenhängende Bilder, die Orientierung und Stabilität im Selbstverständnis bietet.

Damit Resonanzprozesse gelingen können, braucht es stabile Bezugspunkte, die miteinander in Beziehung gesetzt werden können.

Strukturierung bedeutet in diesem Zusammenhang, dynamische Erlebnisse und Prozesse zu verstehbaren Zuständen zu verdichten, also sie so zu ordnen, dass Reflexion und Integration möglich werden.

Diese Struktur schafft die Voraussetzung dafür, dass Resonanz überhaupt entstehen kann, sowohl in der Beziehung zur Welt als auch im Verhältnis zum eigenen Ich.
Resonanz ist daher weit mehr als eine bloße Reaktion auf äußere Reize. Sie umfasst auch die Auseinandersetzung mit den inneren Impulsen, die durch diese Reize ausgelöst werden. Diese inneren Bewegungen treten in Beziehung zur Umwelt und eröffnen dem Individuum ein vertieftes Verständnis seiner Emotionen, Handlungen und Reaktionen. In dieser dialogischen Wechselwirkung liegt die transformative Kraft der Resonanz. Sie bewirkt einen Prozess der Selbstvergewisserung, der Welterschließung und der persönlichen Entwicklung.
Der Mensch nimmt Ereignisse nie neutral wahr. Jede Beobachtung ist geprägt durch individuelle Erfahrungen, Erwartungen und Emotionen. Dieser persönliche Bezugsrahmen beeinflusst, wie Resonanz erlebt und bewertet wird. Die Wechselwirkung zwischen äußerer Realität und innerer Verarbeitung führt zu Lernprozessen, die Selbstreflexion und persönliche Entwicklung fördern.
Letztlich ist Resonanz eng mit dem individuellen „Ich“ verknüpft. Sie verbindet die äußere Welt mit der inneren Erfahrungswelt und trägt wesentlich zur Entstehung und Entwicklung eines kohärenten Selbstverständnisses bei. Durch die Reflexion eigener Wahrnehmungen und Reaktionen kann das Individuum nicht nur seine Umwelt differenzierter wahrnehmen, sondern auch eine vertiefte Beziehung zu sich selbst aufbauen.

Die Art der Resonanz bestimmt, wie ein Individuum mit sich selbst und mit seiner Umwelt in Kontakt tritt und diese Beziehungen gestaltet.

Resonanz bestimmt, wie wir auf andere Menschen, Ideen oder Umgebungen reagieren und wie diese wiederum auf uns reagieren. Sie beeinflusst unser Handeln, unsere Wahrnehmung und

unsere Interaktionen mit der Umwelt. In diesem Sinne wirkt Resonanz als eine Art Feedbackmechanismus, der die wechselseitige Beziehung zwischen Individuum und Umwelt steuert. Wie die Umwelt auf uns einwirkt und wie wir daraufhin handeln, ist Teil eines fortlaufenden Austauschs von Impulsen und Reaktionen. Resonanz lässt sich daher als dynamischer Prozess gegenseitiger Wirkung beschreiben, der unsere Beziehungen und unser Verständnis von Umwelt und Ich prägt.
Diese Wechselwirkung formt nicht nur unser Verständnis von Beziehungen, sondern beeinflusst auch maßgeblich, wie ein Individuum sich selbst wahrnimmt, in der Welt handelt und mit ihr interagiert. Dahinter steht die Annahme, dass weder das „Ich" noch andere Einheiten isoliert existieren. Vielmehr entstehen sie aus einem kontinuierlichen, dynamischen Prozess, der von ständiger Veränderung und gegenseitiger Anpassung geprägt ist, sowohl in der Wechselwirkung zwischen Individuum und Umwelt als auch innerhalb des Individuums selbst.

Dieses Verständnis von Resonanz ist nicht auf den Menschen beschränkt, sondern beschreibt ein universelles Prinzip des Lebendigen. Leben entsteht und entfaltet sich in Beziehung, durch Wechselwirkung, Rückmeldung und Antwort.

Resonanz zeigt sich überall dort, wo Einheiten miteinander interagieren, im stetigen Austausch von Impulsen und Reaktionen. Sie widerspricht damit der Vorstellung abgeschlossener, isolierter Entitäten. Um die Komplexität und Beweglichkeit solcher Prozesse jedoch begreifen, analysieren oder erklären zu können, ist es notwendig, die beteiligten Elemente in stabilen, nachvollziehbaren Strukturen darzustellen, die klare Relationen zueinander aufweisen.
Diese methodische „Übersetzung" bringt allerdings eine grundlegende Spannung mit sich. Während sie dynamische Prozesse sichtbar und analysierbar macht, reduziert sie zugleich das lebendige Geschehen auf greifbare, statische Größen. Darin liegt eine zentrale Erkenntnis:

Jedes Streben nach Verständnis geht mit einer Reduktion von Wirklichkeit einher.

Denn um komplexe Zusammenhänge erfassen zu können, müssen wir sie auf bestimmte Aspekte konzentrieren, ordnen und von anderem abgrenzen. Das gilt umso mehr, wenn Wirklichkeit durch ständige Veränderung und wechselseitige Bezogenheit geprägt ist. In solchen Fällen lässt sich kein vollständiges Bild gewinnen, ohne Vereinfachungen in Kauf zu nehmen. Verstehen bedeutet daher nicht, die Realität an sich abzubilden, sondern sie in eine Form zu bringen, die für uns nachvollziehbar ist und dabei notwendigerweise unvollständig bleibt. Entscheidend ist, dass diese Form zweckmäßige und orientierende Ergebnisse ermöglicht.
Einheiten und Strukturen müssen daher vereinfacht dargestellt werden, um grundlegende[145] Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen ihnen erfassbar zu machen, auch wenn dadurch die Komplexität und das Potenzial für Veränderung eingeschränkt wird.
Die Strukturierung in der eigenen (System-) Sprache hilft, die zugrunde liegenden Dynamiken von Resonanz besser zu verstehen. Sie ermöglicht Orientierung und Analyse, auch wenn sie die tatsächliche Flexibilität und Vielschichtigkeit der Prozesse vereinfacht, verzerrt oder falsch bis ungenau darstellt.

„... deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt. Wir haben den Begriff der Einheit entlehnt von unserm »Ich«-Begriff, – unserm ältesten Glaubensartikel. Wenn wir uns nicht für Einheiten hielten, hätten wir nie den Begriff „Ding" gebildet. Jetzt, ziemlich spät, sind wir reichlich davon überzeugt, daß unsre Conception des Ich-Begriffs nichts für eine reale Einheit verbürgt." Nietzsche, Der Wille zur Macht in der Natur, 1. Die mechanistische Welt-Auslegung 635

Um komplexe und dynamische Informationen überhaupt zu verstehen, werden diese reduziert und in stabile Zustands- oder Ergebnisgrößen transformiert. Die Welt wird auf eine Weise

[145] aus der Sicht des Beobachters

erfasst, die sie in festgelegte Einheiten untergliedert und diese Einheiten in Beziehung zueinander setzt. Diese Vorgehensweise erleichtert es, komplexe Zusammenhänge zu begreifen und in sinngebende Strukturen zu überführen.
Um die innere Ordnung eines Ganzen, sei es das Du, das Ich oder die Welt, zu erfassen, bedarf es der Setzung stabiler Einheiten, die in Relation zueinander treten. Verstehen vollzieht sich dabei stets auf der Grundlage von Modellen, die das Bewegliche durch das Statische abbilden.

Wir greifen auf konstruierte Einheiten zurück, denen wir durch normierte Relationen Bedeutung verleihen.

So entsteht Erkenntnis aus einem Spannungsverhältnis zwischen dem dynamischen Gegebenen und der Ordnung, die wir ihm durch Sprache und Struktur auferlegen.
Resonanz beschreibt die Weise, in der Einheiten in Beziehung zueinander treten. Damit diese Beziehungen verständlich und wirksam werden, müssen die beteiligten Einheiten aufeinander abgestimmt sein. Das bedeutet: Ihre Eigenschaften, Fähigkeiten und Qualitäten müssen sich wechselseitig ergänzen, um in das System integriert werden zu können. Nur so kann eine kohärente und funktionale Gesamtheit entstehen. Jede Einheit bringt ihre spezifischen Inhalte und individuellen Merkmale in die Beziehung ein und passt sich zugleich den anderen Einheiten an. Auf diese Weise entsteht eine zielgerichtete Wechselwirkung, die sich als Synergie manifestiert.
Für das Gelingen systemischer Beziehungen ist es daher entscheidend, dass die beteiligten Elemente in Resonanz zueinanderstehen, das heißt, dass sie in der Lage sind, sich wechselseitig aufeinander zu beziehen. Voraussetzung dafür ist ihre Anschlussfähigkeit. Nur wenn Einheiten miteinander interagieren können, wird Resonanz möglich. In diesem Sinne ist Resonanz nicht bloß Ausdruck von Einheitlichkeit (harmonisch abgestimmt), sondern eine grundlegende Bedingung für ein funktionierendes Miteinander und für die Integrität des Systems als Ganzes.
Diese Resonanz konkretisiert sich in der Abstimmung der Einheiten aufeinander, wodurch ein Gesamtgefüge entsteht, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Um diese Abstimmung zu ermöglichen, bedarf es einer sinnvollen Strukturierung des Systems. Die Organisation der Einheiten muss so gestaltet sein, dass Bezugnahme, Ergänzung und Kooperation möglich sind. Sie sind Voraussetzung für das Erreichen gemeinsamer Ziele.
Vor diesem Hintergrund rückt die Frage nach der Struktur in den Mittelpunkt meines Denkansatzes. Struktur wird hier verstanden als ein Gefüge, in dem Elemente in klar definierter Weise miteinander verbunden sind. Sie dient nicht nur der Ordnung, sondern erfüllt auch eine orientierende Funktion. Als Instrument der Orientierung stellt sie ein Gerüst bereit, das nachvollziehbare Organisation, Richtung und Stabilität ermöglicht und damit die Grundlage schafft, auf der wir uns sowohl intuitiv als auch reflektiert innerhalb eines Systems bewegen und mit ihm in Beziehung treten können.

51. Struktur und Inhalt

Eine Struktur ist die gezielte Anordnung von Elementen oder Einheiten innerhalb eines Systems, die darauf ausgerichtet ist, Stabilität, Zusammenhalt und Funktionalität zu gewährleisten. Sie sorgt dafür, dass die einzelnen Teile in einer sinnvollen Beziehung zueinanderstehen und gemeinsam ein funktionierendes Ganzes bilden. Zugleich ist Struktur das unsichtbare Gefüge, das dem Vielgestaltigen Form verleiht. Aus einer bloßen Ansammlung von Elementen entsteht Bedeutung. In der Struktur zeigt sich das Prinzip, das Einheit im Vielfältigen schafft und dem System seine innere Ordnung verleiht.
Im Gegensatz dazu richtet sich die Ordnung auf die spezifischen Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen. Sie beschreibt das Muster, die Hierarchie oder die besondere Gestalt, in der die Elemente miteinander verbunden sind, um ein bestimmtes Ganzes zu formen. Ordnung lässt sich dabei als ein konkretes Bild verstehen, ein bestimmtes Arrangement, das sichtbar wird, wenn die Elemente in eine klare und erkennbare Beziehung zueinander treten.
Während die Struktur die übergreifenden Konturen eines Systems bestimmt, beschreibt die Ordnung die konkreten Verbindungen und Muster innerhalb dieser Konturen. Struktur und Ordnung zusammen bilden das Fundament und die Details, die notwendig sind, um ein vollständiges Bild des Ganzen zu schaffen und es zu verstehen.
Das Gesamte bezeichne ich als System, seinen inhaltlichen Aufbau als Struktur. Durch die Betrachtung der Struktur wird der innere Aufbau oder das Funktionsprinzip einer Einheit erschlossen oder konstruiert. Struktur eröffnet somit den Zugang zur inneren Organisation eines Systems, unabhängig davon, ob diese bereits vorgegeben ist oder erst durch Analyse, Interpretation oder Modellbildung hervorgebracht wird.
In der Innenbetrachtung der Struktur eines Systems gehe ich, angelehnt an Niklas Luhmann[146], von einem geschlossenen System aus. Dieses System ist insofern „geschlossen“, als dass es seine eigenen Grenzen definiert und diese auch aufrechterhält. Es interagiert mit seiner Umwelt, aber die inneren Prozesse bleiben selbstreguliert und autonom.
Das menschliche Individuum verstehe ich daher als ein dynamisches, geschlossenes System, das sich durch interne Prozesse selbst reguliert und autonom agieren kann. Gleichzeitig ist es auf äußere Einflüsse angewiesen und reagiert auf diese, wodurch es in einem ständigen Austausch mit der Umwelt steht. Dieser dynamische Austausch zwischen Autonomie und Reaktivität charakterisiert die Funktionsweise eines geschlossenen Systems auch im Sinne Luhmanns.
Dynamische Systeme, wie z.B. das Individuum, produzieren und reproduzieren sich durch eigene, interne Prozesse und operieren weitgehend nach selbst definierten Regeln, ohne dass eine direkte Steuerung von außen erforderlich ist. Obwohl sie mit ihrer Umwelt interagieren, erfolgt diese Wechselwirkung durch Filterungen und Anpassungen ihrer inneren Strukturen und Regeln. So bleiben dynamische Systeme in ihrer Autonomie stabil und bewahren ihre innere Kohärenz. Diese geschlossenen Systeme sind also nicht isoliert, sondern behalten durch ihre selektiven Reaktionen auf äußere Einflüsse eine kontrollierte Verbindung zur Umwelt aufrecht.
Die Analyse der Struktur eines solchen Systems, hier des menschlichen Individuums, eröffnet die Möglichkeit, nicht nur den Inhalt der einzelnen Elemente, sondern auch ihre Qualität zu verstehen und aktiv zu gestalten. Dieser Ansatz geht über eine oberflächliche Betrachtung hinaus, da er die komplexen Verbindungen und Zusammenhänge der internen Prozesse und Reaktionen offenlegt.

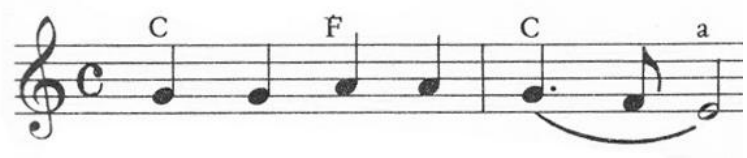
[146] Luhmann konzentrierte sich hauptsächlich auf die Untersuchung sozialer Systeme, er betrachtete jedoch die Systemtheorie als eine Metatheorie, die auf verschiedene Bereiche anwendbar ist. Trotz seines Schwerpunkts auf sozialen Systemen sah er die Systemtheorie als einen Rahmen, der über das Soziale hinaus auf andere Bereiche ausgeweitet werden kann.

Durch eine detaillierte Analyse der inneren Struktur eines individuellen Systems lässt sich ein tieferes Verständnis für die Funktionsweise des Menschen gewinnen. Diese Betrachtung ermöglicht es, die verschiedenen Bestandteile des Systems sowie die Wechselwirkungen zwischen ihnen besser zu erfassen. Dabei kommt den Aspekten Struktur, Ordnung und Beziehung eine zentrale Bedeutung zu, da sie gemeinsam ein funktionierendes Ganzes bilden.
Jeder dieser Aspekte trägt wesentlich zur Qualität und zum Sinn des Systems in Bezug auf ein festgelegtes Ziel bei. Die Struktur bildet das grundlegende Fundament und bestimmt die übergeordnete Organisation des Systems. Die Ordnung beschreibt die spezifischen Muster, Abläufe und Relationen innerhalb dieser Struktur. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen definieren schließlich, wie diese zusammenwirken, um das System als Einheit zu formen und dessen Stabilität zu sichern.
Alle drei Komponenten – **Struktur, Ordnung und Beziehung** – sind untrennbar miteinander verbunden und für das tiefere Verständnis sowie die Funktionsfähigkeit eines Systems unverzichtbar. Allerdings:

Strukturen stellen sich in verschiedenen Systemen unterschiedliche dar.

So z.B. in der Musik, in der Mathematik und in der Sprache:

1. Eine musikalische Struktur bezieht sich z.B. auf die Anordnung von musikalischen Elementen wie Melodie, Rhythmus oder Harmonie u.a. Die Struktur kann die Entwicklung von Motiven, die Wiederholung bestimmter Abschnitte oder die Anordnung von Strophen und Refrains umfassen.



2. Eine mathematische Struktur bezieht sich auf die Anordnung von Zahlen, Operationen oder anderen mathematischen Objekten gemäß bestimmten Regeln und Axiomen.

3. Eine sprachliche Struktur betrifft die Syntax, die Grammatik und die Organisation von Wörtern, Phrasen und Sätzen in einer bestimmten Sprache.

Denken in Systemen, heißt denken in Einheiten.

Die Struktur eines Systems spielt eine zentrale Rolle, indem sie die einzelnen Elemente zu einem geordneten Gefüge zusammenführt und ihre Anordnung bestimmt. So entsteht ein kohärenter Gesamtzusammenhang. Diese Elemente bilden die grundlegenden Bausteine des Systems und beeinflussen sowohl dessen Funktionsweise als auch seine charakteristischen Merkmale.
Struktur und Ordnung bestimmen nicht nur die Qualität der einzelnen Einheiten, sondern auch die Bedeutung der Beziehungen zwischen ihnen. Dabei ist die Ausrichtung auf ein konkretes Ziel von entscheidender Bedeutung, da das Ziel als orientierender Faktor festlegt, welche

Elemente erforderlich sind, wie sie miteinander verknüpft werden und welche Funktionen sie erfüllen sollen, um ein bestimmtes Ergebnis zu ermöglichen.
Die Zielsetzung wirkt unmittelbar auf die Anordnung und das Zusammenspiel der Elemente. Die Struktur vermittelt dabei Bedeutung sowohl auf der Ebene der Einzelteile als auch im Hinblick auf das System als Ganzes (vgl. Freges Kontextprinzip[147]). Zwischen Struktur und Ziel besteht ein wechselseitiges Verhältnis: Die Struktur bringt die Zielorientierung des Systems zum Ausdruck, indem sie die Einheiten so organisiert, dass deren Funktionen auf das angestrebte Ergebnis hin ausgerichtet sind. Gleichzeitig wird die Struktur durch das Ziel mitgeformt. Sie entsteht stets im Kontext einer funktionalen Ausrichtung.
Ein vertieftes Verständnis der Struktur ist daher unerlässlich, um ein System in seiner Gesamtheit zu erfassen. Sie verleiht dem System seine innere Ordnung, die wiederum Sinn und Qualität bestimmt. Die Beschaffenheit und das Zusammenspiel der strukturellen Elemente hängen wesentlich von ihrer Organisation ab. Strukturelle Gestaltung ist somit nicht nur für die Form, sondern auch für das Verständnis eines Systems zentral.
Dieses Wechselverhältnis zwischen Struktur und Zielsetzung lässt sich exemplarisch an einer biblischen Erzählung verdeutlichen.

> Die Errichtung des Tabernakels durch Mose (2. Mose 25–31, 35–40).
> **Zielsetzung:** Gott gab Mose präzise Anweisungen für den Bau des Tabernakels, der als Heiligtum und Wohnstätte Gottes unter den Israeliten dienen sollte. Ziel war es, einen Ort der Anbetung und der Begegnung zwischen Gott und seinem Volk zu schaffen.
> **Struktur:** Die Baupläne des Tabernakels enthielten detaillierte Vorgaben zu Materialien, Maßen und zur Anordnung der Elemente, darunter die Bundeslade, der Schaubrot-Tisch, der goldene Leuchter, der Räucheraltar und der Brandopferaltar. Diese Struktur war nicht beliebig, sondern spiegelte die göttliche Zielsetzung wider: einen Raum zu schaffen, der Heiligkeit, Reinheit und göttliche Ordnung verkörpert.
>
> Die Struktur des Tabernakels reflektierte also unmittelbar das Ziel, einen heiligen Ort zu errichten. Die präzise Anordnung der Elemente, ihre symbolische Bedeutung und die Verwendung kostbarer Materialien unterstrichen die Transzendenz dieses Ortes. Umgekehrt formte die Zielsetzung, die Schaffung eines Ortes für Gottes Gegenwart, die Struktur selbst. Sie bestimmte, welche Ressourcen gesammelt, welche Fähigkeiten mobilisiert und welche rituellen Handlungen vorgesehen wurden. Die Struktur beeinflusste damit nicht nur den Raum, sondern auch das soziale und kultische Leben der Israeliten.

Dieses Beispiel zeigt exemplarisch, wie Struktur und Zielsetzung sich wechselseitig durchdringen: Die Struktur berücksichtigt das Ziel, und die Zielsetzung formt die Struktur.

Ob ein Narrativ wörtlich verstanden oder symbolisch gedeutet wird, die gegenseitige Abhängigkeit von Struktur und Ziel bleibt eine konstitutive Voraussetzung für das Verständnis jedes Systems.

Struktur, Ordnung und Zielsetzung eines Systems sind somit zentrale Komponenten, die die Qualität und Bedeutung der einzelnen Einheiten sowie ihrer Beziehungen zueinander bestimmen. Die Struktur legt fest, wie Elemente angeordnet und miteinander verbunden sind. Die Ordnung beschreibt das konkrete Muster, die Hierarchie und Regelhaftigkeit innerhalb dieser Struktur. Die Zielsetzung definiert, worauf das System ausgerichtet ist und lenkt damit Funktionen und Verhaltensweisen der Einheiten.
Eine eingehende Betrachtung dieser drei Aspekte verdeutlicht ihren prägenden Einfluss auf die Qualität und das Zusammenspiel der Einheiten innerhalb eines Systems. Sie sind entscheidend

[147] Gottlob Frege hat mit seiner Bedeutungstheorie, insbesondere in der Unterscheidung von Sinn und Bedeutung, den Gedanken geprägt, dass ein Ausdruck nicht isoliert, sondern im Kontext seine volle Bedeutung entfaltet.

für das Verständnis, die Gestaltung und die Weiterentwicklung von Systemen, sei es in narrativen, organisatorischen, sozialen oder technischen Zusammenhängen.
Im Alltagsverständnis werden Begriffe wie Struktur, Ordnung und Zielsetzung oft als selbstverständlich betrachtet. Meist denkt man dabei an offensichtliche Rahmenbedingungen oder naheliegende Ziele eines Systems, ohne jedoch die tieferliegenden Zusammenhänge und komplexen Wechselwirkungen zu berücksichtigen, die diese Elemente bedingen. Beispiel:

> Eine Mutter bringt jeden Morgen ihre Tochter pünktlich um 7:30 Uhr zur Schule, fährt danach direkt zur Arbeit und erledigt auf dem Heimweg den Wocheneinkauf. Für Außenstehende wirkt das wie eine gut organisierte Alltagsroutine, strukturiert und zielgerichtet. Doch was im Alltag selbstverständlich erscheint, ist in Wirklichkeit das Ergebnis vieler ineinandergreifender Faktoren: der Busfahrplan der Schule, flexible Arbeitszeiten, finanzielle Planung, emotionale Belastung, Unterstützung durch andere Familienmitglieder oder digitale Kalender, die den Überblick ermöglichen. Diese verborgenen Strukturen und Abhängigkeiten werden im Alltagsverständnis oft nicht bewusst wahrgenommen – sie „funktionieren einfach".

In diesem Sinne lässt sich mit Hans-Georg Gadamers hermeneutisches Denken[148] sinnvoll argumentieren. Gadamer betont, dass Verstehen stets in einen vorgegebenen Horizont eingebettet ist, geprägt durch Erfahrungen, gesellschaftliche Kontexte und tradierte Bedeutungszusammenhänge. Die scheinbare Selbstverständlichkeit alltäglicher Abläufe ist demnach keine neutrale Gegebenheit, sondern Ausdruck eines historisch und sozial gewachsenen Vorverständnisses. Was für Außenstehende als „funktionierender Alltag" erscheint, ist in Wirklichkeit ein komplexes Geflecht aus Sinnzusammenhängen, das erst durch bewusste Reflexion sichtbar wird.
Im Sinne Gadamers zeigt sich die Qualität solcher Alltagspraktiken erst im interpretierenden Rückblick, im Aufdecken jener verborgenen Strukturen, die unser Handeln leiten, ohne dass sie uns unmittelbar bewusst sind. Der Alltag ist somit keine bloße Abfolge funktionaler Handlungen, sondern ein Sinngeschehen, das stets ausgelegt, gedeutet und im Licht neuer Erfahrungen neu verstanden werden muss. Gerade darin zeigt sich, dass Struktur im Alltag nicht nur eine äußerlich erkennbare Ordnung ist, sondern ein hermeneutischer Raum, ein Deutungszusammenhang, in dem sich menschliches Leben sinnhaft vollzieht.
Demgegenüber verfolgt das wissenschaftliche Verständnis das Ziel, über bloße Beobachtungen hinauszugehen. Es sucht nach Mustern, Gesetzmäßigkeiten und Prinzipien, die eine systematische und logisch nachvollziehbare Erklärung ermöglichen.
Beide Verständnisebenen, die alltägliche und die wissenschaftliche, bedienen sich jeweils eigener Methoden zur Strukturierung und Organisation von Informationen, um Bedeutung und Qualität zu erfassen. Trotz ihrer Unterschiede existieren Überschneidungen, etwa im Bereich der Kommunikation. Hier sind klare Begriffe, eindeutige Strukturen und nachvollziehbare Zusammenhänge von zentraler Bedeutung. Dies kann zu einer wechselseitigen Annäherung der beiden Perspektiven führen.
Das Alltagsverständnis ist dabei stark geprägt durch persönliche Erfahrungen, individuelle Eindrücke und persönliche Deutungsmuster. Es stützt sich auf informelle Strukturen und eine Art „Privatsprache", die im täglichen Umgang mit der Umwelt entsteht. Die Vermittlung von Inhalten erfolgt dabei oft intuitiv und wenig formalisiert.

Im Gegensatz dazu zielt das wissenschaftliche Verständnis auf Nachvollziehbarkeit. Es basiert auf formalen Strukturen, präzisen Begrifflichkeiten und methodischer Systematik. Durch die

[148] Ein hermeneutischer Raum ist ein Denk- und Erfahrungsfeld, das unser Verstehen der Welt und unseres Handelns strukturiert. In diesem Raum deuten wir alltägliche Abläufe, erkennen Zusammenhänge und verleihen Handlungen einen Sinn. Dieser Raum ist nicht objektiv sichtbar, sondern wird erst im Verstehen und Deuten erschlossen. Genau das ist das Wesen des Hermeneutischen.

strukturierte Sammlung, Analyse und Interpretation von Daten werden Erkenntnisse gewonnen, die über individuelle Perspektiven hinausgehen.
Der grundlegende Unterschied liegt somit in der Herangehensweise: Während das Alltagsverständnis stark erfahrungsbasiert ist, beruht das wissenschaftliche Verständnis auf Systematik und methodischer Überprüfbarkeit.
Trotz ihrer Unterschiede lässt sich sagen, dass das Verständnis von Struktur, Ordnung und Zielsetzung sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft unerlässlich ist, um die Funktionsweise von Systemen (Einheiten) zu erkennen und zu gestalten. Allerdings:

Alltagsverständnis und wissenschaftliches Verständnis unterscheiden sich sowohl inhaltlich als auch methodisch. Sie führen zu Aussagen mit unterschiedlicher Aussagekraft und verfolgen unterschiedliche Ziele. Während Alltagswissen vor allem lebenspraktische Orientierung bietet, zielt wissenschaftliches Verständnis auf systematische Erkenntnis und Erklärung.

Das Alltagsverständnis dient in erster Linie der unmittelbaren Orientierung und Handlungsfähigkeit in konkreten Lebenssituationen. Es ist stark geprägt von individuellen Erfahrungen, persönlichen Wahrnehmungen und emotionalen Einschätzungen. Entscheidungen und Einschätzungen erfolgen meist intuitiv und situationsbezogen, ohne systematische Analyse oder theoretische Reflexion.
Demgegenüber zielt das wissenschaftliche Verständnis auf die Gewinnung allgemeingültigen Wissens, die systematische Erklärung von Zusammenhängen und, soweit möglich, auf Prognosefähigkeit. Methodisch stützt es sich auf strukturierte und nachvollziehbare Verfahren wie die Formulierung von Hypothesen, die systematische Datenerhebung sowie die analytische Auswertung.
Die Herausforderung besteht darin, diese beiden Verständnisebenen miteinander in Beziehung zu setzen. Denn sie unterscheiden sich nicht nur in ihrer Methodik, sondern auch grundlegend in ihrer Denkweise.
Während das Alltagsverständnis meist pragmatisch, schnell und stark kontextgebunden agiert, ist das wissenschaftliche Verständnis abstrakt, kritisch und überprüfbar. Es operiert zudem auf der Grundlage anderer, stärker formalisierter Vorgaben.
Diese Differenz erschwert die direkte Übertragung von Erkenntnissen zwischen beiden Ebenen, macht aber zugleich deutlich, wie wichtig es ist, wissenschaftliche Inhalte so aufzubereiten, dass sie für das Alltagsverständnis zugänglich und anschlussfähig werden. Beispiel:

> Aus Sicht des **Alltagsverständniss**es wird der Klimawandel sehr unterschiedlich erlebt, z. B. durch heiße Sommer, steigende Heizkosten oder lokale Umweltereignisse. Die Haltung dazu ist geprägt durch persönliche Betroffenheit, mediale Eindrücke und den unmittelbaren Lebensalltag. Politische Forderungen oder Maßnahmen werden dabei häufig danach bewertet, ob sie praktisch umsetzbar, sozial verträglich und emotional nachvollziehbar sind.
> Das **wissenschaftliche Verständnis** hingegen beruht auf komplexen Klimamodellen, Datenanalysen, Langzeitstudien und interdisziplinären Prognosen. Wissenschaftler argumentieren oft auf Basis abstrakter Wahrscheinlichkeiten, Szenarien und globaler Zusammenhänge, also in einem Kontext, der vielen Menschen fern vom Alltag erscheint.

Die Politik steht nun vor der Aufgabe, diese beiden Ebenen zu vermitteln und miteinander zu verzahnen. Einerseits muss sie wissenschaftlich fundierte Entscheidungen treffen (z. B. CO_2-Steuern, Energiegesetze), andererseits müssen diese Entscheidungen im Alltag kommunizierbar, akzeptabel und handlungsleitend sein.
Die Folge: Wenn wissenschaftliche Erkenntnisse nicht verständlich erklärt oder als realitätsfern wahrgenommen werden, stoßen sie im Alltag auf Widerstand oder Gleichgültigkeit. Umgekehrt

kann eine ausschließlich am Alltagsverständnis orientierte Politik kurzsichtig oder populistisch werden, weil sie komplexe Zusammenhänge ausblendet.

Es kann jedoch zu einer Annäherung kommen, insbesondere dann, wenn wissenschaftliche Erkenntnisse so vermittelt werden, dass sie für das Alltagsverständnis verständlich und handlungsrelevant sind. Wissenschaftsjournalismus, populärwissenschaftliche Formate oder evidenzbasierte Handlungsempfehlungen sind Beispiele dafür, wie wissenschaftliches Wissen „übersetzt“ werden kann.
Trotzdem bleiben grundlegende Unterschiede bestehen. Dies vor allem in den zugrunde liegenden Annahmen. Um dies zu verdeutlichen, formuliere ich idealtypisch:

Das Alltagsverständnis stützt sich inhaltlich häufig auf persönliche Erfahrungswerte und Beobachtungen, ohne auf systematische Überprüfung oder theoretische Fundierung zurückzugreifen.

Das bedeutet: Im Alltag greifen Menschen überwiegend auf persönliche Erlebnisse, eigene Beobachtungen und soziale Einflüsse zurück, um die Welt zu deuten und Entscheidungen zu treffen. Diese Informationen sind in der Regel unsystematisch, emotional gefärbt und stark von individuellen Lebensumständen geprägt.
Demgegenüber basiert das wissenschaftliche Verständnis auf der Sammlung formal festgelegter, systematisch erhobener Daten. Diese werden methodisch ausgewertet und in einen theoretischen Rahmen eingeordnet. Ziel ist es, nachvollziehbare Erkenntnisse zu gewinnen, die über Einzelfälle hinausgehen. Im wissenschaftlichen Verständnis wird versucht, individuelles Erleben zu abstrahieren, um allgemeine Muster zu erkennen. Die Aussagen, die daraus hervorgehen, sind daher nicht an einzelne Personen oder Situationen gebunden, sondern sollen für viele gelten, unabhängig von persönlichen Erfahrungen.

Das wissenschaftliche Verständnis basiert auf einem formal bestimmten System, das sich auf logisch definierte und eindeutig festgelegte Begriffe und Einheiten stützt.

Für eine gelingende Verständigung, sei es im Alltag oder im wissenschaftlichen Diskurs, sind klar definierte Einheiten und nachvollziehbare Strukturen entscheidend. Obwohl sowohl das Alltagsverständnis als auch das wissenschaftliche Verständnis auf solche Strukturen angewiesen sind, unterscheiden sie sich grundlegend in ihrer Herangehensweise. Dennoch treten beide Verständnisebenen im Alltag häufig in ein dialogisches Verhältnis zueinander: Wissenschaftliche Erkenntnisse prägen unser alltägliches Denken, während zugleich alltagsweltliche Vorstellungen die Rezeption und Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse beeinflussen.
Diese Spannung, zwischen formalisierter Systematik und individueller Erfahrung, spiegelt sich auch in philosophischen Reflexionen über Systeme und Sprache wider.
Friedrich Nietzsche etwa verweigert sich explizit der Idee eines geschlossenen Systems. In „Wille zur Macht“ schreibt er:

> „An dieser Stelle weiterzugehen überlasse ich einer anderen Art von Geistern als die meine ist. Ich bin nicht borniert genug zu einem System— und nicht einmal zu meinem System... “.

Nietzsche lehnt damit nicht nur die Vorstellung eines festen Weltbildes ab, sondern auch die Idee, dass Denken vollständig in ein einheitliches System eingefasst werden könne. Seine Haltung betont Offenheit, Vieldeutigkeit und die bewusste Distanz gegenüber systematischen Ordnungen.
Ludwig Wittgenstein hingegen setzt sich auf andere Weise mit der Idee von System und Sprache auseinander. In seinen Philosophischen Untersuchungen kritisiert er die Vorstellung einer „Privatsprache“, also einer Sprache, die sich ausschließlich auf individuelle, nicht kommunizierbare Empfindungen bezieht:

> „Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.“ (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, §243)

Wittgenstein macht damit deutlich: Sprache ist keine rein individuelle Angelegenheit. Sie ist in soziale Praktiken eingebettet und erhält ihre Bedeutung erst durch ihren Gebrauch innerhalb gemeinschaftlicher Lebensformen. Damit steht seine Position im Gegensatz zu einem Alltagsverständnis, das häufig auf persönlicher Bedeutungsgebung und auf erlebter Erfahrung vertraut, ohne deren soziale Einbettung zu reflektieren.
Beide Denkansätze, Nietzsches Betonung der Offenheit und Wittgensteins Fokus auf die soziale Dimension von Sprache, spiegeln die grundlegende Spannung wider, die sich auch im Verhältnis von Alltagserfahrung und wissenschaftlicher Systematik zeigt: die Spannung zwischen individueller Erfahrung und der Suche nach verbindlichen Strukturen.
Meine eigene Position orientiert sich an Niklas Luhmann, der in seiner Systemtheorie einen übergeordneten, strukturierenden Blick auf soziale, kommunikative und kognitive Prozesse entwickelt hat. Luhmann versteht die Systemtheorie als Meta-Theorie: Sie befasst sich nicht mit einzelnen Inhalten, sondern mit den allgemeinen Organisationsprinzipien von Systemen. Dieses abstrakte, zugleich aber universell anwendbare Modell lässt sich auch auf die Frage der Verständigung zwischen Alltags- und wissenschaftlichem Denken übertragen.
In Anlehnung an Luhmann versuche ich, die Problematik der Privatsprache, wie sie Wittgenstein formuliert, systemtheoretisch zu fassen. Das Individuum ist nicht abgeschottet und unverständlich, sondern ein eigenständiges System mit eigener Struktur, das durch Kommunikation Anschluss an andere Systeme findet. Das menschliche Individuum verstehe ich daher als ein dynamisches, operativ geschlossenes System, das sich durch interne Prozesse selbst reguliert und autonom agieren kann. Gleichzeitig ist es auf äußere Einflüsse angewiesen und steht in einem fortwährenden Austausch mit seiner Umwelt.
So entsteht ein Ansatz, der individuelle Erfahrungswelten nicht ausgrenzt, sondern sie in ein umfassenderes Systemverständnis integriert. In dieser Verbindung von Alltag, Wissenschaft und Theorie sehe ich ein Potenzial für ein tieferes Verständnis davon, wie Menschen Bedeutung erzeugen und wie Kommunikation zwischen unterschiedlichen Verständnisebenen möglich wird. Denn:

**Ich will mein Verstehen erfassen und damit erkennen,
wie der Inhalt des Verstandenen zustande kommt.**

Ich komme nicht umhin mir Gedanken darüber zu machen, auf welcher persönlichen Ordnung (System) mein Verstehen beruht. Zwar ist eine vollständig private Sprache ohne permanenten Austausch mit der Umwelt und damit auch der öffentlichen Sprache nicht denkbar, doch wie das interne System funktioniert, soll auch, im Gegensatz zu Nietzsche und Wittgenstein, zum Gegenstand meiner Überlegungen werden.
Hier kam mir Luhmann mit seinen Ausführungen zu Selbstreferenz und Autopoiesis zu Hilfe. Diese Theorie besagt, dass ein System, sobald es ausreichend komplex ist, die Fähigkeit hat, sich selbst zu erhalten und zu reproduzieren, ohne dabei von außen gesteuert zu werden. Diese Selbstreferenz ermöglicht es einem System, sich autonom zu entwickeln und zu transformieren. „Selbstreferenz“ bezieht sich auf die Fähigkeit eines Systems, sich auf sich selbst zu beziehen oder sich selbst zu beschreiben. Nach Luhmann bedeutet dies, dass ein System seine eigenen Elemente und Operationen verwenden kann, um sich zu organisieren und zu steuern.
Autopoiesis[149] beschreibt die Fähigkeit eines Systems, sich selbst zu erhalten und zu reproduzieren, indem es seine eigenen Bestandteile und Prozesse nutzt. Ein autopoietisches System ist

[149] Der Begriff „Autopoiesis“ stammt ursprünglich aus der Biologie und wurde von den chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela in den 1970er Jahren geprägt.

in der Lage, sich eigenständig zu entwickeln und zu transformieren, während es auf externe Einflüsse reagiert, ohne dass seine grundlegende Autonomie beeinträchtigt wird.
Übertragen auf den Menschen besagen die Konzepte der Selbstreferenz und Autopoiesis, dass eine Person als eigenständiges Wesen (System) die Fähigkeit hat, sich selbst zu organisieren, zu steuern, zu erhalten und zu reproduzieren. Sie kann sich autonom entwickeln und transformieren, basierend auf ihrer eigenen inneren Welt und den ihr zur Verfügung stehenden Fähigkeiten und Ressourcen. Diese Prozesse sind jedoch nicht isoliert, sondern stehen in einer dynamischen Wechselwirkung mit der Umwelt des Menschen. Ohne äußere Welt ist die innere Welt nicht denkbar. Die Umwelt kann sowohl als Quelle von Ressourcen und Anregungen als auch als Einflussfaktor auf die Selbstorganisation und Entwicklung des Individuums wirken. Damit ist der Mensch in der Lage, sich in Anpassung an seine Umweltbedingungen zu entwickeln und zu transformieren.
An der Mutter-Kind-Beziehung und der inneren Beziehung zu sich selbst, will ich dies verdeutlichen.

Beispiel 1: Die Einheit Mutter-Kind-Beziehung
Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist eine einzigartige, dynamische Wechselwirkung. Sie entsteht und entwickelt sich im ständigen Dialog zwischen zwei eigenständigen, aber eng miteinander verbundenen Systemen. Wie die Mutter auf die Signale des Kindes reagiert, sei es auf Hunger, Müdigkeit oder emotionale Bedürfnisse, und wie das Kind daraufhin seinerseits antwortet, prägt die Struktur und Qualität dieser frühen Bindung.
Diese Beziehung ist nicht statisch, sondern ein sich entwickelndes System, das auf internen Bedingungen beruht und zugleich in lebendigem Austausch mit der Umwelt steht. Die Mutter trifft Entscheidungen aus einer intuitiven Verbindung heraus, aus ihrer inneren Welt und ihren Erfahrungen, ebenso wie das Kind auf Basis seiner Möglichkeiten agiert und kommuniziert. Dabei bleibt beiden eine gewisse Autonomie erhalten. Die Mutter kann individuell gestalten, wie sie Fürsorge leistet, und das Kind bringt durch Körpersprache, Stimme und Blickkontakt seine Bedürfnisse ein.
Mit der Zeit verschiebt sich der Fokus dieser Beziehung. Von der reinen Bedürfnisbefriedigung in der frühen Phase hin zu einem feinfühligen emotionalen Austausch, in dem sich gegenseitiges Verstehen und Vertrauen entfalten. Das Kind beginnt, sich selbst über die Resonanz der Mutter zu erfahren, entwickelt erste soziale Kompetenzen und lernt, sich in Beziehungen zu orientieren.
In dieser fein abgestimmten Interaktion zeigt sich die Autopoiesis menschlicher Beziehungssysteme: Mutter und Kind gestalten ihre Beziehung aus sich heraus und erzeugen, erhalten und transformieren ihr Miteinander durch das, was sie selbst einbringen. Gleichzeitig sind sie offen für äußere Einflüsse, die das System erweitern und anregen können.
So lässt sich die Mutter-Kind-Beziehung als Spiegel des menschlichen Potenzials verstehen, nämlich die Fähigkeit, sich selbst zu organisieren, sich weiterzuentwickeln und dabei in Resonanz mit der Umwelt zu bleiben. Dieses Zusammenspiel von innerer Autonomie und äußerer Bezogenheit macht den Menschen zu einem lebendigen, lernfähigen System, dass in ständiger Bewegung zwischen dem Ich und der Welt agiert.

Beispiel 2: Die Angst vor Spinnen (Beziehung zu sich selbst)
Die Angst vor Spinnen ist mehr als nur eine Reaktion auf ein äußeres Objekt. Sie ist zutiefst selbstreferentiell. Sie entsteht aus der individuellen Gefühlslage einer Person und verweist darauf hin, wie ein Mensch mit sich selbst und seinen inneren Zuständen umgeht. Diese emotionale Reaktion variiert von Person zu Person, denn sie basiert auf inneren Strukturen und Erfahrungen.
Was eine Person als bedrohlich empfindet, gründet oft in ihrer eigenen Geschichte: frühen Erlebnissen mit Spinnen, kulturellen Prägungen, etwa durch Erzählungen, Filme oder familiäre Vorbilder, sowie möglicherweise auch genetischen Dispositionen. Die Angst ist damit

festgelegte Konstante, sondern entsteht aus einem individuellen Bedeutungsnetz heraus. Sie ist autonom, d.h. ein Ausdruck der Eigenlogik innerer Prozesse.
In diesem Sinne lässt sich die Angst vor Spinnen als autopoietisch begreifen. Sie wird aus dem eigenen System heraus erzeugt und aufrechterhalten. Sie ist Teil eines inneren Dialogs, einer selbstorganisierten Dynamik, die sich auf die eigenen Gefühle, Gedanken und Bedeutungen bezieht. Die Selbstreferentialität zeigt sich darin, dass die Angst sich weniger auf die Spinne als solche richtet, sondern auf die Bedeutung, die man ihr beimisst und somit letztlich auf die eigene emotionale Welt.
Entscheidend ist, dass jeder Mensch lernen kann, mit dieser Angst auf seine ganz eigene Weise umzugehen. Manche schaffen es, sie zu hinterfragen und zu transformieren, andere arrangieren sich mit ihr, ohne sie vollständig aufzulösen. Dieser Umgang ist ein aktiver Prozess der Selbstbeziehung. Es ist ein In-Kontakt-Kommen mit den eigenen inneren Mustern und eine Suche nach neuen Formen der emotionalen Integration.
Im Laufe der Zeit kann sich die Angst verändern. Ein Kind, das stark auf Spinnen reagiert, kann als Erwachsener lernen, die eigene Reaktion zu verstehen und zu regulieren. Dieses Lernen ist Ausdruck innerer Entwicklung, eines Reifungsprozesses, in dem die Beziehung zu sich selbst bewusster, freier und lebendiger wird.
Ziel ist nicht unbedingt die vollständige Auflösung der Angst, sondern ein gesunder, reflektierter Umgang mit ihr, eine Integration, bei der die Angst nicht mehr über das eigene Verhalten herrscht, sondern als Teil des Ich anerkannt und eingebettet wird.

Die Konzepte der Autopoiesis und Selbstreferenz bieten eine tiefgreifende Perspektive auf das menschliche Dasein: Sie machen deutlich, dass der Mensch als eigenständiges, lebendiges System agiert, das sich aus sich selbst heraus organisiert, steuert und weiterentwickelt. In diesem Sinne sind Autonomie und Entwicklung nicht als äußere Steuerungsprozesse zu verstehen, sondern als innerlich verankerte, selbstgesteuerte Bewegungen, ermöglicht durch die Fähigkeit des Systems, auf sich selbst Bezug zu nehmen.
Autopoiesis bedeutet, dass ein System, sei es ein Mensch oder eine andere autonome Einheit, seine Struktur und Funktionsweise selbst erzeugt und erhält. Entscheidungen darüber, welche äußeren Einflüsse aufgenommen oder abgewiesen werden, beruhen nicht auf äußeren Kriterien, sondern auf internen Bedingungen. Die Selbstreferenz verweist darauf, dass sich ein System immer auf sich selbst bezieht, also auf seine eigene Struktur, Geschichte, Logik und Wahrnehmung. Diese innere Ordnung ermöglicht es dem Individuum, inmitten äußerer Komplexität Orientierung zu finden.
Aus dieser Perspektive wird Entwicklung als ein individueller Transformationsprozess verständlich. Eine Person wächst nicht durch passives Anpassen an äußere Gegebenheiten, sondern durch die aktive Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt, im Licht der eigenen inneren Welt. Entwicklung bedeutet, dass ein Mensch seine Selbststeuerung ausweitet, neue Verbindungen herstellt, sowohl innerhalb des eigenen Systems als auch zu anderen, und dadurch zu höherer Komplexität und Selbstverständnis gelangt. Es geht nicht nur um Anpassung, sondern um die bewusste Gestaltung des eigenen Weges.
Zentral für diesen Prozess ist die Wahrnehmung. Sie steht im Zentrum der Selbstreferenz. Wie wir die Welt erleben, interpretieren und bewerten, ist keine neutrale Abbildung, sondern ein aktiver, selektiver und persönlicher Vorgang. Wahrnehmung ist geprägt von Erfahrungen, inneren Bildern, Erwartungen und aktuellen Bedürfnissen. So formt jeder Mensch auf Grundlage seiner Wahrnehmung eine eigene Wirklichkeitskonstruktion, die wiederum rückwirkend Einfluss auf das eigene Denken, Fühlen und Handeln nimmt.
In diesem Sinne zeigt sich: Die Fähigkeit zur Selbstreferenz ist die Grundlage dafür, dass ein Mensch seine eigene Ordnung entwickelt, eine innere Struktur, durch die er sich in der Welt orientiert und sich in Beziehung zu ihr setzt. Diese Ordnung ist weder starr noch abgeschlossen, sondern dynamisch, wandelbar und offen für neue Verbindungen. Autopoiesis und

Selbstreferenz ermöglichen es, innere Prozesse mit äußerer Welt zu verknüpfen, ohne die Autonomie des Individuums aufzugeben.
Diese theoretische Perspektive schließt an die zuvor beschriebenen Beispiele an. Sowohl in der individuellen Angstreaktion auf Spinnen als auch in der frühen Beziehung zwischen Mutter und Kind zeigt sich, wie sich Systeme aus sich selbst heraus strukturieren, auf sich selbst Bezug nehmen und sich zugleich im Austausch mit der Umwelt weiterentwickeln.
Dieser Transformations- und Verarbeitungsprozess kann die individuelle Wahrnehmung und Einstellung nachhaltig verändern, was wiederum Einfluss auf das eigene Denken, Fühlen und Handeln nimmt. Die Fähigkeit zur Selbstreferenz zeigt sich somit nicht nur darin, wie ein Mensch seine Umwelt verarbeitet, sondern auch in der Weise, wie er sich selbst versteht und sein eigenes Wirken reflektiert. In diesem Licht betrachtet wird Entwicklung zu einem Prozess der inneren Ordnungsbildung. Es ist ein beständiger Versuch, sich selbst als System in einer komplexen Welt zu verorten.

Ein unbeabsichtigter, aber erkenntnisreicher Anstoß zum Erfassen einer inneren Ordnung kam mir durch Ludwig Wittgensteins Überlegungen zur Richtigkeit in der sogenannten Privatsprache.

> Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen ‚E' und schreibe in einen Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen.
> Ich will zuerst bemerken, dass sich eine Definition des Zeichens[150] nicht aussprechen lässt. – Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben. ... ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung ... Eine Definition dient ... dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. – Nun, das geschieht eben durch das Konzentrieren der Aufmerksamkeit; denn dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein.
>
> Ich präge sie mir ein' kann doch nur heißen: dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft richtig an diese Verbindung erinnere. Aber in unserem Falle habe ich ja kein Kriterium für die Richtigkeit. Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, dass hier von ‚richtig' nicht geredet werden kann.[151] Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 258

Dass Wittgenstein nicht von „Richtigkeit" sprechen möchte, liegt daran, dass ihm ein eindeutiger Maßstab fehlt, anhand dessen sich ein solcher Begriff sinnvoll verwenden ließe. In den Philosophischen Untersuchungen verweist er darauf, dass sich die Verbindung eines Zeichens mit einer Empfindung nicht durch eine festgelegte Definition eindeutig bestimmen lässt. Stattdessen spricht er von einer „gewissen Empfindung", von einer „hinweisenden Definition" und davon, dass man sich die Verbindung zwischen Zeichen und Empfindung durch „Konzentration und Aufmerksamkeit einprägt".

---

[150] Ein Zeichen ist ein visuelles oder sprachliches Element, das auf eine Bedeutung verweist. Im Gegensatz zu Metaphern und Symbolen gibt es bei Zeichen eine eindeutige Beziehung zwischen dem Zeichen und der Bedeutung, die es repräsentiert. Z.B. Verkehrszeichen. Ich verwende an dieser Stelle eher den Begriff „Symbol", da eine eindeutige Beziehung nicht vorliegt.

[151] Diese von Wittgenstein als Privatsprache bezeichnete Ausdrucksweise ist nicht als Sprache gemeint, die eine einzelne Person erfindet oder spricht, sondern eine öffentliche Sprache, die so funktioniert, dass sich mentale Ausdrücke auf innere („private") Phänomene beziehen. Ich weiche insofern von Wittgenstein ab, als ich sehr wohl unterstelle, dass das Individuum, unabhängig von der öffentlichen Sprache, über Kriterien für die Richtigkeit verfügt.

Diese Beobachtung korrespondiert mit meinen Überlegungen zur Struktur unseres Vorstellungsvermögens. Ich gehe davon aus, dass diese Struktur zwei grundlegende Merkmale aufweist: Einerseits Einheiten, die ich als Denkobjekte bezeichne, andererseits Beziehungen, die ich als Bedeutungs- oder Funktionszuweisungen verstehe.
Diese Merkmale lassen sich sowohl auf das Alltagsverständnis als auch auf das wissenschaftliche Verständnis anwenden. Während das Alltagsverständnis eine Form persönlicher Ordnung darstellt, orientiert sich das wissenschaftliche Verständnis an empirischer Überprüfbarkeit und intersubjektiver Nachvollziehbarkeit. Beide Ordnungsformen sind Idealtypen. In der gelebten Wirklichkeit treten sie nicht in Reinform auf, sondern stehen in wechselseitiger Beziehung und beeinflussen sich gegenseitig.
In der persönlichen Ordnung erfolgt die Wahrnehmung von Einheiten entlang ihrer sinnlichen Zugänglichkeit. Dabei lassen sich zwei Arten unterscheiden: physisch wahrnehmbare Einheiten (Konkretes), wie etwa Gegenstände mit materieller Präsenz, und abstrakte Einheiten, die sich nicht unmittelbar zeigen, sondern nur in Bezug auf Sinnliches erschließen lassen. Beide Formen werden als „gegeben" erlebt. Die konkreten erscheinen unmittelbar, sie wirken durch ihre materielle Präsenz „natürlich"; abstrakte Einheiten, wie „Freiheit", „Verantwortung" oder „Empfindung", bedürfen hingegen der sprachlichen, funktionalen und symbolischen Anreicherung. Ihre Bedeutung entsteht durch wiederkehrenden Gebrauch, ihre Zweckmäßigkeit in der Verwendung und ihre Einbettung in persönliche Erfahrung. Dennoch bleibt ihr Bezug zum Gegebenen stets eine verstandesmäßige Konstruktion. Sie sind Denkmodelle.
Im Rahmen unserer persönlichen Ordnung orientieren wir uns an solchen Modellen, weil beide Arten von Einheiten, konkrete wie abstrakte, als wahrnehmbare Eindrücke auf uns wirken. Ihre Wirkung ist energetisch; sie manifestieren sich in Erlebnissen, Gefühlen oder gedanklicher Klarheit. In diesem Sinne prägen sie unsere Selbstorganisation.
Bezogen auf Wittgensteins Überlegungen bedeutet das für mich: Wenn ich mir die Wiederkehr einer bestimmten Empfindung merken möchte, verknüpfe ich sie mit einem Symbol, etwa einem Wort, einem inneren Muster oder einer Beziehungskonstellation. Diese Verbindung lässt sich nicht eindeutig definieren, weil die Empfindung sich nicht vollständig sprachlich erfassen lässt. Ich verstehe das Symbol daher als eine hinweisende Definition, als ein Zeichen, das auf etwas verweist, das sich nur durch persönliche Erfahrung erschließt. Durch bewusste Festlegung und wiederholte Assoziation dieser Beziehung präge ich mir die Verbindung ein. Sie wird Teil meiner inneren Ordnung, nicht als endgültige und objektive Wahrheit, sondern als funktionale Struktur innerhalb meines persönlichen Bezugssystems.
Diese Überlegungen übertragen auf meine Vorstellungen (in Worten Wittgensteins) bedeuten für mich:

> Ich möchte mir die Wiederkehr einer bestimmten Empfindung merken. Dazu assoziiere ich sie mit einem bestimmten Symbol (Muster, Beziehungskonstellation), z.B. einem Wort. Eine eindeutige Definition des Symbols in Bezug auf die Empfindung lässt sich nicht erstellen (aussprechen). Aber ich kann sie für mich als eine Art hinweisende Definition verstehen. Durch meine Festlegung der Beziehung präge ich mir die Verbindung des Symbols mit der Empfindung ein.

Daraus leite ich ab:

- **Einheiten bedürfen der Wiederkehr.** Nur durch wiederholtes Erleben einer Empfindung[152] kann sie als stabile Einheit im Bewusstsein verankert werden.
- **Empfindungen müssen wiederkehren, um als Einheiten erkannt, strukturiert und symbolisch fixiert zu werden.** Erst durch Wiederholung lassen sich Muster bilden, Bedeutungen zuweisen und Symbole funktional einsetzen.

[152] genauer: Empfindungs- oder Beziehungskonstellation

- **Einheiten in der persönlichen Ordnung definieren sich über Empfindungen.** Sowohl konkrete Objekte als auch abstrakte Symbole gewinnen ihre Bedeutung durch die mit ihnen verknüpften individuellen Erfahrungen. Die persönliche Wahrnehmung bestimmt, wie diese Einheiten verstanden und interpretiert werden.

Nach meinem Verständnis bilden Emotionen als unmittelbares Erfassen die grundlegende Basis unseres Weltverstehens. Sie bilden im Verlauf unseres Lebens die individuellen Erfahrungen. Intuition ist für mich eine darauf gegründete, erfahrungsbasierte Entscheidung, die auf implizitem Wissen beruht. Sie ist es, die unsere emotionale Bindung zur Welt trägt und unsere Orientierung im Lebensvollzug ermöglicht.

„Die Erfahrung lehrt uns nicht nur die Gegenstände kennen, sondern auch, wie wir uns zu ihnen zu verhalten haben." Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, Bd. 3

Die durch den Verstand hervorgebrachten Strukturen dienen in diesem Zusammenhang als ergänzende Orientierung. Denken erweitert den Handlungsspielraum, eröffnet alternative Perspektiven und liefert differenzierte Entscheidungsgrundlagen. Doch bewähren müssen sich diese erst im konkreten Erleben.
Intuition und Verstand wirken in einem dynamischen Zusammenspiel. Beide prägen unsere Haltung zur Welt, unser Verstehen und unser Handeln. Emotionen und Denken bedingen einander, wobei Emotionen (bzw. Empfindungen) die primäre Grundlage der persönlichen Ordnung bilden. Denn:

Einheiten[153] werden in der persönlichen Ordnung über Emotionen definiert.

Unsere Beziehung zur Welt wird durch Emotionen geprägt, die getragen von individueller Wahrnehmung unser Erleben dynamisch beeinflussen. Sie sind die primäre Schnittstelle zwischen uns und dem Gegebenen. Alles Wissen über die Außenwelt wird zunächst sinnlich aufgenommen, visuell, auditiv, olfaktorisch, taktil oder kinästhetisch. Diese Sinneseindrücke liefern Rohdaten der Wirklichkeit, die durch emotionale und verstandesmäßige Verarbeitung strukturiert und bewertet werden.
So entsteht Weltdeutung nicht durch bloßes Abbilden, sondern durch aktives Erleben, Bewerten und Verknüpfen. Unsere Beziehung zur Welt ist emotional grundiert: selbst abstrakte Inhalte erscheinen real, da sie in der Vorstellung konkretisiert werden und so Teil unseres gelebten Bezugs zur Welt werden. Wahrnehmung und Vorstellung verschmelzen zur erfahrbaren Wirklichkeit.
In diesem Zusammenhang erweist sich Gewissheit als ein zentrales emotionales Fundament und zugleich als individueller Maßstab. Sie entsteht aus persönlichen Erfahrungen und bezeichnet einen inneren Zustand der Übereinstimmung zwischen Überzeugungen, Meinungen und Informationen. Diese Stimmigkeit erzeugt ein Gefühl von Sicherheit, während Widersprüche Unbehagen oder Unsicherheit hervorrufen.

„Gewissheit ist keine Erkenntnis, sondern ein Gefühl."
Ludwig Wittgenstein, Über Gewissheit, §204

Gewissheit lässt sich daher als emotional fundierte Kohärenz verstehen, als ein Zustand, in dem das Gedachte und Geglaubte persönlich stimmig erscheint. Denken unterstützt diesen Zustand nicht nur durch verstandesmäßige Prüfung, sondern auch dadurch, dass es Orientierung bietet und Handlungsfähigkeit stärkt. Insofern wirkt Denken als ein Instrument zur Erzeugung von innerer Stabilität und zur Reduktion von Ungewissheit.
Gewissheit verbindet Emotion und Denken. Sie beruht auf einer selbst erzeugten Ordnung, die es ermöglicht, sich in der Welt zu orientieren, zu handeln und sich selbst als wirksam zu erleben. Aus dem Bedürfnis nach Stabilität ergibt sich auch die menschliche Neigung zur Bestätigung

[153] Objekte, Symbole

bestehender Überzeugungen. In Momenten der Unsicherheit suchen wir gezielt nach Informationen, die unser bestehendes System stützen, um die verlorene Gewissheit wiederherzustellen.

Gewissheit, die auf emotionalen oder sinnlichen Empfindungen beruht, ermöglicht die Bildung von Denkstrukturen und Ordnungsprinzipien. Sie ist somit ein wesentliches Fundament unseres Bezugs zur Welt.

Denken und Gewissheit sind auf vielfältige Weise miteinander verknüpft und beeinflussen sich gegenseitig. Allerdings unterscheiden sich Alltagsverständnis und Wissenschaftsverständnis wesentlich im Umgang mit der Gewissheit aufgrund ihrer unterschiedlichen Grundlagen.
Im Alltagsverständnis spielen emotionale Reaktionen eine entscheidende Rolle und beeinflussen maßgeblich, wie wir Informationen wahrnehmen, bewerten und interpretieren. Besonders die Gefühle sind dabei von großer Bedeutung: Positive Emotionen fördern oft eine optimistischere Sichtweise, während negative Emotionen eher zu einer pessimistischeren Haltung neigen. Die Organisation von Überzeugungen im Alltagsverständnis zielt darauf ab, eine persönliche innere Kohärenz (Harmonie, Gleichgewicht) herzustellen. Das bedeutet, dass Denkprozesse wie die Bewertung von Informationen, das Abwägen von Standpunkten und die Suche nach glaubwürdigen Beweisen eine zentrale Rolle spielen. Das Gefühl der Gewissheit bildet dabei die Grundlage, auf der strukturiertes Denken aufbauen kann. Wenn jemand sicher ist, dass seine Denkmuster und Modelle sinnvoll und stimmig sind, fördert dies die Entwicklung von Strukturen und Denkmodellen. Gewissheit dient dann als Katalysator für die Anwendung strukturierten Denkens und beeinflusst die Art und Weise, wie Informationen bewertet werden.
Dies kann an der Bedeutung des Wortes in der Sprache für das Individuum festgemacht werden. Das Erfassen und Lernen von Wörtern ist ein tief kontextbezogener Prozess, der eng mit unseren Erfahrungen und der Einbettung in ein Bedingungsfeld verbunden ist. Wir nehmen die Welt in Einheiten wahr, die stets in Kontexte und Ereignisse eingebettet sind. Diese individuell verstandenen Kontexte liefern den Rahmen, innerhalb dessen Wörter ihre Bedeutung erhalten.
Der Prozess des Lernens und Verstehens von Wörtern ist grundlegend ein Empfindungsvorgang. Wir erleben Wörter durch unsere Sinne – Sehen, Hören, Fühlen – und diese sensorischen Erfahrungen sind mit den jeweiligen Kontexten verknüpft, in denen die Wörter verwendet werden. Wenn wir beispielsweise das Wort „heiß“ lernen, geschieht dies oft durch die Empfindung von Hitze, wenn wir einen heißen Gegenstand berühren. Diese direkte sensorische Erfahrung wird der Spracheinheit „heiß“ zugeordnet, wodurch die Bedeutung des Wortes klar und einprägsam wird. Ähnlich verhält es sich mit allen anderen Wörtern: Ihre Bedeutungen werden durch wiederholte Nutzung in verschiedenen Kontexten emotional gefestigt, sei es beim Lesen, Hören, Schreiben oder Sprechen.
Das kontextbezogene Lernen von Wörtern ermöglicht eine emotionale und nachhaltige Verankerung im Gedächtnis und stärkt die Verbindung zwischen Wörtern und ihren Anwendungen im Alltag. Dieser Lernprozess basiert auf der Zuordnung von Empfindungen zu Spracheinheiten. Durch das Lesen, Hören, Schreiben und Sprechen in realen Kontexten werden die Wörter tief im Gedächtnis verankert und die Fähigkeit, sie korrekt und kontextgerecht anzuwenden, wird verbessert.
Im Alltagsdenken wird Gewissheit zu einem individuellen Ansatz des Denkens. Dieser ist weniger formalisiert und orientiert sich weniger an systematischen Vorgehensweisen. Hier basiert die Schaffung von Struktur und Ordnung bei der Wahrnehmung und Interpretation der Welt weitgehend auf persönlichen Erfahrungen, intuitiven Annahmen, individuellen Überzeugungen und Gefühlen.
Verstehen, Verständnis und Erkenntnis sind zentrale Begriffe, die verdeutlichen sollen, wie wir Informationen aufnehmen, interpretieren und verarbeiten:
Dabei bezeichnet Verstehen die Fähigkeit, Informationen wahrzunehmen und ihren grundlegenden Sinn oder ihre Bedeutung zu begreifen, sei es durch Worte, Bilder, Töne oder andere sensorische Eindrücke.

Verständnis hingegen bezieht sich auf die Fähigkeit, die Bedeutung und den Zusammenhang der Informationen zu erkennen und in das persönliche Denken und die eigene Perspektive zu integrieren. Dieser Prozess umfasst das Herstellen von Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen und ist ein aktiver Prozess, der auf bereits erworbenem Wissen und zugehörten Empfindungen basiert.
Erkenntnis schließlich ist das Ergebnis einer persönlichen Verarbeitung und einer Integration in vorhandenes Wissen. Erkenntnis bedeutet, nicht nur zu erkennen, wie Dinge funktionieren oder in Beziehung zueinanderstehen, sondern auch das größere Bild oder System zu erfassen und möglicherweise neue Einsichten zu gewinnen. Oft ist Erkenntnis mit einem Aha-Erlebnis verbunden, das zu einer grundlegenden Veränderung in der Sichtweise oder im Verständnis führen kann.
Verstehen, Verständnis und Erkenntnis bilden zusammen einen Schlüssel zu einem umfassenderen Erfassen der Welt. Wichtig ist zu betonen, dass Verstehen, Verständnis und Erkenntnis oft schrittweise und iterativ[154] sind. Verstehen kann zu einem grundlegenden Verständnis führen, das sich im Laufe der Zeit vertieft und erweitert, was dann zu weiteren Erkenntnissen führt.
Intuitive Intelligenz basiert auf dem Vertrauen in die eigenen inneren Signale und wird sowohl zur Orientierung als auch für persönliche Entscheidungen eingesetzt. Sie bezieht sich auf die Fähigkeit, schnelle Entscheidungen zu treffen, insbesondere in Situationen, in denen Informationen begrenzt oder unvollständig sind. Eine Eingebung ist eine plötzliche, intuitive Erkenntnis eines Problems oder einer Situation, bei der die Lösung unmittelbar klar wird.
Der Instinkt ist ein grundlegender Aspekt der intuitiven Intelligenz, der es ermöglicht, bestimmte Handlungen spontan auszuführen, ohne lange nachzudenken. Der Spürsinn wiederum hilft dabei, subtile Hinweise oder Signale wahrzunehmen, die in Entscheidungsfindungen leiten können. Auch die „Schwarmintelligenz“ ist eine solche intuitive Intelligenz. Auf das Individuum bezogen beschreibt sie das Vertrauen bzw. die Gewissheit, sich einer von außen vorgegebener Entscheidung anzuvertrauen.

„Das einzig wirklich Wertvolle ist die Intuition“

Einstein

Intuition ist eine Form der Entscheidung, die als interne Reaktion auf äußere Ereignisse oder Impulse entsteht. Diese intuitive Entscheidung wird zu einer Lenkungsoption für das eigene Verhalten. Der Mensch kann diese Steuerung jedoch durch bewusstes Denken weiterentwickeln und verfeinern. Auch im alltäglichen Denken ist es entscheidend, klare Strukturen in der internen Kommunikation zu haben, um zu nachvollziehbaren Schlussfolgerungen zu gelangen. Diese Strukturen schaffen Verständlichkeit und ermöglichen die Überprüfung der Denkergebnisse sowie den Vergleich unterschiedlicher Perspektiven. Fixierungen durch Plausibilität und Gewissheit sorgen für Eindeutigkeit und Reproduzierbarkeit der Gedanken.
Einheiten werden zu identifizierbaren Elementen innerhalb eines Systems, deren Eigenschaften und Merkmale definieren, was sie sind. Methoden, wie das Kausalprinzip, bieten systematische Vorgehensweisen zur Zielerreichung oder Problemlösung. Sie werden in der Regel als selbstverständlich und gesetzmäßig angesehen. Im wissenschaftlichen Denken wird diese Art von Struktur und Formalisierung perfektioniert. Wissenschaftliche Erkenntnisse müssen nachvollziehbar und überprüfbar sein, was durch klare Definitionen von Einheiten und vordefinierte, sequentielle Methoden erreicht wird.
Formalisierung bedeutet die Festlegung klarer Definitionen, Regeln und Verfahren, die den Ablauf von Prozessen standardisieren. Diese Festlegung garantiert eine einheitliche

[154] Ein iterativer Algorithmus ist ein Prozess, der eine Reihe von Anweisungen wiederholt ausführt, bis eine bestimmte Bedingung erfüllt ist. Im Gegensatz dazu steht der rekursive Algorithmus, der sich selbst aufruft, um ein Problem zu lösen.

Vorgehensweise, die für Außenstehende nachvollziehbar ist. Allerdings führt diese Standardisierung auch zu einer Begrenzung der Möglichkeiten, indem sie einen vorgegebenen Pfad (Linearität) schafft. Dieser Pfad legt fest, was als verfahrenstechnisch korrekt, akzeptabel oder wahr gilt.
Dieses festgelegte, systematisierte Denken wird in den Wissenschaften zur Basis von Entscheidungen. Es zielt darauf ab, durch präzise definierte Einheiten und eine strikte methodische Herangehensweise höhere Gewissheit zu erlangen. Wissenschaftliche Methoden sind darauf ausgelegt, präzise und reproduzierbare Ergebnisse zu liefern. Dabei werden Einheiten als identifizierbare, eigenständige Elemente innerhalb eines bestimmten Systems betrachtet.
Die Auswahl der Methoden und die Art und Weise, wie Informationen strukturiert werden, haben wesentlichen Einfluss auf die Inhalte und Ergebnisse unserer Denkprozesse. Struktur schafft Ordnung, Klarheit und Nachvollziehbarkeit. Sie ermöglicht es, Informationen zu ordnen, Bedeutungen zu erzeugen und Erkenntnisse zu gewinnen. Gleichzeitig birgt sie die Gefahr, den Blick zu verengen. Durch festgelegte Denkpfade können alternative Sichtweisen übersehen und wichtige Aspekte ausgeblendet werden.
Klar definierte Strukturen, präzise Begriffe und formalisierte Methoden sind sowohl im Alltags- als auch im wissenschaftlichen Denken von großer Bedeutung. Sie geben Orientierung und schaffen die Voraussetzungen für systematisches Verstehen. Doch diese Ordnung ist nicht neutral. Sie beeinflusst, wie Inhalte entstehen, welche Bedeutung ihnen zugeschrieben wird und welche Sichtweisen als gültig erscheinen.
Struktur und Inhalt stehen in einem wechselseitigen Verhältnis. Die Struktur bestimmt, in welcher Form Informationen aufgenommen, verarbeitet und verknüpft werden. Der Inhalt wiederum gewinnt seine Bedeutung erst durch die ihm zugrunde liegende Struktur. Im Alltagsdenken geschieht diese Strukturierung meist intuitiv, basierend auf persönlichen Erfahrungen. Im wissenschaftlichen Denken erfolgt sie gezielt durch Methoden, Regeln und Modelle, die intersubjektiv nachvollziehbar sein sollen.
Der Inhalt eines Systems umfasst die Informationen, Erfahrungen und Bedeutungen, die innerhalb einer gegebenen Struktur verarbeitet werden. Während im Alltagsdenken Inhalte stark von persönlichen Erfahrungen und individuellen Deutungen geprägt sind, ist wissenschaftlicher Inhalt stärker normiert und an überprüfbare Kriterien gebunden. Dennoch bleibt auch wissenschaftliches Denken nicht frei von strukturellen Vorannahmen, die seine Inhalte formen.
Der Zusammenhang zwischen Struktur und Inhalt ist dynamisch. Strukturen eröffnen Möglichkeiten zur Erkenntnis, können diese aber zugleich begrenzen. Jede Struktur bringt bestimmte Inhalte zur Geltung und blendet andere aus. Dadurch entstehen unterschiedliche Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsspielräume. Eine starre Struktur kann Denkprozesse verengen; eine zu offene Struktur kann Orientierungslosigkeit erzeugen. Es braucht daher ein ausgewogenes Verhältnis zwischen formaler Klarheit und Offenheit für neue Perspektiven. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang, wenn man die emotionale Dimension einbezieht. Emotionen prägen wesentlich, wie Inhalte erlebt, interpretiert und bewertet werden und wie tragfähig eine bestimmte Struktur im Alltag tatsächlich ist.
Ein anschauliches Beispiel hierfür ist das Schenken zu einem Geburtstag. Die äußere Struktur der Handlung ist klar: Es gibt einen Anlass, einen Geber, einen Empfänger, ein Geschenk sowie ein festgelegtes Ritual der Übergabe. Der Inhalt ist das konkrete Geschenk – etwa ein Buch, ein Kleidungsstück oder ein selbst gebackener Kuchen. Ob diese Geste als bedeutungsvoll empfunden wird, hängt jedoch nicht allein von Struktur oder Inhalt ab, sondern maßgeblich von dem Gefühl, das damit verbunden ist. Wird das Geschenk mit Aufmerksamkeit und persönlichem Bezug ausgewählt, erzeugt es Freude und Dankbarkeit. Fehlt hingegen diese emotionale Komponente, kann das Geschenk trotz formaler Stimmigkeit als belanglos oder enttäuschend erlebt werden.

Dieses Beispiel zeigt: Gefühle sind keine bloßen Begleiterscheinungen, sondern konstituieren den Sinn von Handlungssituationen. Erst durch sie erhält das Zusammenspiel von Struktur und Inhalt Bedeutung im gelebten Alltag.
Damit lässt sich folgern:
Struktur und Inhalt sind untrennbar miteinander verbunden. Struktur formt den Rahmen, innerhalb dessen Inhalte geordnet und verstanden werden können. Inhalte wiederum entfalten ihre Bedeutung erst im Kontext dieser Struktur. Ein tieferes Verständnis entsteht dort, wo klare Strukturen mit Offenheit für emotionale Resonanz und alternative Perspektiven verbunden werden. Dies gilt im Alltag ebenso wie in der Wissenschaft. Nur so wird Denken sowohl präzise als auch lebendig.

52. Struktur und Einheiten

In unserem Streben, die Welt zu verstehen, greifen wir auf Ordnungsmuster zurück. Wir strukturieren, benennen, teilen ein und schaffen dadurch Einheiten, mit denen sich Komplexität beherrschen lässt. Diese Strukturierungen sind nicht nur Hilfsmittel des Denkens, sondern grundlegend für jedes Verstehen. Ohne Gliederung wären weder Orientierung noch Erkenntnis möglich. Doch gerade dort, wo das Wirkliche seine Vieldeutigkeit verdeutlicht, etwa in inneren Zuständen wie Empfindungen oder in hochkomplexen naturwissenschaftlichen Systemen, stoßen solche Strukturen an ihre Grenzen. Was sich nicht eindeutig messen, beschreiben oder einordnen lässt, entzieht sich dem Zugriff des Denkens.
Die Vorstellung klar umrissener Einheiten, ob in der Physik, der Philosophie oder der Alltagserfahrung, erweist sich als notwendige Fiktion, um mit der Welt umgehen zu können. Zugleich bleibt diese Fiktion immer ein Reduktionsvorgang. Sie macht einen von bestimmten Vorgaben abhängigen Teil sichtbar, indem sie andere Aspekte ausblendet. Die folgende Betrachtung widmet sich diesem Spannungsverhältnis zwischen der Notwendigkeit strukturierender Einheiten und der Einsicht in ihre Begrenztheit.
Komplexe Systeme werden erst durch ihre Gliederung in Strukturen und funktionale Einheiten organisierbar und verständlich. Wenn es jedoch um Empfindungen und Gefühle geht, stoßen solche Strukturierungsversuche an ihre Grenzen. Diese inneren Zustände entziehen sich einer klaren Einteilung, da sie weder messbar noch bewertbar und somit nicht eindeutig beschreibbar sind.
Nietzsche bemerkte treffend:

„Wir haben „Einheiten“ nöthig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt.“ Nietzsche, Die mechanistische Welt-Auslegung 635

Auch Heisenbergs Erkenntnis, dass jede Beschreibung dessen, was im Atom vorgeht, im Wesentlichen eine Beschreibung dessen ist, was nicht passiert, erscheint in diesem Zusammenhang besonders aufschlussreich. Was er im Rahmen der Quantenphysik formulierte, lässt sich übertragen auf ein allgemeineres Verständnis von Weltzugängen. Die moderne Physik entfernt sich zunehmend von der Vorstellung klar definierter, eindeutig beschreibbarer Einheiten. Stattdessen wird die fundamentale Begrenztheit jeder Beschreibung anerkannt.
Ein zentrales Beispiel dafür ist die Unschärferelation. Sie besagt, dass sich bestimmte Eigenschaften eines quantenmechanischen Systems, etwa Ort und Impuls eines Teilchens, nicht gleichzeitig mit beliebiger Genauigkeit bestimmen lassen. Sobald also die Position eines Teilchens genau gemessen wird, verliert man notwendigerweise Informationen über seinen Impuls. Mit anderen Worten: Die Wahl einer bestimmten Perspektive auf ein System schließt andere Perspektiven aus.
Diese Erkenntnis hat weitreichende Konsequenzen. Denn jede Form systematischer Beschreibung, sei es in der Wissenschaft, in der Philosophie oder im Alltag, beruht auf Abgrenzung, Auswahl und Vereinfachung. Sie erzeugt Ordnung, aber auch Ausschlüsse. Was wir benennen und strukturieren, wird dadurch greifbar. Gleichzeitig geraten andere Aspekte notwendigerweise außerhalb des Blickfelds.
Daraus ergibt sich:

Systematisches Beschreiben bedeutet immer auch Selektion. Durch die gewählte Struktur entsteht nicht nur Ordnung, sondern zugleich eine Begrenzung dessen, was dargestellt wird.

Diese Auslassungen sind kein zufälliges Nebenprodukt, sondern ein notwendiger Bestandteil jeder Ordnung. So wie die Quantenphysik zeigt, dass vollständige Information über ein System prinzipiell nicht möglich ist, gilt auch für jede Beschreibung von komplexen Zusammenhängen, etwa in Technik, Gesellschaft oder Sprache, dass sie mit einem Verlust an Vielfalt und Offenheit einhergeht.
Diese Übertragung erinnert an Überlegungen von Niklas Luhmann zur Beobachtung zweiter Ordnung[155] oder an Gödels Unvollständigkeitssätze[156] in der Mathematik. Auch dort zeigt sich: Jedes formale System ist blind für bestimmte Aspekte dessen, was es beschreibt.
Jede systematische Beschreibung bringt notwendigerweise Auslassungen oder Ausschlüsse mit sich, da sie auf einer bestimmten Struktur basiert, die nur einen Teil der Wirklichkeit abbilden kann. Selbst physikalische oder formale Systeme stoßen an ihre Grenzen, weil sie auf klar definierbare Parameter angewiesen sind. Diese Einschränkungen gelten umso mehr für persönliche und individuelle Phänomene wie Empfindungen und Gefühle, die keine eindeutigen Parameter besitzen und stark von individuellen Erfahrungen geprägt sind.
Empfindungen entstehen aus einem komplexen Zusammenspiel verschiedener Faktoren, darunter individuelle Wahrnehmungen, physiologische Reaktionen und persönliche Erfahrungen. Sie beruhen meist auf physischen Sinneseindrücken wie Sehen, Hören, Riechen, Schmecken oder Tasten, können aber auch aus inneren Impulsen hervorgehen. Gefühle hingegen werden als emotionale Reaktionen auf solche Sinneseindrücke oder auf innere und äußere Ereignisse verstanden. Aufgrund ihrer dynamischen und persönlichen Natur lassen sich Empfindungen und Gefühle nur schwer und meist nur indirekt beschreiben.

Ein allgemeines Verständnis von Gefühlen und Empfindungen kann nur innerhalb eines abstrakten, sprachlich-symbolischen Rahmens entstehen. Begriffe wie Freude, Angst, Traurigkeit oder Liebe sind sprachliche Konventionen, mit denen versucht wird, komplexe emotionale Zustände zu benennen und kommunizierbar zu machen. Daher manifestieren sie sich als Symbole in der Sprache. Ihre Bedeutung bleibt jedoch stets individuell geprägt und kontextabhängig. Ähnliche Erlebnisse können daher sehr unterschiedlich beschrieben und verstanden werden.

Die sprachliche Fassung von Empfindungen und Gefühlen ist durch die notwendige Strukturierung der Sprache und die persönliche Natur dieser Phänomene begrenzt. Während Sprache abstrakte Kategorien schafft, bleiben die individuellen Erlebnisqualitäten nur unzureichend erfassbar und variieren stark in ihrer Interpretation.
Die Kommunikation von Empfindungen erfolgt häufig über Worte, Symbole, Metaphern und Analogien. Sprache dient dabei als Ausdrucksmittel innerer Zustände, bleibt jedoch begrenzt: Sie kann die Qualität emotionaler Erfahrungen nicht vollständig abbilden, sondern nur annähernd und ungenau wiedergeben.
Wörter sind abstrakte sprachliche Einheiten, deren Bedeutung erst durch ihre Verbindung mit persönlichem Erleben konkret wird.

[155] Luhmann unterstellt, dass jedes Beobachtungssystem die Welt aus einer bestimmten Perspektive sieht. Es unterscheidet, macht eine Unterscheidung sichtbar und blendet gleichzeitig anderes aus. Die Beobachtung zweiter Ordnung meint die Beobachtung von Beobachtungen, also das Reflektieren über die eigenen Perspektiven und deren blinde Flecken.
[156] Gödels Unvollständigkeitssätze besagen, dass in jedem hinreichend komplexen, widerspruchsfreien formalen System der Mathematik wahre Aussagen existieren, die sich innerhalb des Systems nicht beweisen lassen. Mit anderen Worten: Das System ist aus sich heraus unvollständig. Es kann seine eigene Gültigkeit oder Vollständigkeit nicht vollständig erfassen oder begründen.

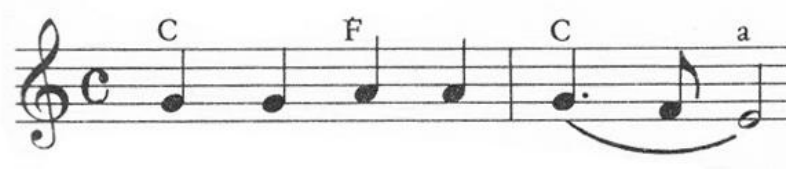
Dadurch sind sprachliche Ausdrücke immer auch geprägt von individuellen Interpretationen und biografischen Erfahrungen. [157]
Die Schwierigkeit, Empfindungen und Gefühle zu beschreiben, liegt in der Einzigartigkeit menschlicher Erfahrung. Sprache kann das volle Spektrum dessen, was empfunden wird, niemals vollständig erfassen. Deshalb greift man auf symbolische Ausdrucksformen wie Metaphern, Bilder oder Analogien zurück, um anderen einen Eindruck des Erlebten zu vermitteln. Doch auch diese bleiben unvollständig und persönlich.
Dieses grundlegende Problem wird in der Philosophie als Subjekt-Objekt-Problem beschrieben. Es thematisiert die Frage, wie individuelle Erfahrungen in eine allgemein verständliche Sprache überführt werden können, insbesondere bei Gefühlen und Empfindungen, die sich sprachlicher Fixierung entziehen.
Gefühle sind so vielschichtig und individuell, dass sie sich einer vollständigen Beschreibung entziehen. Sprache ist zwar ein zentrales Mittel der Kommunikation, doch sie kann die Tiefe und Vielfalt emotionalen Erlebens nur unvollkommen ausdrücken. Daraus entsteht eine Diskrepanz zwischen dem, was gefühlt wird, und dem, was gesagt werden kann. Da jedes Wort bei jedem Menschen andere Assoziationen und emotionale Bezüge hervorruft, ist Sprache stets persönlich gefärbt. Persönliche Erfahrungen bestimmen, wie Begriffe verstanden und interpretiert werden. So entsteht zwangsläufig eine Kluft zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten. Sprache dient als Brücke zwischen Individuen. Sie ermöglicht Verständigung über Erfahrungen. Doch was über diese Brücke übertragen wird, kommt nie vollständig an: Es wird nicht nur unvollständig, sondern auch transformiert weitergegeben. Die Qualität des Empfindens verliert sich im sprachlichen Ausdruck, und was auf der anderen Seite ankommt, ist stets eine interpretierte, gefilterte Version des ursprünglichen Erlebens, bewertet durch die eigene Erfahrung.
Metaphern, Analogien und Symbole versuchen, diese Lücke zu überbrücken, indem sie komplexe emotionale Zustände auf verschiedene Abstraktionsebenen heben:
Metaphern übersetzen innere Erfahrungen in bildhafte Vorstellungen und schaffen so eine emotionale Resonanz, die das unmittelbare Empfinden anspricht, aber nicht exakt beschreibt.
Analogien bewegen sich auf einer logisch-strukturellen Ebene, indem sie Beziehungen zwischen bekannten und unbekannten Phänomenen aufzeigen und so ein rationales Verständnis fördern.
Symbole wirken auf einer noch höheren Abstraktionsebene, indem sie nicht nur einzelne Erfahrungen, sondern ganze Bedeutungsfelder in unterschiedlich verdichteter Form repräsentieren.
Trotz dieser vielschichtigen Übersetzungsversuche bleiben die eigentliche Erfahrung, das persönliche Empfinden und das innere Erleben untrennbar an die persönliche Innenwelt gebunden. Sprache schafft Orientierung, aber nie vollständige Übereinstimmung.
Sprache bedient sich der Abstraktion, um komplexe und einzigartige Erlebnisse[158] sowie Gefühle in allgemeinere und generalisierende Begriffe und Zusammenhänge zu fassen[159]. Durch Abstraktion werden individuelle Erfahrungen in eine Form gebracht, die eine gemeinsame

[157] Die begrenzte Anwendbarkeit des logischen Positivismus auf komplexe sprachliche Phänomene führten z.B. zu den Schwierigkeiten, die zum Scheitern des Wiener Kreises beitrugen. Selbst Wissenschaftler bringen ihre eigenen Erfahrungen, Perspektiven und Interpretationen mit sich, wenn sie wissenschaftliche Begriffe verwenden. Dies kann dazu führen, dass selbst dort, wo doch eindeutige Definition vorliegen sollte, dieselben Begriffe von verschiedenen Wissenschaftlern unterschiedlich verstanden werden.
[158] Jedes Erlebnis erfolgt unter einer ganz bestimmten Bedingungskonstellation.
[159] Durch die notwendige Generalisierung in der Sprache werden sprachliche Ausdrücke zu einer Art Vor-Urteil gegenüber dem Individuellen, da sie die Einzigartigkeit persönlicher Erfahrungen auf allgemeine Begriffe reduzieren.

Verständigung ermöglicht. Begriffe wie „Freude“, „Traurigkeit“, aber auch „Schlange“ oder „Geliebter“ abstrahieren von den spezifischen Umständen und individuellen Feinheiten, die jeder Mensch erlebt, und schaffen so eine Basis für Kommunikation.
Diese Abstraktion begründet jedoch gleichzeitig die Grenzen der Aussagekraft von Worten bzw. Begriffen.
Die Qualität individueller Empfindungen lässt sich durch abstrakte Spracheinheiten nur unvollständig wiedergeben. Da Sprache zwangsläufig verallgemeinert, reduziert sie komplexe Erfahrungen auf konventionelle Begriffe. Jede abstrakte Beschreibung enthält daher weniger Information als das tatsächliche Erleben. Aus diesem Grund sind persönliche Bedeutungen und Empfindungen in der konventionellen Sprache nur sehr begrenzt vermittelbar.
Die Wissenschaft zieht daraus ihre Konsequenzen, indem sie Begriffe und Strukturen von Anfang an in einem abstrahierten, logisch konsistenten Rahmen, mithilfe standardisierter Einheiten und festgelegter Relationen, definiert. Diese Methodik schafft Klarheit und Präzision, erfordert jedoch den Verzicht auf die Darstellung individueller Besonderheiten. Das Konkrete wird in ein Modell überführt, das Allgemeingültigkeit anstrebt und damit zur konstruierten Einheit gerinnt.
Demgegenüber beruht persönliche Gewissheit nicht auf festen Begriffssystemen, sondern auf individuellen Erfahrungen. Sie entsteht in einem Prozess des Erlebens, Reflektierens und Lernens, in dem Überzeugungen gebildet, angepasst und weiterentwickelt werden. Die Grundlagen dieser Gewissheit sind nicht stabil, sondern dynamisch und wandelbar. Sie stehen damit im Gegensatz zur formalen Struktur wissenschaftlicher Sprache, letztlich aber auch zur Alltagssprache.
Daraus ergibt sich eine fundamentale Grenze sprachlicher Vermittlung. Empfindungen und Gefühle sind persönlich, ihre vollständige Übertragung in konventionelle Sprache ist nicht möglich. Zwar lassen sich allgemeine Muster beschreiben, doch die Einzigartigkeit innerer situativer Zustände, ihre Komplexität und emotionale Qualität können nicht über Sprache vermittelt werden. Sprache bietet zwar Anhaltspunkte, bleibt aber auf symbolische Repräsentationen beschränkt.
Diese Grenze wird besonders deutlich im Verhältnis zwischen interner und externer Sprache. Interne Sprache, also das individuelle Erfassen bildet eigene Einheiten und Strukturen aus, die nicht unmittelbar in die konventionelle Sprache übertragbar sind. Dennoch bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere innere Sprache mithilfe äußerer Ausdrucksmittel zu kommunizieren. Das zwingt uns dazu, die privaten Inhalte in die Begriffs- und Strukturwelt der öffentlichen Sprache zu übersetzen.
Dieser Übersetzungsprozess erfordert eine Abstraktion, durch die individuelle Gedanken und Empfindungen vereinfacht werden. Die Feinheiten persönlicher Bedeutungen gehen dabei verloren oder werden missverständlich vermittelt. Denn auch wenn konventionelle Sprache standardisierte Begriffe und Prinzipien (z. B. Kausalität) verwendet, werden diese Begriffe vom Empfänger individuell, abhängig von seinen Erfahrungen und Erwartungen, interpretiert.
Die Einheiten- und Strukturbildung der Privatsprache unterscheidet sich grundlegend von derjenigen der öffentlichen Sprache, muss jedoch in deren Ausdrucksformen überführt werden. Das führt zwangsläufig zu Bedeutungsverschiebungen oder Missverständnissen. Die abstrakten Begriffe, die für die externe Kommunikation erforderlich sind, können die Qualität des Erlebten nur unvollständig wiedergeben, und das auch nur in einer durch individuelle Auswahl und Interpretation gefilterten Form.
Damit zeigt sich:

Abstraktion ermöglicht Verständigung und begrenzt sie zugleich.

Wissenschaftliche Sprache strebt nach Präzision durch klare Struktur und Einheitlichkeit, persönliche Sprache hingegen lebt von Vielschichtigkeit und Wandelbarkeit. Die vollständige Übertragung innerer Zustände in konventionelle Sprache bleibt notwendiger Weise immer unvollständig.
Daraus folgt:
Die Darstellung von Privatsprache ist zwangsläufig an die abstrakten Einheiten und Strukturen der konventionellen Sprache gebunden. Denn um individuelle Inhalte kommunizierbar zu machen, müssen sie in ein allgemein verständliches Zeichensystem überführt werden. Diese Übertragung erfordert die Nutzung symbolischer Einheiten, die im jeweiligen Sprachsystem Anschlussfähigkeit besitzen.
Doch was bestimmt Sprache im allgemeinen Sinn?
Damit Sprache, ebenso wie andere symbolische Systeme, eine nachvollziehbare Ordnung aufbauen kann, bedarf es klar definierter Einheiten. Diese Einheiten dienen als Bausteine, durch die Struktur und Bedeutung erst möglich werden. In der Musik sind es Noten, in der Mathematik Zahlen und Zeichen, in der Sprache Wörter. Jede dieser Einheiten ist an ein System gebunden, das über Symbolregeln organisiert ist.
Einheiten müssen innerhalb dieses Systems durch allgemein akzeptierte Symbole dargestellt werden, Notensymbole in der Musik, mathematische Zeichen in der Mathematik, sprachliche Zeichen im kommunikativen Sprachgebrauch. Erst die Einheitlichkeit und Standardisierung dieser Symbole macht es möglich, dass sie miteinander kombiniert, interpretiert und strukturiert werden können.
Dabei gilt: Eine neue Einheit kann nur dann sinnvoll in ein System integriert werden, wenn sie anschlussfähig ist, das heißt, wenn sie sich in das bestehende Regelwerk einfügt und von den Mitgliedern der Gemeinschaft verstanden werden kann. Ohne diese Anschlussfähigkeit verliert die Einheit ihren kommunikativen Wert und bleibt isoliert.



Die Bedeutung der Einheiten ergeben sich aus Bindungsbeziehungen.

$$E = mc^2$$

Anschlussfähige Einheiten werden entsprechend der Systemstruktur zu einer Einheit geformt. Durch gemeinsame Basisgrößen wie Noten, Zahlen oder Worte können Einheiten in Beziehung gesetzt, gemessen, verglichen und kontrolliert werden. Systemeinheiten ermöglichen als Bezugsgröße die Messung und den Vergleich anderer Größen im System. Sie gewährleisten

Standardisierung und Einheitlichkeit, indem sie als gemeinsame Grundlage für Vergleiche, Messungen ermöglichen und auch als Referenzen dienen können.
Einheiten müssen danach bestimmte Eigenschaften erfüllen, um in ein System integrierbar zu sein.

1. Die Kompatibilität von Einheiten innerhalb eines Systems, also ihre **nahtlose Anschlussfähigkeit**, spielt eine entscheidende Rolle. Es ist von großer Bedeutung, dass Einheiten sich problemlos in das bestehende System einfügen und mit anderen Einheiten zusammengestellt werden können, ohne Konflikte oder Inkompatibilitäten zu verursachen. Dies erfordert, dass alle Einheiten in derselben Ausdrucksform oder Maßeinheit angegeben werden. Zum Beispiel müssen Einheiten in einem Notensystem als Noten (= Symbole), Einheiten im mathematischen System als mathematische Symbole (einschließlich Zahlen) und Einheiten im Sprachsystem als sprachliche Symbole (wie Wörter) ausgewiesen werden. Durch diese gewährleistete Einheitlichkeit wird die nahtlose Integration und Zusammenarbeit der Einheiten im System ermöglicht.
2. Einheiten sollten über eine **klare Verbindung oder Schnittstelle** verfügen, die es ihnen ermöglicht, in Beziehung zueinander gesetzt werden zu können und gemeinsam zu wirken. Beispiele sind Worte in einem Satz, die über eine definierte Schnittstelle miteinander verknüpft sind. Jedes Wort hat eine spezifische Bedeutung und Beziehung zu anderen Wörtern im Satz. Die Verknüpfung zwischen den Worten wird durch die Grammatik und Syntax der Sprache bestimmt, die bestimmte Regeln und Muster enthält, um die Worte miteinander zu verbinden. Zum Beispiel drückt das Verb im Satz die Handlung aus, während das Subjekt die Person oder das Objekt angibt, auf das sich die Handlung bezieht. Diese Satzstruktur und die spezifischen grammatikalischen Regeln bestimmen die Verbindung zwischen den Wörtern. Durch diese Schnittstellen wird sichergestellt, dass alle Einheiten im System aufgrund eines einheitlichen Prinzips miteinander in Beziehung zueinander gesetzt werden können bzw. interagieren. In diesem Kontext bezieht sich der Begriff „Schnittstelle“ auf eine Methode der Verbindung, die es verschiedenen Einheiten oder Komponenten innerhalb eines Systems ermöglicht, aufeinander zu verweisen und kompatibel zu sein.
3. Jede Einheit sollte durch ihre Einbindung in ein System eine **klar definierte Funktion oder eine festgelegte Bedeutung** erhalten. Dies stellt sicher, dass die Einheit einen spezifischen, erkennbaren Beitrag zum System leistet und ihre Funktionalität verständlich wird. Die Bedeutung einer Einheit ergibt sich aus den Zielen und Vorgaben des Systems, in das sie integriert ist. Durch diese Einbindung und Zuweisung einer spezifischen Funktion oder Bedeutung wird sichergestellt, dass die Einheit ihren Beitrag zur Gesamtfunktionalität des Systems leisten kann.
4. Die Einheiten sollten **anpassungsfähig und flexibel** sein, um sich an veränderte Anforderungen des jeweiligen Systems anzupassen. Das bedeutet, dass die Einheiten in der Lage sein sollten, ihre Größe zu variieren, um unterschiedlichen Anforderungen gerecht zu werden[160]. Zum Beispiel können Noten in einer Partitur verschiedene Tonhöhen und Dauer haben. Zahlen können in verschiedenen mathematischen Berechnungen verwendet werden und Worte können in unterschiedlichen Sätzen unterschiedliche Bedeutungen haben. Durch diese Anpassungsfähigkeit können die Einheiten in verschiedenen Kontexten verwendet werden und sich den spezifischen Anforderungen des Systems anpassen.

Wenn die Bedingungen erfüllt sind, können Einheiten nahtlos in ein System integriert werden und ein konstruktives Element im Gesamtzusammenhang des Systems werden.

[160] Ein Beispiel wäre ein Notensystem in einer Schule. Wenn sich die Anforderungen an die Notenskala ändern, beispielsweise von einer 6-Punkte-Skala zu einer 100-Punkte-Skala, sollten die Einheiten der Noten flexibel genug sein, um sich an diese Änderungen anzupassen. Dadurch wird sichergestellt, dass die Bewertung der Schülerleistungen weiterhin sinnvoll und vergleichbar ist, unabhängig von der spezifischen Skala, die verwendet wird.

Durch die gemeinsame Bezugsgröße, also eine einheitliche Grundlage oder Struktur, werden die Einheiten in Relation zueinander gesetzt. Dies ermöglicht Vergleichbarkeit und Berechenbarkeit im Rahmen der vorgegebenen Ordnung oder Struktur des Systems. Die Einheiten können aufgrund dieser gemeinsamen Bezugsgröße miteinander in Beziehung gesetzt werden und ihre Funktionalität kann innerhalb des Systems verstanden[161] werden.

Die Struktur verlangt nach Einheiten[162], die nach einem bestimmten Prinzip geformt sind, um zueinander in Beziehung gesetzt werden zu können. Nur im Systemzusammenhang erhalten diese Einheiten ihre spezifische Bedeutung.

Zwei zentrale Systeme und die sie beinhaltenden Strukturen prägen unser Verstehen.

Es sind das sprachliche und das mathematische System. Zusammen bilden diese beiden Systeme die Grundlage für unser Erkenntnisprozess und unsere Fähigkeit, die Welt zu verstehen und zu beschreiben. Sie werden wie ein Netz (Matrix) unserem Denken unterstellt und bestimmen die Richtung unseres Erkenntnisprozesses.
Das sprachliche System dient als Grundlage für die Beschreibung von Zusammenhängen und die Organisation von Gedanken. Es ermöglicht die Analyse, Kombination und Umformung von sprachlichen Elementen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen und interne Probleme der sprachlichen Strukturierung zu lösen. Diese Einheiten können verschiedene sprachliche Elemente wie Wörter, Sätze, Absätze und grammatische Konstruktionen umfassen.
Mit der Sprache können Gedanken und Ideen in Worte gefasst werden und diese durch Analyse, Kombination und Umformung von sprachlichen Elementen neu organisiert werden. Sie bildet eine zentrale Grundlage für das eigene Verstehen und den Austausch von Informationen (Kommunikation). Durch diese Ordnung können wir nicht nur Beobachtungen beschreiben, sondern auch komplexe Zusammenhänge theoretisch modellieren und verstehen. Sie erlaubt es uns, Beobachtungen symbolisch zu beschreiben, Vorhersagen zu treffen unser Wissen zu teilen und gemeinsam an Problemlösungen zu arbeiten.
Die mathematische Ordnung und Organisation bilden die Grundlage für die mathematische Beschreibung. Sie ist eine reine Strukturbeschreibung. Mit mathematischen Einheiten (Objekten)[163] wird analysiert, kombiniert, transformiert und manipuliert, um neue Erkenntnisse innerhalb einer formalen Struktur mit anschlußfähigen Einheiten zu gewinnen und damit interne Probleme mathematischer Strukturierung zu lösen. Diese Einheiten (Symbole, Objekte) können eine breite Palette von mathematischen Einheiten umfassen, einschließlich Zahlen, Funktionen, Vektoren, Matrizen, geometrische Formen und vieles mehr. Die Manipulation von mathematischen Objekten ist ein grundlegender Teil der mathematischen Arbeitsweise und ermöglicht es, komplexe mathematische Zusammenhänge theoretisch zu modellieren, zu verstehen und zu lösen. Sie ermöglichen es symbolhaft, Beobachtungen zu modellieren und vorherzusagen.

---

[161] auch analysiert werden

[162] Jede Einheit sollte durch ihre Einbindung in ein Beziehungssystem eine klar definierte Funktion oder eine festgelegte Bedeutung erhalten. Dies stellt sicher, dass die Einheit einen spezifischen, erkennbaren Beitrag zum System leistet und dadurch erst ihre Funktionalität verständlich werden kann. Die Bedeutung einer Einheit ergibt sich aus den Zielen und Vorgaben des Systems, in das sie integriert ist. Durch diese Einbindung und Zuweisung einer spezifischen Funktion oder Bedeutung wird sichergestellt, welchen Beitrag die Einheit zur Gesamtfunktionalität des Systems leisten kann. Die Bedeutung der Teileinheiten wird erst über das umfassende Ganze (Metaeinheit) verständlich.

[163] Beispiele für mathematische Objekte sind: Zahlen, Funktionen, Vektoren und Matrizen, geometrische Objekte, Mengen, Gleichungen und Ungleichungen, Folgen und Reihen u.a. Sie werden durch Definitionen, Axiome und Beziehungen zu anderen mathematischen Objekten charakterisiert. Mathematische Objekte sind die Bausteine, auf denen die gesamte Mathematik aufbaut. Mathematischen Objekten sind abstrakte Einheiten, die entwickelt wurden, um mathematische Strukturen zu beschreiben und zu analysieren. Sie sind unabhängig von der konkreten Welt und bilden die Grundlage für die Entwicklung von mathematischen Theorien und Modellen, die in verschiedenen Anwendungsgebieten eingesetzt werden können.

Die mathematische Ordnung bietet damit eine abstrakte und präzise Methode zur Beschreibung und Analyse von Strukturen und Beziehungen. Mathematische Objekte werden verwendet, um Daten zu analysieren, zu kombinieren, zu transformieren und zu manipulieren. Diese mathematische Beschreibung ermöglicht es, formale Erkenntnisse auf eine strukturierte und systematische Weise anzuordnen und auch komplexe mathematische Modelle auf das Gegebene zu übertragen.
Diese beiden zentralen Systeme spielen eine prägende Rolle für unser Verständnis des Gegebenen und beeinflussen damit wie wir die Welt verstehen und wie wir unser Wissen aufbauen. Sie ermöglichen es Gedanken, Ideen und Informationen zu organisieren und zu vermitteln, sei es in unserem persönlichen Verstehen, in der alltäglichen Kommunikation oder in der Erforschung komplexer wissenschaftlicher Fragestellungen. Sie fungieren wie Instrumente, die unser Denken formen und lenken und damit den Verlauf unseres Erkenntnisprozesses wesentlich bestimmen. Ihre Bedeutung liegt darin, dass sie die Grundlage für unseren Erkenntnisprozess bilden und es uns ermöglichen, die Welt in strukturierter Weise zu erforschen und zu interpretieren.
Einheitsbildung, ob sprachlich oder mathematisch, ermöglicht es uns, Informationen in klar definierten Strukturen zu ordnen und zu kommunizieren. Durch die Schaffung solcher Strukturen können wir unsere Erkenntnisse aufbauen, sie miteinander teilen und weiterentwickeln. Das Verständnis dieser Systeme hilft uns, unsere Welt in strukturierter Form zu erforschen und zu interpretieren, was letztlich die Grundlage für unseren Erkenntnisprozess bildet.
Die Einheitsbildung in der konventionellen Sprache beruht auf abstrakten Begriffen, die notwendig sind, um komplexe und individuelle Erlebnisse in eine allgemein verständliche Form zu überführen. Diese Abstraktion führt jedoch zu einer Vereinfachung und Reduktion der ursprünglichen, komplexen Empfindungen und Gedanken, was zu einem Verlust der Individualität und Einzigartigkeit führt. Dennoch bleibt diese Standardisierung unverzichtbar für die externe Kommunikation.
Im Gegensatz dazu erfolgt die Einheitsbildung in der Privatsprache über Empfindungen, die die Grundlage der individuellen Erfahrungen bilden. Diese Empfindungen sind persönlich. Durch ihre Zusammenstellung entstehen Einheiten, die die Grundlage und Bausteine für die Struktur der persönlichen Bedeutungswelt sind. Diese Art der Einheitsbildung ist einzigartig, individuell und momentbezogen, da sie direkt aus den persönlichen und emotionalen Erfahrungen eines Individuums hervorgeht. Einheiten in der Privatsprache bilden sich aufgrund von zeitpunktbezogener Selektion. Diese Definition habe ich von Gerald Edelman (Theorie der neuronalen Gruppenselektion) abgeleitet, der seine Vorstellung jedoch nicht allgemein, sondern auf neuronale Strukturbildung bezog. Was ich jedoch mit Edelman teile, ist, dass die Einheiten, die durch Gruppenselektion entstehen, zeitpunktbezogene Einheiten sind, die einem dynamischen Prozess unterliegen.
Wenn wir diese beiden Formen der Einheitsbildung vergleichen, wird deutlich, dass die Privatsprache auf einer qualitativ anderen Ebene operiert, indem sie Empfindungsgruppierungen als primäre Bausteine verwendet. Im Gegensatz dazu nutzt die konventionelle Sprache abstrakte Begriffe, die für die Kommunikation mit anderen notwendig sind. Die Übertragung der Privatsprache in die konventionelle Sprache erfordert daher eine Transformation dieser individuellen Einheiten in allgemein verständliche, abstrakte Begriffe.

Im Gegensatz zu den abstrakten Einheiten der konventionellen Sprache beruht eine Privatsprache auf Empfindungsbündeln als Bedeutungseinheiten.

Das, was wir als gegeben wahrnehmen, ist nicht nur konstruiert, sondern vor allem auch empfunden.

Beide Perspektiven stehen in einem komplementären Verhältnis. Erst (sprachliche) Konstruktionen machen die gefühlte Welt verständlich und kommunizierbar und damit auch intersubjektiv nachvollziehbar.

Während konventionelle Sprache mit generalisierten Einheiten wie „Baum“ oder „Schmerz“ arbeitet, die auf sozialen Übereinkünften beruhen und daher eine gewisse Abstraktheit mit sich bringen, operiert eine Privatsprache mit unmittelbaren Empfindungseinheiten. Diese sind nicht kollektiv definiert, sondern beziehen sich direkt auf das individuelle Erleben. Ein spezifisches Schmerzgefühl etwa wäre in einer Privatsprache nicht über einen allgemeinen Begriff, sondern nur über die persönliche Erfahrung selbst zugänglich.
Daraus ergibt sich: Das Gegebene kann nicht ausschließlich als ein sprachlich konstruiertes Gefüge verstanden werden. Zwar strukturiert Sprache unsere Wahrnehmungen und übersetzt sie in allgemein verständliche Begriffe, doch diese Ordnung setzt stets eine vorgängige Eindrucksbildung und unmittelbare Erfahrung voraus. Das bloße Empfinden bildet die Grundlage jeder sprachlichen Konstruktion. Wie es heißt:

„Es gibt keine abstrakte Kunst. Man muss immer mit etwas beginnen. Danach kann man es in die Abstraktion führen. Aber man kann nie mit der Abstraktion beginnen.“ [164]

Demnach erscheint Realität als ein Zusammenspiel von Empfindung und Konstruktion. Diese beiden Dimensionen stehen nicht in Opposition zueinander, sondern ergänzen sich vielmehr. Die Empfindung erschließt eine ursprüngliche, vor-begriffliche Welt, während die Sprache diese Welt ordnet, stabilisiert und vermittelbar macht.

Ohne Empfindung gäbe es keine Rohdaten, aus denen sprachliche Einheiten gebildet werden können, und ohne Sprache könnten Empfindungen weder geteilt, reflektiert noch kultiviert werden.

Die Welt an sich entzieht sich unserem unmittelbaren Zugriff. Was wir als Wirklichkeit erfahren, ist stets das Ergebnis eines Zusammenspiels von individueller Empfindung und gemeinsamer sprachlicher Konstruktion. Eine Welt, die völlig unabhängig von Erfahrung und kommunikativer Vermittlung existiert, bleibt uns prinzipiell unzugänglich.
Das, was wir „Welt“ nennen, ist keine gegebene, abgeschlossene Einheit, sondern ein hergestelltes Gefüge, geformt durch die Dynamik von Erleben, Deuten und sprachlichem Ordnen. So wird aus dem rohen Strom der Empfindungen, dem anfänglichen Chaos, eine verstehbare und geteilte Welt. Die Beschreibung eines Gegebenen (Realität), das uns begegnet, ist daher weniger eine fertige Einheit als vielmehr ein fortwährendes Geschehen der Bedeutungsbildung, in dem individuelles Erleben und Intersubjektivität untrennbar verwoben sind. Eine Struktur wird entwickelt.

> Stell dir vor, ein kleines Kind beginnt, die Welt um sich herum zu entdecken. In den ersten Monaten ist alles nur ein chaotischer Strom von Eindrücken, Geräusche, Farben, Gerüche, Formen. Das Kind fühlt, es reagiert auf die Welt, aber es hat noch keine Worte, keine Kategorien, um diese Erfahrungen zu benennen. Die Welt existiert für das Kind als ein reiner Fluss von Empfindungen. Es sieht das Gesicht seiner Mutter, hört ihre Stimme, spürt die Wärme ihrer Umarmung. Doch all diese Eindrücke bleiben in ihrer Bedeutung unbestimmt, sind einfach nur da.
> Mit der Zeit jedoch beginnen sich Sprachlaute in das Leben des Kindes zu integrieren. Zunächst nur als unverständliche Geräusche, die es nachahmt. Doch dann, nach und nach, lernt es, diese Laute mit Dingen zu verbinden. Das Kind hört, wie die Mutter „Papa“ sagt und zeigt auf den Vater, der neben der Mutter steht. Anfangs ist es nur ein Laut, der nachgeahmt wird, doch dann entsteht die Verbindung. Der Laut „Papa“ wird zum Zeichen für das, was das Kind sieht, den Vater.
> So beginnt das Kind, die Welt zu ordnen. Was zuvor ein chaotischer Strom von Wahrnehmungen war, bekommt durch die Sprache Struktur. Es weiß nun, was ein

[164] Im Jahr 1935 wurde Picasso in einem Interview mit dem Kunstkritiker Marius de Zayas gefragt, was er von der abstrakten Kunst halte.

„Papa“ ist, was ein „Ball“ ist, was „essen“ bedeutet. Die Sprache verleiht den Empfindungen Bedeutung und macht sie verständlich. Dies nicht nur für das Kind selbst, sondern auch für andere.
Aber die Welt des Kindes ist nicht einfach die Welt „an sich“, die es durch Sprache und Kategorien erkennt. Die Welt, die das Kind erlernt, ist das Ergebnis des Zusammenspiels von Empfindung und Konstruktion. Ohne die ursprüngliche Empfindung des Kindes, das Staunen, das Fühlen, das Erleben, gäbe es keine Grundlage für die Sprache. Ohne die Sprache wiederum blieben die Empfindungen des Kindes ungeteilt, unverständlich, vielleicht sogar nur schwer fassbar.
Das Kind beginnt zu begreifen, dass die Worte, die es lernt, nicht nur willkürliche Laute sind, sondern Teil eines größeren Verständnisses der Welt. Doch was „Welt“ für das Kind bedeutet, ist nicht die Welt „an sich“, sondern die Welt, die durch seine Empfindungen und die Sprache, die es zunehmend erlernt, konstruiert wird. Was wir als „Realität“ erfahren, ist immer schon das Ergebnis eines Zusammenspiels von Erleben und Verstehen, von Fühlen und Benennen.

Ausgehend von der individuellen Verarbeitung seiner Erfahrungen konstruiert der Mensch Sinn und Bedeutung. Dieser Prozess entfaltet sich im Denken als aktive Vermittlung zwischen innerem Erleben und äußerer Kommunikation.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich: Erfahrung und Vorstellung sind nicht einfach zwei Ausdrucksformen desselben inneren Prozesses, sondern eigenständige Systeme mit jeweils eigener Struktur- und Bedeutungslogik. Beide operieren mit ihrer eigenen „Systemsprache“, das heißt, sie verwenden unterschiedliche qualitative Einheiten, um Bedeutung zu konstituieren und Struktur auszubilden.
Während Erfahrungen stark an sinnliche, körperliche und situative Kontexte gebunden sind, beruhen Vorstellungen auf verstandesmäßig erzeugten Repräsentationen, Symbolisierung und Abstraktion. Die Strukturbildung in beiden Systemen folgt eigenen Regeln. Sie sind nicht direkt übertragbar, sondern bedürfen einer aktiven Transformation und Übersetzung.
An dieser Stelle scheiden sich die Geister. Führt eine solche Transformation zu einer abbildhaften Repräsentation einer Realität an sich, oder erzeugt jedes Individuum ein eigenes System, in dem sich sein persönlich Gegebenes manifestiert? Aus meiner Sicht ist jede Repräsentation bereits eine konstruktive Leistung des Individuums. Sie bildet Realität nicht ab, sondern erzeugt sie im Akt der Orientierung neu. Sowohl Systeme als auch die ihnen zugrunde liegenden Einheiten sind persönliche Konstruktionen, die dem Einzelnen dazu dienen, sich in der Welt zu orientieren und Bedeutung zu schaffen.
Der Mensch denkt und fühlt in selbst konstruierten Einheiten, die sich zu sogenannten Einheitsebenen gruppieren. Das sind statische Ebenen, auf denen Bedeutung organisiert und stabilisiert wird. Sowohl die Beschreibung von Erfahrungen als auch die von Vorstellungen ist an diese Einheitsebenen gebunden. Sie operieren innerhalb ihrer jeweiligen statischen Strukturen und lassen sich nur durch bewusste Transformation in andere Strukturebenen übersetzen. Dadurch bleiben Erfahrungen und Vorstellungen stets auf eigene Perspektiven, Ordnungslogiken, und damit auf das eigene System, beschränkt.
In einem Gespräch von 2013 formuliert der Physiker Anton Zeilinger eine verwandte Fragestellung zum Bewusstsein. Ist es lediglich ein Epiphänomen eines hinreichend komplexen Informationsverarbeitungssystems wie des Gehirns – oder steckt mehr dahinter? Er wirft die Frage auf, ob wir zur Erklärung des Bewusstseins die klassische Physik, die Quantenphysik oder vielleicht sogar eine noch unbekannte Physik benötigen. Zeilinger verweist auf die Möglichkeit, dass in ausreichend komplexen Systemen neue Gesetzmäßigkeiten auftreten könnten, die sich nicht auf ihre Einzelteile reduzieren lassen.
Beide Überlegungen befassen sich mit der zentralen Frage, ob komplexe Strukturen, etwa das Bewusstsein (Zeilinger) oder das individuelle Erfahrungssystem (meine Position), prinzipiell

durch einfachere Bestandteile erklärbar sind. Ich vertrete die Auffassung, dass Vorstellungen und Erfahrungen nur innerhalb eines eigenen, persönlichen Systems Sinn erzeugen und sich nicht einfach übertragen oder objektivieren lassen. Zeilinger hingegen weist auf die Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis hin und stellt infrage, ob unser physikalisches Weltbild überhaupt hinreichend ist, um Phänomene wie das Bewusstsein zu erfassen.
Beide Perspektiven machen deutlich: Erkenntnis ist perspektivisch, systemgebunden und prinzipiell unvollständig. Ob in persönlichen Sinnsystemen oder in der objektivierenden Naturwissenschaft, der Zugriff auf eine vermeintlich „objektive“ Realität bleibt immer durch das jeweilige System begrenzt.

53. Struktur Beziehung Bedeutung

Unser Denken ist grundlegend darauf ausgerichtet, Einheiten zu erkennen und deren Beziehungen auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen zu analysieren. Diese Beziehungen können verschiedenartig sein, etwa hierarchisch, kausal, räumlich, zeitlich, logisch oder plausibel. Diese Vielfalt an Beziehungstypen erlaubt es uns, komplexe Zusammenhänge differenziert zu betrachten und zu verstehen.
Ein System stellt dabei eine übergeordnete Einheit dar, innerhalb derer unterschiedliche Beziehungsmuster existieren und wirksam sein können. Systeme bieten den konzeptionellen Rahmen, in dem sich Elemente und ihre Relationen organisieren und entfalten. Durch die Analyse dieser Beziehungen auf verschiedenen Ebenen der Abstraktion erhält man tiefere Einsichten in die Struktur und Funktionsweise des jeweiligen Systems.
Ein System besteht aus einzelnen Elementen, die durch spezifische Beziehungen miteinander verbunden sind. Diese Beziehungen sind nicht nur für die strukturelle Anordnung von Bedeutung, sondern wesentlich für das Funktionieren des gesamten Systems. Sie lokalisieren die Elemente innerhalb des Systems und verleihen ihnen Kontext sowie funktionale Relevanz.
Die Art der Beziehungen, ob linear, rekursiv, symmetrisch oder asymmetrisch, bestimmt maßgeblich, wie die Elemente miteinander interagieren. Daraus ergibt sich die Struktur des Systems, also die spezifische Anordnung und Organisation seiner Teile. Diese Struktur macht sichtbar, wie das System aufgebaut ist und welche Interaktionsmuster zwischen seinen Elementen vorherrschen.
Wenn man davon ausgeht, dass die Beziehungen eines Elements im System dessen Bedeutung bestimmen, hat die wechselseitige Dynamik zwischen Struktur und Beziehung weitreichende Konsequenzen für das Verständnis von Bedeutung. Bedeutung ist in diesem Zusammenhang keine isolierte Eigenschaft eines Elements, sondern ergibt sich aus dessen Einbettung in ein Netz von Beziehungen, nämlich aus seiner Position, Funktion und Interaktion im System.
In dynamischen Systemen, deren Beziehungen sich im Zeitablauf verändern, ist auch Bedeutung grundsätzlich wandelbar. Neue Verknüpfungen können entstehen, bestehende Beziehungen sich auflösen oder in ihrer Relevanz verändern. Dadurch verschiebt sich auch die Bedeutung der betroffenen Elemente. Bedeutung ist in solchen Gefügen kontextabhängig, relational und prozesshaft. Sie entsteht im Zusammenspiel von Struktur, Beziehung und Funktion, und ist somit Ergebnis eines kontinuierlichen Entwicklungsprozesses.
Demgegenüber stehen Systeme mit statischer Struktur und festgelegten Beziehungen. In solchen Fällen, etwa in formalen logischen Systemen oder linear-kausalen Ordnungen, sind die Beziehungen zwischen den Elementen eindeutig definiert und unveränderlich. Die Bedeutung eines Elements ergibt sich hier aus seiner fixierten Position im System und bleibt konstant, solange sich das Beziehungsgefüge nicht verändert. Die Relationen wirken als regelhafte, standardisierte Zuordnungen, durch die Bedeutung eindeutig bestimmt wird. Stabilität, Klarheit und Berechenbarkeit dieser Systeme beruhen auf dieser Festlegung.

In diesem Zusammenhang basiert auch das Objektdenken auf der Annahme fester, kontextunabhängiger Bedeutungen. Objekte gelten als klar identifizierbare Einheiten mit konstanten Eigenschaften. Ihre Bedeutung wird direkt aus ihrer Position und Funktion innerhalb eines festen Ordnungsrahmens abgeleitet. Objektdenken folgt damit einer statischen Systemlogik, in der Relationen nicht prozesshaft entstehen, sondern vorausgesetzt und normiert sind.

Diese Unterscheidung zwischen dynamischen und statischen Systemen zeigt: Bedeutung kann entweder durch flexible, sich verändernde Beziehungen entstehen oder durch festgelegte Strukturen, in denen Relationen dauerhaft und eindeutig definiert sind. Doch in beiden Fällen gilt:

Bedeutung ist relational.

Sie entsteht nie im isolierten Element selbst, sondern immer durch dessen Einbettung in ein größeres Beziehungsgefüge, sei dieses nun dynamisch oder stabil organisiert.
Daraus ergeben sich zwei grundlegende Perspektiven für die Systemanalyse: eine statische und eine dynamische.

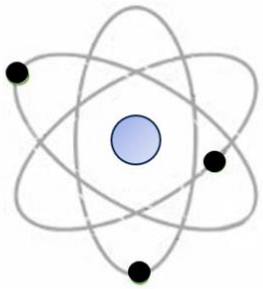
Die **statische Perspektive** richtet den Blick auf feste Strukturen und stabile Beziehungsmuster, die einem System Beständigkeit und Vorhersehbarkeit verleihen. Sie bildet die Grundlage für das Verständnis der Systemarchitektur und erlaubt eine eindeutige Zuordnung von Funktionen und Bedeutungen. Bedeutung erscheint hier als festgelegt und dauerhaft.

Die **dynamische Perspektive** hingegen untersucht Veränderung, Interaktion und Entwicklungsprozesse innerhalb eines Systems. Sie eröffnet ein Verständnis für Flexibilität, Anpassungsfähigkeit und Evolution. Bedeutung wird hier als prozesshaft, kontextabhängig und veränderlich begriffen. Elemente erhalten ihre Bedeutung im Zusammenspiel mit anderen. Dieses Zusammenspiel ist in permanenter Bewegung.

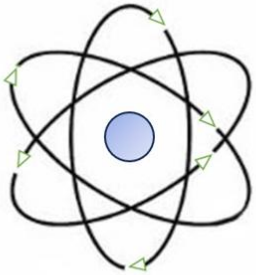
Die statische Sichtweise macht jene Strukturen sichtbar, auf denen ein System beruht. Sie zeigt Ordnung, definitorische Schärfe und die stabilen Elemente, die ein System tragen. Die dynamische Perspektive hingegen rückt Veränderung, Entwicklung und Wandlungsfähigkeit in den Vordergrund. Sie offenbart Prozesse, durch die Systeme sich anpassen, transformieren oder neue Bedeutungen hervorbringen.
Beide Sichtweisen sind nicht gegensätzlich, sondern komplementär. Erst im Zusammenspiel eröffnen sie ein umfassendes Verständnis davon, wie Systeme funktionieren und wie Bedeutung entsteht, sich stabilisiert oder verändert. Die statische Sicht erlaubt eine präzise Analyse vorhandener Strukturen, während die dynamische Sicht deren Entstehung, Veränderung und Kontextabhängigkeit beleuchtet. Durch die Verbindung beider Perspektiven lässt sich erkennen, dass Systeme nicht nur durch Ordnung geprägt sind, sondern auch durch Bewegung, Offenheit und Prozesshaftigkeit.
Ein vertieftes Verständnis komplexer Zusammenhänge erfordert die Berücksichtigung zweier grundlegender Erkenntnisperspektiven: einer statisch-deduktiv-digitalen und einer dynamisch-induktiv-analogen. Die erste arbeitet mit klaren, regelbasierten Strukturen und ermöglicht eindeutige Modellierungen. Sie bietet methodische Klarheit, abstrahiert aber von Wandel, Kontext und Unsicherheit. Die zweite Perspektive versteht Wissen und Bedeutung als emergent, erfahrungsnah und situationsabhängig. Sie ist stärker mit subjektiver Wahrnehmung verknüpft, aber weniger strukturell eindeutig.
Da beide Perspektiven auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen operieren, können bei isolierter Anwendung Spannungen, Verzerrungen oder Missverständnisse entstehen. Statische Modelle greifen zu kurz, wenn sie auf dynamische Phänomene angewendet werden, etwa bei kulturellem Wandel oder individueller Entwicklung. Umgekehrt bleiben erfahrungsbasierte Zugänge ohne abstrakte Rahmung oft unpräzise und schwer kommunizierbar.
Ein wirklich tragfähiges Verständnis entsteht erst durch die Verknüpfung beider Sichtweisen. Die Integration von Stabilität und Wandel, von Struktur und Prozess, ermöglicht es, sowohl wiederkehrende Muster als auch deren Transformationen zu erfassen. Nur so lässt sich die Vielschichtigkeit komplexer Systeme angemessen beschreiben und deuten.

53.01 Statische und dynamische Beziehung

Klar definierte Einheiten und nachvollziehbare Verbindungen sind sowohl für das wissenschaftliche als auch für das Alltagsverständnis von grundlegender Bedeutung. Im Alltag helfen sie den Menschen, Informationen zu verstehen und zu verarbeiten, indem sie auf stabilen und vorhersehbaren Strukturen basieren.
Eine solche stabile und vorhersehbare Struktur nenne ich die „horizontale Ebene“. Sie ermöglicht eine vergleichbare und zeitunabhängige Organisation sowie Kategorisierung von Informationen.
„Vergleichbar“ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass unterschiedliche Einheiten auf derselben Abstraktionsebene betrachtet und nach einheitlichen Kriterien miteinander in Beziehung gesetzt werden. „Zeitunabhängig“ heißt, dass Informationen – etwa Muster oder Systeme – als konstante, zeitlich stabile Größen verstanden werden. Dies ist wesentlich für die Wiedererkennung.
Die horizontale Ebene bietet somit eine verlässliche Grundlage, um Wirkungen und Abhängigkeiten zwischen den Einheiten systematisch zu analysieren. Durch diese strukturierte Herangehensweise wird es einfacher, Informationen zu vergleichen und wiederkehrende Muster zu erkennen.
Allerdings beschreibt die horizontale Ebene lediglich Beziehungen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Sie ist eine Momentaufnahme. Diese Darstellung ermöglicht es, komplexe Zusammenhänge auf einen Blick zu erfassen, ohne durch zeitliche Veränderungen abgelenkt zu werden. Dadurch wird das Verständnis für die Struktur und die wechselseitigen Beziehungen der Einheiten erleichtert.



Statisches Muster
im zweidimensionalen Raum
Momentaufnahme
Elektronen / Objekte im Vordergrund



dynamisches Muster
im zweidimensionalen Raum =
Bewegung im Vordergrund

Dynamische Muster bestehen nur im Moment und ändern sich kontinuierlich über die Zeit. Diese Muster sind durch ihre zeitliche Veränderlichkeit gekennzeichnet und können daher statisch nicht festgehalten werden, sondern müssen in ihrer Bewegung und Veränderlichkeit dargestellt werden, um verstanden zu werden.

Eine horizontale Darstellung reduziert die Komplexität und erleichtert das Verständnis, da alle relevanten Informationen auf einer einzigen Ebene (z. B. Einheitsebene oder Abstraktionsebene) liegen. Dies unterstützt das schnellere und einfachere Erkennen von Mustern, Trends und Anomalien, ohne dass verschiedene Zeitpunkte oder Dimensionen berücksichtigt werden müssen. Dadurch ermöglicht die horizontale Ebene eine klare, konsistente und leicht zugängliche Visualisierung von Zusammenhängen zu einem bestimmten Zeitpunkt, was das Verständnis erheblich erleichtert.
Die horizontale Ebene kann weder die gesamte Bandbreite aktueller Bedingungen noch die Dynamik und den Wandel von Bezugsverhältnissen vollständig abbilden. Eine Momentaufnahme zeigt lediglich einen bestimmten Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt und bietet

somit nur einen begrenzten Einblick in komplexe Beziehungen. Dennoch kann gerade diese methodische Fixierung auf einen bestimmten Zeitpunkt das Verständnis erheblich erleichtern. Durch die systematische Erfassung und Darstellung von Beziehungen in einem festgelegten Moment entsteht eine klare und konsistente Grundlage. Diese erlaubt es, zentrale Merkmale sowie Zusammenhänge sichtbar zu machen und dadurch komplexe Informationen geordnet und verständlich darzustellen. Auf diese Weise lassen sich stabile Muster identifizieren, potenzielle Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge analysieren und relevante Informationen effizienter verarbeiten.
Ein solches statisches System dient zudem als Referenzebene[165] für den Vergleich mit anderen Zuständen oder Zeitpunkten. Es ermöglicht somit, Veränderungen im System zu erkennen und die dahinterliegende Dynamik besser zu verstehen.
Insgesamt bietet die horizontale Ebene eine wichtige methodische Grundlage zur Strukturierung und Visualisierung von Informationen. Sie reduziert Komplexität durch klare, zeitlich fixierte Darstellungen und erleichtert so das Verstehen komplexer Strukturen. Die Festlegung der Beziehungen auf eine bestimmte Methode schafft dabei eine systematische und nachvollziehbare Basis für Analyse und Interpretation.

Eine Momentaufnahme bildet die Referenzebene unseres Verstehens, da sie einen konkreten und zeitlich festgelegten Zustand sichtbar macht. Sie reduziert Komplexität und stellt Beziehungen in einer statischen Form dar, wodurch bestehende Muster und Strukturen erkennbar werden.

Als gegenwartsbezogene Deutungsebene spiegelt sie unsere aktuelle Wahrnehmung und Interpretation eines Systems wider, nicht in seiner gesamten Dynamik, sondern aus einer zeitlich fixierten Perspektive.

Um eine Momentaufnahme in ihrer Gesamtheit zu erfassen, bedarf es einer strukturierten und formalisierten Grundlage. Erst durch Strukturierung und Formalisierung werden die Details eines Ereignisses erkennbar, analysierbar und bewertbar. Dabei spielen unsere persönlichen Erfahrungen und Vorstellungen eine zentrale Rolle. Sie prägen maßgeblich die Perspektive, aus der wir auf das Geschehen blicken.

Diese individuell entwickelten Erfahrungs- und Vorstellungswelten bilden organisierte Systeme, die als Interpretationsrahmen für unsere Wahrnehmung und Deutung von Wirklichkeit fungieren.

Das heißt:

Unsere Wahrnehmung ist kein objektives Abbild der Realität, sondern wird durch unsere individuellen Erfahrungen, Erwartungen und inneren Strukturen geformt.

Unsere individuell ausgeprägten Erfahrungs- und Vorstellungswelten strukturieren unsere Wahrnehmung und beeinflussen maßgeblich, wie wir Ereignisse deuten und verstehen. Der systematische Charakter der Wirklichkeit ist dabei kein allgemeingültiges Gegebenes, sondern ein Ergebnis aktiver Emotions- und Verstandesleistung. Wir ordnen die Vielfalt an Eindrücken, um sie beschreibend zu erfassen und erklärend zu deuten.

Verstehen ist ein aktiver Prozess

Verstehen bedeutet nicht lediglich das passive Erfassen von Informationen. Es erfordert vielmehr einen aktiven Prozess der Einordnung und Interpretation. Wir betrachten neue

[165] Der Begriff „Hyperebene der Gegenwart“ stammt aus der Relativitätstheorie und geht auf Hermann Minkowski zurück, einen Mathematiker, der Einsteins spezielle Relativitätstheorie in eine geometrische Sprache übersetzte. Minkowski führte die Vorstellung eines vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums ein, die sogenannte Minkowski-Raumzeit. Eine „Hyperebene der Gegenwart“ ist eine gedachte Ebene im vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum, die alle Punkte enthält, die ein bestimmter Beobachter als **gleichzeitig empfindet**.

Erfahrungen durch den Filter des bereits Verstandenen, geprägt von unseren bisherigen Deutungsmustern und Bewertungen.

Das Bekannte wird zum Schlüssel zum Neuen

Das Vermögen, das Neue durch das bereits Vertraute zu betrachten, bildet einen zentralen Schlüssel zum Verstehen. Indem wir Bekanntes auf Neues anwenden, erschließen wir Bedeutungen, stellen Zusammenhänge her und ermöglichen Anschlussfähigkeit.

Verstehen heißt: Beziehung zur Welt herstellen

Durch diesen Prozess setzen wir uns in Beziehung zur Welt. Wir begegnen ihr nicht neutral, sondern durch unsere persönlichen Interpretationsrahmen. Das zuvor Verstandene ist somit nicht nur Hintergrundwissen, sondern ein aktiver Bestandteil unseres Weltzugangs.

Um Informationen zu erfassen und zu verstehen, greifen wir automatisch auf unser bestehendes Wissen zurück. Dieser Rückgriff ermöglicht es uns, neue Eindrücke mit Bekanntem zu verknüpfen. Durch den Vergleich zwischen Neuem und bereits Vertrautem erkennen wir Zusammenhänge, identifizieren Muster und integrieren neue Informationen in bestehende Erfahrungs- und Denkstrukturen. Neues wird dabei nicht isoliert betrachtet, sondern stets in Relation zu unserem Vorwissen gesetzt.

Verstehen ist kein passiver Vorgang, sondern ein aktiver und dynamischer Prozess. Es basiert auf dem Nachvollziehen und Weiterentwickeln des bereits Verstandenen. Unser vorhandenes Wissen dient dabei als Grundlage, um neue Informationen zu interpretieren und einzuordnen. Dies führt nicht nur zur Erweiterung unseres Wissens, sondern auch zu dessen kontinuierlicher Anpassung und Anwendung auf neue Situationen.

Beim Interpretieren von Informationen bringen wir unsere persönlichen Perspektiven, Erfahrungen und Denkgewohnheiten ein. Wir projizieren unsere eigenen Muster auf das Gegebene und nutzen dabei vertraute Beziehungssysteme, die tief in unserem Weltverständnis verankert sind. Diese persönliche Rahmung ermöglicht es uns, auch komplexe Situationen zu strukturieren, zu bewerten und einzuordnen. Der Maßstab zur Beurteilung des Gegebenen ist dabei unsere Erinnerung.

Ich präge sie mir ein kann doch nur heißen:
dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft richtig an diese Verbindung erinnere.

Ludwig Wittgenstein „Philosophische Untersuchungen“

Die horizontale Ebene trägt wesentlich dazu bei, Informationen sowohl im wissenschaftlichen als auch im alltäglichen Kontext verständlich zu machen. Sie bietet durch die Darstellung einer Momentaufnahme eine stabile, strukturierende Grundlage, die das Verstehen und die Analyse komplexer Zusammenhänge erleichtert. Diese statische Darstellung macht Muster und Beziehungen sichtbar, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehen.

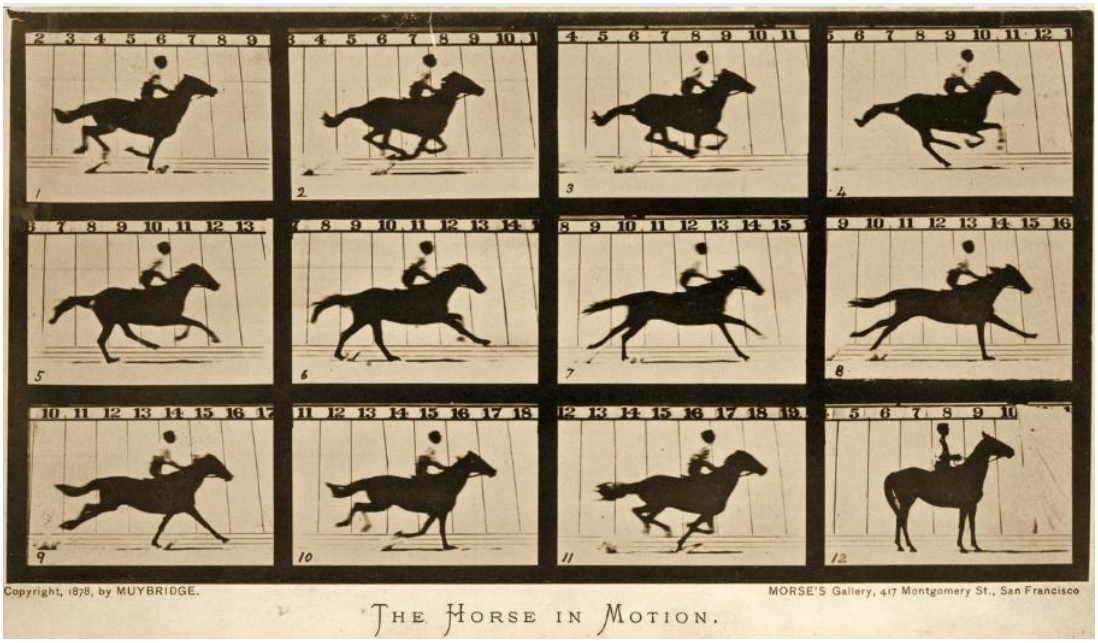
Trotz ihres analytischen Werts ist die horizontale Ebene in ihrer Aussagekraft begrenzt. Denn alle Beziehungen und Einheiten unterliegen einem kontinuierlichen Wandel. Selbst scheinbar stabile Konstellationen verändern sich im Laufe der Zeit, sowohl quantitativ (z. B. in ihrer Intensität oder Häufigkeit) als auch qualitativ (z. B. in ihrer Bedeutung oder Funktion).

Statische Strukturen können diese Veränderungen nicht angemessen abbilden. Sie erfassen lediglich den Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt, blenden jedoch zeitliche Entwicklungen, Übergänge und Wirkzusammenhänge aus. So zeigt sich z.B. bei zwischenmenschlichen Beziehungen wie etwa Freundschaften, beruflichen Kooperationen oder familiären Bindungen die Dynamik besonders deutlich. Sie verändern sich aufgrund von Erfahrungen, äußeren Einflüssen oder veränderten Lebensbedingungen.

Um die zeitliche Entwicklung und Veränderung von Beziehungen zu verstehen, bedarf es einer zusätzlichen Betrachtungsebene: der vertikalen Ebene. Diese legt den Fokus auf die Prozesse

und Entwicklungen im Zeitverlauf. Sie erweitert das Verständnis, indem sie nicht nur Zustände, sondern auch Veränderungen, Übergänge und Dynamiken sichtbar macht.
Auf der vertikalen Ebene haben Einheiten und Beziehungen eine prozesshafte, dynamische Qualität. Sie lässt erkennen, wie sich Strukturen entwickeln, welche Einflussfaktoren Veränderungen bewirken und welche Muster sich über die Zeit hinweg abzeichnen. So werden etwa Trends identifizierbar, Brüche nachvollziehbar und Entwicklungspfade analysierbar.
Ein anschauliches Beispiel für den Unterschied zwischen horizontaler und vertikaler Ebene ist der Vergleich zwischen Fotografie und Film.
Die Fotografie entspricht der horizontalen Ebene. Sie hält einen bestimmten Moment fest, zeigt klare Strukturen und Details, aber keine Bewegung oder Entwicklung.
Der Film hingegen steht für die vertikale Ebene. Er zeigt Abläufe, Entwicklungen und Veränderungen im Zeitverlauf. Erst durch die Abfolge der Bilder entsteht ein umfassenderes Verständnis für das Geschehen.

Eine Fotografie entspricht der horizontalen Ebene. Sie bietet eine Momentaufnahme, die einen spezifischen Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt festhält. Hier ein Foto des Pariser Platzes in Berlin: Es zeigt uns die Gebäude, die Autos und die Menschen, die in diesem Moment dort sind. Diese Momentaufnahme ist statisch und bietet eine klare, aber zeitlich fixierte Perspektive auf die Szenerie. Sie hilft zu verstehen, wie die Dinge in diesem einen Moment angeordnet und miteinander verbunden sind.
Im Gegensatz dazu entspricht ein Film der vertikalen Ebene.



Das Pferd in Bewegung, „Animal Locomotion“ Serie, um 1878 von Eadweard Muybridge.

Die Welt, wie wir sie erleben, ist durch Bewegung und Veränderung geprägt. Ein Film zeigt dies exemplarisch: Autos fahren vorbei, Menschen überqueren Straßen, Gebäude verändern ihr Erscheinungsbild im Wechsel von Tag und Nacht. Im Gegensatz zur Fotografie, die nur einen

einzigen Moment festhält, macht der Film Prozesse und Entwicklungen sichtbar. Diese Dynamik bildet die Grundlage eines umfassenderen Verständnisses von Wirklichkeit, nicht nur im visuellen Bereich, sondern auch im Denken, in der Wissenschaft und in der Analyse komplexer Systeme.
Die horizontale Ebene bietet eine Momentaufnahme. Sie erlaubt es, Strukturen klar zu erfassen, zu vergleichen und systematisch zu ordnen. Diese Ebene ist hilfreich, um Orientierung zu gewinnen und Zusammenhänge in einem bestimmten Zeitpunkt zu analysieren.
Doch zur Erfassung von Wandel, Entwicklung und komplexer Dynamik reicht diese Perspektive nicht aus. Hier tritt die vertikale Ebene in den Vordergrund. Sie betrachtet nicht nur den Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern verfolgt Veränderungen über die Zeit hinweg. Auf dieser Ebene werden Prozesse, Übergänge und Interaktionen sichtbar, es zeigt das, was sich im Hintergrund einer momentanen Struktur abspielt.

Bewegung und Veränderung sind keine eigenständigen Sinnesreize, sondern entstehen aus dem Vergleich mehrerer aufeinanderfolgender Wahrnehmungen. Das bedeutet: Unser Empfinden und Denken verarbeitet Unterschiede über die Zeit hinweg und konstruiert daraus das Erleben von Bewegung oder Wandel.

Unser Empfinden und Denken sind von Natur aus statisch strukturiert. Sie erfassen einzelne Zustände nacheinander und setzt sie zu Abläufen oder Prozessen zusammen. Um jedoch dynamische Entwicklungen wirklich zu verstehen, ist ein bewusster Perspektivwechsel notwendig. Dabei bleibt die vertikale Betrachtung unverzichtbar, denn sie ermöglicht ein tieferes Verständnis von Wandel und Veränderung.
In der horizontalen Perspektive erscheinen Einheiten und ihre Beziehungen als klar umrissene, stabile Strukturen. Die vertikale Perspektive hingegen zeigt dieselben Einheiten als wandelbar, prozesshaft und oft mehrdeutig. Hier werden sie besser durch Wahrscheinlichkeiten, Zustandsfunktionen oder Variablen beschrieben, die sich im Zeitverlauf verändern. Diese Sichtweise ist besonders geeignet, um dynamische Systeme zu analysieren, wie sie in Naturwissenschaft, Gesellschaft oder Technik vorkommen.
Eine umfassende Analyse verbindet beide Perspektiven. Die horizontale Sicht liefert die Struktur des gegenwärtigen Zustands, während die vertikale das Verständnis des Werdens und der Entwicklung ermöglicht. Erst durch diese Kombination entsteht ein tieferes und qualitativ erweitertes Verständnis, das auch Unsicherheiten, Übergänge und komplexe Entwicklungsprozesse abbildet.
Ein zutreffendes Beispiel für die Bedeutung beider Ebenen liefert die Entwicklung des physikalischen Atommodells. Im klassischen, statischen Bohrschen Modell werden Elektronen als klar lokalisierte Teilchen beschrieben, die auf festen Bahnen um den Atomkern kreisen. Es ist ein anschauliches, leicht verständliches Modell, das aber letztlich nicht der physikalischen Realität entspricht.
Das moderne, quantenmechanische Modell hingegen beschreibt Elektronen als Wahrscheinlichkeitsverteilungen, sogenannte Orbitale. Ihr Aufenthaltsort lässt sich nicht exakt bestimmen. Diese Unschärfe ist keine Folge fehlender Messgenauigkeit, sondern Ausdruck eines grundlegenden Prinzips der Natur, der Heisenbergschen Unschärferelation. Besonders das Doppelspaltexperiment zeigt, dass Elektronen sowohl Teilchen- als auch Welleneigenschaften aufweisen und sich damit nicht eindeutig klassifizieren lassen. Die Realität auf dieser Ebene ist dynamisch, prozessorientiert und probabilistisch.
Dieses neuere Verständnis überarbeitet das klassische Vorstellungsvermögen und bietet keine klaren Bilder. Doch es ist wissenschaftlich präziser und spiegelt die Komplexität der Natur besser wider. Es zeigt auch, dass sich unser Denken weiterentwickeln muss, um solchen Phänomenen gerecht zu werden.
Die vertikale Perspektive ergänzt die Erkenntnis um Aspekte wie Zeitlichkeit, Veränderung und Ungewissheit. Erst im Zusammenspiel mit der horizontalen Sicht entsteht ein umfassendes

Bild, sowohl in der wissenschaftlichen Analyse als auch im alltäglichen Denken. So wird deutlich:

Das Gegebene ist nicht nur das, was gegenwärtig existiert, sondern vor allem das, was sich verändert und weiterhin verändern kann. Diese erweiterte Perspektive auf das Gegebene als dynamischen Prozess unseres Wirklichkeitsverständnisses eröffnet neue Zugänge, die über bloße Beschreibungen hinausgehen und auch das Werden, die Entwicklung sowie das Potenzial von Systemen erfassen.

Aus den vorangegangenen Überlegungen leite ich folgende Hypothese ab:

Menschliches Denken ist grundsätzlich auf der Einheitsebene statisch organisiert.

Es reduziert die Komplexität der Welt, indem es diese in momentbezogene, visuell erfassbare Zustände und klar abgegrenzte Einheiten gliedert. Dadurch wird Dynamik nicht unmittelbar als kontinuierlicher Prozess wahrgenommen, sondern als eine Abfolge diskreter Zustände rekonstruiert.
Ähnlich wie ein Film aus Einzelbildern besteht, die nur in ihrer schnellen Abfolge Bewegung erzeugen, konstruiert auch unser Denken Veränderung aus einer Serie statischer Momentaufnahmen. Bewegung und Entwicklung werden im Nachhinein simuliert, nicht direkt erfahren.
Das menschliche Denken ist von Natur aus auf Ordnung, Vergleichbarkeit und Struktur ausgerichtet. Um die komplexe Wirklichkeit zu erfassen, zerlegt es dynamische Prozesse in analysierbare Einzelzustände. Diese Zerlegung ist notwendig, damit Veränderungen überhaupt begriffen und kommuniziert werden können. Zerlegung macht Bewegung zu einem Ergebnis bewusster Rekonstruktion. Was wir als Veränderung wahrnehmen, basiert auf einer Abfolge von Momentaufnahmen, die unser Verstand zu einem Prozess zusammensetzt.
Aus dieser Denkstruktur ergibt sich, dass unser Denken tendenziell statisch und komparativ funktioniert. Es vergleicht, kategorisiert, fixiert und konstruiert auf Basis einzelner Zustände Muster und Bedeutungen. Erst durch willentliche Abstraktion, wie sie in der vertikalen Perspektive analytischer Zugänge zum Ausdruck kommt, wird es möglich, Prozesse, Übergänge und Entwicklungen gedanklich zu erfassen. Dabei wird Bewegung, wie gezeigt, nicht direkt wahrgenommen, sondern künstlich rekonstruiert.
Diese Erkenntnis leitende Struktur zeigt sich in vielen Lebens- und Wissensbereichen:

1. In der **Physik** etwa durch klassische Teilchenmodelle, die Bewegung als messbare Zustände in Raum und Zeit darstellen.
2. In der **Sprache** durch syntaktische Strukturen wie Subjekt-Prädikat-Objekt, die Handlungen in abgeschlossene Einheiten gliedern.
3. In der **Wahrnehmung** durch eine Fixierung auf Dinge und Objekte, nicht auf Prozesse oder Übergänge.

Unser Denken erzeugt Ordnung durch die Fixierung auf Zustände. Prozesse erscheinen uns daher nicht als etwas unmittelbar Erfahrbares, sondern als aus Zuständen abgeleitete Konstruktionen. Die Welt stellt sich in unserem Bewusstsein weniger als kontinuierlicher Fluss, denn als Folge klar umrissener Bilder dar. Diese Denkweise stößt jedoch an ihre Grenzen, besonders dort, wo Systeme nicht-linear, chaotisch oder quantentheoretisch organisiert sind.
In Bereichen wie der Quantenmechanik oder der Systemtheorie reichen bildhafte Vorstellungen nicht mehr aus. Hier treten Wahrscheinlichkeiten, Überlagerungen und nicht-visuelle Strukturen in den Vordergrund. Mathematische Modelle, abstrakte Theorien und metaphorische Sprache müssen die Lücke füllen, die bildhaftes Denken hinterlässt. Denn:

Unser Denken ist auf abgegrenzte Einheiten, lineare Kausalitäten und stabile Strukturen angewiesen.

Doch gerade dynamische, fließende, emergente oder unendliche Prozesse entziehen sich dieser Denkform. Sie lassen sich nicht unmittelbar darstellen, sondern müssen in diskrete, analysierbare Einheiten übersetzt werden.
Visualisierung ist ein zentrales Werkzeug menschlicher Erkenntnis. Sie ermöglicht Orientierung, Kommunikation und Wissenschaft, indem sie komplexe Wirklichkeit auf begreifbare, symbolische Repräsentationen reduziert. Doch diese Reduktion hat ihren Preis: Sie abstrahiert notwendigerweise von der Komplexität des Geschehens und zwingt das Gegebene in statische, klar abgegrenzte Formen. Besonders in dynamischen oder probabilistischen Kontexten wird dadurch deutlich:

Die Welt, wie sie gedacht und dargestellt wird, ist nicht identisch mit der Welt, wie sie ist.

Hieraus ergibt sich ein fundamentales Spannungsverhältnis. Während alle Ereignisse durch Veränderung, Überlagerung oder Unsicherheit geprägt sind, verlangt unser Denken nach Stabilität, Klarheit und Abgrenzung. Jede Visualisierung ist eine Transformation, keine Abbildung der Realität, sondern ihre Übersetzung in eine vom Menschen verstehbare Form. Dies bedeutet, dass Erkenntnis immer selektiv, perspektivisch und begrenzt ist.

Unser Vorstellungsvermögen und unser Denken stoßen an ihre Grenzen, wenn sie versuchen, kontinuierliche oder nicht bildlich fassbare Prozesse in feste Vorstellungen zu überführen. Das gilt insbesondere für abstrakte Konzepte wie Beginn[166], Ende[167], Übergang[168] oder Unendlichkeit[169]. Solche Phänomene entziehen sich einer klaren Strukturierung, weil sie dynamisch, offen oder prinzipiell unbegrenzt sind.

Diese Erkenntnis verweist auf eine anthropologische Grundstruktur. Das menschliche Denken ist auf Einheitsbildung, Reduktion und Vereinfachung angewiesen, um Komplexität zu bewältigen. Es operiert mit Begriffen, Bildern, Mustern und Modellen, doch diese sind Hilfskonstruktionen, nicht Wirklichkeit selbst. Dynamik, Emergenz und Kontinuität können nur über die Rekonstruktion diskreter Zustände begriffen werden, ähnlich wie ein Film, dessen Bewegung erst durch das schnelle Aneinanderreihen einzelner Bilder entsteht.
Das Verhältnis von Denken, Visualisierung und Realität ist daher nie neutral, sondern vermittelnd und transformierend. Erkenntnis ist immer auch Reduktion. Jedes Bild der Welt bleibt ein Modell, nicht die Welt selbst. Diese Einsicht markiert eine wichtige Grenze der menschlichen Erkenntnisfähigkeit und ist zugleich ein Akt der Erkenntnis selbst, nämlich die Einsicht:

Verstehen ist immer auch ein Akt der Begrenzung, bedingt durch Perspektive, Relativität und die Notwendigkeit, Komplexität zu ordnen.

---

[166] Der Begriff eines „Anfangs“ impliziert einen festen Zeitpunkt, einen klar definierten Zustand „vorher“ und „nachher“. In der Quantenmechanik oder Kosmologie (z. B. beim Urknall) ist dieser Beginn aber nicht eindeutig lokalisierbar. Raum und Zeit selbst entstehen erst mit dem System.
[167] Auch ein Ende ist eine gedanklich fixierte Grenze, die in vielen Prozessen gar nicht existiert. In komplexen Systemen (z. B. Klimasystem, Evolution u.a.) gibt es keinen klaren Schlusspunkt, sondern offene Entwicklungen. Unser Bedürfnis nach einem Abschluss ist verstandesmäßig nachvollziehbar, aber modellhaft begrenzt.
[168] Unendlichkeit lässt sich nicht vorstellen, nur abstrakt mathematisch behandeln. Das Denken stößt hier an eine klare Visualisierungsgrenze.
[169] Übergänge (z. B. Phase zu Teilchen, Welle zu Teilchen, Leben zu Tod) sind oft fließend, aber unser Denken verlangt klare Kategorien. So springt in der Quantenmechanik der Elektronenzustand beim Messen in eine bestimmte Bahn. Vorher ist es nur eine Überlagerung von Möglichkeiten. Unser Verstand konstruiert Zwischenzustände oft als Sequenz von Zuständen, nicht als kontinuierlichen Fluss.

53.02 Beziehungsstandard und Methode

Stabilität und Vorhersehbarkeit bilden das Rückgrat von Systemen und Ordnungen. Diese Elemente sind für Menschen von zentraler Bedeutung, da sie Vertrauen, Sicherheit und eine klare Orientierung vermitteln. Innerhalb eines Systems spielen die Beziehungen zwischen den Einheiten eine Schlüsselrolle, da sie die Struktur und die Bedeutung der Einheiten definieren.
Durch die Formalisierung können wir Beziehungen wiedererkennbar und messbar machen, Parameter definieren und Hypothesen aufstellen. Komplexe Beziehungen werden durch Beziehungsstandards verständlich gemacht und damit der Analyse und Interpretation zugänglich. Dieser Prozess bildet die Grundlage für ein tieferes Verständnis der Beziehungen und ermöglicht Erkenntnisse, die sonst möglicherweise verborgen geblieben wären.
Durch die konsequente Anwendung einer Methode zur Beschreibung und Analyse von Systembeziehungen entsteht ein fundierter und konsistenter Beziehungsstandard. Dieser Standard gewährleistet die Qualität und Effizienz der Interaktionen innerhalb des Systems. Somit wird die durchgängige Methode selbst zum Beziehungsstandard, da sie die Grundlage für die Normen und Erwartungen bildet, die das System leiten. Diese Festlegungen von Einheiten und die Zuweisung von Beziehungen sind entscheidend für das Alltagsverständnis und die Kommunikation.

Verstandesmäßiges Erfassen setzt eine Formalisierung oder Standardisierung voraus. Standardisierung wird dabei zu einer persönlichen Aktivität, mit dem Ziel, die Welt zu verstehen und sich in ihr orientieren zu können.

Ein Beziehungsstandard fungiert als Regel für die Strukturierung und Analyse von Beziehungen zwischen Einheiten.

Eine Methode ist die praktische Umsetzung eines Beziehungsstandards. Sie stellt sicher, dass Beziehungen konsistent und verlässlich angewendet werden.

Eine eindeutige Methodenwahl ist Voraussetzung, um Beziehungen nachvollziehbar verstehen zu können. Ein Beziehungsstandard erleichtert das Verständnis der zugrunde liegenden Zusammenhänge zwischen den Einheiten, da durch die einheitliche Formalisierung von Beziehungen deren Verstehen, Interpretation und Analyse erleichtert wird.

Um Beziehungen zwischen Einheiten zu verstehen und zu bewerten, können Beziehungsstandards genutzt werden. Sie bieten eine gemeinsame Grundlage, um das Zusammenspiel von Einheiten eindeutig zu definieren. Methoden unterstützen dabei, Strukturen in diesen Beziehungen zu entwickeln und zu beschreiben.

Die Anwendung einer Methode zur Darstellung von Beziehungen reduziert zwar die Komplexität und erleichtert aber das Verständnis. Die Anwendung methodischer Ansätze zur Darstellung von Beziehungen dient dazu, Komplexität zu reduzieren und das Verständnis zu erleichtern. In diesem Zusammenhang bieten auch Methoden wie Mathematik und Sprache strukturierte Rahmenwerke (Systeme), um Beziehungen systematisch mithilfe logischer Regeln, Plausibilitätsprüfungen und Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen zu analysieren und zu vereinfachen.
Logik nutzt formale Regeln, um konsistente Schlussfolgerungen zu ermöglichen. Sie analysiert Beziehungen auf Grundlage von Prinzipien wie Konsistenz und Widerspruchsfreiheit. Kausalität hingegen befasst sich mit Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und untersucht, wie bestimmte Handlungen oder Ereignisse andere beeinflussen. Plausibilität bewertet die Wahrscheinlichkeit und Überzeugungskraft von Zusammenhängen auf Basis vorhandenen Wissens und individueller Erfahrung.

Diese methodischen Zugänge strukturieren den Erkenntnisprozess und lenken die Interpretation von Beziehungen – **und damit auch von Bedeutung** – in bestimmte Bahnen. Sie beeinflussen, wie Informationen wahrgenommen, bewertet und verstanden werden. Logik, Plausibilität und Kausalität bieten konsistente und nachvollziehbare Methoden, um komplexe Beziehungsgeflechte klar und systematisch zu erfassen.

Die Wahl der Methode beeinflusst Perspektive, Interpretation und Ergebnis des Verstehens und der Analyse. Sie gibt die Richtung des Erkennens vor und unterstützt sowohl das Verständnis als auch die Entwicklungsfähigkeit eines Systems.

Wenn man sich für eine bestimmte Methode entscheidet, bedeutet das, dass alternative Wege oder Lösungsansätze nicht weiterverfolgt oder ausgeschlossen werden. Es beschränkt das Erkenntnisspektrum auf die gewählte Methode und schließt potenziell andere Wege der Erkenntnisgewinnung aus. Denn die Einschränkung auf einen Erkenntnispfad legt den Fokus auf die Identifizierung einer spezifischen Beziehungsmöglichkeit und damit gleichzeitig auf eine begrenzte Erkennung. Die gewählte Methode fungiert somit als systematischer Richtungsgeber und bietet einen Rahmen, um Beziehungen zu verstehen und bestimmte Ziele zu erreichen. Allerdings ist auch zu beachten, dass die Reduktion auf konstante Größen und die Anwendung einer bestimmten Methode nicht alle Aspekte des Gegebenen abdecken kann und daher ihre bedeutenden Grenzen hat. Dies soll am Kausalprinzip verdeutlicht werden.
Der Ausgangspunkt unserer Wahrnehmung der Welt sind Wirkungen. Jede beobachtbare Situation besteht aus einer Vielzahl wechselseitig bedingter Zusammenhänge, die ich als „Ereignisse“ bezeichne. Jedes Ereignis ist von einem einzigartigen Bedingungsumfeld geprägt, in dem zahlreiche Einflussgrößen miteinander interagieren.
Ein Kausalzusammenhang stellt in diesem Verständnis eine ausgewählte, reduzierende Perspektive auf ein komplexes Geflecht möglicher Beziehungsgrößen dar. Denn kein Ereignis lässt sich allein durch eine isolierte Ursache-Wirkungs-Beziehung erklären. Jedes Ereignis ist stets eingebettet in ein vielfältiges Bedingungsgefüge.
Die Bedeutung einzelner Einheiten oder Beziehungen ergibt sich demnach nicht aus einer isolierten Kausalverbindung zwischen zwei autonomen Instanzen, sondern nur aus der Gesamtheit ihres Bedingungsfeldes. Das Kausalprinzip ist in diesem Verständnis nicht als lineare Verknüpfung von Ursache und Wirkung zu begreifen, sondern wird in einem erweiterten Verständnis als dynamisches Netzwerk wechselseitig aufeinander einwirkender Prozesse verstanden. Jedes Ereignis erscheint damit als einzigartig, eingebettet in ein komplexes Beziehungsgeflecht, das sich einer konstanten oder standardisierten Darstellung entzieht. Kausalität wird in diesem Licht zu einer reduktionistischen Modellvorstellung, die der Komplexität von Zusammenhängen nur unzureichend gerecht wird, aber sich zweckmäßig in ein bestehendes System integrieren lässt.
In einem solchen erkenntnistheoretischen Rahmen gewinnt auch die Spekulation eine neue Bedeutung. Sie ist nicht bloß ein unsicheres oder hypothetisches Denken, sondern ein notwendiger Bestandteil jedes Versuchs, Sinn in nicht vollständig durchschaubaren Beziehungszusammenhängen zu erkennen. Spekulation wird so zu einer kreativen Methode, um mögliche Verbindungen zu antizipieren. Sie erlaubt es, alternative Deutungsmuster zu entwerfen und dadurch den Horizont möglicher Bedeutungszuweisungen zu erweitern, ohne den Anspruch auf endgültige Gewissheit zu erheben. In diesem Licht kann auch die fundierteste wissenschaftliche Analyse keine absolute Wahrheit oder realistische Wirkungserklärung im Sinne einer eindeutigen, letzten Ursachenbegründung liefern. Erkenntnis bleibt stets perspektivisch, vorläufig und abhängig vom jeweiligen Bedingungszusammenhang, nicht jedoch von einem isoliert bewerteten Kausalbezug.
Jede isolierte Ursache-Wirkungs-Beziehung, wie sie beispielsweise in der Physik oder anderen wissenschaftlichen Disziplinen untersucht wird, ist stets von den verwendeten Methoden abhängig. Insbesondere wird sie durch die Wahl mathematischer Modelle eingeschränkt und

geformt. Das bedeutet, dass die methodische Vorgehensweise und die mathematische Modellierung einen wesentlichen Einfluss darauf haben, wie Ursache-Wirkungs-Beziehungen interpretiert und verstanden werden.

Die Methode lenkt den Weg der Erkenntnis, indem sie strukturiert, wie wir wahrnehmen, analysieren und verstehen.

Methoden legen den Rahmen fest, wie Daten erhoben, geordnet und interpretiert werden. Sie bestimmen, welche Aspekte des Gegebenen erfasst und welche Erkenntnisse daraus gewonnen werden können. Die Wahl der Methode beeinflusst maßgeblich, welche Fragestellungen gestellt, welche Phänomene wahrgenommen und wie Zusammenhänge verstanden werden. Methoden sind somit keine neutralen Instrumente, sondern aktive Gestalter des Erkenntnisprozesses.

Die Anwendung spezifischer Methoden reduziert die Komplexität eines Systems, birgt jedoch die Gefahr, wichtige Einflussfaktoren auszublenden, wie etwa unterschiedliche Ausgangs- und Nebenbedingungen. Eine universelle Methode, die alle Facetten eines Phänomens umfassend abdeckt, gibt es nicht. Daher ist es sinnvoll, verschiedene Methoden und Abstraktionsebenen zu kombinieren, um ein umfassenderes und differenzierteres Verständnis zu erlangen. Diese methodische Vielfalt erweitert den Blickwinkel und beleuchtet unterschiedliche Facetten komplexer Phänomene.
Dabei muss beachtet werden, dass jede Methode oder Perspektive nur einen Ausschnitt des Ganzen aus einer spezifischen Sichtweise erfasst. Somit liefern alle Ansätze keine absolute Wahrheit, sondern tragen dazu bei, verschiedene Aspekte aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten. Erkenntnis ist immer perspektivisch, vorläufig und vom jeweiligen Bedingungszusammenhang abhängig. Ursachen und Wirkungen können nicht isoliert betrachtet, sondern nur im Kontext eines umfassenden und einmaligen Bedingungsfeldes verstanden werden.
Gleichzeitig basieren Erkenntnisprozesse auf festgelegten, standardisierten und statischen Mustern, die innerhalb eines bestimmten Rahmens, beispielsweise durch vergangene Bedingungen, definiert sind, um später Vergleiche zu ermöglichen. Die Anwendung von Methoden schafft dadurch eine klare Strukturierung und Organisation von Beziehungen, die nachvollziehbar und wiedererkennbar ist. Methoden dienen als Leitfaden, um komplexe Informationen zu ordnen, fundierte Schlussfolgerungen zu ermöglichen und so Klarheit und Präzision bei der Interpretation von Zusammenhängen zu schaffen.

Diese Standardisierung und Konsistenz in der Anwendung von Methoden führen zu stabilen Interpretationsmustern, die eine einheitliche Wahrnehmung komplexer Systeme ermöglichen. Dieses Vorgehen spiegelt das wider, was als „Einheitsdenken“ oder „Systemdenken“ bezeichnet wird.

In diesem Zusammenhang ist die Kritik der „instrumentellen Vernunft“ von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (insbesondere in ihrer „Dialektik der Aufklärung“) relevant: Instrumentelle Vernunft beschreibt eine rational-technische Denkweise, die Mittel zur effizienten Erreichung von Zwecken einsetzt, ohne die ethische oder moralische Qualität der Zwecke selbst zu hinterfragen. Diese Form der Vernunft dominiert nach ihrer Analyse die moderne Gesellschaft und führt zur Entfremdung, Technokratie und zur Unterordnung aller Lebensbereiche unter ökonomische und technologische Zwänge.
Wird das Denken auf methodische Standards und Zweck-Mittel-Relationen reduziert, werden andere Maßstäbe ignoriert. Werte werden zu bloßen Mitteln der Systemerhaltung und -optimierung. Diese Form der instrumentellen Vernunft verhindert eine externe, kritische Perspektive auf das System und verstärkt dessen Selbstverständnis als alternativlos.
Die Folgen sind weitreichend: Werte verlieren ihren eigenständigen kritischen Anspruch, und Systeme können unreflektiert fortbestehen, selbst wenn sie grundsätzlich problematisch oder fragwürdig sind. Diese Entwicklung macht es unerlässlich, das Primat der instrumentellen

Vernunft grundsätzlich zu hinterfragen und alternative Denkweisen zu integrieren, die eine Bewertung von Systemen nicht nur nach funktionalen, sondern auch nach grundsätzlich anderen Kriterien ermöglichen und dadurch die Bedeutung dieser Systeme verändern können.
Da das Denken meines Erachtens nicht ausschließlich der Logik einer rein instrumentellen Ordnung folgt, liegt die Erweiterung der Erkenntnis vor allem in der gewollten Veränderung der Perspektive und der Anerkennung von Perspektivvielfalt. Nur durch Offenheit gegenüber unterschiedlichen Sichtweisen lassen sich die Begrenzungen methodischer Standardisierung überwinden und komplexe Zusammenhänge umfassender erfassen.
Perspektivwechsel erlauben es, über die reine Zweck-Mittel-Rationalität hinauszugehen, systemische Selbstverständlichkeiten kritisch zu hinterfragen und alternative Werte- sowie Deutungsmuster zu berücksichtigen. So wird Denken zu einem dynamischen Prozess, der nicht nur Effizienz, sondern auch die Qualität und Tragfähigkeit von Erkenntnis und Handeln in den Fokus rückt.

53.03 Wissenschaftliches Denken und Alltagsdenken

Das Alltagsdenken und das wissenschaftliche Denken repräsentieren zwei grundlegende Perspektiven auf die Welt, die sich durch ihre Struktur und Methode unterscheiden. Das Alltagsdenken ist weitgehend intuitiv und erfahrungsbasiert, wobei es sich auf direkte Wahrnehmungen und persönliche Erlebnisse stützt. Im Gegensatz dazu zeichnet sich das wissenschaftliche Denken durch eine strukturierte Methode aus, die systematische Beobachtung, kritische Analyse und methodisches Vorgehen umfasst. In der Realität treten diese Idealformen nicht in Reinform auf; meist vermischen sich erfahrungsbasiertes und analytisches Denken in unterschiedlichem Ausmaß. Beide Denkweisen spielen eine wichtige Rolle in unserem Leben, da sie uns helfen, die Welt zu verstehen, indem wir Beziehungen zwischen den verschiedenen Phänomenen herstellen.

Das **wissenschaftliche Denken** folgt einem strukturierten Ansatz, der durch einen klar definierten Prozess gekennzeichnet ist und auf analytischem, logischem und kausalem Denken basiert. Dieser Prozess umfasst die Formulierung von Hypothesen, die Planung von Experimenten, die Datensammlung und -analyse sowie die darauf basierenden Schlussfolgerungen. Ein methodischer Ansatz, der auf Logik und Kausalität fußt, ermöglicht die systematische Erforschung und Erklärung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen.

Klare Definitionen und Standards sind entscheidend für das Verständnis komplexer Systeme. Sie schaffen einen Rahmen, der abstraktes Denken fördert und es ermöglicht, übergeordnete abstrakte Muster zu erkennen und zu interpretieren. Durch klare Definitionen kann deutlich gemacht werden, wie verschiedene Einheiten miteinander in Beziehung stehen und welche Standards gelten. Dies bildet die Grundlage für die systematische und nachvollziehbare Analyse komplexer Zusammenhänge zwischen Denkeinheiten.

Einheitliche Methoden und Standards sind entscheidend für die Überprüfung wissenschaftlicher Ergebnisse. Dabei treten drei wesentliche Teilrichtungen des wissenschaftlichen Denkens in den Vordergrund: analytisches, logisches und kausales Denken.

Analytisches Denken ermöglicht es, komplexe Probleme in ihre Einzelteile zu zerlegen und diese systematisch zu untersuchen.

Logisches Denken bildet die Grundlage für schlüssige Schlussfolgerungen, die auf etablierten Beziehungen beruhen.

Kausales Denken ist zentral, um Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu erkennen und zu verstehen. Es verbindet analytisches und logisches Denken und erlaubt die Interpretation komplexer Phänomene auf einer abstrakten Ebene.

Die Methoden des wissenschaftlichen Denkens sind eng miteinander verknüpft und ergänzen sich gegenseitig. Logisches Denken erfordert analytisches Denken zur Zerlegung komplexer Probleme, während kausales Denken die Basis für logisches Denken bietet, um Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu verstehen und zu interpretieren.

Eine strukturierte Herangehensweise, die auf wissenschaftlichem Denken basiert und die Logik sowie das Kausalprinzip betont, ist unerlässlich, um ein Verständnis der Beziehungen zwischen Einheiten zu entwickeln und den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess voranzutreiben. Diese Herangehensweise fördert die Zuverlässigkeit und Reproduzierbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse und trägt zur Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Wissens bei.

Auch wissenschaftliches Denken enthält erfahrungsbasierte Bestandteile, die nicht vollständig durch analytisches, logisches und kausales Denken erklärbar sind. Dies liegt daran, dass wissenschaftliche Erkenntnisse oft aus Beobachtungen und Experimenten hervorgehen, die auf Erfahrungen beruhen.

Wissenschaftler nutzen ihre Erfahrungen, um Hypothesen zu formulieren, Experimente zu planen und unerwartete Ergebnisse zu interpretieren. Diese intuitive und kreative Herangehensweise, die auf Erfahrungen basiert, spielt eine bedeutende Rolle bei der Entwicklung neuer Theorien und Forschungsansätze. Zugleich sind viele wissenschaftliche Methoden und

Techniken historisch gewachsen und durch Versuch und Irrtum verfeinert worden. Dies zeigt, dass Erfahrung ein integraler Bestandteil des wissenschaftlichen Fortschritts ist und erfahrungsbasierte Elemente die systematischen Methoden ergänzen, um zur Gesamtheit des wissenschaftlichen Denkens beizutragen.
Ein weiterer wesentlicher Aspekt des wissenschaftlichen Denkens ist die Axiomatik. Axiome sind grundlegende Annahmen oder Prinzipien, die als Ausgangspunkt für logische Ableitungen und Theorien dienen. Obwohl sie nicht beweisbar sind, basieren Axiome auf einem Konsens innerhalb der jeweiligen Wissensgemeinschaft und können daher sowohl erfahrungs- als auch zweckbasiert sein. Axiome und Definitionen spielen eine vergleichbare Rolle als fundamentale Bausteine des Denkens, des Erfahrungsbezugs und der Theoriebildung. Dennoch unterscheiden sie sich in ihrer Natur und spezifischen Funktion innerhalb eines theoretischen oder wissenschaftlichen Rahmens.
Axiome bieten eine strukturierte Grundlage, auf der analytisches, logisches und kausales Denken aufbauen kann. Sie bilden die Basis und definieren die Rahmenbedingungen für eine systematische Erforschung und ein tieferes Verständnis komplexer Phänomene, indem sie grundlegende Festlegungen treffen, aus denen sich weitere Einsichten logisch ableiten lassen. Als Setzungen ähneln sie in gewisser Weise Dogmen, insofern sie meist nicht hinterfragt, sondern im Hinblick auf ihre funktionale Zweckmäßigkeit innerhalb eines Denksystems akzeptiert werden. Ihr Wert liegt dabei nicht in einem Wahrheitsanspruch, sondern in ihrer strukturellen Nützlichkeit.
Das „In-Beziehung-Setzen“ ist dabei nicht nur zentral für wissenschaftliche, mathematische und sprachliche Systeme, sondern bildet auch im alltäglichen Denken die Basis für Verstehen. Denn sowohl in formalen Wissenschaften als auch im Alltag konstruieren wir Bedeutung, indem wir neue Informationen mit bereits Bekanntem verknüpfen. Axiome stellen dabei die elementarsten dieser Bezüge dar. Sie sind Ausgangspunkte, aus denen sich ganze Systemwelten erschließen lassen.
Obwohl im Alltag oft keine formale Methode angewendet wird, ist dennoch ein Rahmen notwendig, der die Grundlage für die Verarbeitung und das Verständnis von Informationen schafft. Erfahrung ist die primäre Schnittstelle, über die das Individuum in Beziehung zur Welt tritt. Erfahrung kann als die verarbeitete Form von Informationen betrachtet werden, die auf innerer Zusammenstellung und Erkenntnis basiert. Sie resultiert aus empfundenen und verarbeiteten Eindrücken und ermöglicht es dem Individuum, sich aktiv in der Welt zu orientieren und sie zu interpretieren.

Der Prozess der Erfahrungsbildung ist die Grundlage dafür, wie wir die Welt wahrnehmen, verstehen und in ihr handeln. Durch das Sammeln von Erfahrungen gewinnen wir Erkenntnisse, die uns helfen, uns in unserer Umwelt zurechtzufinden und angemessen auf verschiedene Situationen zu reagieren.

Im Alltagsdenken verlassen sich Menschen häufig auf spontane, intuitive Reaktionen und assoziative Verknüpfungen zwischen Ideen und Erfahrungen, anstatt auf formale Logik oder analytische Prozesse zurückzugreifen. Dieses intuitive Vorgehen ist tief in individuellen Erfahrungen verwurzelt und bildet die Grundlage für das alltägliche Verstehen der Welt.
Intuition und kausales Denken sind eng miteinander verknüpft, da sie sich als funktional und zweckmäßig für die Orientierung in einer komplexen Umwelt erwiesen haben. Daher ist die Betrachtung der Welt aus der Perspektive von Ursache und Wirkung ein fester Bestandteil des Alltagsverständnisses. Menschen erleben täglich Situationen, in denen ein Ereignis auf ein anderes folgt, und interpretieren dies meist kausal. Das erste wird als Ursache des zweiten verstanden. Auch wenn solche Schlussfolgerungen nicht notwendigerweise logisch zwingend oder vollständig sind, verleihen sie der individuellen Weltsicht Konsistenz, Handhabbarkeit und Stabilität. Ohne diese Annahme von Ursache-Wirkung-Beziehungen erschiene die Welt als unberechenbar, Muster blieben unerkannt, Erfahrungen wären schwer zu verallgemeinern.

Die Annahme von Kausalität bietet damit einen Rahmen, innerhalb dessen Menschen neue Eindrücke einordnen, Vorstellungen strukturieren und Entscheidungen treffen. Gleichzeitig stellt das Kausalprinzip auch eine Reduktion von Komplexität dar[170]. Indem aus einer Vielzahl potenzieller Ursachen nur eine oder wenige ausgewählt werden, die zum eigenen Verständnis oder Analysemodell passen, werden andere Möglichkeiten ausgeblendet. Dies geschieht selten wertfrei, sondern ist beeinflusst von individuellen oder gesellschaftlichen Vorannahmen, Interessen oder Strategien. Daraus ergibt sich, dass unterschiedliche Menschen dasselbe Ereignis unterschiedlich deuten, je nachdem, welche Ursachen sie als relevant betrachten.
Heuristiken sind konstruktive Abkürzungen oder Faustregeln, die es ermöglichen, schnelle Entscheidungen zu treffen, ohne eine vollständige Analyse der Situation durchzuführen. Sie basieren auf früheren Erfahrungen, Mustern oder typischen Abläufen und sind besonders dann hilfreich, wenn Zeit oder Informationen begrenzt sind.
Im Alltag greifen Menschen häufig auf Heuristiken zurück, um komplexe Problemstellungen zu vereinfachen. Dabei wird oft ein unmittelbarer Ursache-Wirkungs-Zusammenhang angenommen, der sich aus ähnlichen früheren Erfahrungen ableitet, dies auch ohne systematische Analyse. Diese mentalen Abkürzungen ermöglichen schnelle Entscheidungen und bieten Orientierung in unsicheren oder informationsarmen Situationen. Ihre Stärke liegt in ihrer Effizienz, doch gerade diese Vereinfachung macht sie auch anfällig für Fehler und Fehleinschätzungen.
Anstatt planvoll sämtliche möglichen Ursachen gegeneinander abzuwägen, reagieren Menschen auf bekannte Wirkungen, also auf das, was sie bereits erlebt oder gelernt haben. Lernen erfolgt dabei weniger durch analytische Kausalanalyse, sondern über wiederkehrende Erfahrungsmuster. Diese informellen, verinnerlichten Muster werden Teil des individuellen Handlungsrepertoires. Sie ermöglichen intuitives Handeln in neuen Situationen ohne bewusste Reflexion.
Das Zusammenspiel von Intuition, Kausalitätsannahmen und Heuristiken bildet den Kern des menschlichen Alltagsverstehens. Intuition liefert eine schnelle, erfahrungsbasierte Einschätzung; Kausalität strukturiert das Verstehen durch angenommene Ursache-Wirkungs-Beziehungen; Heuristiken schließlich bieten funktionale Strategien zur Entscheidungsfindung. Diese Mechanismen sind jedoch keine objektiven Werkzeuge, sondern selektive Verfahren, deren Wirksamkeit vom zugrundliegenden System und den zugrundeliegenden Erfahrungen abhängt. Ihre Stärke liegt in der Reduktion von Komplexität, ihre Schwäche in der möglichen Ausblendung alternativer Erklärungen.
Dem Auswahl- und Reduktionsprozess liegt oft eine intuitive Einschätzung zugrunde. Es wird die Frage gestellt: Welche Ursachen erscheinen in einer bestimmten Situation plausibel? Diese Einschätzung basiert auf individuellen Erfahrungen, implizitem Wissen und eingeübten Mustern. Ursachen werden bevorzugt, wenn sie sich stimmig in das vorhandene Verständnis integrieren lassen und wenn sie sich in der Vergangenheit als handlungsleitend bewährt haben. Die Plausibilität wird dabei zum entscheidenden Maßstab für die Bewertung von Ursache-Wirkungs-Beziehungen.
Plausibilität bedeutet in diesem Kontext nicht Wahrheit, sondern gefühlte Glaubwürdigkeit: Eine Beziehung gilt dann als plausibel, wenn sie mit dem eigenen Weltverständnis kohärent erscheint. Intuition spielt hierbei eine zentrale Rolle, da sie auf tief verankerten Erfahrungen und impliziten Urteilen basiert. Was intuitiv als schlüssig empfunden wird, wird als plausible Erklärung akzeptiert, selbst wenn es aus wissenschaftlicher Sicht hinterfragt werden müsste.
Unsere Wahrnehmung des Lebens ist geprägt von einem Gefühl ständiger Veränderung und Entwicklung, einem kontinuierlichen Prozess, in dem sich Ereignisse dynamisch entfalten.

[170] Allerdings ist zu beachten, dass die Ursache oder ein Ursachenbündel immer Ergebnis eines als plausibel empfundenen Auswahlprozesses ist. Jede Ursache ist in der Regel Teil eines umfassenden Bedingungsumfeldes. Bei der Untersuchung von Ursachen und ihren Zusammenhängen ist es wichtig, das Gesamtbild zu betrachten, anstatt sich ausschließlich auf einzelne verursachende Faktoren zu konzentrieren.

Doch unsere Vorstellungen und Erklärungen sind meist statische Momentaufnahmen, die versuchen, diesen Fluss greifbar zu machen. Sie helfen uns, konkrete Ursachen und Wirkungen zu identifizieren, vereinfachen jedoch die Komplexität des tatsächlichen Geschehens.

Diese Fixierung auf einzelne Zustände kann dazu führen, dass die Prozesshaftigkeit der Realität ausgeblendet wird. Indem wir kausale Zusammenhänge auf einzelne Zeitpunkte oder Ereignisse reduzieren, eröffnet sich nicht der Blick für die langfristigen Dynamiken und Wechselwirkungen, die unsere Welt tatsächlich prägen. Unsere Plausibilitätsurteile basieren somit auf vereinfachten, aber praktikablen Deutungen, die nicht die volle Tiefe der Realität abbilden. Sie sind funktional, aber unvollständig.
Ein Bewusstsein für diese Diskrepanz zwischen dynamischer Realität und statischer Deutung kann helfen, unsere intuitiven Annahmen zu reflektieren und unsere Entscheidungen zu verbessern. Wenn wir anerkennen, dass jede Zustandsbeschreibung nur ein perspektivischer Ausschnitt eines größeren Zusammenhangs ist, wird es möglich, ein umfassenderes Verstehen zu entwickeln, ein Verstehen, das sowohl den Moment als auch den Prozess berücksichtigt.
Das Zusammenspiel von Intuition, kausalem Denken, Plausibilität und heuristischen Verfahren bildet eine zentrale Grundlage unseres Alltagsverständnisses. Es ermöglicht uns, Orientierung zu finden, Entscheidungen zu treffen und mit der Komplexität der Welt umzugehen und dies auf eine Weise, die pragmatisch sinnvoll ist, aber notwendigerweise reduziert, perspektivisch und damit auch potenziell falsch.
Statische Momentaufnahmen können jedoch die dynamische Natur des Lebensprozesses nicht erfassen. Indem wir uns auf momentane Zustände konzentrieren, laufen wir Gefahr, die fortlaufenden Veränderungen und Interaktionen, die den tatsächlichen Verlauf der Ereignisse bestimmen, zu übersehen. Unsere intuitiven Plausibilitätsurteile basieren daher auf einer vereinfachten Darstellung der Wirklichkeit, die zwar praktikabel und oft nützlich ist, aber nicht die Komplexität der Welt widerspiegelt. Aus dieser Perspektive setzen wir uns jedoch in Beziehung mit der Welt.
Das Verständnis dieser Diskrepanz zwischen der wahrgenommenen Prozesshaftigkeit des Lebens und den auf Zuständen basierenden Konstruktionen kann uns helfen, unsere intuitiven Annahmen zu hinterfragen und unsere Entscheidungsprozesse zu verbessern. Indem wir uns bewusst machen, dass unsere momentanen Zustandskonstruktionen nur ein perspektivischer Ausschnitt und eine Deutung der Realität darstellen, können wir versuchen, eine umfassendere Perspektive zu entwickeln, die sowohl die momentanen Zustände als auch die kontinuierlichen Prozesse berücksichtigt.

Die Rolle der Plausibilität bei der Bewertung von Beziehungen macht sie sowohl zum Maßstab als auch zu einer regelmäßig eingesetzten Methode.

Plausibilität ist von den persönlichen Systemen abhängig und daher relativ. Sie beruht auf Erfahrungen und Vorstellungen, die als implizites Wissen die Grundlage für eigenes Handeln und Reagieren bilden. Was für eine Person plausibel erscheint, kann für eine andere möglicherweise nicht überzeugend sein. Plausibilität ist somit die Basis für unser Verständnis der Welt und unsere Fähigkeit, uns in ihr zu orientieren.
Durch die Bedeutung der Plausibilität wird die Intuition zu einem Maßstab für die Richtigkeit einer Methode. Wenn wir die Intuition als Maßstab anerkennen, können wir besser

nachvollziehen, wie unsere Überzeugungen und Annahmen entstehen. Allerdings gilt diese Einschätzung nur für den jeweiligen Moment und ist stark von persönlichen Empfindungen geprägt.
Sowohl bei intuitiven Entscheidungen als auch bei der Interpretation von Ursache-Wirkungs-Beziehungen spielt Plausibilität eine zentrale Rolle. Sie bestimmt, wie wir Erfahrungen und Situationen im Alltag verstehen und einordnen.

Über die Erfahrung entsteht eine Beziehung des Lebens zur Welt.

Der intuitive Geist
ist ein heiliges Geschenk
und der rationale Verstand ein treuer Diener.
Wir haben eine Gesellschaft erschaffen,
die den Diener ehrt,
und das Geschenk vergessen hat.

Albert Einstein

Obwohl das Verständnis von Empfindungen persönlich ist und nicht umfassend erklärt werden kann, schaffen die persönliche Zusammenstellung von Symbolen und die Anwendung der Plausibilitätsmethode ein Gefühl von Kohärenz oder Konsistenz. Wenn etwas als kohärent oder konsistent empfunden wird, gehen wir implizit davon aus, dass es auf einem fundierten System oder Hintergrund beruht.
Die Intuition spielt als Beurteilungsmaßstab eine zentrale Rolle bei der Bewertung von Informationen und der Entscheidungsfindung, da sie eine persönliche Empfindung und Entscheidungshilfe darstellt, die ohne explizites Denken auskommt. Intuitive Entscheidungen werden aufgrund persönlicher Eindrücke, Gefühle oder einem Bauchgefühl getroffen.

Ein wahrgenommenes Gefühl dient im Alltagsdenken oft als Maßstab für die eigene Vorstellung von Richtigkeit und Wahrheit. Dabei kann sich das Alltagsdenken dem wissenschaftlich-analytischen Denken annähern, indem es Gefühle und intuitive Einsichten durch rationale Reflexion, systematische Analyse und Überprüfung ergänzt oder hinterfragt.

Unser Alltag ist geprägt von der Herausforderung, in einer hochkomplexen Welt handlungsfähig zu bleiben. Um diese Komplexität bewältigbar zu machen, neigen wir dazu, unsere Umwelt intuitiv in unterscheidbare Einheiten zu zerlegen, ob Objekte, Ereignisse, Personen oder abstrakte Einheiten. Diese Fragmentierung dient nicht nur der Reduktion von Reizüberflutung, sondern bildet auch die Grundlage für Orientierung, Bedeutungskonstruktion und Handlungsfähigkeit.
Doch das bloße Erkennen solcher Einheiten erzeugt noch kein Verständnis. Erst durch das Setzen von Beziehungen zwischen ihnen, sei es durch explizit-kausale Logik oder durch implizite, erfahrungsbasierte Plausibilität, entsteht ein sinnstiftendes Gefüge. Bedeutung ergibt sich also

nicht aus den Einheiten selbst, sondern aus den Mustern und Strukturen, in die sie eingebettet werden.
Das Alltagsdenken ist in diesem Sinne keine rein analytische Tätigkeit, sondern ein dynamisches Zusammenspiel aus Selektion, Verknüpfung und Bewertung. Es konstruiert Wirklichkeit auf pragmatische Weise, nicht durch objektive Abbildung, sondern durch perspektivische und zweckgeleitete Vereinfachung. Diese Konstruktionen sind handlungspraktisch oft ausreichend, stiften Stabilität, sind aber zugleich selektiv und anfällig für Verzerrungen.
Trotz seiner intuitiven Natur weist das Alltagsdenken strukturelle Ähnlichkeiten mit wissenschaftlich-analytischem Denken auf. Auch hier werden Phänomene in Kategorien geordnet, Beziehungen hergestellt und Muster erkannt. Der entscheidende Unterschied liegt in der Methodik: Wissenschaftliches Denken folgt systematischen Verfahren und überprüfbaren Regeln, während Alltagsdenken stärker erfahrungsgeleitet und implizit bleibt. Beide Denkformen basieren jedoch auf dem gleichen Grundprinzip: Komplexität wird durch Zerlegung, Ordnung und Verknüpfung reduziert.
In diesem Kontext gewinnen die philosophischen Konzepte von Aristoteles an Bedeutung. Seine Vorstellung der vier Ursachen (Material-, Formal-, Wirkursache und Finalursache) bietet ein Erklärungsschema, das sowohl intuitiv zugänglich als auch systematisch anwendbar ist. Es verbindet die Frage nach dem „Was“ mit dem „Warum“ und entspricht damit dem Bedürfnis des Alltagsdenkens, Zusammenhänge nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu verstehen.
Aristoteles’ Kategoriensystem, etwa Substanz, Qualität, Quantität, reflektiert das grundlegende menschliche Bedürfnis, die Welt durch Unterscheidung und Ordnung zu strukturieren. Gleichzeitig stellt seine Methodik, durch Beobachtung, Klassifikation und logische Schlussfolgerung Erkenntnisse zu gewinnen, eine rational fundierte Weiterentwicklung alltäglicher Denkstrukturen dar. Mit der Formalisierung der Logik, insbesondere durch die Syllogistik, legte Aristoteles den Grundstein dafür, wie sich Alltagserfahrung in systematisch überprüfbares Wissen überführen lässt.
Bemerkenswert ist dabei seine Betonung der Erfahrung als Ausgangspunkt des Verstehens. Diese praxisnahe Orientierung verleiht seinem Denken eine hohe Anschlussfähigkeit an das Alltagsverständnis und hat gleichzeitig eine empirische Fundierung wissenschaftlicher Erkenntnis begünstigt.
Die Überzeugungskraft aristotelischer Modelle liegt in ihrer universellen Struktur. Sie beruhen auf Prinzipien, die sowohl im alltäglichen Verstehen als auch in der wissenschaftlichen Analyse anschlussfähig sind. Die Vorstellung, dass Dinge eine ihnen eigene Natur oder Funktion besitzen, mag heute ontologisch umstritten sein, doch methodisch bleibt der Zugang sinnvoll. Selbst wenn man, wie ich es unterstelle, die Idee substanzhafter Essenzen oder teleologischer Zwecke ablehnt, erweist sich das aristotelische Verfahren, Zerlegung, Analyse und Systematisierung, weiterhin als effektive Strategie zur Organisation von Wissen und zur Erschließung komplexer Zusammenhänge.
Aristoteles bietet somit nicht nur ein philosophisches Weltbild, sondern vor allem eine allgemeine Denkstruktur, die den Übergang vom Alltagsverstehen zur wissenschaftlichen Erkenntnis methodisch vorbereitet und fundiert.

53.04 Empfindungsbeziehung und Objektbeziehung

Insgesamt ermöglicht die Anwendung der Plausibilitätsmethode und den Bedingungen von Intuition[171] eine kohärente und konsistente Interpretation des Gegebenen, auch wenn sie letztendlich auf individuellen Empfindungen und Erfahrungen beruhen.
Die Realisierung von Beziehungen im Alltagsdenken wird für mich treffend von Wittgenstein[172] in seinen Ausführungen zur Privatsprache beschrieben.

> „Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen[173] ‚E' und schreibe in einen Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen.
> Ich will zuerst bemerken, dass sich eine Definition des Zeichens nicht aussprechen lässt. – Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben. ... ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung ... Eine Definition dient ... dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. – Nun, das geschieht eben durch das Konzentrieren der Aufmerksamkeit; denn dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein.
> ‚Ich präge sie mir ein' kann doch nur heißen: dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft (richtig) an diese Verbindung erinnere. Aber in unserem Falle habe ich ja kein Kriterium für die Richtigkeit. Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird."[174], [175]
>
> Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 258

Wittgenstein stellt durch den Prozess der Aufmerksamkeitskonzentration eine Verbindung zwischen Empfindung und Symbol her, wobei der Akteur eine zentrale Rolle spielt. Empfindungen

[171] Intuition ist eine Form des Wissens oder Verstehens, die ohne bewusstes Nachdenken geschieht. Sie äußert sich oft als Bauchgefühl, spontane Einsicht oder unmittelbares Erfassen einer Situation. Die Bedingungen der Intuition sind die Voraussetzungen oder Umstände, unter denen Intuition entsteht oder funktioniert. Intuition entsteht nicht im luftleeren Raum. Sie hängt sowohl von den Erfahrungen (inneren Bedingungen) als auch von äußeren Bedingungen ab, also von der Situation oder Umgebung, in der man sich befindet und die einen herausfordert.
[172] Im Gegensatz zu mir hat Wittgenstein sich in seinen Ausführungen zur Privatsprache mit der Frage beschäftigt, wie Sprache und Bedeutung in einem sozialen Kontext entstehen und funktionieren. Wittgenstein hielt die Idee einer Privatsprache für fragwürdig und betonte, dass Sprache und Bedeutung immer durch soziale Praktiken und Konventionen bestimmt werden. Er zweifelte an einer Privatsprache hinsichtlich ihrer Realisierbarkeit oder ihrer Sinnhaftigkeit. Ich hingegen gehe auch von einer Privatsprache aus.
[173] Ein Zeichen ist ein visuelles oder sprachliches Element, das auf eine Bedeutung **verweist**. Im Gegensatz zu Metaphern und Symbolen gibt es bei Zeichen eine eindeutige Beziehung zwischen dem Zeichen und der Bedeutung, die es repräsentiert. Z.B. Verkehrszeichen, aber auch ein Wort.
[174] Diese von Wittgenstein als Privatsprache bezeichnete Ausdrucksweise ist nicht als Sprache gemeint, die eine einzelne Person erfindet oder spricht, sondern eine öffentliche Sprache, die so funktioniert, dass sich mentale Ausdrücke auf innere („private") Phänomene beziehen. Ich weiche insofern von Wittgenstein ab, als ich sehr wohl unterstelle, dass das Individuum, unabhängig von der öffentlichen Sprache, über Kriterien für die Richtigkeit verfügt, nämlich die Plausibilität.
[175] Eine Einheit kann als Zeichen und als Symbol betrachtet werden. Als Zeichen dient die Einheit dazu, eine Person oder eine Sache zu identifizieren und zu unterscheiden. Er ermöglicht es, etwas oder jemanden zu benennen oder anzusprechen. Gleichzeitig kann eine Einheit auch als Symbol betrachtet werden, da es Bedeutung bzw. einen Inhalt enthält. So kann eine Einheit kulturelle, familiäre oder historische Komponenten repräsentieren und somit mehr als nur eine bloße Bezeichnung sein und daher symbolische Bedeutung haben.

und Denkobjekte verschmelzen durch diese aktive, interpretative Wahrnehmung zu einer Einheit, die in der inneren symbolischen Ordnung des Akteurs[176] verankert ist.

Das Einprägen eines Symbols erfolgt durch die Fokussierung der Aufmerksamkeit. Diese Fokussierung ist entscheidend, um die Bedeutung des Symbols in Bezug auf die Empfindung zu definieren, um sich später daran erinnern zu können.

Symbole sind grundlegende Einheiten unseres Denkens und Beschreibens. Durch sie strukturieren wir unsere Beziehung zur Welt und erschließen uns deren Bedeutung.

Im Prozess des Einprägens entstehen zwei wesentliche Verknüpfungen:

die Empfindungsbeziehung[177] und **die Objektbeziehung**[178].

Im Prozess der Symbolerkennung wird ein Symbol durch den Vergleich des Wahrgenommenen mit unseren inneren Vorstellungen wiedererkannt. Diese Wiedererkennung löst eine Empfindungsbeziehung aus, die eine emotionale[179] und sensorische[180] Verbindung herstellt. Ein Beobachter geht somit eine emotionale Beziehung zu einem wiedererkannten Objekt ein. Dabei kommt es darauf an, was ein Symbol in uns fühlen lässt und welche Sinneseindrücke es hervorruft. Durch diese Empfindungen wird das Symbol nicht nur als abstraktes Zeichen, sondern als etwas Erlebtes und Wahrgenommenes verankert[181].
Die Objektbeziehung hingegen beschreibt, wie wir ein Symbol verstandesmäßig erfassen, als Einheit erkennen und ihm eine bestimmte Bedeutung oder Funktion zuschreiben. Sie umfasst die gedanklichen Assoziationen, die wir mit dem Symbol verbinden, sowie seine Rolle in einem bestimmten Zusammenhang. Objektbeziehungen ermöglichen es, ein Symbol in einen größeren, verstandesmäßig strukturierten Kontext einzuordnen und mit bereits bekanntem Wissen zu

[176] Wittgenstein bezieht sich allerdings auf die Sprache. Soll heißen: ..., die in der symbolischen Ordnung der Sprache verankert ist.
[177] Symbol als Empfindungseinheit; Verbindung zwischen Symbol und Empfindungen
[178] Symbol als Objekteinheit; Verbindung zwischen Symbol und dem Gegenstand der Aufmerksamkeit
[179] Ein Symbol kann Freude, Traurigkeit, Angst oder andere Emotionen auslösen.
[180] Ein Symbol kann mit bestimmten Gerüchen, Geräuschen oder visuellen Eindrücken verbunden sein.
[181] In den „Philosophischen Untersuchungen“, erkennt Wittgenstein die Bedeutung der Lebensform an, in der Sprache und Bedeutung eingebettet sind. Diese Lebensform schließt auch Emotionen und sinnliche Erfahrungen ein, die durch Sprachspiele vermittelt werden.

verknüpfen. Kurz gesagt: Objektbeziehungen sind das Ergebnis gedanklicher Verarbeitung. Sie stellen Denkobjekte dar, die uns erlauben, Symbole zu erkennen, zu vergleichen, zu analysieren und zu interpretieren.
Demgegenüber stehen die Empfindungsbeziehungen, die auf der emotionalen Ebene angesiedelt sind. Sie beschreiben die Gefühle, Stimmungen und unmittelbaren affektiven Reaktionen, die ein Symbol in uns auslöst. Diese Beziehung ist individuell, unmittelbar und eng mit persönlichen Erfahrungen verknüpft. Während die Objektbeziehung eine gedankliche Verarbeitung voraussetzt, verweist die Empfindungsbeziehung auf die emotionale Resonanz eines Symbols. Im Symbol selbst sind diese beiden Ebenen nicht strikt getrennt, sondern eng miteinander verflochten. Die emotionale und die verstandesmäßige Dimension bilden eine kohärente Einheit, die in unserer Erfahrung verankert ist. Das bedeutet:

Die Bedeutung eines Symbols entfaltet sich sowohl auf der Ebene der Empfindung als auch der des Denkens. Sie wird emotional erlebt und gedanklich reflektiert.

Um diese komplexe Struktur besser zu verstehen, ist es hilfreich, die beiden Formen der Symbolbeziehung zunächst idealtypisch zu trennen. Nur so lassen sich ihre spezifischen Funktionen und Bedeutungen klar herausarbeiten. Erst im zweiten Schritt wird deutlich, dass zwischen Empfindungs- und Objektbeziehung eine wechselseitige Beziehung besteht. Die emotionale Erfahrung beeinflusst die verstandesmäßige Deutung und umgekehrt. Diese gegenseitige Durchdringung verleiht symbolischer Bedeutung ihre besondere Tiefe und Wirkung.

Empfindungsbeziehungen sind das Ergebnis persönlicher Erfahrungen. Sie beziehen sich auf die Verbindung zwischen einem Symbol und den damit verbundenen Empfindungen oder Sinneseindrücken. Sie beschreiben, wie das Symbol auf den Betrachter wirkt, welche Gefühle es auslöst und wie es emotional interpretiert wird. Diese Beziehung ist individuell geprägt, da jeder Mensch Symbole durch seine einzigartige Lebensgeschichte und Perspektive unterschiedlich interpretiert. Dadurch erhält jedes Symbol eine eigene, persönliche Bedeutung.
Ein Symbol stellt somit eine bedeutungsstiftende Verbindung zwischen einem wahrgenommenen und wiedererkannten Objekt und den Empfindungen einer Person her. Es vermittelt nicht nur zwischen Objekt und Emotion, sondern integriert beide Ebenen zu einer erfahrbaren Einheit. In der Verbindung von Objekt und Empfindung wird das Symbol zu einem Träger von Sinn und verwandelt die bloße Wahrnehmung in ein individuelles Bedeutungsgefüge.
Ein Beispiel hierfür ist das Wort „Liebe“. Für jeden Menschen hat dieses Symbol eine andere persönliche Bedeutung und ruft verschiedene Empfindungen hervor, die von individuellen Erfahrungen geprägt sind. Diese Unterschiede machen Empfindungsbeziehungen zu einzigartigen und individuellen Phänomenen. Sie stellen die Verbindung zwischen einem persönlichen Symbol oder Eindruck und den damit verbundenen Empfindungen dar.
Die Wahrnehmung und Interpretation eines Symbols oder Eindrucks können sich von Moment zu Moment ändern, abhängig von Faktoren wie Stimmung, Umgebung, aktuellen Ereignissen und persönlichen Erfahrungen. Diese sich stetig verändernden Bedingungen machen eine Standardisierung von Empfindungsbeziehungen unmöglich. Sie existieren nur im konkreten Moment aus der Perspektive des Individuums.
Ludwig Wittgenstein hat in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ recht, wenn er annimmt, dass wir die Privatsprache in der „öffentlichen Sprache“ nicht formulieren können.

„Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.“ Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. § 243

Das Individuelle und Einzigartige ist durch generalisierende und abstrahierende Einheitsbildung nicht erfassbar. Um eine Privatsprache verständlich zu machen, müsste sie in klar definierten Einheiten und standardisierten Beziehungen dargestellt werden. Dazu bedarf es einer

nachvollziehbaren internen Struktur und einer verlässlichen Methode, um diese Privatsprache erklären zu können.
Für die Empfindungsbeziehung ist jedoch entscheidend, dass die Verbindung zwischen Symbolen und Empfindungen sich nicht in feste Einheiten oder standardisierte Beziehungsformen pressen lässt. Empfindungen variieren stark von Person zu Person und verändern sich bei derselben Person zu unterschiedlichen Zeitpunkten.
Nach meiner Auffassung handelt es sich bei Privatsprache und „öffentlicher Sprache“ um zwei verschiedene Systeme, mit deren Hilfe jeweils auf eigene Weise Verstehen ermöglicht wird. Sprache verstehe ich dabei allgemein als mögliche Ausdrucksform. Die Ausdrucksform „Symbol-Empfindungen“ weist einen energetischen Bezug auf, während die Ausdrucksform „Symbol-Objekt“ einen verstandesmäßig-konstruierten Bezug darstellt. Beide Sprachsysteme sind nur aus sich selbst heraus verständlich. So ist ebenfalls auch die mathematische Sprache als System und Struktur nur innerhalb ihrer eigenen Regeln verständlich. Z.B.

Ein grundlegender Widerspruch besteht darin, dass eine Privatsprache, die auf persönlichen und individuellen Empfindungen basiert, erst dann für andere verständlich wird, wenn sie in die Kategorien der öffentlichen Sprache übersetzt wird. Diese öffentliche Sprache ist jedoch auf klare, standardisierte Einheiten und feste Beziehungsregeln angewiesen. Diese Standardisierung führt zwangsläufig zu einer Verallgemeinerung und Einschränkung der ursprünglichen, individuellen Natur der Empfindungen. Dadurch wird die ganz persönliche Erfahrung abstrahiert und in ein kollektives Verständnis eingeordnet, das die einzigartigen Nuancen dessen, was in der Privatsprache gemeint ist, nicht erfassen kann. Stattdessen betrachtet es diese nur aus der Perspektive und den Bedingungen der öffentlichen Sprache.
Dieser Übersetzungsprozess reduziert die reichhaltige, persönliche Erfahrung auf eine allgemein verständliche, aber in ihren Nuancen eingeschränkte Form, die den ursprünglichen, persönlichen Gehalt nicht vollständig erfassen kann.
Sprache im Wittgenstein’schen, aber auch im allgemeinen Verständnis, ist „öffentliche Sprache“. Diese „Sprache im engeren Sinne“ besteht aus Wörtern und Symbolen, die allgemein akzeptierten Regeln und Bedeutungen folgen. Sie bildet die Grundlage gemeinsamer Kommunikation innerhalb einer Gemeinschaft. Auch ich verfasse mein Essay zu diesen Modalitäten in öffentlicher Sprache.
„Sprache im weiteren Sinn“ umfasst hingegen nicht nur die verbale Kommunikation, sondern alle Ausdrucksformen der Informationsvermittlung. Dazu zählen beispielsweise die Musik, bildliche Darstellungen, Gestensprache und eben auch die Privatsprache. Jede dieser Ausdrucksformen besitzt ihre eigene Symbolik, eigene Regeln und eine eigene Bedeutungsgebung, die für das Verstehen innerhalb des jeweiligen Systems entscheidend sind.
In der Musik sind beispielsweise Noten, Rhythmen und Tonlagen die Elemente der Symbolik, während bestimmte harmonische oder melodische Regeln deren Struktur definieren. In bildlichen Darstellungen oder der Kunst fungieren Farben, Formen und Linien als Symbole, wobei ästhetische Regeln oder stilistische Konventionen ihre Wirkung bestimmen. Gesten kommunizieren durch Bewegungen und Körperhaltungen. Selbst die Privatsprache beruht auf einer spezifisch individuellen Symbolik, eigenen Regeln und einer individuellen Bedeutungsgebung.
Diese Privatsprache, wie Wittgenstein zurecht betonte, kann jedoch nur von der Person selbst verstanden werden, da sie keinen gemeinsamen, öffentlichen Bezugsrahmen besitzt und somit

kein allgemein gültiges Kriterium für Richtigkeit existiert. Ich gehe darüber hinaus und vermute, dass jede Person eine intrinsische Sprache besitzt, die zu einem impliziten Wissen führt. Diese Sprache lässt sich durch eigene Symbole, Regeln und Bedeutungen beschreiben, die auf den persönlichen Erfahrungen der jeweiligen Person beruhen.
Um die intrinsische, individuelle Sprache und das damit verbundene innere Wissen verständlich zu machen, muss sie in die öffentliche Sprache übersetzt werden. Dieser Übersetzungsprozess führt dazu, dass komplexe Empfindungen und persönliche Erfahrungen auf standardisierte Zeichen und Symbole reduziert werden, die in der öffentlichen Sprache verwendet werden.
Da die öffentliche Sprache nur indirekt in der Lage ist, die Gefühlswelt und individuellen Erfahrungen zu erfassen, entstehen neue sprachliche Artefakte wie Abstrakta oder Symbole. Diese dienen als Brücken, um innere Zustände auszudrücken und verständlich zu machen. Worte und sprachliche Systeme in der öffentlichen Sprache sind Beispiele für solche Artefakte, mit deren Hilfe das Individuelle und Persönliche kommunizierbar wird.
Wenn es jedoch um Gefühle, Empfindungen und persönliche Erfahrungen geht, stoßen wir an die Grenzen der Sprache, die meist auf öffentliche Kommunikation ausgerichtet ist. Die intrinsischen Erfahrungen entziehen sich einer präzisen Beschreibung, da sie von inneren Vorgängen und Interpretationen geprägt sind. Deshalb greifen Menschen häufig auf Metaphern, Analogien und Abstrakta zurück, um ihre inneren Zustände zu erklären und auszudrücken.
Diese „neu gebildeten Artefakte" dienen zwar als Brücken zur Vermittlung von Gefühlen und Empfindungen, bleiben aber letztlich nur interpretierte Annäherungen. Sie können Missverständnisse oder Unklarheiten hervorrufen, weil die eigentliche Bedeutung der individuellen Erfahrung in öffentlicher Sprache nicht nachvollzogen werden kann.
Die Übersetzung innerer, persönlicher Erfahrungen in die öffentliche Sprache stellt eine große Herausforderung dar und wirft oft mehr Fragen auf, als sie beantwortet. Dennoch ist dieser Übersetzungsversuch unerlässlich, um ein gewisses Maß an Verständnis und Kommunikation zwischen Menschen zu ermöglichen. Ohne diese Übertragung wäre ein Austausch über persönliche Erfahrungen kaum möglich.

Dabei geht es darum, lebendige, energetische Erfahrungen, die zunächst als unmittelbare Prozesse erlebt werden, in begriffliche Denkstrukturen und symbolische Zusammenhänge zu transformieren.

Die Überführung individueller, intrinsischer Erlebnisse in eine allgemein verständliche Sprache ist notwendig, um gegenseitiges Verstehen und Kommunikation zu gewährleisten. Dieser Vorgang bleibt jedoch immer unvollständig, da die komplexen und vielschichtigen Nuancen persönlicher Empfindungen nicht vollständig erfasst werden können.
Diese Unvollständigkeit verweist darauf, dass nicht nur die Sprache selbst, sondern auch die Art und Weise, wie wir Informationen bewerten und einordnen, entscheidend ist. Hier spielt die Plausibilität eine zentrale Rolle.
Plausibilität wirkt im Alltagsverständnis wie ein Filter. Sie vermittelt zwischen individuellen Empfindungen und den standardisierten Einheiten der öffentlichen Sprache. Sie ermöglicht es uns, Informationen auf ihre Stimmigkeit hin zu prüfen, das heißt, darauf, ob sie sinnvoll erscheinen, sich einfügen lassen und persönlich „glaubwürdig" wirken. Diese Bewertung geschieht auf Grundlage unseres impliziten Wissens, unserer Erfahrungen und Erwartungen.
In Bezug auf Empfindungsbeziehungen lässt sich Plausibilität als eine Art binäres Entscheidungskriterium begreifen. Eine Verbindung zwischen einem Symbol und einer Empfindung wird entweder als stimmig oder nicht stimmig empfunden. Die empfundene Stimmigkeit wird über das Kriterium der Plausibilität zu einem persönlichen Wahrheitsmaßstab. Sie ersetzt dabei ein objektives Wahrheitskriterium wie z.B. die formale Logik.

Was im individuellen Empfinden plausibel erscheint, wird als „richtig" wahrgenommen, während Unplausibles oft als „falsch" oder unpassend abgelehnt wird.

Auf diese Weise ermöglicht Plausibilität eine Orientierung im Strom der Eindrücke. Sie wird zu einem persönlichen Maßstab, um neue Eindrücke einzuordnen, abhängig von bereits gemachten Erfahrungen und den daraus entstandenen Vorstellungen. Dieses implizite, nicht vollständig sprachlich fassbare Wissen ist zentral für unser Handeln, Denken und Entscheiden.
Auch Intuition kann in diesem Zusammenhang als eine Form der Bewertung verstanden werden. Sie funktioniert ohne analytisches Nachdenken, basierend auf Gefühl, Eindruck oder innerer Evidenz. Die Plausibilitätswahrnehmung unterstützt hier ein kohärentes Empfinden. Wenn etwas „passt", entsteht das Gefühl von Stimmigkeit, Konsistenz oder Verlässlichkeit, ohne dass dies vollständig begründet werden kann.
So entsteht trotz seiner individuellen Natur ein Gefühl von Orientierung. Die Kombination aus intuitiver Einheitsbildung (Symbol und Empfindung) und der Methode der Plausibilität (Stimmigkeit und Anschlussfähigkeit) schafft eine persönliche Form von Kohärenz. Diese vermittelt eine stabile Erfahrungswelt, auch wenn sie in der öffentlichen Sprache nicht vollständig erklärbar ist.
Plausibilität ist damit eine wesentliche Grundlage für das Verständnis und die Vermittlung von Empfindungsbeziehungen. Sie ermöglicht es, Erfahrungen zumindest ansatzweise in die öffentliche Sprache zu überführen, obwohl deren Ausdrucksmöglichkeiten begrenzt sind. Das Zusammenwirken von individueller Symbolbildung, emotionaler Stimmigkeit und implizitem Wissen eröffnet so einen vermittelnden Raum zwischen innerer Erfahrung und äußerer Kommunikation.

Über Empfindungsbeziehungen stellt der Mensch eine persönliche Verbindung zum Gegebenen her. Er verknüpft das Wahrgenommene mit eigenen Gefühlen, Eindrücken und Erfahrungen und erzeugt dadurch eine individuelle Bedeutungsebene.

Objektbeziehungen ermöglichen es dem Menschen, die Vielfalt und Komplexität des Gegebenen gedanklich zu ordnen. Dabei stehen nicht mehr individuelle Empfindungen im Mittelpunkt, sondern die verstandesmäßige Verarbeitung von Sinneseindrücken. Diese basiert auf Erfahrungen, wird jedoch durch Selektion von Erfahrungsdaten und abstraktes Denken systematisiert. Einzelne abstrakte Einheiten (Objekte) werden in Bezug zueinander gesetzt, um ihre Bedeutung aus diesen Beziehungen abzuleiten.
Damit solche Zusammenhänge nachvollziehbar werden, bedarf es einer Standardisierung. Objekte und ihre Beziehungen werden in allgemeine Kategorien und wiedererkennbare Muster eingeordnet. Auf diese Weise entsteht ein kohärentes System, das hilft, die Welt als geordnetes Gefüge zu begreifen. Es wird analysierbar, vergleichbar und erklärbar.
Diese Denkweise hat eine lange Tradition. Schon die vorsokratischen Philosophen[182] und Aristoteles suchten nach einem beständigen Prinzip, das der Wandelbarkeit der Erscheinungen zugrunde liegt. In ihrer Ontologie ging es darum, die Welt durch Grundbegriffe und stabile Beziehungen zwischen Einheiten zu erklären.
Aristoteles entwickelte im Rahmen seiner Substanzlehre die Vorstellung, dass Objekte durch eine Kombination wesentlicher Eigenschaften bestimmt sind, Eigenschaften, die konstitutiv für das jeweilige Ding sind. Diese nannte er „substanzielle" oder „essentielle" Eigenschaften. Daneben unterstellte er „unwesentliche" Eigenschaften (Akzidentien), die einem Ding zwar zukommen können, aber nicht zu seinem Wesen gehören. Dennoch setzen auch diese Akzidentien das Vorhandensein einer Substanz voraus.
Nach Aristoteles können Objekte sowohl materielle als auch immaterielle Dinge sein. Entscheidend ist, dass sie eine eigene „Natur" oder Essenz besitzen, die sie unterscheidbar und identifizierbar macht. Diese Denkfigur der Substanz als Träger von Eigenschaften prägte die abendländische Philosophie tiefgreifend und fand später auch Eingang in die Naturwissenschaften. In der frühen Neuzeit setzten sich Denker wie Descartes, Locke und Berkeley kritisch mit dieser

[182] z.B. die Eleaten

klassischen Substanzontologie auseinander. Einen radikalen Perspektivwechsel vollzog schließlich Immanuel Kant. Er stellte fest, dass wir die „Dinge an sich“ nicht unmittelbar erkennen können. Unser Wissen bezieht sich ausschließlich auf Erscheinungen, also auf das, was durch unsere Sinnesorgane wahrgenommen und vom Verstand geordnet wird. Damit wurde das Objekt nicht länger als unabhängig vom erkennenden Subjekt existierend angenommen, sondern als ein durch die aktive Leistung des Verstandes konstruiertes Denkobjekt verstanden, das das Gegebene aus der Perspektive eines Beobachters strukturiert und beschreibt.
Immanuel Kant gilt als Wegbereiter der modernen Erkenntnistheorie. Er unterstellt, dass Erkenntnis immer aus der Wechselwirkung von Sinneseindrücken und geistigen Kategorien hervorgeht.

„Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“

Erst durch die vernetzende Tätigkeit des Verstandes entfalten Sinnesdaten Bedeutung, wodurch eine geordnete Vorstellung von der Welt möglich wird. Kant macht deutlich, dass Ordnung und Regelmäßigkeit in der Natur nicht einfach gegeben sind, sondern vom erkennenden Individuum beigetragen werden:

„Die Ordnung und Regelmäßigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein…“

In diesem Sinne ist die Struktur der Erfahrung nicht passiv empfangen, sondern aktiv geformt. Schon bei Kant ist damit angelegt, dass die scheinbare Trennung von Subjekt und Objekt auf der Seite des Erkennenden (bzw. des Erkenntnisapparats) beruht.

Die Erfassung der Erscheinungen (des Gegebenen in meinen Worten) setzt zwangsläufig eine ich-typische Perspektive voraus, da Wahrnehmung und Interpretation immer durch die individuelle Sichtweise und Erfahrung des Erkennenden geprägt sind.

Auf dieser kantischen Grundlage entwickelt Ernst Cassirer seine Philosophie der symbolischen Formen. Cassirer betont, dass Menschen die Welt nie unmittelbar „an sich“ wahrnehmen, sondern stets vermittelt durch kulturelle Zeichensysteme: Kunst, Sprache, Mythos, Wissenschaft und andere Formen des Denkens. Diese symbolischen Formen fungieren als spezifische Perspektiven auf die Wirklichkeit, die einander nicht untergeordnet oder ineinander auflösbar sind. Sie sind gleichwertige Deutungsmuster, durch die wir je eigene Sinnzusammenhänge erschließen. Zentral ist bei Cassirer zudem, dass schon jede Wahrnehmungsgestaltung einen Akt der Abgrenzung und Perspektivierung darstellt. Wie er formuliert:

Die elementarste Form der Gestaltung ist die Abgrenzung oder Perspektivierung. Da jede Wahrnehmung immer nur einen Ausschnitt der gesamten Wirklichkeit erfasst, ist jegliches Wahrnehmen bereits ein aktiver, gestaltender Prozess.

Jeder Blick, jedes Bild verankert sich also in einem bestimmten Gesichtspunkt. Selbst die Entscheidung, was als Figur und was als Grund erscheint, ist Teil eines sinnstiftenden Deutungsaktes. Diese Einsicht lässt sich am Beispiel ikonischer Bilder konkretisieren. Ikonische Bilder zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihrem Gegenstand in Anschauung oder Nachahmung ähneln und häufig perspektivisch konstruiert sind (etwa durch Fluchtpunkte in der Malerei). Sie beruhen auf Erfahrungswissen des Betrachters. Unser Sehsinn und unser kulturelles Vorwissen bestimmen, welche Tiefe, Raum- und Größenrelationen wir erwarten. Entsprechend operieren ikonische Bilder im Spannungsfeld zwischen Bestätigung und Widerlegung von Erwartungen. Vertraute Perspektivregeln und Gestaltgesetze können durch ein Bild bestätigt werden (etwa indem ein Würfel in richtiger Perspektive gezeichnet ist), oder sie können durch Täuschungen unterlaufen werden (wie bei Scheinobjekten oder optischen Tricks). Dadurch wird sichtbar,

dass visuelle Ausdrucksformen immer einen Aspekt aktiver Sinngebung enthalten. Ein Bild ist nie nur passives Abbild; es formt und fordert das Wahrnehmende heraus, Bedeutung hinzuzufügen.

Ernst Mach führt diesen Gedanken konsequent zu Ende, wenn er darauf hinweist, dass die Grenze zwischen innerer Einheit und äußerer Welt letztlich nicht vorgegeben ist, sondern erst durch den Beobachter gezogen wird. Wie er es formuliert:

Erst der Beobachter entscheidet, was zur Einheit gehören soll und was zur Außenwelt.

Ernst Mach: Zeichnung zur Selbstschau Ich, um 1885
Illustration aus Ernst Mach: Antimetaphysische Vorbemerkungen.[183]

Erst der Beobachter entscheidet, was zur Einheit gehören soll und was zur Außenwelt.

Damit widerspricht er jeder Vorstellung, es gebe eine vollkommen neutrale Trennung von Subjekt und Objekt. Vielmehr entsteht die Einheit eines Wahrnehmungszusammenhangs erst im Akt des Ordnens und Zuordnens. Die innere Kohärenz eines Objekts wird demnach nicht aufgefunden, sondern hergestellt. Im Sinne Machs liegt die Verantwortung für die Definition dessen, was wir als „unsere Welt“ begreifen, beim Beobachter selbst. So wird deutlich, dass Erkenntnis nicht in einer objektiven Zweiteilung der Welt wurzelt, sondern in einem aktiven Akt der Beobachtung und Sinngebung.
Objekte zielen darauf ab, das komplexe Gegebene in verständliche und analysierbare Teile zu zerlegen, indem sie die Strukturen der Beziehungen zwischen Einheiten aufzeigen. Diese methodische Herangehensweise ermöglicht es, die Welt systematisch zu erfassen und zu interpretieren. Durch die Standardisierung wird Wiedererkennung, Vergleichbarkeit, Vorhersehbarkeit und Verständlichkeit gewährleistet.
Jeder Gegenstand erhält durch die Differenzierung seiner Merkmale oder Eigenschaften seine spezifische Identität und Bedeutung. Ein Symbol fungiert als Zeichen, das auf eine klar definierte Einheit innerhalb des Gegebenen verweist, sei es ein physisches Objekt, eine abstrakte Einheit oder ein Ereignis. Die Bedeutung der Objekte und ihrer Beziehungen entsteht aus den verstandesmäßig und gefühlsmäßig zugeschriebenen Eigenschaften oder Merkmalen.

[183] Erschienen in: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen.

Eine präzise Definition und Abgrenzung der Inhalte eines Symbols ist entscheidend für das Verständnis, da sie die Bedeutung des Symbols festlegt und zeigt, welches Objekt oder welche Einheit des Gegebenen es repräsentiert. Ohne diese klare Definition kann ein Symbol weder erkannt noch sinnvoll verglichen werden. Daher ist eine klare und verständliche Definition innerhalb eines Systems unerlässlich, um sicherzustellen, dass das Symbol seine beabsichtigte Bedeutung vermittelt und als verweisendes Zeichen funktioniert.

> In der Mythologie ist Hera die Göttin der Ehe, der Familie und der Fruchtbarkeit. Als solche ist ihr Name ein Zeichen, das auf eine Reihe von Ideen, Eigenschaften und Narrativen verweist. Wenn man den Namen „Hera“ hört oder liest, ruft das in unserem Verständnis automatisch eine Vielzahl von Bezügen hervor, die mit dieser mythologischen Figur verbunden sind: Ehe, Muttersein, Macht, Eifersucht, Götterwelt usw. Der Name Hera an sich ist nur eine Abfolge von Buchstaben, aber seine Bedeutung liegt in der Verbindung zu den Eigenschaften und Narrativen, die mit dieser Figur (Symbol) verbunden sind. Wenn jemand von Hera spricht oder schreibt, zielt das Zeichen „Hera“ darauf ab, diese Bedeutung als Symbol zu repräsentieren.
> Ohne die Bedeutung, die mit Hera als Göttin der Ehe und anderer Attribute verbunden ist, wäre der Name einfach eine Aneinanderreihung von Buchstaben oder ein Laut ohne tieferen Sinn oder Bezug zu irgendetwas Gegebenem. Die Bedeutung, die das Zeichen „Hera“ repräsentiert, wird mit der mythologischen Figur und dem ihm zugewiesenen Attributen assoziiert.

Die Beziehungen zwischen Objekten basieren auf Kriterien der Bedeutungszuweisung, die sich in der Regel auf die Eigenschaften oder Merkmale der Symbole und die Methoden zur Zusammensetzung dieser Beziehungen stützen. Diese Kriterien helfen dabei, feste Einheiten und Standards zu definieren, um Dinge zu verstehen und zu identifizieren.
Der Hauptunterschied zwischen einer Empfindungsbeziehung und einer Objektbeziehung liegt darin, dass die Empfindungsbeziehung die persönliche Beziehung und die unmittelbare emotionale Reaktion auf das Symbol betont. Im Gegensatz dazu beschreibt die Objektbeziehung die Verbindung zwischen dem Symbol und einer externen Einheit (externer Referenzpunkt), die als Teil des Gegebenen fungiert und durch das Symbol beschrieben wird.
Traditionell wurden Einheiten als grundlegende Bausteine betrachtet, die in Beziehung zueinanderstehen und somit Erkenntnisse ermöglichen. Diese Perspektive geht davon aus, dass Einheiten eine Art festgelegte Existenz haben und die Beziehungen zwischen ihnen eine ergänzende Rolle spielen. In neueren Ansätzen wird jedoch davon ausgegangen, dass Einheiten nicht nur die Voraussetzung für Erkenntnisse sind, sondern auch als Ergebnis von Beziehungskonstellationen betrachtet werden können. Das heißt:

Objekte sind Ergebnisse von Beziehungskonstellationen.

Diese Sichtweise bedeutet, dass Einheiten nicht isoliert existieren, sondern stets im Austausch und Wechselspiel mit ihrer Umgebung stehen. Ihre Identität und Merkmale verändern sich kontinuierlich durch die sich wandelnden Beziehungen und Beziehungskonstellationen. Diese Perspektive zeigt, dass Einheiten nicht statisch oder unveränderlich sind, sondern dynamische Ergebnisse von Wechselwirkungen darstellen. Dadurch eröffnet sich ein neues Verständnis für komplexe Systeme und ihre Interaktionen.
In diesem Verständnis erhalten Beziehungen Vorrang vor dem Objektcharakter. Einzelne Objekte haben keine eigenständige Wirklichkeit, die unabhängig von ihren Beziehungen existiert. Das Sein eines Menschen, betrachtet als Objekt, ist ebenfalls ein Prozess des Werdens, dessen Bestimmung von den Beziehungen zu anderen Objekten abhängt. Individuen haben keine eigenständige Existenz; sie sind durch ihr Beziehungsumfeld geprägt.
Jedes Objekt ist als Zustand und Ergebnis eines bestimmten Moments gekennzeichnet und zeigt eine Gerichtetheit (Intention) auf äußere Objekte. Für ein Individuum erscheint die Welt in Form von intentionalen Objekten. Diese Objekte im System der Vorstellungen beeinflussen und bestimmen die anderen Systemkomponenten. Intentionale Objekte sind Konstruktionsprodukte des Denkens, keine materiellen Dinge, können jedoch als Ereignisse oder Eigenschaften verstanden werden.
Ein bemerkenswerter Gedanke stammt von Alfred North Whitehead, der den traditionellen Begriff der Substanz als zentrale ontologische Kategorie ablehnt und ihn durch den Begriff des Ereignisses ersetzt. Für Whitehead sind Objekte keine statischen, unabhängigen Größen, sondern „momentane Gegenstände“ oder „Fakten“, die Teil eines kontinuierlichen, dynamischen Prozesses sind. Diese Prozesse manifestieren sich durch ständige Veränderung und Verknüpfung. Die Bedeutung eines Faktums ergibt sich nicht aus seiner isolierten Existenz, sondern aus seinen Beziehungen zu anderen Fakten. Objekte existieren nicht unabhängig, sondern als relational bestimmte Elemente eines umfassenden Werdens.
Ähnliche Vorstellungsentwicklungen haben sich auch in anderen Bereichen ergeben.

1. Gerald M. Edelmans Theorie der neuronalen Gruppenselektion beschreibt das Gehirn als ein System dynamischer neuronaler Netzwerke, die sich durch Erfahrung und Lernen verändern. Wahrnehmung ist hier kein Abbild konstanter Objekte, sondern ein prozessuales Zusammenspiel von Sinneseindrücken, Erfahrungen und interpretativen Mechanismen. Das Erkennen eines festen, unveränderlichen Objekts ist demnach nicht möglich. Auch hier sind Objekte und ihre Beziehungen dynamisch und kontextabhängig.
2. Die Quantenphysik hebt die Vorstellung auf, dass die Welt aus isolierten, festen Teilchen besteht. Stattdessen wird das Universum als unteilbare Ganzheit beschrieben, in der subatomare Einheiten sowohl Teilchen- als auch Welleneigenschaften besitzen. Diese Zustände lassen sich nicht in diskrete Objekte zerlegen, sondern nur ganzheitlich durch Wahrscheinlichkeitswellenfunktionen erfassen. Das ontologische Primat liegt hier nicht bei Objekten, sondern bei Beziehungen und Zuständen.
3. Die Stringtheorie geht noch weiter, indem sie annimmt, dass die fundamentalen Bausteine der Materie keine klassischen Teilchen, sondern winzige, schwingende Strings sind. Diese Schwingungen erzeugen Energie- und Kraftfelder, die als Grundlage aller Materie gelten. Auch hier wird Materie nicht mehr als etwas betrachtet, das aus stabilen Objekten besteht, sondern als Ausdruck grundlegender, prozesshafter Energiezustände.
4. Die Fuzzylogik erweitert die klassische, binäre Logik um die Fähigkeit, mit vagen und unscharfen Informationen umzugehen. Anstatt Aussagen als strikt wahr oder falsch zu bewerten, erlaubt die Fuzzylogik graduelle Wahrheitswerte. Beziehungen zwischen Objekten werden nicht mehr als strikt vorhanden oder nicht vorhanden klassifiziert, sondern als kontinuierliche Grade der Verbundenheit verstanden. Damit lässt sich auch die Relationalität zwischen Objekten präziser und flexibler modellieren.

In allen oben genannten Beispielen haben die Beziehungen zwischen Objekten Vorrang vor deren isoliertem Objektcharakter. Dies bedeutet, dass einzelne Objekte nicht als separate Einheiten mit einer eigenen, von den Beziehungen unabhängigen Realität betrachtet werden. Stattdessen existieren Objekte immer in einem dynamischen Prozess des Werdens, dessen Charakter durch ihre Beziehungen zu anderen Objekten definiert wird. Auch das Sein eines Menschen, betrachtet als Objekt, ist nicht unabhängig, sondern von seinen Bedingungen (Beziehungsumfeld) abhängig.
Henri Bergson hat den Begriff des Objekts als eine kontinuierliche Überlagerung von Vergangenheit und Gegenwart beschrieben, die durch das statische Denken der Wissenschaft vereinfacht wird. Nach Bergson werden Objekte in der wissenschaftlichen Betrachtung oft als feste, unveränderliche Kategorien dargestellt, die den Fluss der Zeit und die ständige Veränderung ignorieren. Diese Sichtweise, die ich auch auf das alltägliche Denken anwende, betont, dass Existenz und Identität sowohl in wissenschaftlichen als auch in alltäglichen Kontexten als dynamische Prozesse verstanden werden sollten, obwohl sie in einer gedanklich formalisierten Form verbleiben.
Meine grundlegende Annahme lautet: Denken ist nur möglich durch die Verwendung von Einheiten. Anders formuliert: Wir benötigen feststehende Einheiten, um überhaupt denken zu können. Dies steht im Einklang mit Friedrich Nietzsches Aussage, dass wir „Einheiten“ brauchen, um rechnen zu können. Daraus folgt, dass Einheiten keine realen, unabhängigen Entitäten sind, sondern vielmehr Konstrukte unseres Denkens.
Ein wichtiges Instrument zur Gestaltung und Transformation unseres Denkens ist die Sprache. Sprache schafft zeitunabhängige, fixierte Abstrakta und wandelt sie in verallgemeinerte Einheiten um. Diese Einheiten können sowohl konkrete als auch abstrakte Gegenstände beschreiben. Somit ist Sprache darauf ausgerichtet, komplexe und dynamische Prozesse in stabile, verarbeitbare Formen zu überführen, die sich kommunizieren und strukturieren lassen. Eine umfassendere Beschreibung prozesshafter Phänomene ist mit den Mitteln der Sprache kaum möglich und im alltäglichen Denken meist auch nicht notwendig.
Die Tendenz, Einheiten als grundlegende Bausteine zu betrachten, die in Beziehungen zueinanderstehen, spiegelt die Struktur unseres Denkprozesses wider. Dadurch werden Erkenntnisse nicht nur fassbar, sondern auch kommunizierbar. Sprache übersetzt komplexe Sinneseindrücke in abstrahierte Formen, die sich als allgemeingültige Einheiten darstellen lassen. Auf diese Weise wird ein zeitunabhängiges, fixiertes Abstraktum zu einer neuen Einheit transformiert, die als konkreter oder abstrakter Gegenstand existieren kann.
Da wir nicht nur verstandesmäßige Ergebnisse, sondern auch unsere inneren Erfahrungen sprachlich fassen müssen, sei es in der äußeren Kommunikation oder in der inneren Privatsprache, ist es notwendig, auch diese persönliche Erfahrungswelt in Einheiten und standardisierte Beziehungen zu überführen. Während die konventionelle Sprache auf Eigenschaften, logischen Strukturen und Kausalbeziehungen basiert, gründet die Privatsprache auf momentanen Empfindungen, intuitiven Gewissheiten und Plausibilitäten. Sie bildet Einheiten nicht durch klare Abgrenzung, sondern durch gefühlte Zusammenhänge.
Da die Privatsprache jedoch keine klar definierten, allgemein verständlichen Einheiten und Relationen verwendet, sondern vielmehr auf einer energetisch-emotionalen und persönlichen Ebene operiert, ist zur sprachlichen Erfassung innerer Erfahrungen eine abstraktere, generalisierte Ausdrucksebene notwendig.
Begriffe wie „Liebe“ entziehen sich in der Privatsprache einer präzisen Definition; sie bleiben notwendigerweise vage und offen, da sie auf individuellen Empfindungen beruhen, die nicht direkt übertragbar sind.

Der zentrale Unterschied zwischen Empfindungsbeziehungen und Objektbeziehungen liegt darin, dass erstere die persönliche, emotionale und persönliche Verbindung zu einem Symbol oder Begriff betonen, während letztere die Beziehung zwischen einem Symbol und einer externen, intersubjektiv nachvollziehbaren Referenz beschreiben.
Während Objektbeziehungen typischerweise auf allgemeinen Bedeutungen und konventionellen Zuordnungen beruhen, reflektieren Empfindungsbeziehungen eine individuelle Bedeutungsdimension, die nicht mit dem öffentlichen Bedeutungsgebrauch übereinstimmt. Das macht die Empfindungsbeziehung wesentlich komplexer und zugleich schwerer kommunizierbar. Sie verlangt nach metaphorischen, oft poetischen Ausdrucksformen.
Die Beschreibung von Objekt- und Empfindungsbeziehungen ist eng mit der Dynamik zwischen individueller, intrinsischer Sprache und öffentlicher Sprache verknüpft. Die intrinsische Sprache basiert auf individuellen Erfahrungen, Emotionen und Wahrnehmungen und ist einzigartig für jede Person. Sie ermöglicht ein persönliches Verständnis der Welt, indem sie individuelle Bedeutungsmuster auf das Gegebene projiziert. Das Individuum setzt sich über diese Muster mit der Welt in Beziehung.
Diese intrinsische Sprache ist jedoch für Außenstehende nicht direkt zugänglich, da ihr ein gemeinsamer Referenzrahmen fehlt. Um dieses innere Wissen kommunizierbar zu machen, muss es in die öffentliche Sprache übersetzt werden, einer Sprache, die auf Konventionen, allgemeingültigen Begriffen und standardisierten Strukturen beruht. Dabei entsteht ein Dilemma. Die öffentliche Sprache kann die Qualität der persönlichen Erfahrungen nur unvollständig eher gar nicht erfassen. Die Übersetzung innerer Erlebnisse in eine verständliche Form führt zwangsläufig zu Reduktionen und Vereinfachungen. Um diese Kluft zu überbrücken, greifen Menschen auf Metaphern, Analogien und abstrakte Einheiten zurück. Diese sprachlichen „Artefakte“ sind Annäherungen, die persönliche Inhalte vermitteln sollen, auch wenn sie niemals deckungsgleich oder eindeutig sind. Dennoch ermöglichen sie eine gefühls- und verstandesmäßige Annäherung zwischen Individuen.
Bezogen auf das Verhältnis von Objekt- und Empfindungsbeziehungen bedeutet dies, dass zwischen individueller Erfahrung und öffentlicher Sprache eine komplexe Wechselwirkung besteht. Die Herausforderung besteht darin, persönliche Wahrnehmungen so zu übersetzen, dass sie für andere nachvollziehbar werden. Dies verlangt Sensibilität für individuelle Erfahrungsvielfalt und Offenheit gegenüber metaphorischer und abstrakter Ausdrucksweise.
Diese Überlegung soll verdeutlichen, dass unsere Verbindung zur Welt in erster Linie durch emotionale und sensorische Erfahrungen entsteht, denn unser Denken leitet sich aus den Erfahrungen ab. Die Empfindungen bilden die Grundlage unseres persönlichen Erlebens des Gegebenen. Sie sind das Medium, über das wir die Welt wahrnehmen und mit ihr in Kontakt treten. Diese Beziehung zur Welt bleibt jedoch nicht auf das Innere beschränkt oder abstrakt. Sie manifestiert sich in konkreten Formen, in den Beziehungen zu den Objekten, die uns umgeben. Indem wir diese Objekte wahrnehmen, interpretieren und in Beziehung zueinander setzen, verleihen wir unserer Erfahrungswelt Ausdruck.
Dabei entsteht eine wechselseitige Dynamik. Die inneren Empfindungen beeinflussen, wie wir die äußere Welt wahrnehmen, während gleichzeitig die Beziehungen zwischen den Objekten Ausdruck und Spiegel dieser inneren Zustände sind. So werden äußere Objekte zu Trägern und Symbolen unseres persönlichen Erlebens.

Ich setze mich über meine Empfindungsbeziehungen in Beziehung zur Welt, die ich in Form von Objektbeziehungen ausdrücke.

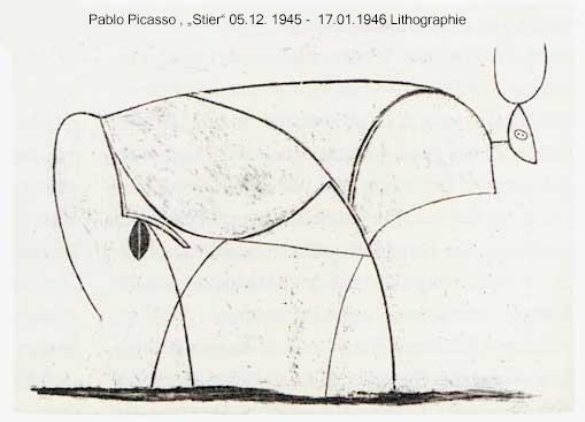
Ich drücke damit aus, dass ich durch meine persönlichen Empfindungen eine Verbindung zur Welt herstelle, die ich dann mithilfe verstandesmäßiger Objektbeziehungen konkretisiere und beschreibe. Dies soll die fundamentale Rolle emotionaler und sensorischer Erfahrungen in der menschlichen Weltbeziehung hervorheben. Erfahrung ist der ursprüngliche Zugang zum Gegebenen. Sie bildet die erste, unmittelbare Ebene, auf der Wirklichkeit überhaupt erst erfahrbar

wird. Über Empfindungen treten wir in Kontakt mit der Welt; sie sind nicht bloß Begleiterscheinungen, sondern konstitutive Elemente unseres Weltbezugs. Das Erleben der Welt ist dabei nicht auf ein inneres Geschehen beschränkt, sondern äußert sich konkret in den Beziehungen zu den Dingen und Objekten, die uns umgeben. Diese Objekte werden in der Erfahrung interpretiert, miteinander verknüpft und erhalten so Bedeutung. Die Erfahrungswelt übernimmt damit eine verbindende Funktion. Sie schlägt eine Brücke zwischen dem Inneren und dem Äußeren, zwischen der persönlichen Erfahrung und dem Gegebenen. Erst durch diese vermittelnde Struktur der Erfahrung wird das Gegebene zu einer für uns bedeutsamen, verstehbaren Welt.
So wie Objekte wahrgenommen, interpretiert und in Beziehung zueinander gesetzt werden, erhält die Erfahrungswelt ihre Gestalt. Die Dinge der äußeren Welt und die Beziehungen zwischen ihnen werden zu Trägern und Spiegeln innerer Zustände und Empfindungen. Zwischen innerer Empfindung und äußerer Wahrnehmung besteht eine dynamische Wechselwirkung. Die persönlichen Empfindungen beeinflussen, wie wir die Welt sehen, und zugleich wird diese Sicht der Welt über die Beziehungen zwischen den Objekten ausgedrückt und kommuniziert. Auf diese Weise schlägt die Erfahrung eine Brücke zwischen Innen- und Außenwelt, indem sie innere Erlebensweisen mit der Struktur der äußeren Welt verknüpft.

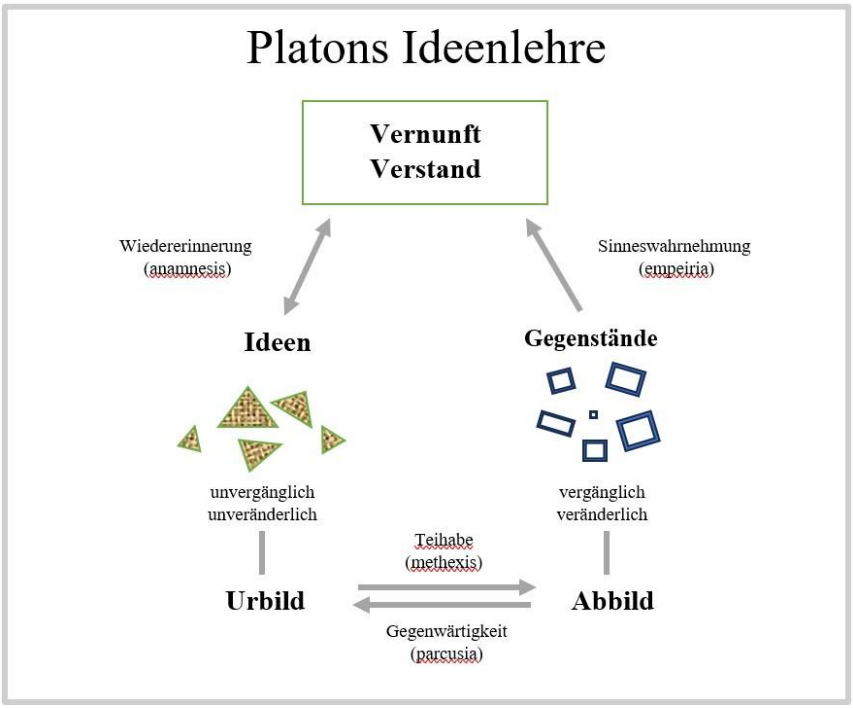
Empfindungsbeziehungen fungieren als Brücke zwischen der inneren Gefühlswelt und der äußeren Realität. Diese Verbindung wird durch die Art und Weise erkennbar, wie wir Objekte wahrnehmen, interpretieren und in Beziehung zueinander setzen.

Emotionen sind nicht nur momentane Zustände, sondern tragen zugleich Sinn und Bedeutung in sich. Ihr Sinn liegt darin, wie sie unsere Beziehung zur Welt formen, strukturieren und mitgestalten. Durch Emotionen nehmen wir die Welt nicht nur wahr, wir strukturieren und bewerten sie zugleich. Emotionen sind damit aktive Elemente unseres Weltbezugs, nicht bloße Reaktionen. Ihre Bedeutung ergibt sich aus der konkreten Beziehung zwischen der empfindenden Person und ihrer Umwelt. Emotionen verweisen auf Situationen, Konstellationen oder Bedeutungszusammenhänge, auf die sie antworten oder in die sie eingebettet sind. Sie sind daher keine isolierten inneren Vorgänge, sondern Teil eines umfassenderen Erfahrungszusammenhangs, eines dynamischen Systems von Wahrnehmung, Bedeutung und Handlung. Über sie entsteht ein lebendiger Bezug zur Welt, der weder rein verstandesmäßig noch rein innerlich ist. Indem Emotionen unsere Wahrnehmung lenken, Entscheidungen beeinflussen und Handlungen motivieren, strukturieren sie unser Erleben auf vielfältige Weise. Sie verleihen Situationen Relevanz, verankern Erfahrungen im Gedächtnis und ermöglichen Sinnzuschreibungen. In diesem Sinne sind Emotionen zentrale Vermittler zwischen Individuum und Welt und sie prägen unser Verständnis von Wirklichkeit ebenso sehr wie unsere Teilhabe an ihr.
So sieht man das folgende Bild, je nach betrachtender Person und Moment (Aufmerksamkeit) unterschiedlich.

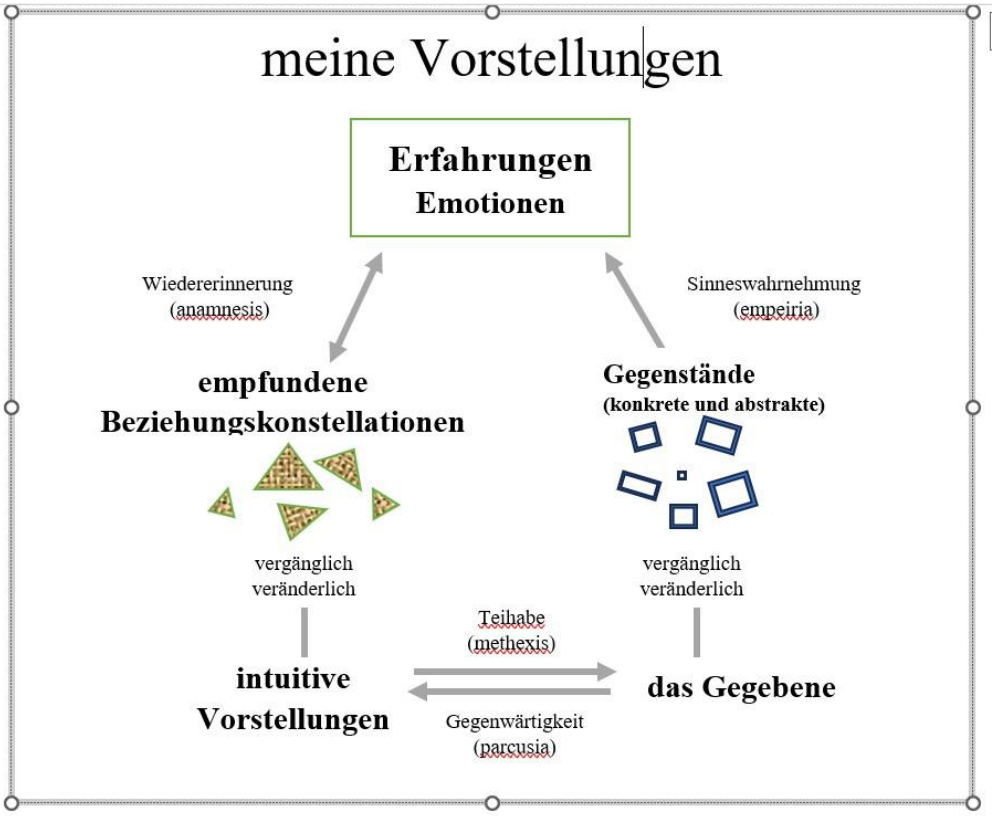
Das gilt sowohl für „konkrete“ Dinge, d.h. sensorisch erfahrbare Einheiten, als auch für abstrakte „artifizierte“ Einheiten.



Die Grundlage unserer Bedeutungszuschreibungen besteht nicht allein in den materiellen Gegenständen oder in der Weise, wie wir diese visuell wahrnehmen. Ebenso entscheidend sind die emotionalen Beziehungskonstellationen, die wir persönlich herstellen. Dies gilt nicht nur für konkrete Dinge, sondern ebenso für abstrakte Einheiten. Auch sie beruhen letztlich auf inneren, emotional gefärbten Zuschreibungen.
Während Platon davon ausgeht, dass es ewige, unveränderliche Ideen gibt, die den Dingen in der sinnlichen Welt als objektive Urbilder zugrunde liegen, betone ich hingegen die persönliche Dimension der Bedeutungsentstehung: Nicht die Teilhabe an einer vorgängigen Idee, sondern die emotionale, individuell gefärbte Beziehung einer Person zu einem Gegenstand (oder einer Abstraktion) ist für die Bedeutung entscheidend.
Im Vergleich zu Platons Ideenlehre nehme ich folgende Veränderung vor:



Die Ideen sind nach Platon die unveränderlichen, vollkommenen Urbilder, die wir durch Vernunft erkennen, während die sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände nur vergängliche Abbilder dieser Ideen sind. Unsere Wahrnehmung und unser Verstand spielen dabei unterschiedliche Rollen, und das wahre Wissen beruht auf der Erkenntnis der Ideen, nicht auf der sinnlichen Wahrnehmung der Gegenstände.



Dieses Modell verschiebt den Fokus von objektiver metaphysischer Wahrheit (Platon) hin zu einem persönlichen, erfahrungsbasierten Bedeutungsverständnis. Es integriert Emotionen und individuelle Wahrnehmung als zentrale Bestandteile des Denkens und Erkennens.

Die beiden Grafiken veranschaulichen unterschiedliche Ansätze zur Entstehung von Vorstellungen. Während meine Vorstellungen eine persönliche, erfahrungsbasierte Perspektive vertreten, verkörpert Platons Ideenlehre das klassische philosophische Modell, in dem der Verstand als primäre Quelle der Erkenntnis gilt. Beide Modelle teilen gewisse strukturelle Merkmale – etwa die Vorstellung, dass Erkenntnis auf inneren Vorstellungen oder Formen beruht –, unterscheiden sich jedoch grundlegend in ihrer Auffassung von der Herkunft und Natur des Wissens sowie in ihrer Einschätzung der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit.

Platon geht davon aus, dass wahre Erkenntnis nicht auf sinnlichen Erfahrungen beruht, sondern allein durch Vernunft und Verstand erlangt wird. Er postuliert eine eigenständige Welt der Ideen – ewig, unveränderlich und vollkommen –, die der sinnlich wahrnehmbaren Welt ontologisch übergeordnet ist. Die Welt, die wir mit unseren Sinnen erfassen, ist demnach lediglich ein unvollkommenes Abbild dieser höheren Wirklichkeit. Erkenntnis ist bei Platon ein Prozess der Wiedererinnerung (Anamnesis), bei dem sich die unsterbliche Seele an die Ideen erinnert, die sie vor ihrer Geburt bereits geschaut hat. Die sinnliche Erfahrung hat für die Erkenntnis also keine konstitutive, sondern eine irreführende Rolle.

Demgegenüber vertrete ich die Auffassung, dass grundlegende Vorstellungen aus gelebter Erfahrung und emotionaler Resonanz entstehen. Wahrnehmung geschieht durch Sinneseindrücke (Empiria), die sowohl konkrete als auch abstrakte Aspekte der Welt erfassen. Dabei ist auch die Erinnerung zentral, jedoch nicht im platonischen Sinn als Rückbindung an eine metaphysische Ideenwelt, sondern als lebendige Rückkopplung an emotionale Erfahrungen, die unsere Interpretation des Gegenwärtigen bestimmt. Emotionen und Erfahrungen sind nicht bloße Reaktionen, sondern strukturieren unsere Wahrnehmung, unsere Beziehung zur Welt und damit auch unser Verstehen.

Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Modellen liegt in der Bewertung der Erfahrung. Während Platon die sinnliche Welt als trügerisch und den Verstand als einzig verlässliche Quelle der Wahrheit betrachtet, sehe ich den Verstand als ein Instrument, das auf der Grundlage von Erlebtem arbeitet. Erkenntnis erwächst nicht aus abstrakter Einsicht in eine unveränderliche Idee, sondern aus dem dynamischen Zusammenspiel von Empfindung, Erinnerung, Interpretation und Reflexion.

54. Struktur Bedeutung

Die Bedeutung eines Symbols entsteht aus dem Zusammenspiel zwischen der individuellen, emotionalen Beziehung einer Person zum Symbol (Empfindungsbeziehung) und seiner kontextuell geprägten Bedeutung, die sowohl persönlich konstruiert als auch sozial geteilt sein kann (Objektbeziehung).

Der Prozess der Bedeutungsentstehung zeigt, dass Symbole nicht für sich allein stehen, sondern ihre Bedeutung in einem Geflecht relationaler Strukturen entfalten. Diese Strukturen beruhen auf der Verknüpfung individueller Empfindungen mit einem kontextuellen Bedeutungsrahmen.

Bedeutung entsteht somit nicht isoliert, sondern in einem dynamischen Zusammenspiel individueller Wahrnehmung und systemischer Einbettung.

Empfindungen, die ein Symbol auslöst, sind dabei von stark individueller Natur. Sie sind geprägt durch biografische Erlebnisse, emotionale Dispositionen und situative Kontexte. Daraus ergibt sich, dass dieselbe symbolische Form völlig unterschiedliche Resonanzen in verschiedenen Personen hervorrufen kann, oder sogar in derselben Person zu unterschiedlichen Zeiten verschieden erlebt wird. Dieses Moment der Wandelbarkeit verweist auf eine personale Dimension von Bedeutung, die nicht in klar und eindeutig definierbare Definitionen überführt werden kann.
Die sprachliche Fassung dieser Bedeutungen bleibt stets eine interpretierte Transformation, da sie ein inneres Erleben zu fixieren versucht, das seiner Natur nach flüchtig, wandelbar und kontextabhängig ist. Erst wenn diese individuell empfundenen Einheiten in als stimmig wahrgenommenen Relationen verankert werden, wird intuitives Verstehen möglich.
Zugleich zeigt sich, dass diese Relationen nicht beliebig entstehen. Vielmehr fungiert Plausibilität als strukturierendes Prinzip. Sie filtert, prüft und bewertet neue Deutungen im Lichte bereits vorhandener Bedeutungszusammenhänge. Damit wird sie zum Maßstab persönlicher Kohärenz und zur Instanz der Verknüpfung zwischen neuen und bekannten symbolischen Einheiten.
Plausibilität erfüllt in diesem Zusammenhang eine ähnliche Funktion wie der von Frege eingeführte Begriff des „Sinns“ [184]. Während Frege mit dem „Sinn“ die systemische Stellung eines Ausdrucks innerhalb eines kollektiven Bedeutungsrahmens beschreibt, fungiert die Plausibilität als individuelles Pendant, das neue symbolische Informationen in die Struktur persönlicher Verständlichkeit einordnet.
In dieser Perspektive tritt eine doppelte Struktur symbolischer Bedeutung hervor. Einerseits ergibt sie sich aus der individuellen Resonanz, jener unmittelbaren Wirkung eines Symbols im Erleben einer Person, andererseits aus der systemischen Einbettung, dem Verhältnis des

[184] Sinn als interne Bedeutung einer Einheit (Ausdruck bei Frege): Der „Sinn“ kann als die interne Bedeutung eines Elements (Einheit) betrachtet werden, die sich aus seiner Struktur und seiner Rolle im System ergibt. In einem System sind die Elemente (Objekte, Wörter, Symbole usw.) miteinander verbunden und bilden Strukturen und Relationen. Der „Sinn“ eines Elements kann daher derart verstanden werden, wie dieses Element innerhalb des Systems mit anderen Elementen interagiert und Bedeutung erzeugt.
Auch Frege geht davon aus, dass der Sinn eine Einheit durch seine interne Struktur und seine Rolle innerhalb des Bedeutungssystems definiert wird. Diese interne Struktur bezieht sich darauf, wie die Bestandteile der Einheit miteinander verbunden sind und wie sie zusammenwirken, um Bedeutung zu vermitteln.
In diesem Sinne kann die Beziehung zwischen dem Sinn einer Einheit und seiner internen Struktur als eine strukturelle Beziehung betrachtet werden. Die Struktur bestimmt seine Bedeutung und seinen Sinn innerhalb des Systems. Diese Struktur umfasst die Anordnung und die Beziehungen der Bestandteile einer Einheit zueinander. Durch die Betrachtung dieser Beziehung als strukturelle Beziehung wird deutlich, wie der Sinn einer Einheit durch seine interne Struktur bestimmt wird und wie diese Struktur dazu beiträgt, Bedeutung zu vermitteln.

Symbols zu anderen Elementen innerhalb eines Bedeutungsrahmens. Diese beiden Dimensionen finden ihre Entsprechung in der zuvor eingeführten Differenzierung von Empfindungsbeziehung und Objektbeziehung.
Während die Empfindungsbeziehung die persönliche, emotionale Reaktion auf ein Symbol beschreibt, bildet die Objektbeziehung seine Einordnung in ein strukturiertes System ab, sowohl in individueller als auch in kollektiver Form. Die individuelle Symbolaufbereitung, welche die Objektbeziehung näher bestimmt, gründet auf verstandesmäßiger Reflexion und persönlicher Deutung. Sie bezieht sich auf Zusammenhänge, die auf Basis persönlicher Erfahrungen und Denkmuster konstruiert werden.
Dem gegenüber steht die öffentliche Symbolaufbereitung, in der sich kollektive, konventionalisierte Bedeutungen manifestieren. Beide Formen, individuell wie kollektiv, sind jedoch systemisch gerahmt, sie sind auf eigene Regeln, Konventionen und Strukturen angewiesen, die Bedeutungsbildung erst möglich machen.
Die Verbindung von Empfindungsbeziehung und Objektbeziehung legt somit eine doppelte Bewegung offen. Einerseits die emotionale Verankerung von Symbolen im Erleben, andererseits ihre verstandesmäßige Einordnung in ein Beziehungsgeflecht, das sowohl individuell als auch sozial strukturiert sein kann.
In dieser doppelten Struktur zeigt sich, dass Bedeutung auf zwei unterschiedlichen Zugängen beruht. Zugängen, die unterschiedliche Aspekte der symbolischen Welt erschließen. Auf der einen Seite steht das unmittelbare Erleben innerhalb eines eigenen Rahmens, auf der anderen die reflektierende Verarbeitung innerhalb eines anderen Rahmens.
Diese beiden Zugänge, das emotionale Erleben und die systemische Deutung, verweisen auf unterschiedliche Formen struktureller Bedeutungsgebung.
Damit stellt sich die weiterführende Frage:

Wie entsteht eine Struktur, in der Bedeutung möglich wird?

Zum Verständnis von Ordnung[185] gehört vor allem deren Ziel beziehungsweise deren Sinn. Beide Vorgaben geben Antwort auf die Frage nach dem Wozu und dem Wie der Zusammenstellung. Denn Ziel- und Sinngebung bestimmen Struktur- und Organisationsform einer Ordnung. Jede Ordnung unterliegt einer Zielsetzung, auf die sich die Einzelelemente dieser Zusammenstellung beziehen und durch die sie ihre Bedeutung im Ganzen erlangen. Ohne eine klare Zielvorgabe ist eine Ordnung nicht herstellbar.

Ordnung ist kein objektiv gegebener Zustand, sondern stets ein absichtsbezogenes Konstrukt, das in Relation zu einem definierten Zweck steht. Ihre Struktur sowie die ihr zugeschriebene Bedeutung ergeben sich aus der jeweiligen Zielorientierung, durch die sie konstituiert wird.

Wir schaffen uns eine operativ geschlossene Ordnung, das heißt ein System oder eine Zusammenstellung von Elementen, die in einem bestimmten Zusammenhang miteinander verknüpft sind. Diese Ordnung mit ihrer eigenen Bedeutungszuschreibung legen wir an, um die Umwelt zu beobachten, zu deuten, uns in ihr zu orientieren und aktiv zu handeln.

Mit anderen Worten:

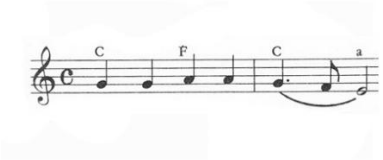
Wir entwickeln und nutzen solche Systeme, um uns in der Welt zu orientieren und unsere Handlungen zu kontrollieren. Diese Ordnungen helfen uns dabei, die Komplexität unserer Umwelt zu bewältigen und sie gemäß unseren Zielen und Bedürfnissen zu gestalten.

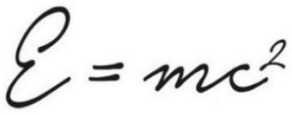
Kurz gesagt:

[185] In diesem Sinne wird Ordnung als System verstanden.

Wir streben danach, uns in dieser Welt orientiert und kontrolliert zu bewegen, indem wir bedeutungsvolle Strukturen und Systeme schaffen, die uns das Navigieren und Handeln erleichtern.

Beziehungen, Bedeutung und Funktion sind elementare Bestandteile eines Systems, die eng miteinander verknüpft sind und maßgeblich beeinflussen, wie die Elemente eines Systems zusammenarbeiten, um eine bestimmte Aufgabe oder Zielsetzung zu erfüllen. Das Verständnis dieser Wechselwirkungen ist entscheidend für das effektive Gestalten und Verstehen von Systemen. Die jeweiligen Elemente definieren die Struktur und Organisation eines Systems, regeln die Interaktion zwischen den einzelnen Komponenten und geben beziehungsweise teilen ihnen einen bestimmten Zweck zu.





We shall overcome, ...

Beziehungen definieren die Struktur und Organisation eines Systems. Sie ermöglichen den Informationsaustausch zwischen den einzelnen Elementen und verdeutlichen Abhängigkeiten sowie Wechselwirkungen. Diese Beziehungen dienen einem spezifischen Zweck oder erfüllen eine bestimmte Funktion im Gesamtsystem, z.B. eine Melodie[186] zu beschreiben, eine Formel[187] zu erstellen oder einen Text[188] zusammenzustellen.
Die Bedeutung einer Beziehung wird maßgeblich durch ihre Rolle und Funktion im Gesamtsystem bestimmt. So tragen Beziehungen entscheidend zur Entwicklung eines Märchens bei und zeigen, wie die Rollen und Funktionen der Charaktere die Bedeutung der Beziehungen im Gesamtsystem bestimmen. Beispielsweise ist die Beziehung zwischen Schneewittchen und der bösen Stiefmutter zentral für das ganze Märchen. Die Stiefmutter empfindet Eifersucht und Neid gegenüber Schneewittchen, was die treibende Kraft für die Konflikte im Märchen ist. Das Narrativ würde einen anderen Verlauf nehmen, wenn die Beziehung anders wäre.
Änderungen in der Bedeutung können direkte Auswirkungen auf die Funktion im System haben. Bedeutung beeinflussen, wie Beziehungen im System eingesetzt werden, da sie auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet und somit kontextabhängig sind.
Die Funktion einer Einheit oder Beziehung ist wiederum unmittelbar mit ihrer Bedeutung verbunden. Sie gibt den Elementen im System eine spezifische Aufgabe, basierend auf den vordefinierten Beziehungen und Bedeutungen. Dies bedeutet, dass den Einheiten bereits im Vorhinein zugeschrieben wird, welche Rolle sie im Gesamtsystem spielen. So ist Schneewittchens Funktion die des unschuldigen Opfers, das von der bösen Stiefmutter verfolgt wird. Sie steht für Schönheit, Unschuld und Anmut. Oder: Die Funktion des Prinzen ist die des Retters und der wahren Liebe. Er kommt, um Schneewittchen durch einen Kuss wieder zum Leben zu erwecken. Seine Rolle ist es, das glückliche Ende der Geschichte zu ermöglichen.

Die Struktur und Ordnung eines Systems entscheiden maßgeblich darüber, wie die Qualität und Bedeutung der einzelnen Einheiten und ihrer Beziehungen innerhalb des Systems definiert und verstanden werden.

Die Ausrichtung eines Systems auf ein spezifisches Ziel ist von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung seiner Struktur. Diese Ausrichtung beeinflusst die Anordnung und

[186] In der Musik sind Beziehungen zwischen den verschiedenen Noten und ihrer Abfolge entscheidend, um eine Melodie zu komponieren oder zu beschreiben.
[187] In der Mathematik sind Beziehungen zwischen den Variablen und Operationen essentiell, um mathematische Modelle und Formeln zu erstellen, die bestimmte Zusammenhänge beschreiben.
[188] In der Sprachwissenschaft und Literatur sind Beziehungen zwischen Wörtern und Sätzen wichtig, um einen zusammenhängenden Text zu erstellen, der eine bestimmte Botschaft vermittelt.

Wechselwirkung der einzelnen Elemente im System, da sie darauf abzielt, die angestrebten Ziele zu erreichen. Die Struktur des Systems prägt somit nicht nur die Bedeutung der einzelnen Einheiten innerhalb des Systems, sondern formt auch maßgeblich das Gesamtverständnis des Systems.
Das Verständnis der Struktur ist entscheidend, um das System vollständig zu erfassen. Denn die Struktur definiert die Ordnung des Systems, und diese Ordnung beeinflusst maßgeblich seinen Sinn und seine Qualität. Die Qualität und die Bestandteile der Struktur hängen davon ab, wie sie gestaltet und organisiert ist. Daher ist die strukturelle Gestaltung nicht nur wichtig, um ein System zu definieren und zu formen, sondern auch, um es wirklich zu verstehen.
Durch eine gemeinsame Bezugsgröße, also eine einheitliche Grundlage oder Struktur, werden die Einheiten innerhalb des Systems in Relation zueinander gesetzt. Diese gemeinsame Bezugsgröße ermöglicht Vergleichbarkeit und Berechenbarkeit im Rahmen der vorgegebenen Ordnung oder Struktur des Systems. Die Einheiten können aufgrund dieser einheitlichen Grundlage miteinander in Beziehung gesetzt werden, und ihre Funktionalität innerhalb des Systems kann somit besser verstanden[189] und bewertet werden.

Struktur entsteht nur, wenn Einheiten gemäß einem bestimmten Prinzip so beschaffen sind, dass sie in Relationen zueinander treten können. Ihre spezifische Bedeutung entfalten sie erst im Zusammenhang des sie konstituierenden Systems.

Einheiten gewinnen ihre spezifische Bedeutung nicht aus sich selbst heraus, sondern aus dem Zusammenhang, in den sie eingebettet sind, d.h. aus dem Kontext, den kulturellen Standards, den systemischen Vorgaben und ihrer funktionalen Rolle im Ganzen. So lässt sich am Beispiel des deutschen Wortes „Bank“ exemplarisch nachvollziehen, wie sehr Bedeutung vom jeweiligen Gebrauchskontext abhängt:

1. In einem finanziellen Kontext bezieht sich "Bank" auf eine Institution, die Geldgeschäfte abwickelt, Kredite vergibt und andere finanzielle Dienstleistungen anbietet.
2. In einem anderen Kontext ist eine "Bank" eine Sitzgelegenheit im Freien in einem Park oder auf einer Straße.
3. In einem weiteren Kontext kann "Bank" das Ufer eines Flusses oder Sees bedeuten.

Ob es um ein Finanzinstitut oder ein Sitzmöbel geht, entscheidet allein das Zusammenspiel sprachlicher Struktur und situativer Einbettung. In diesem Beispiel verändert sich die Bedeutung des Wortes „Bank“ abhängig vom Kontext, in dem es verwendet wird.
Es gibt Standards und Konventionen in der Sprache, die die Bedeutung von Wörtern festlegen. So regeln in der Linguistik Wortarten und Satzstruktur, die die funktionelle Verwendung von Wörtern in einem Satz oder einer Aussage. Diese funktionelle Verwendung bestimmt auch die Bedeutung und den Beitrag eines Wortes zum Gesamtsinn einer sprachlichen Äußerung.
In der Mathematik erhalten Einheiten ebenfalls ihre spezifische Bedeutung aus ihrer Verwendung innerhalb des mathematischen Systems. So hat die Zahl „5“ eine spezifische Bedeutung im Kontext des Dezimalsystems. Ihre Bedeutung wird durch ihren Positionswert (Stellenwert) bestimmt, wobei „5“ im Dezimalsystem für fünf Einheiten steht. Im Binärsystem[190] hingegen repräsentiert „5“ keine gültige Ziffer, da das Binärsystem nur die Ziffern 0 und 1 verwendet. Die Zahl „5“ im Binärsystem wird als „101“ dargestellt und bedeutet, dass sie eine Einheit von 4 und eine Einheit von 1 repräsentiert, insgesamt also 5 im Dezimalsystem.

[189] auch analysiert werden
[190] Im Binärsystem, das auf der Basis 2 basiert, wird jede Ziffer entweder durch eine 0 oder eine 1 dargestellt. Jede Zahl im Binärsystem repräsentiert eine bestimmte Kombination von Potenzen von 2. „5“ im Dezimalsystem wird im Binärsystem als „101“ dargestellt. Die Bedeutung von Zahlen im Binärsystem und ihre Darstellung bestimmen sich anders als im Dezimalsystem, weil ihnen eine unterschiedliche Basis zugrunde liegt. Es handelt sich um zwei unterschiedliche mathematische Zahlensysteme.

Die Bedeutung von Einheiten wird nicht allein durch ihre isolierten Eigenschaften bestimmt, sondern vielmehr durch ihre Funktionen, Relationen zu anderen Einheiten und ihren Kontext innerhalb eines größeren Systems (Einheit) oder Zusammenhangs. Ihre Bedeutung hängen oft davon ab, wie sie in diesem größeren Zusammenhang interpretiert werden. In vielen Fällen werden Einheiten durch Standards und Vereinbarungen definiert. Diese Standards legen fest, wie Einheiten verwendet und interpretiert werden sollen, um Konsistenz und Einheitlichkeit zu gewährleisten. Daher ist es wichtig, Einheiten nicht isoliert zu betrachten, sondern in Bezug auf ihre Funktionen, Relationen und dem System, in dem sie verwendet werden. Dies ermöglicht ein besseres Verständnis ihrer Bedeutung und ihres Beitrags innerhalb des jeweiligen Systems.
Die Funktion eines Systems als Beschreibungs- oder Verweisungseinheit besteht darin, mit seinem Inhalt auf etwas außerhalb des Systems zu verweisen. Verweisungseinheiten sind in diesem Sinne Projektionen, da sie Bedeutungen oder Referenzen von innerhalb des Systems nach außen projizieren. Beispielsweise erhalten alle Beschreibungen oder Äußerungen eines Individuums ihre Bedeutung durch die eigenen Vorstellungen dieses Individuums.
Diese Vorstellungen benötigen jedoch eine inhaltliche Bestimmung, um wirksam verweisen zu können. Der Inhalt und damit die Bedeutung der Vorstellungen werden durch die Beziehungen der Einheiten innerhalb des Systems bestimmt. Dabei haben Elemente des Systems (untergeordnete Einheiten) einen anderen Abstraktionsgrad und eine andere Bedeutung als das System als Ganzes (übergeordnete Einheit).

„Spaghetti Bolognese“ – mehr als nur ein Gericht

Die Speisekarte ist mehr als eine bloße Auflistung von Mahlzeiten. Sie ist ein geschlossenes System, das aus einzelnen Einheiten besteht, etwa auch dem Eintrag „Spaghetti Bolognese“. Auf den ersten Blick scheint dieser Begriff klar und eindeutig. Doch seine Bedeutung erschließt sich nicht allein aus den beiden Begriffen „Spaghetti“ und „Bolognese“, sondern aus dem Zusammenhang, in dem sie erscheinen, also aus dem System, dem sie angehören.
Die Bestandteile sind zwar schnell benannt. Weizennudeln, eine Hackfleisch-Tomatensauce, eventuell etwas Zwiebel, Karotte, Sellerie, ein Schuss Rotwein, Salz, Pfeffer und italienische Kräuter. Doch was genau auf dem Teller landet und was man sich darunter vorstellt, ist alles andere als selbstverständlich. In einem traditionellen italienischen Restaurant ruft „Spaghetti Bolognese“ ganz bestimmte Assoziationen hervor. Eine aromatische Sauce, die stundenlang auf kleiner Flamme geschmort wurde, serviert auf al dente gekochten Nudeln, garniert mit frisch geriebenem Parmesan. Vielleicht denkt man an ein kariertes Tischtuch, eine Flasche Chianti und an Tomatenspritzer auf dem weißen Hemd.
Anders sieht es im Schnellimbiss aus. Dort steht „Spaghetti Bolognese“ oft für vorgekochte Nudeln mit aufgewärmter Fertigsauce. Eine funktionale Sättigungsbeilage, weniger ein kulinarisches Erlebnis. Obwohl der Begriff gleich bleibt, verschiebt sich seine Bedeutung je nach Kontext, weil er innerhalb verschiedener Systeme auftaucht. Die Speisekarte selbst ist Teil eines kulturellen, wirtschaftlichen und institutionellen Rahmens, der mitentscheidet, welche Erwartungen und Bedeutungen mit dem Gericht verknüpft sind.
Dabei übernimmt die Speisekarte nicht nur eine ordnende Funktion innerhalb des Restaurants. Sie fungiert zugleich als Verweisungseinheit. Sie zeigt über sich hinaus auf etwas Reales in der Welt, auf das Gericht, das auf dem Tisch landen soll. So verweist „Spaghetti Bolognese“ nicht nur auf eine bestimmte Kombination von Zutaten, sondern auch auf Handlungen, das Bestellen, das Servieren, das Essen, auf Erwartungen wie Geschmack, Qualität, Portionsgröße und auf materielle Objekte, den Teller, die Nudeln, das Besteck. Die Bedeutung des Menüeintrags entsteht also

im Spannungsfeld zwischen System, Speisekarte und Welt, Restaurant, Gast, Essen.
Gleichzeitig ist das Gericht selbst ein System im System, eine Einheit mit internen Relationen und Bestandteilen, die wiederum funktional aufeinander abgestimmt sind. „Spaghetti Bolognese“ ist damit nicht nur ein Eintrag auf einer Karte, sondern eine strukturierte Einheit aus Zutaten, Zubereitung und Präsentation, eingebettet in das übergeordnete System der Speisekarte, das wiederum Teil des Gesamtsystems Restaurant ist.
Diese Hierarchie macht deutlich, der einzelne Menüeintrag ist eine untergeordnete Einheit mit spezifischem Bezug. Die Speisekarte als Ganzes hingegen fungiert als übergeordnete Einheit, die Aufschluss gibt über die Identität des Lokals, über kulturelle Orientierung, Preisklassen, gastronomisches Selbstverständnis. Und all das beeinflusst wiederum, wie der Einzeleintrag „Spaghetti Bolognese“ gelesen und verstanden wird.
So zeigt dieses alltägliche Beispiel, dass Bedeutung nie aus isolierten Begriffen entsteht, sondern immer aus ihrem Platz in einem Netzwerk, aus Funktionen, Beziehungen und systemischer Einbettung. Die Speisekarte ist damit nicht nur Orientierungshilfe für den Magen, sondern ein Lehrstück für die Art und Weise, wie Bedeutungen erzeugt, vermittelt und verankert werden, kontextbezogen, relational und in Systeme eingebettet.

Diese Betrachtungsweise spiegelt sich auch in der Unterscheidung Freges wider. Er differenziert zwischen „Sinn“ und „Bedeutung“, wobei gerade diese Mehrdimensionalität berücksichtigt wird. Der „Sinn“ eines Ausdrucks oder einer Verweisungseinheit beschreibt den Inhalt, der immer relational und systemabhängig verstanden werden muss. Er zeigt auf, wie ein Ausdruck innerhalb eines bestimmten Systems interpretiert wird. Die „Bedeutung“ hingegen bezieht sich auf die konkrete Referenz, also das reale Objekt oder den Gegenstand, auf den der Ausdruck verweist. Freges Unterscheidung ermöglicht es somit, sowohl die interne Struktur und Bedeutung eines Ausdrucks zu erfassen als auch seine externe Referenz klar zu bestimmen.
Dies soll am Beispiel des Begriffs „Mutter“ verdeutlicht werden. Der Sinn dieses Begriffs umfasst die Vorstellungen, Eigenschaften und Attribute, die eine Person damit verbindet. Diese Vorstellungen sind individuell geprägt und können je nach persönlichen Erfahrungen und kulturellem Kontext variieren. Wenn man diese Vorstellungen als autonomes System begreift, spiegeln sie die spezifischen Assoziationen und Bedeutungen wider, die ein Individuum mit dem Begriff „Mutter“ verknüpft.
Die Bedeutung oder Referenz ist die konkrete Einheit oder Person, auf die ein Begriff im jeweiligen Kontext verweist. So kann „Mutter“ zum Beispiel in einem Fall die eigene Mutter bedeuten, in einem anderen eine andere Person, die für ein Kind die Mutterrolle übernimmt.
Nach Frege wird der Inhalt der Vorstellungen oder der gedankliche Gehalt eines Ausdrucks als Sinn bezeichnet, auch wenn dieser im alltäglichen Sprachgebrauch oft mit Bedeutung gleichgesetzt wird. Die tatsächliche Einheit oder das konkrete Objekt, auf das ein Ausdruck verweist, nennt er Bedeutung oder Referenz.
Während Frege mit seiner Unterscheidung von Sinn und Bedeutung vor allem den individuellen und kontextuellen Bezug von Ausdrücken in den Blick nimmt, ergänzt Ferdinand de Saussure diesen Ansatz, indem er die Bedeutung von Zeichen als relational und systemabhängig innerhalb eines Sprachsystems versteht.
Saussure betont in seiner strukturalen Linguistik, dass die Bedeutung von Zeichen, ebenso wie die Bedeutung von Systemeinheiten, nicht feststeht, sondern durch die Beziehungen der Einheiten zueinander und ihren Platz im System bestimmt wird. Er legt seinen Schwerpunkt auf die internen Einheiten und deren Beziehungen, also auf den Inhalt der Vorstellungen im Sinne meiner Darstellung. Seine Theorie beschreibt Sprache als ein System von Zeichen, bei dem die

Bedeutung durch die Differenzen und Relationen zwischen den Zeichen entsteht. Dabei unterscheidet er zwischen dem Signifikanten, dem Zeichen selbst, und dem Signifikat, dem Bezeichneten. Die Verbindung zwischen beiden ist willkürlich, das heißt es gibt keinen natürlichen oder notwendigen Zusammenhang zwischen Lautbild und Bedeutung. Diese Beziehung beruht vielmehr auf Konventionen und Übereinkünften innerhalb einer Sprachgemeinschaft, die ein gemeinsames Sprachsystem formen.
Erweitert man seine Idee z.B. auf die Privatsprache, so könnte man auch hier feststellen, dass die Beziehung zwischen Zeichen und Bedeutung auf persönlichen Festlegungen beruht, die die individuellen Vorstellungen des Nutzers prägen, analog zu den konventionellen Übereinkünften in einer öffentlichen Sprache.
Die Unterscheidung Saussures zwischen Zeichen und Bezeichnetem sowie die Betonung der willkürlichen Beziehung zwischen ihnen zeigt, dass Bedeutung nicht fest, sondern systemabhängig und relational ist. Dies gilt sowohl für die Privatsprache als auch für die öffentliche Sprache. Die Bedeutung von Zeichen ergibt sich nicht aus einer festen Zuordnung, sondern aus den Unterschieden zu anderen Zeichen im System.
Saussures Arbeit legte den Grundstein für die strukturalistische Analyse in der Linguistik und hatte einen bedeutenden Einfluss auf viele andere Disziplinen und auch meine Interpretationen.

Zeichen erhalten ihre Bedeutung
durch ihre Position und Funktion im Gefüge eines Systems.

In meinen Überlegungen ziehe ich es vor, den Begriff „Symbol“ anstelle von „Zeichen“ zu verwenden. Ein Symbol ist eine spezielle Form des Zeichens, bei der die Beziehung zwischen dem Signifiant und dem Signifié willkürlich festgelegt ist. Sowohl Zeichen als auch Symbole erfüllen in einem System die gleiche grundlegende Funktion. Sie verweisen auf Bedeutungen außerhalb ihrer selbst und erhalten ihre Bedeutung durch ihre Beziehung zu anderen Zeichen und Symbolen im System. Während der Inhalt eines allgemeinen Zeichens in der Regel eindeutig definiert[191] ist, enthält ein Symbol hingegen eine variable Bedeutung, die je nach System und individueller Interpretation unterschiedlich ausfallen kann. Diese Variabilität ermöglicht es Symbolen, über die einfache, direkte Bezeichnung hinauszugehen und eine emotionale oder metaphorische Erweiterung des Inhalts zu beinhalten. Auch die Bedeutung eines Symbols ist also relational und abhängig vom jeweiligen System.
Die Betrachtung von Zeichen und Symbolen zeigt die Komplexität und Vielschichtigkeit verschiedener Kommunikationsformen, sowohl im Alltag als auch in den Wissenschaften. Im Alltag tragen Symbole zu einer reichhaltigen und emotionalen Interaktion bei, bergen jedoch auch das Risiko von Missverständnissen aufgrund ihrer variablen und individuellen Bedeutungen. In der wissenschaftlichen Kommunikation hingegen erfordern Symbole präzise Definitionen und Interpretationen, um Klarheit und Eindeutigkeit zu gewährleisten. In diesem Kontext werden Symbole als Zeichen mit festgelegten Bedeutungen verstanden, um Missverständnisse zu vermeiden und präzise Informationen zu vermitteln. Allerdings ist der Aussagewert solcher Symbole durch die Notwendigkeit zur Präzision, die Auswahl und Interpretation erheblich eingeschränkt. Deswegen auch der Versuch z.B. des Aristoteles diese Restgrößen als das Wesentliche zu kennzeichnen.
Da im Alltag die private und die wissenschaftliche Kommunikation (hier häufig als Fakten gekennzeichnet) oft miteinander interagieren, ist es entscheidend, diese Wechselwirkungen zu erkennen, um Missverständnisse zu vermeiden. In der Regel verschwimmen jedoch diese Dimensionen, was beispielsweise in Wittgensteins Konzept der Sprachspiele sichtbar wird.
Auf Grundlage dieser Überlegungen werde ich in meinem Gedankenmosaik eher von Symbolen als von Zeichen ausgehen, da Symbole eine flexiblere Aussage über die Inhalte der

[191] Eine Definition dient ... dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. (Wittgenstein a.a.O.)

Systemeinheiten ermöglichen. Wenn es jedoch um wissenschaftlich definierte Einheiten geht, werde ich auf das Zeichen als inhaltliche präzise Beschreibung zurückgreifen.

Die Bedeutung der Symbole
wird durch die Beziehung der Systemeinheiten innerhalb eines Systems bestimmt.

Dabei erweitern die horizontale Ebene und die vertikale (Zeit-)Ebene die Abstraktions- und Darstellungsmöglichkeiten, indem sie sowohl den Inhalt als auch die Bedeutung und damit die Qualität der Systemeinheiten durch ihr Zusammenspiel vergrößern.
Die horizontale Ebene bezieht sich auf die gleichzeitige Beziehung und Interaktion zwischen den verschiedenen Systemeinheiten. Auf dieser Ebene erlangen die Einheiten ihre Bedeutung durch das Verhältnis zueinander[192], wodurch eine umfassende Vernetzung und detaillierte Darstellung der Interaktionen innerhalb des Systems möglich wird. Durch ihre Differenzen unterscheiden sich die Einheiten voneinander und bilden autonome Einheiten[193]. Beziehungen werden hier als konstante Strukturen[194] betrachtet, und Symbole spielen eine zentrale Rolle, indem sie die vielfältigen und emotionalen Verbindungen zwischen den Einheiten veranschaulichen. In der formalen Semantik Freges erhalten die Einheiten auf dieser Ebene ihre Bedeutung durch ihr Verhältnis zueinander, was Frege als „Sinn“ [195] bezeichnet.
In der vertikalen Zeitebene gewinnt die Bedeutung von Einheiten durch ihre Veränderung im Laufe der Zeit an Relevanz. Dieser Ansatz, den ich als „Prozessbedeutung“ bezeichne, zeigt, dass die Bedeutung einzelner Einheiten sowie des gesamten Systems dynamisch ist und durch interne Prozesse oder Entwicklungsschritte beeinflusst wird. Diese Perspektive erlaubt eine präzise Analyse und Darstellung von Entwicklungen, Hierarchien und zeitlichen Abläufen. Auf dieser Ebene spielen Systeme als festgelegte Zeichen eine zentrale Rolle, da sie klare, präzise und unveränderliche Bedeutungen liefern, die für die genaue Beschreibung von Prozessen und Hierarchien erforderlich sind. Besonders bei der Darstellung zeitlicher Abfolgen ist es entscheidend, dass jedes System (Einheit) und jeder Schritt (Beziehung = Zeit) eindeutig definiert ist, um Missverständnisse zu vermeiden und die Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten. Systeme als Zeichen erfüllen diese Anforderungen, indem sie spezifische und konsistente Bedeutungen vorgeben, die eine unmissverständliche Darstellung von Strukturen ermöglichen.
In diesem Modell werden Systeme und Beziehungen als Konstanten in einem Entwicklungsprozess betrachtet, wobei die Bedeutung der Systeme und ihrer Einheiten im Laufe der Zeit veränderlich bleiben, wobei nicht-lineare Beziehungsmuster wie Sprünge, Zyklen oder Unterbrechungen nicht berücksichtigt werden. Dies unterstreicht trotzdem die Dynamik und Veränderlichkeit von Bedeutungen über die Zeit hinweg. Obwohl dieser Ansatz die Komplexität reduziert, bietet der lineare Zeitansatz eine nützliche Grundlage für das Verständnis und die

[192] In der formalen Semantik Freges erhalten die Einheiten auf dieser Ebene ihre Bedeutung durch ihr Verhältnis untereinander und bezeichnete diese Bedeutung „Sinn“.
[193] Die Bedeutung einer Einheit ergibt sich nicht isoliert, sondern in Bezug auf andere Einheiten. Diese Beziehungen ermöglichen es den Einheiten, eine autonome Bedeutung innerhalb eines Systems zu haben. Bei Frege wäre es das logische System.
[194] So unterstellt z.B. Frege mit der Logik eine stabile und konstante Strukturierung der Beziehungsverhältnisse vor. In dieser Struktur bleiben die logischen Beziehungen zwischen den Ausdrücken und Begriffen unverändert, unabhängig von Veränderungen in der empirischen Welt. Das bedeutet, dass die logischen Gesetze und Beziehungen in der Logik als konstant und unveränderlich angesehen werden.
[195] Frege unterstellte, dass die Einheiten (Ausdrücke) ihre Bedeutung durch das Verhältnis zueinander erhalten, was ihren Sinn ausmacht. Der Sinn eines Ausdrucks wird nach seiner Auffassung durch seine Rolle in der sprachlichen Struktur bestimmt, insbesondere durch seine logischen Beziehungen zu anderen Ausdrücken.

Analyse von Prozessen und Entwicklungen. Auch für meine Überlegungen zum Verstehen und den Erkenntnissen ist diese Einschränkung zielführend. [196]

In der Mathematik wird Veränderung durch die Bildung definierter Einheiten ermöglicht. Methoden wie Funktionen, Ableitungen, Integrale, Differenzialgleichungen und stochastische Aussagen fungieren als feststehende Einheiten. Dies erlaubt es, komplexe dynamische Systeme präzise zu erfassen, zu verstehen und zu beschreiben. Die strukturierte und präzise Darstellung von Veränderungen in der Mathematik führt zu klaren und nachvollziehbaren Analysen, die allerdings unter den erheblichen Einschränkungen mathematischer Strukturierung entwickelt werden.

In der Sprache hingegen ist es notwendig unterschiedliche Abstraktionsebenen zu verwenden, um komplexe Ideen und Prozesse darzustellen. Während mathematische Zeichen (Einheiten) feste Bedeutungen haben, erfordert die sprachliche Darstellung und Analyse von Veränderungen häufig die Anpassung von Abstraktionsniveaus sowie den Einsatz metaphorischer und kontextbezogener Ausdrucksformen. Im Gegensatz zur Mathematik ist es in sprachlichen Kontexten erforderlich, verschiedene Abstraktionsebenen zu nutzen, um komplexe Veränderungen verständlich zu machen.

Die Kombination beider Abstraktionsebenen ermöglicht eine tiefere und umfassendere Analyse der Systemeinheiten. Die horizontale Ebene liefert Einblicke in die vielfältigen Interaktionen, während die vertikale Ebene eine präzise und strukturierte Beschreibung von Entwicklungen erlaubt. Diese beiden Ebenen zusammen verbessern den Inhalt und das Verständnis der Systemeinheiten erheblich.

Für unser Vorstellungsvermögen bedeutet dies, dass wir in der Lage sind, komplexe Systeme und deren Aspekte auf unterschiedliche Weise zu analysieren, auch wenn wir diese nicht simultan visualisieren können. Unser Vorstellungsvermögen arbeitet in der Regel auf einer einzelnen Abstraktionsebene. Diese bietet eine klare Struktur, die das Organisieren und Interpretieren von Informationen erleichtert. Wenn jedoch mehrere Abstraktionsebenen gleichzeitig berücksichtigt werden müssen, wird die Struktur komplexer und ist nicht oder nur schwer verständlich. Daher erleichtert die Fokussierung auf eine Ebene das Verständnis und die Verarbeitung von Informationen, spart energetische Ressourcen und verbessert die Klarheit und Effizienz des Verstehens. Dies zu erkennen ist besonders wichtig, wenn es darum geht, komplexe Systeme und deren Veränderungen zu analysieren und zu beschreiben. Durch eine klare Struktur einer einzigen Abstraktionsebene können konsistente und begreifbare Modelle erstellt werden, die unser Vorstellungsvermögen unterstützen.

Unser Vorstellungsvermögen neigt dazu, Veränderungen durch komparativ statische Analysen zu verstehen. Das bedeutet, dass wir Veränderungen hauptsächlich durch den Vergleich von Zuständen zu verschiedenen Zeitpunkten analysieren, anstatt kontinuierliche dynamische Prozesse direkt zu visualisieren. Bei der Analyse komplexer Systeme konzentrieren wir uns auf eine einzelne Ebene, um konsistente, klare und begreifbare Modelle zu erstellen.

In der Praxis bedeutet dies, dass wir Veränderungen oft durch den Vergleich von gegenwärtigen Zuständen (oder Einheitsebenen) herstellen. Diese Methode ermöglicht es uns, Unterschiede und Entwicklungen zwischen klar definierten Punkten zu erkennen und zu interpretieren. Anstatt den gesamten dynamischen Prozess im Detail nachzuvollziehen, nehmen wir Schnappschüsse zu verschiedenen Zeitpunkten und analysieren die Unterschiede zwischen diesen Schnappschüssen. Dies ist die Essenz der komparativ statischen Analyse.

[196] In analytischen Modellen ist es oft notwendig, Vereinfachungen vorzunehmen, um komplexe Phänomene besser verstehen zu können. Dies bedeutet nicht, dass die Realität tatsächlich so einfach ist, wie sie modelliert wird, sondern dass die Modellierung auf bestimmte Aspekte oder Perspektiven fokussiert wird, um Einsichten zu gewinnen oder bestimmte Fragen zu beantworten. Solche Vereinfachungen können helfen, komplexe Zusammenhänge zugänglicher zu machen und analytische Schritte zu erleichtern.

Ein Beispiel hierfür ist die wirtschaftliche Analyse. Statt die gesamte Dynamik eines Marktes kontinuierlich zu verfolgen, vergleichen Ökonomen oft die wirtschaftlichen Zustände zu verschiedenen Zeitpunkten. Sie analysieren, wie sich verschiedene Indikatoren wie BIP, Arbeitslosigkeit oder Inflationsrate von einem Jahr zum nächsten verändern. Durch diesen Vergleich ziehen sie Rückschlüsse auf die zugrundeliegenden wirtschaftlichen Prozesse, ohne auch nur im Ansatz die Komplexität des ökonomischen Systems in Echtzeit verfolgen zu müssen.

Diese Methode, Veränderungen durch Momentaufnahmen festgelegter Zustände zu betrachten, ermöglicht es, klare und konsistente Modelle zu erstellen, die für unser Verständnis und unsere Entscheidungsfindung wesentlich sind. Dabei werden Bedeutungen oft als feste Momentaufnahmen betrachtet, und durch den Vergleich dieser Momentaufnahmen entstehen plausible Bedeutungen. Diese Methode erlaubt es, klare, nachvollziehbare und stabile Bedeutungen zu erzeugen, die auf logischen und kausalen Prinzipien basieren.
Der Vergleich von Zuständen als Grundlage der Bedeutungsgebung hebt die zentrale Rolle des Systems hervor, aus dem heraus diese Zustände interpretiert werden. Das System, als Rahmenwerk für Interpretation, bestimmt nicht nur, wie Bedeutungen geformt werden, sondern stellt auch sicher, dass Bedeutungen selbst in statischen Betrachtungen dynamisch weiterentwickelt werden können. Durch das Betrachten von Veränderungen als Momentaufnahmen festgelegter Zustände entstehen klare und konsistente Modelle, die für das Verständnis und die Entscheidungsfindung entscheidend sind. Diese Methode der Bedeutungsgebung ermöglicht es, durch die Analyse von Unterschieden und Entwicklungen zwischen verschiedenen Zeitpunkten plausible Bedeutungen zu etablieren, auch wenn wir uns in der konventionellen Sprache auf standardisierte Beziehungen beschränken.
Die Standardisierung dieser Beziehungen bedeutet, dass Bedeutungen durch feste, konsistente Verbindungen und Regeln definiert werden, die nicht kontinuierlich variieren. Diese Herangehensweise erlaubt es, auf logischen und kausalen Prinzipien beruhende, klare, nachvollziehbare und stabile Bedeutungen zu erzeugen. In der Praxis wird Bedeutung durch den Vergleich von gegenwärtigen Zuständen erzeugt. Diese Methode bietet eine verständliche und handhabbare Darstellung von Veränderungen, auch wenn die kontinuierliche Dynamik eines Prozesses nicht erfasst wird.
Das statische Verständnis von Veränderungen im Alltag ist erforderlich, um komplexe Systeme so zu begreifen, dass klare und konsistente Bedeutungen entstehen, während die Grenzen des menschlichen Vorstellungsvermögens berücksichtigt werden. Dieses statische Modell ist nicht nur notwendig, sondern auch nützlich, da es eine einfache und kohärente Basis für das Verständnis bietet.
Jedoch bietet uns das Denken in verschiedenen Ebenen die Möglichkeit, zwischen unterschiedlichen Perspektiven zu wechseln. Diese Denkweise erweitert den Spielraum unserer Erkenntnisse und ermöglicht Bedeutungsänderungen, indem sie uns erlaubt, eine breitere Perspektive einzunehmen und tiefere Einsichten zu gewinnen. Die Fähigkeit, zwischen verschiedenen Abstraktionsebenen und Perspektiven zu wechseln, ist entscheidend, um die Komplexität von Systemen und die Beziehungen zwischen ihren Einheiten zu erfassen.

Die Erweiterung der Perspektive vergrößert den Horizont unserer Erkenntnis und kann zu einer Neubewertung oder Verschiebung von Bedeutungen führen.

Unser Verstehen basiert auf Systemen, die wir selbst entwerfen oder voraussetzen. Mit diesen Systemen strukturieren wir unsere Interpretation der Welt. Sie legen fest, wie wir Elemente und deren Beziehungen zueinander deuten. Diese Sichtweise bestimmt also die Perspektive, aus der heraus wir die Welt beurteilen. Die Systeme sind so konzipiert, dass sie ein kohärentes, widerspruchsfreies Bild der Realität erzeugen sollen. Wenn jedoch ein wahrgenommenes Phänomen nicht mit den bestehenden Vorstellungen innerhalb dieses Systems übereinstimmt, entsteht eine

Dissonanz, ein als störend empfundener[197] Unterschied. Um diese Dissonanz zu verringern, muss das System entweder umgedeutet oder angepasst werden. Das bedeutet, dass sich unsere Perspektive bzw. die Struktur des Systems verändert.
Im Alltags- wie im wissenschaftlichen Denken erfassen wir die Welt auf analytische und diskrete Weise. Das bedeutet: Wir zerlegen komplexe Zusammenhänge in unterscheidbare Elemente, ordnen, messen und definieren sie. Dabei bedienen wir uns klar abgegrenzter Einheiten wie Begriffen und Worten, konstruieren logische oder plausibel strukturierte Zusammenhänge und unterwerfen sie häufig quantitativen Methoden. Diese Form der Welterfassung ist grundlegend für Problemlösungen, für Kommunikation und für die Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse.
Demgegenüber erleben wir unsere Beziehung zur Welt nicht in diskreten Einheiten, sondern auf analoge, kontinuierliche Weise. Wir erschließen Bedeutung über das Deuten von Erfahrungen. Diese sind nicht eindeutig, sondern fließend, vielgestaltig und oft mehrdeutig. In ihrer qualitativen Struktur entziehen sie sich einer exakten Abgrenzung und zeigen die analoge Natur unseres Erlebens. So erfahren wir Atmosphären, Stimmungen und Sinnzusammenhänge, ohne sie in klar getrennte Begriffe überführen zu können.
Aus dieser Verschiedenheit ergibt sich eine Spannung: Wir beschreiben die Welt mit Hilfe voneinander getrennter Einheiten, doch wir erleben sie als etwas Verbundenes, als ein durchgängiges Gewebe von Bedeutungen. Unser Denken operiert mit Unterschieden und Trennungen, unsere Erfahrung jedoch vollzieht sich in Übergängen, in allmählichen Veränderungen und Resonanzen.
Daraus ergibt sich eine grundlegende Differenz zwischen gedachten Vorstellungen und empfundenen Erfahrungen. Diese Differenz beruht darauf, dass Vorstellungen und Erfahrungen unterschiedlichen Ordnungen angehören. Sie entspringen verschiedenen Systemzusammenhängen und folgen jeweils eigenen Prinzipien der Weltbeziehung und Bedeutungsbildung. Vorstellungen sind geprägt von Abstraktion und Diskretion. Sie ordnen die Welt in klar abgegrenzte Begriffe und Strukturen. Erfahrungen hingegen vollziehen sich in Kontinuität, Empfindung und atmosphärischer Dichte. Sie erschließen Bedeutung nicht durch Trennung, sondern durch das Erleben von Zusammenhang, Nähe und Übergang.
Da unsere sprachlichen und begrifflichen Mittel jedoch auf der Struktur diskreter Vorstellungen beruhen, können wir jede Beschreibung von Welt und Erfahrung nur innerhalb dieser diskreten Ordnung vornehmen. Die eigentlich analog erlebte Welt muss somit in diskrete Formen überführt werden, um denkbar und kommunizierbar zu werden. In diesem Vorgang liegt ein notwendiger, aber reduktiver Übersetzungs- bzw. Transformationsprozess, der die analoge Qualität des Erlebens nur unvollständig zu fassen vermag.
Hieraus ergibt sich auch ein grundlegender Unterschied zum Bedeutungsbegriff, wie ihn Gottlob Frege in seiner Schrift „Über Sinn und Bedeutung“ (1892) formuliert. Für Frege besteht die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks in seiner Referenz auf einen Gegenstand oder Sachverhalt in der Welt, während der Sinn die Art und Weise ist, wie dieser Gegenstand gedacht wird. Es ist also eine diskrete Zugangsweise. Bedeutung ist für ihn an eine feste, logisch fassbare Struktur gebunden und Teil eines übergeordneten Systems sprachlicher und gedanklicher Klarheit. In dieser Konzeption ist Sprache ein Medium diskreter, unterscheidbarer Einheiten, deren Beziehung zueinander eindeutig analysierbar ist.
Im Kontrast dazu stehen die oben beschriebenen analogen Erfahrungsdimensionen, in denen Bedeutung nicht durch Referenz und logische Struktur, sondern durch Empfindung, Kontext, Atmosphäre und körperliche Resonanz entsteht. Bedeutung ist hier nicht vor allem das, was

[197] Ich deute dies als Wechselspiel zwischen Vorstellungen und Erfahrungen.

gedacht wird, sondern das, was erfahren wird. Es ist in einem Begriff nicht fixierbar, sondern offen, fließend und mehrdeutig.
Auch bei Ludwig Wittgenstein lässt sich ein Wandel dieses Verständnisses beobachten. Während der frühe Wittgenstein in seinem Tractatus logico-philosophicus noch ganz in der Tradition Freges steht und Sprache als Abbild logischer Tatsachen begreift, entwickelt der späte Wittgenstein in den Philosophischen Untersuchungen ein deutlich erfahrungsnäheres Verständnis. Bedeutung, so betont er dort, ist Gebrauch. Sie entsteht im Vollzug sprachlicher Praktiken, in Lebensformen, im Kontext. Damit öffnet er den Bedeutungsbegriff für seine pragmatische, soziale und auch körperlich grundierte Dimension.
Trotzdem bleibt auch in Wittgensteins späterem Denken die Sprache das primäre Medium der Bedeutungsbildung, während die analogen, vor- oder außerbegrifflichen Erfahrungsformen, wie sie hier thematisiert wird, nur am Rande in Erscheinung treten. Der Unterschied zu Frege liegt bei Wittgenstein also nicht im Bruch mit der diskreten Struktur der Sprache, sondern in ihrer Kontextualisierung und Einbettung in das menschliche Lebensverständnis.
In der von mir vertretenen Perspektive aber geht es darüber hinaus um die Einsicht, dass die eigentliche Sinnhaftigkeit der Welt, wie sie in Empfindung, Wahrnehmung und innerem Erleben aufscheint, nicht durch sprachlich-diskrete Formen erfassbar ist.

Obwohl jede Beschreibung der Welt in diskreten Begriffssystemen erfolgt, zielt sie auf eine Wirklichkeit, die im Erleben kontinuierlich und analog erscheint.

oder:

Das Denken operiert in diskreten Einheiten, doch das, was es zu erfassen sucht, das Gegebene, wird analog und fließend erfahren.

In diesem Sinne nähert sich mein Verständnis von Welt und Bedeutung eher Nietzsches Denken an. Vorstellungen erscheinen nicht als neutrale Abbilder einer objektiven Wirklichkeit, sondern als interpretative Konstruktionen, die stets aus einem bestimmten Erleben und einer bestimmten Perspektive hervorgehen. Die Differenz zwischen diskreter Vorstellung und analoger Erfahrung verweist damit auf einen tieferliegenden Bruch zwischen begrifflicher Weltordnung und gelebter Wirklichkeit, ein Bruch, den Nietzsche nicht als Mangel, sondern als produktive Spannung des Daseins begreift.
Ein besonders aufschlussreiches Zitat, das die Perspektive auf die Differenz zwischen diskreter Vorstellung und analoger Erfahrung in Nietzsches Denken stützt, stammt aus seiner frühen Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ (1873). Es zeigt exemplarisch, wie Nietzsche die sprachlich-begriffliche Weltordnung als ein notwendiges, aber reduzierendes Konstrukt begreift, das die lebendige Erfahrung verdeckt:

„Was also ist Wahrheit?
Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt worden sind und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.“[198]

In diesem Zitat wird deutlich, dass Begriffe und Vorstellungen für Nietzsche (wie auch für mich) keine neutralen Abbilder der Wirklichkeit sind, sondern kulturell gefestigte Metaphern, die durch ihren Gebrauch den Charakter des Lebendigen verlieren. Sprache verfestigt das

[198] Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, 1873

Bewegliche, nivelliert die Differenz und ersetzt das ursprünglich sinnlich Erlebte durch symbolische Gleichsetzungen. Die ursprüngliche, analoge Erfahrungsfülle wird in diskrete sprachliche Formen gepresst. Dabei wird vergessen, dass diese Formen aus persönlicher Interpretation hervorgegangen sind.
Dieses Verhältnis bleibt nicht ohne innere Folgen. Es führt zu einem grundlegenden und dauerhaften Konflikt in uns selbst. Denn als empfindende und deutende Wesen erfahren wir die Welt zunächst in fließenden, vielschichtigen und oft mehrdeutigen Eindrücken. Unsere Wahrnehmungen, Stimmungen, Atmosphären und inneren Regungen entziehen sich festen Grenzen. Doch sobald wir beginnen, über diese Erfahrungen zu sprechen, nachzudenken oder sie mitzuteilen, müssen wir sie in begriffliche, unterscheidbare Formen überführen. Wir übersetzen das Unfertige, das Zwischenmenschliche, das Wortlose in strukturierte Aussagen und verlieren dabei unvermeidlich einen Teil ihrer ursprünglichen Lebendigkeit und Tiefe.
Dieser Vorgang betrifft nicht nur unsere Beziehung zur äußeren Welt, sondern reicht bis in unser Selbstverhältnis hinein. Unser Denken, das heißt, das, was wir über uns selbst und unsere Stellung in der Welt begreifen, operiert mit Modellen, Begriffen und Systemen. Doch das Erleben, die innere Gegenwart, folgt einer anderen Ordnung. Wir fühlen mehr, als wir sagen können. Wir erfassen Zusammenhänge, deren sprachliche Wiedergabe sie nicht nur vereinfacht, sondern oft auch verzerrt. So geraten wir in einen Zwiespalt zwischen dem Bedürfnis nach Orientierung und dem Wissen, dass begriffliche Klarheit und gelebte Erfahrung zwei grundverschiedenen Dimensionen (Systemen) angehören.
Dieser Konflikt ist nicht abstrakt oder theoretisch, sondern konkret erfahrbar – etwa in Momenten intensiver Emotion, in künstlerischem Ausdruck oder in existenziellen Krisen. In solchen Situationen spüren wir besonders deutlich die Kluft zwischen dem, was wir erleben, und dem, was wir davon mitteilen oder selbst vollständig verstehen können. Diese Spannung lässt sich nicht überwinden, weil es in uns selbst angelegt ist. Wir sind zugleich fühlende aber auch denkende Wesen. Wesen, die Bedeutung nicht nur den Verstand zuordnen, sondern auch über Erfahrungen deuten.
So leben wir mit einer bleibenden Differenz zwischen unserem unmittelbaren Weltbezug und der sprachlichen oder begrifflichen Weltbeschreibung. Wir sind auf Sprache und Verstand angewiesen, um Ordnung zu schaffen. Doch wir sollten uns zugleich bewusst sein, dass das, was uns wirklich bewegt, sich dieser Ordnung entzieht. Diese Einsicht mag schmerzhaft sein, sie kann aber auch fruchtbar sein. Denn sie erinnert uns daran, dass jede begriffliche Darstellung immer nur eine Perspektive ist, ein Ausschnitt, niemals aber die Fülle selbst.
Strukturen, seien es sprachliche, soziale oder gedankliche Ordnungen, bieten uns Halt, Orientierung und Verständigung. Sie ermöglichen es, Welt zu organisieren, Unterschiede kenntlich zu machen und Prozesse steuerbar zu gestalten. Doch Strukturen beruhen auf Abgrenzung und Selektion. Sie erfassen nicht die Kontinuitäten, Übergänge und Ambivalenzen, die unser wirkliches Erleben prägen. Das bedeutet: Strukturen sind hilfreich, aber niemals vollständig. Sie können den Reichtum der Welt nur ausschnitthaft abbilden. Eine rein strukturgeleitete Sicht läuft Gefahr, das Lebendige zu unterdrücken oder zu verfehlen. Deshalb muss jede Struktur, ob gedanklich oder institutionell, als vorläufig, offen und ergänzungsbedürftig begriffen werden.
Wenn Bedeutung nicht bloß in der Übereinstimmung von Begriff und Gegenstand besteht, sondern in der Beziehung zwischen Erfahrung und Ausdruck entsteht, dann ist sie grundsätzlich dynamisch. Bedeutung vollzieht sich im Übergang zwischen Erleben und Benennen, zwischen dem Inneren und dem artikulierten Außen. Sie entsteht in einem Spannungsfeld.

Daraus folgt: Bedeutung ist nicht endgültig festzulegen. Sie verändert sich je nach Kontext, Perspektive und Beziehung. Das macht sie relativ, aber auch schöpferisch. Jede Festlegung auf eine „einzige“ Bedeutung bedeutet eine Verarmung möglicher Sinnhorizonte.
In einer Welt, in der Erfahrung und Vorstellungen nicht deckungsgleich sind, wird Beziehung zu einem zentralen Ort der Sinngebung. Beziehung meint hier das grundsätzliche In-Bezug-Setzen von Dingen, Bedeutungen und Erfahrungen. Sie lässt sich nicht vollständig strukturieren, sondern bleibt immer auch offen, fließend und uneindeutig, es sei denn, sie wird gezielt und absichtsvoll fixiert.
In diesem Sinn lässt sich Beziehung als ein Ort der Transformation und als Funktion der Sinnvermittlung verstehen. Sie wirkt zwischen den Polen von Erleben und Denken, von Gefühl und Begriff, von Präsenz und Struktur. Ihre Form ist nicht festgelegt, sondern entsteht in der Bewegung, im Austausch, im Vollzug. Beziehungen beruhen nicht auf Eindeutigkeit, sondern auf Resonanz. Sie setzen die Bereitschaft voraus, sich auf das einzulassen, was sich nicht vollständig durch Sprache fassen lässt.
Als Raum der Vermittlung zwischen analoger Erfahrung und diskretem Denken ist Beziehung jener dynamische Ort, an dem sich Bedeutungen formen, verändern und in immer neuen Anordnungen erfahrbar werden.
In diesem Zusammenhang rückt ein erkenntnistheoretisches Moment im Buddhismus in den Vordergrund, das, jenseits seines religiösen Narrativs, den Perspektivwandel ins Zentrum stellt. Das Prinzip „Der Weg ist das Ziel“ verweist dabei nicht nur auf ein ethisch-praktisches Ideal, sondern auf eine prozessuale Form der Erkenntnis, die auf Veränderung, Loslassen und die Durchlässigkeit fester Kategorien setzt.
So gesehen kann der Buddhismus als eine Erfahrungslehre verstanden werden, die nicht auf statische Wahrheiten zielt, sondern auf die Fähigkeit, Bedeutung in der Bewegung des Erlebens selbst hervorzubringen. Für mich ist der Buddhismus damit ein vom Erkenntnisinteresse getragenes psychoanalytisches Narrativ.
Demgegenüber wird deutlich, dass über die Wahrnehmung nicht auf eine universelle Realität oder gar auf objektive Teilstrukturen dieser Realität geschlossen werden kann, wie es etwa der Neue Realismus nahelegt. Denn sowohl die Erfahrung selbst als auch das aus ihr abgeleitete Denken sind keine neutralen Zugänge zur Wirklichkeit, sondern immer das Resultat individueller Bedeutungsgebungsprozesse.
Diese Prozesse beruhen auf relationaler Sinnbildung, auf personaler Plausibilität und auf den je eigenen Empfindungs- und Objektbeziehungen. Was wir als „Wirklichkeit“ erfahren, ist damit nicht Ausdruck einer feststehenden Welt „an sich“, sondern Ergebnis aktiver Einbettung in konkrete Bedeutungszusammenhänge, die sowohl emotional als auch verstandesmäßig strukturiert sind.
In diesem Sinn lässt sich Bedeutung nicht aus einer direkten Korrespondenz zwischen Wahrnehmung und Realität ableiten, sondern nur aus der Art und Weise, wie sich Wahrgenommenes innerhalb individueller Beziehungsgeflechte ordnet und als sinnhaft erfahrbar wird.
Damit wird die Vorstellung einer erfahrungsunabhängigen Realität, wie sie der Neue Realismus impliziert, entkräftet durch die Einsicht, dass weder Erfahrung noch Denken unmittelbare Zugänge zur Welt darstellen. Beide sind stets Resultate interpretativer, perspektivisch geprägter Bedeutungsprozesse.
Gerade mit der Perspektive auf das Zusammenspiel von Bedeutungszuweisung und Beziehung wird deutlich, dass Erfahrung und Vorstellung zwei grundlegend unterschiedliche Modi der Bedeutungsbildung darstellen.

Erfahrung bezeichnet jenen Bereich, in dem Bedeutung in der Unmittelbarkeit des Erlebens entsteht. Sie wird vor jeder begrifflichen Ordnung, getragen von emotionalen, körperlichen und situativen Resonanzen. Sie ist prozessual, flüchtig, sinnlich und nur bruchstückhaft und indirekt bzw. transformativ in Sprache überführbar.
Vorstellung hingegen verweist auf eine nachträgliche, verstandesmäßige Re-Konstruktion dessen, was erlebt wurde oder erlebt werden könnte. Sie ordnet, abstrahiert, formt Muster und schafft begriffliche Kohärenz. Vorstellungen sind damit Ausdruck einer distanzierenden Strukturleistung, in der Erlebtes in Denkformen überführt wird.
Beide, Erfahrung und Vorstellung, stehen nicht nur in einem dynamischen Wechselverhältnis, sondern markieren auch zwei verschiedene strukturelle Ebenen symbolischer Bedeutung. Die eine gründet im Erleben, die andere im Denken. Ihr Zusammenspiel formt die Qualität, mit der wir Welt nicht nur interpretieren, sondern auch als bedeutsam empfinden.
Im Anschluss an Frege lässt sich sagen, dass Bedeutung sich aus zwei Ebenen zusammensetzt. Einmal dem Sinn, der den systemischen Ort eines Ausdrucks im sprachlichen Gefüge bezeichnet, und der Bedeutung im engeren Sinne, also der außersprachlichen Referenz darstellt.
Diese Unterscheidung erlaubt es, Sprache nicht bloß als Abbild der Wirklichkeit, sondern als ein relationales System zu verstehen, das durch Konventionen, Regeln und Kontexte strukturiert ist. Diese strukturelle Differenzierung der Bedeutung bildet das theoretische Fundament für eine erweiterte Semantik, die über sprachliche Relationen hinaus auch emotionale und relationale Dimensionen des Erlebens integriert.
Die von mir eingeführte Empfindungsbeziehung und Objektbeziehung erweitern Freges Modell entscheidend. Sie führen eine dritte Dimension ein, die das subjektive Erleben (Empfindung) und die individuelle wie kollektive Systemintegration (Objektbezug) in den Mittelpunkt rückt.
In dieser erweiterten Semantik lässt sich die Erfahrung primär der Empfindungsbeziehung zuordnen. Erfahrung ist hier nicht bloß ein sensorisches oder energetisches Ereignis, sondern ein persönlich aufgeladenes Bedeutungsfeld, das sich aus Eindrücken, Erinnerungen und Emotionen speist. Sie wirkt durch ihre emotionale Verankerung unmittelbar und individuell. Bedeutung entsteht hier aus der Resonanz, die ein Symbol oder Ausdruck im Inneren einer Person auslöst.
Erfahrung wird damit zur intrinsischen Perspektive eines Beobachters auf eine Welt, die bereits durch persönliche Ordnungsprozesse strukturiert ist. Sie erscheint als das Gegebene, ist jedoch in der Perspektive des Erfahrenden bereits durch persönliche Ordnungsprozesse strukturiert und mit Bedeutung versehen.
„Die Kritik der Erkenntnis ... kennt keine andere und keine höhere Objektivität, als diejenige, die in der Erfahrung selbst und gemäß ihren Bedingungen gegeben ist. Somit fragt sie nicht, ob das Ganze der Erfahrung objektiv wahr und gültig ist, da hier bereits ein Maßstab vorausgesetzt würde, der in der Erkenntnis niemals gegeben sein kann, sondern nur, ob ein bestimmter Sonderinhalt einen dauernden oder vergänglichen Bestandteil in eben diesem Ganzen ausmacht."
Cassire, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Berlin 1910, auf Seite 294

Cassirer betont, dass Objektivität nicht außerhalb der Erfahrung existiert, sondern nur innerhalb der Erfahrung und gemäß ihren Bedingungen gegeben ist.[199] Daher fragt die Erkenntniskritik nicht danach, ob das Ganze der Erfahrung objektiv wahr und gültig ist, da dies einen Maßstab voraussetzen würde, der in der Erkenntnis nicht gegeben sein kann, sondern nur, ob ein bestimmter Inhalt einen dauernden oder vergänglichen Bestandteil dieses Ganzen ausmacht.

[199] Während Wittgenstein in seiner Kritik der Privatsprache davon ausgeht, dass Bedeutung nur innerhalb öffentlicher, sprachlich regelgeleiteter Praktiken entstehen kann, betont Cassirer die immanente Struktur der Erfahrung selbst als Ursprung von Objektivität. Ich schließe mich Cassirers Perspektive an.

Diese Sicht geht davon aus, dass Objektivität keine absolute, transzendente Gültigkeit besitzt, sondern im Rahmen der Erfahrung und ihrer Bedingungen verstanden werden muss.
Dies gilt auch für die Vorstellungen und das Denken als eigenständigem System. Die Vorstellungen operieren auf der Ebene der Objektbeziehung, insbesondere in ihrer individuellen Ausprägung. Sie ist der Versuch, Erlebtes zu ordnen, zu benennen, in systemische Strukturen einzufügen, z.B. durch Konzepte, Metaphern oder narrative Formen. Vorstellung übersetzt Erfahrung in ein verstandesmäßiges System und macht sie so verarbeitbar, reflexiv und wiederholbar. Dabei bewegt die Vorstellung sich bereits innerhalb desjenigen Sinngefüges, das Frege mit dem Begriff „Sinn“ beschreibt. Bedeutung entsteht hier nicht aus Erleben. Hier ist Bedeutung nicht primär in der Empfindung verankert, sondern entsteht durch Einordnung, Kontextualisierung und der Fähigkeit zur begrifflichen Abstraktion.
Diese beiden Formen symbolischer Bedeutungsbildung, die erlebensnahe emotionale Erfahrung und die reflexive strukturierende Vorstellung, stellen zwei heterogene, aber komplementäre Wege dar, auf denen Bedeutung entsteht und sich formt.
Erst ihr Zusammenspiel erzeugt jene Vielschichtigkeit von Bedeutung, in der persönliche Resonanz, also Empfindung, und systemischer Sinn, also Relation, ineinandergreifen und sich gegenseitig bedingen.

55. Zustand- und Prozessebene

Meine Behauptung:

Wir erkennen nicht die Welt, wie sie ist, sondern die Muster, die wir selbst in sie hineinprojiziert haben, als Produkte unserer Denkmodelle.

Diese Hypothese besagt, dass Erkennen kein passives Abbilden der Realität ist, sondern ein aktiver, durch Denkmodelle gesteuerter Prozess. Sie macht deutlich, wie stark unsere Sicht auf die Welt von inneren Strukturen geprägt ist und dass sich unsere Wahrnehmung verändern kann, wenn wir unsere Denkmodelle anpassen.
Unsere Wahrnehmung ist individuell. Sie wird von persönlichen Erfahrungen, Erinnerungen, Emotionen sowie unseren geistigen Fähigkeiten beeinflusst. Jeder Mensch interpretiert und versteht die Welt aus seiner eigenen Perspektive. Diese Perspektive entsteht aus der Summe seiner Lebenserfahrungen und den Überzeugungen, die er im Austausch mit anderen entwickelt hat.
Dies bedeutet, dass die Wahrnehmung derselben Situation von Person zu Person unterschiedlich ausfallen kann. Selbst ein und dieselbe Person kann dieselbe Situation zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedlich deuten, abhängig von ihrem inneren Zustand und ihrer jeweiligen Lebenserfahrung.
Wahrnehmung ist somit keine objektive Wiedergabe einer gegebenen Realität, sondern ein aktiver Prozess der Sinngebung. Wir konstruieren unsere persönliche Wirklichkeit, indem wir das, was wir erfahren, anhand innerer Muster und Rahmenbedingungen ordnen und strukturieren. Ziel dieses Prozesses ist es, die Welt wiederzuerkennen, einzuordnen und zu verstehen.

Nicht die bloße Existenz eines Gegenstands konstituiert seine Bedeutung für das Dasein, sondern erst seine Wiedererkennbarkeit innerhalb eines bereits vertrauten Bedeutungsrahmens.

Damit verschiebt sich die Daseinsbestimmung vom bloßen Sein zur erkannten Struktur. Nicht das bloße Vorhandensein eines Gegenstandes begründet seine Wirklichkeit für uns, sondern unsere Fähigkeit, ihn wiederzuerkennen und in bestehende Denkmodelle zu integrieren. Realität ist in diesem Sinne keine vorgegebene, unabhängige Instanz, sondern das Ergebnis aktiver Sinnkonstruktion[200]. Was wir als wirklich erfahren, ist untrennbar mit unseren inneren Ordnungsstrukturen, Erinnerungen und Bedeutungsrahmen verknüpft.
Es ist nicht die bloße Existenz eines Gegenstandes, sondern seine Wiedererkennbarkeit, die zum entscheidenden Kriterium der Daseinsbestimmung wird. Wirklichkeit begegnet uns nicht als objektive Totalität, sondern als persönlich geformte Welt, die wir aus dem Strom des Gegebenen herausfiltern, deuten und strukturieren.
Trotz dieser persönlichen Konstruktion von Wirklichkeit und individueller Bedeutungszuschreibung gehe ich davon aus, dass es eine ontologische Kraft gibt, eine vom menschlichen Erkenntnisvermögen unabhängige Wirklichkeit. Doch deren Sinn bleibt meinem Denken grundsätzlich unzugänglich. Jede Sinnzuschreibung an diese ontologische Ebene ist daher notwendigerweise spekulativ.
Meine erkenntnistheoretische Position lässt sich im Sinne eines agnostischen Realismus charakterisieren. Ich gehe davon aus, dass es eine von unserem Bewusstsein unabhängige Realität gibt, deren innere Struktur und Sinn uns jedoch prinzipiell unzugänglich bleiben. Damit schließe ich an Immanuel Kant an, der mit seiner Unterscheidung zwischen Erscheinungen und Dingen an sich eine erkenntnistheoretische Grenzziehung vornahm.

[200] Ich bezeichne sie als Wirk-lichkeit oder das Gegebene.

Unsere Erkenntnis ist an die Weise gebunden, wie uns Dinge im Rahmen unserer Anschauungs- und Denkformen erscheinen und nicht an das, was sie unabhängig von unserer Wahrnehmung sind.

Kants Ansatz verbindet eine realistische Grundannahme mit einem erkenntnistheoretischen Agnostizismus. Das heißt: Die „Dinge an sich" existieren unabhängig von unserer Erfahrung, doch sie entziehen sich jeder möglichen Erkenntnis. In ähnlicher Weise halte ich eine ontologische Instanz für denkbar, eine „Kraft" oder Grundstruktur jenseits persönlicher Konstruktionen. Doch deren Sinn erschließt sich weder dem Fühlen noch dem Denken. Jede Sinnzuschreibung an diese Ebene bleibt spekulativ und anthropozentrisch. Wirklichkeit oder das Gegebene ist insofern nicht ein Abbild einer objektiv erfassbaren Welt, sondern das Ergebnis aktiver, persönlichkeitsgebundener Bedeutungs- und Sinnbildung.

Vom Gegebenen zur Ordnung: Zur Genese des Verstehens

Am Anfang steht das Gegebene. Es trifft uns, ohne dass wir es benennen können. Es ist ungeordnet, roh und zunächst bedeutungslos. Das Gegebene ist nicht gewählt, nicht gedacht. Es ist einfach da. Diese Unmittelbarkeit bildet die Grundlage aller weiteren Prozesse.

Erfahrung entsteht, wenn sich etwas wiederholt, wenn sich Eindrücke einprägen und miteinander vergleichen lassen. Wir bemerken Ähnlichkeiten, Unterschiede, Übergänge. So beginnt sich Ordnung zu bilden. Nicht durch Begriffe, sondern durch die Wiederkehr des Ähnlichen. Diese frühe Ordnung ist eine Form der Intelligenz. Sie ist eine Fähigkeit zur Unterscheidung, zur Orientierung, zur Anpassung an ein Umfeld.

Diese Intelligenz ist nicht das Produkt eines abstrakten Denkens. Sie ist vorbegrifflich. Sie ordnet, bevor sie erklärt. Aus den gesammelten Erfahrungen entstehen Muster. Diese Muster stabilisieren sich zu einem System. Ein solches System erlaubt es, neue Eindrücke einzuordnen und mit Bekanntem zu verknüpfen. Noch sind diese Strukturen nicht sprachlich oder logisch gefasst. Dennoch formen sie bereits ein Orientierungsgerüst. Dieses Orientierungsgerüst, das ich als „Erfahrung" bezeichne, ist ein Prozess.

Erst im Nachgang bildet sich aus der erfahrungsgeleiteten Ordnung der Verstand. Er ist nicht der Ursprung der Erkenntnis, sondern ein abgeleitetes Instrument. Der Verstand abstrahiert, verallgemeinert, bildet Einheiten und stellt Beziehungen her. Er übersetzt (transformiert) ausgewählte Erfahrungsdaten in Vorstellungen. Dabei entsteht ein System des Verstandes, das sich auf die zuvor entwickelte, erfahrungsbasierte Struktur bezieht.

Beobachten in diesem Sinne ist ein gestufter Prozess. Es beginnt mit der sinnlichen Erfahrung, führt zur Ausbildung von Mustern und endet in einer verstandesmäßigen Deutung. Die Welt wird nicht begriffen, weil wir sie denken, sondern weil wir sie erlebt haben. Erst auf dem Boden gelebter Erfahrung kann begriffliche Klarheit entstehen.

Der Verstand vermittelt also nicht das Gegebene selbst. Er interpretiert, was zuvor erlebt und geordnet wurde. Er reflektiert eine Welt, die sich durch Erfahrung bereits strukturiert hat.

Ohne Erfahrung bleibt der Verstand leer. Ohne Ordnung bleibt Erfahrung blind. (Kant)

Erst in ihrem Zusammenspiel wird das, was uns begegnet, zu etwas, das wir Welt nennen.

Wiedererkennung hängt also eng mit unserem bereits vorhandenen Wissen, unseren Erfahrungen und früheren Beobachtungen zusammen. Sie ist eng verknüpft mit der Fähigkeit, bereits festgelegte Einheiten und Zusammenstellungen zu nutzen, um neue Wahrnehmungen zu interpretieren und zu verstehen. Wenn wir etwas wiedererkennen, vergleichen wir es mit dem, was wir bereits kennen oder gesehen haben. Wir greifen dabei auf unsere gespeicherten Informationen und Strukturen zurück, um Ähnlichkeiten oder Muster zu identifizieren. Diese Wiedererkennung verleiht dem Wiedererkannten Glaubwürdigkeit, weil es mit unseren bestehenden Vorstellungen übereinstimmt.

Die Abhängigkeit der Wiedererkennung von unserem vorhandenen Wissen, unseren Erfahrungen und früheren Beobachtungen zeigt, wie wichtig stabile Strukturen, festgelegte Einheiten

und nachvollziehbare Zusammenstellungen für unser Verständnis der Welt sind. Diese Strukturen und Einheiten, die durch unsere Erfahrungen und unser Denken geformt werden, dienen als Referenzen, anhand derer wir neue Informationen interpretieren und verstehen können.
Wenn wir etwas wiedererkennen, basiert dies auf der Fähigkeit, ähnliche Muster, Eigenschaften oder Merkmale in neuen Wahrnehmungen zu identifizieren und mit den stabilen Strukturen und Einheiten in unseren Vorstellungen zu verknüpfen. Dieser Prozess der Wiedererkennung ermöglicht es uns, neue Erfahrungen mit vorhandenem Wissen zu verknüpfen, und unterstützt uns dabei, kohärente Interpretationen und Bedeutungen zu generieren. Dadurch können wir uns orientieren, effektiv auf unsere Umgebung reagieren und fundierte Entscheidungen treffen.
Sowohl konkrete[201] als auch abstrakte Einheiten sind Konstruktionen, die für die gedankliche Verarbeitung aufbereitet werden müssen. Die Fähigkeit, diese Einheiten gedanklich zu verarbeiten, ist entscheidend für unser Verständnis der Welt und unsere Fähigkeit, komplexe Informationen zu interpretieren, kreative Lösungen zu finden und unsere Erfahrungen zu reflektieren. Diese Fähigkeit ermöglicht es uns auch, über das Offensichtliche hinauszudenken, Beziehungen zu erkennen und neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Wir nehmen die Welt wahr durch ein festgelegtes und strukturiertes Bezugssystem beziehungsweise Referenzsystem.

Ein statisch strukturiertes Referenzsystem dient dazu, klare Rahmenbedingungen und Standards zu schaffen, die es uns ermöglichen, Dinge zu messen, zu vergleichen und zu verstehen. Es wird zweckgebunden konstruiert, also mit einem bestimmten Ziel oder Zweck entworfen, um die Welt zu erfassen und um uns in ihr zu orientieren.
Durch die Festlegung von Rahmenbedingungen und Standards wird ein Referenzsystem definiert, das es ermöglicht, bestimmte Zustände zu erkennen und zu verstehen.

Ein Referenzsystem bildet die Grundlage für Messungen und Vergleiche, indem es eine feste Bezugsebene, etwa eine Einheitsebene oder eine Gegenwartsebene, bereitstellt. Diese Bezugsebene dient als Maßstab, anhand dessen andere Einheiten oder Systeme beurteilt, eingeordnet und interpretiert werden können.

Diese Interpretationen hängen nicht nur von den äußeren Gegebenheiten ab, sondern auch von unseren individuellen Erfahrungen und Bewertungen, die auf unserem persönlichen Maßstab basieren. In einem bestimmten Moment, d.h. in der Regel im Moment der Gegenwart, sind unsere Interpretationen festgelegt, weil wir aufgrund unserer aktuellen Gedanken, Emotionen, Erfahrungen und der verfügbaren Informationen eine bestimmte Sichtweise oder Interpretation einer Situation haben. Diese Interpretationen sind daher momentbezogene Konstruktionen, die auf dem aktuellen Zustand unserer Erfahrungen (Vorstellungen) und Erkenntnissen beruhen. Da sich unsere Gedanken, Emotionen und die verfügbaren Informationen ständig ändern, wandeln sich auch unsere Interpretationen im Zeitablauf, also in jedem neuen Moment.
Wenn wir eine Situation erleben, bewerten wir sie anhand eines Vorstellungs- oder Bezugssystems, das sich über die Zeit entwickelt hat und sich fortlaufend weiterentwickelt. Dieses System hilft uns, die Qualität oder Bedeutung eines Ereignisses einzuschätzen. Entscheidend dabei ist der situative Charakter unseres Bewertungsprozesses. Er ermöglicht es uns, flexibel auf unterschiedliche Situationen zu reagieren.
Unsere gegenwärtigen Vorstellungen (Erfahrungen) bestimmen dabei unsere Orientierung. Sie zeigen uns, wie wir die Welt anhand unserer eigenen Symbole wahrnehmen und wie sich diese Symbole in unserem Handeln bewähren. Diese symbolische Struktur verleiht unserer Wahrnehmung eine gewisse Kontrolle und schafft so Evidenz. Sie macht es uns möglich, die Komplexität der Welt auf ein handhabbares Maß zu reduzieren, eine Reduktion, die wir als glaubwürdig und sinnvoll empfinden.

[201] wobei auch die konkreten Einheiten als Abstraktion erster Stufe bezeichnet werden können

Durch diese Vereinfachung erscheint uns die Welt klarer und verständlicher. Manchmal interpretieren wir diese reduzierten Deutungsmuster sogar als unumstößliche Tatsachen oder objektive Gegebenheiten, obwohl sie letztlich auf persönlichen Symbolsystemen beruhen.
Innerhalb rekursiver Systeme[202] entstehen die Qualität und Bedeutung von Einheiten als Ergebnis eines fortlaufenden Prozesses. Diese Prozesse sind eng an den aktuellen Zustand und die internen Dynamiken des Systems gebunden. Dies gilt sowohl für Individuen als auch für wissenschaftliche Bereiche, die das Gegebene als Beobachter betrachten und es anhand ihres eigenen inneren Systems bewerten.
Orientierung ist demnach die wirkungs- und bedeutungsbezogene Sicht eines Individuums auf die Umwelt und auf sich selbst. Das Individuum erlebt die Welt nicht „an sich", sondern „für sich", als individuelles Betroffensein und als Möglichkeit, die eigene Wirklichkeit zu gestalten. Erkenntnis ist daher beobachterabhängig und perspektivisch. Jeder Mensch entwickelt und erfährt seine eigene symbolische Welt in jedem Moment und in jeder Gegenwart neu und fühlt sich dieser ausgesetzt. Die Sicht der Gegenwart beruht auf einer persönlichen Konstruktion, die auf der individuellen Deutung der Vergangenheit basiert. Dieser situative Charakter des Sinnbildungsprozesses ist entscheidend für unsere Anpassungsfähigkeit an die Bedingungen des Gegebenen. Unsere Vorstellungen und Interpretationen hängen nicht nur von äußeren Gegebenheiten ab, sondern auch von den von uns eingeschätzten Bedingungen und unserer persönlichen Erfahrung.
In jedem bestimmten Gegenwartsmoment sind unsere aus der Vergangenheit abgeleiteten Interpretationen feststehend und beeinflussen maßgeblich unser Verhalten. Durch die Fokussierung auf für uns relevante Informationen können wir schnell Entscheidungen treffen und angemessen handeln. Allerdings birgt dieser Prozess auch das Risiko von Verzerrungen, Einschränkungen, Ignorierung und Fehleinschätzung des Wahrgenommenen in sich, da er auf vorherigen Erfahrungen und erlernten Mustern basiert. Die Gegenwart wird also immer auf der Grundlage der individuell gedeuteten Vergangenheit eingeschätzt.

Zur Beurteilung eines Prozesses, beispielsweise des Weltgeschehens, dient die Beschreibung seines aktuellen Zustands als Grundlage. Dies macht deutlich, dass die Zustandsbeschreibung eine methodische Erfassung ist, auf deren Basis eine Bewertung erfolgt.

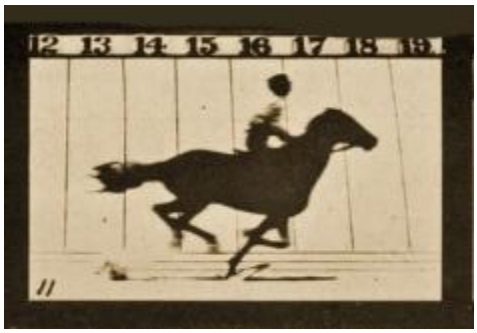
Zustand und Prozess sind allerdings zwei verschiedene Dimensionen der Beschreibung und repräsentieren unterschiedliche Abstraktionsebenen von Objekten oder Ereignissen, wobei der Zustand eine Momentaufnahme bietet, während der Prozess die Veränderung oder Entwicklung im Laufe der Zeit betont.

Doch was heißt das für das Verstehen?

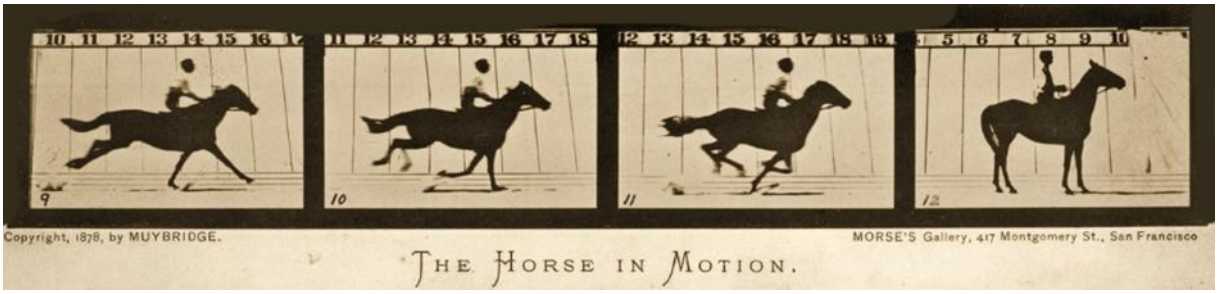
Ein Zustand beschreibt eine bestimmte Konfiguration, die zu einem konkreten Zeitpunkt vorliegt. Dabei kann es sich um ein Objekt, ein System oder ein anderes strukturiertes Gebilde handeln. Charakteristisch für einen Zustand ist, dass er eine festgelegte Form sowie eine definierte Anordnung seiner Elemente aufweist.
Ein Zustand entfaltet seine Bedeutung jedoch nur in Verbindung des übergeordneten Systems, in das er eingebettet ist. Seine strukturelle und funktionale Gültigkeit bleibt nur dann erhalten, wenn die Zusammensetzung der Elemente unverändert bleibt. Wird diese verändert, entsteht ein neuer Zustand.

[202] Ein rekursives System ist ein System, das sich selbst referenziert oder in dem Prozesse stattfinden, die auf den Ergebnissen früherer Prozesse desselben Systems basieren. In einem rekursiven System entstehen Strukturen, Bedeutungen oder Ergebnisse durch fortlaufende Interaktionen innerhalb des Systems. Diese Ergebnisse beeinflussen wiederum zukünftige Prozesse und Entwicklungen innerhalb des Systems.

Metaphorisch lässt sich ein Zustand als Momentaufnahme verstehen. Er ist ein präzises Abbild eines bestimmten Augenblicks. Er stellt den „auf den Punkt gebrachten“ Ausdruck der aktuellen Konfiguration eines Gegenstandes oder Systems dar.



Im Gegensatz zu einem statischen Zustand beschreibt ein Prozess eine Abfolge klar definierter Schritte, die in einer bestimmten Reihenfolge ausgeführt werden. Jeder dieser Schritte stellt eine abgeschlossene, in sich geschlossene Einheit dar, die eine spezifische Funktion erfüllt, sei es die Ausführung einer Bewegung oder das Erreichen eines konkreten Ergebnisses (Wirkung). Diese Einheiten innerhalb eines Prozesses werden als Prozesseinheiten bezeichnet.
Prozesseinheiten sind klar abgegrenzte Aktivitäten, die jeweils einen bestimmten Abschnitt im Ablauf des Gesamtprozesses repräsentieren. Sie lassen sich als eigenständige Bewegungseinheiten verstehen, die innerhalb eines übergeordneten Systems, einem Gesamtprozesses, agieren. Ihre Aufgabe besteht darin, einen spezifischen Beitrag zur Zielerreichung des Prozesses zu leisten. Dabei sind sie nicht nur inhaltlich voneinander unterscheidbar, sondern auch funktional in sich abgeschlossen. Jede Prozesseinheit erfüllt eine definierte Funktion und nimmt im Gesamtkontext eine klar zugewiesene Rolle ein.
Im Gegensatz dazu stehen Zustandseinheiten, die einen feststehenden Status eines Systems zu einem bestimmten Zeitpunkt beschreiben. Sie sind statisch und stellen stabile Merkmale dar, die ohne Bezug auf Veränderung oder Entwicklung existieren. Während Prozesseinheiten auf Bewegung und Veränderung abzielen, repräsentieren Zustandseinheiten das Ergebnis oder den momentanen Zwischenstand innerhalb eines Prozesses.
Hieraus ergibt sich ein grundsätzlicher Unterschied in der Abstraktion. Zustandseinheiten operieren auf einer Ebene des Fixierten und Unveränderlichen, während Prozesseinheiten auf einer höheren, dynamischen Ebene agieren. Eine anschauliche Analogie bietet der Vergleich von Punkt und Vektor (Linie). Ein Punkt steht für einen Zustand. Er ist ortsgebunden, ohne Richtung oder Bewegung. Ein Vektor hingegen impliziert Richtung, Bewegung und Veränderung. Prozesseinheiten entsprechen demnach Vektoren. Sie verfügen über eine zusätzliche Dimension der Veränderung, was ihre Komplexität im Vergleich zu Zustandseinheiten erhöht.



Ein Prozess lässt sich somit als eine Reihe diskreter Zustandsänderungen verstehen. Anstatt ihn als kontinuierlichen Fluss zu betrachten, analysieren wir ihn als Abfolge einzelner Übergänge. Jeder Schritt ist eine eigenständige Prozesseinheit, die eine Veränderung bewirkt. Diese Perspektive erlaubt es, die Dynamik des Prozesses systematisch zu strukturieren und zu analysieren.

In der Mathematik beschreibt der Begriff Dimension die Anzahl unabhängiger Bewegungsrichtungen in einem Raum. Übertragen auf Prozesseinheiten bedeutet dies: Sie operieren in einem Raum mit mindestens einer zusätzlichen Dimension, der Dimension der Veränderung. Diese ermöglicht es, nicht nur einen Zustand zu erfassen, sondern auch dessen Übergang in einen anderen. Zustandseinheiten verbleiben hingegen in einem eindimensionalen Verständnisraum, in dem nur statische Eigenschaften berücksichtigt werden.
Um die Komplexität von Prozessen besser zu handhaben, können Prozesseinheiten in eine Abfolge von Zustandseinheiten übersetzt werden. Diese analytische Zerlegung reduziert die Dynamik auf statische Momentaufnahmen. Dies ist eine Methode, die besonders in der Modellierung und Analyse hilfreich ist. Durch die Betrachtung der Zwischenzustände lassen sich auch hochkomplexe Prozesse besser strukturieren und verstehen, und damit ihre Dynamik annähernd zu erfassen.

Der qualitative Unterschied zwischen Zustandseinheiten und Prozesseinheiten liegt somit nicht nur in ihrer statischen bzw. dynamischen Natur, sondern in der Abstraktionsebene,

auf der sie operieren. Während Zustandseinheiten Stabilität und Einfachheit repräsentieren, spiegeln Prozesseinheiten Veränderung, Bewegung und funktionale Komplexität wider. Das Zusammenspiel beider Einheiten ermöglicht ein strukturiertes Verständnis von Prozessen als System fortlaufender Veränderungen, das sowohl stabile Zustände als auch dynamische Übergänge integriert.

Die Analyse komplexer Vorgänge wird erheblich erleichtert, wenn die Dynamik eines Systems in statische Zustände überführt wird. Diese Methode der Zerlegung entspricht einem komparativ-statischen Vergleich. Unterschiedliche Systemzustände werden einander gegenübergestellt, um Veränderungen nachvollziehbar zu machen, ohne deren Übergänge im Detail analysieren zu müssen. Dadurch wird die Dynamik in überschaubare Einheiten zerlegt, die sich systematisch untersuchen lassen. Komplexe Abläufe werden auf diese Weise verständlicher, ohne dass der Blick für das große Ganze verloren geht.
Indem dynamische Prozesse in eine Abfolge von Zustandseinheiten übersetzt werden, lässt sich Wandel Schritt für Schritt nachvollziehen.
Dies fördert nicht nur das Verständnis, sondern verbessert auch die Kommunikation und Analyse dynamischer Systeme.
Unser Zugang zur Welt erfolgt vorwiegend über die Wahrnehmung gegenwärtiger Zustände. Veränderungen erkennen wir durch den Vergleich solcher Zustände über die Zeit hinweg. Das Verstehen beginnt meist mit dem Erfassen eines gegebenen Zustands. Erst durch die Gegenüberstellung unterschiedlicher Zustände und die Analyse ihrer Beziehungen wird der Wandel sichtbar. Entwicklung – sei es Bewegung, Veränderung oder Transformation – erschließt sich über die Unterteilung in unterscheidbare Etappen. Die Untersuchung einzelner Zustände und ihrer Übergänge bildet die Grundlage für das Verständnis komplexer Prozesse.
Wie gut ein dynamisches System verstanden werden kann, hängt davon ab, in welchem Maß es gelingt, seine einzelnen Zustände zu erfassen und deren Wechselwirkungen zu analysieren. Diese Herangehensweise ermöglicht es, Komplexität in handhabbare Segmente zu zerlegen – eine Voraussetzung sowohl für Erkenntnis als auch für Kommunikation.
Ein Zustand beschreibt die Gesamtheit der Merkmale und Relationen eines Systems zu einem bestimmten Zeitpunkt. Wird ein System auf solche fixierten Merkmale reduziert, spricht man von einer axiomatischen Reduktion. Diese Methode erleichtert die Analyse komplexer Sachverhalte, bringt jedoch auch eine Einschränkung mit sich: Die eigentliche Dynamik eines Systems gerät leicht aus dem Blick. Denn Systeme verändern sich – und diese Veränderung lässt sich nicht allein aus einem einzelnen Zustand heraus erklären.
Hier setzt der Begriff des Prozesses an.

Ein Prozess ist eine geordnete, zeitlich strukturierte Abfolge von Schritten oder Zuständen, deren Zielgerichtetheit und Gesetzmäßigkeit wir als denkende Individuen unterstellen, um Veränderungen und Entwicklungen in einem System zu beschreiben. Ob die Realität selbst tatsächlich in dieser Form zielgerichtet oder gesetzmäßig ist, können wir nicht wissen. Diese Ordnungsannahmen dienen vor allem unserem Erkenntnis- und Verständnishorizont.

Jeder dieser Schritte ist als Prozesseinheit zu verstehen. Eine Prozesseinheit ist eine klar abgrenzbare, funktionale Aktivität, die innerhalb des Gesamtprozesses eine spezifische Aufgabe erfüllt und auf ein übergeordnetes Ziel ausgerichtet ist.
Die Prozesseinheit macht die Dynamik des Systems sichtbar. Sie repräsentiert dabei nicht nur einen statischen Moment, sondern einen Übergangszustand innerhalb eines kontinuierlichen Verlaufs. Daraus folgt, dass ein Prozess nicht allein über statische Zustände erfasst werden kann. Vielmehr müssen Aktivitäten, Übergänge und strukturelle Veränderungen als zusammenhängender Ablauf verstanden werden.
Prozesseinheiten bilden funktionale Bausteine innerhalb eines größeren Zusammenhangs. Sie sind das Bindeglied zwischen der abstrakten Systemstruktur und der konkreten Bewegung innerhalb dieser Struktur. Während Zustände Momentaufnahmen darstellen, ist die Prozesseinheit die kleinste sinnvolle Einheit von Veränderung. Sie trägt Richtung, Zielgerichtetheit und Übergang in sich und ist vergleichbar mit einem Vektor, der nicht nur Position, sondern auch Richtung und Intensität vermittelt.
Ein systemisches Verständnis betrachtet die Welt nicht als Ansammlung isolierter Objekte, sondern als Netzwerk miteinander verbundener Elemente. Diese stehen in Beziehung zueinander und bilden ein funktionales Ganzes. Die Eigenschaften eines solchen Systems ergeben sich nicht aus der bloßen Summe seiner Teile, sondern aus den Relationen und Interaktionen dieser Teile.
Während sich dies auch auf relativ stabile, statische Systeme anwenden lässt, stellt sich die Frage, wie dynamische Systeme zu erfassen sind, Systeme also, die sich fortlaufend verändern, weiterentwickeln und neue Strukturen ausbilden. In solchen Fällen reichen die Analyse einzelner Zustände oder Komponenten nicht aus.

Die Eigenschaften und Funktionen eines dynamischen Systems ergeben sich aus dem Zusammenspiel seiner Prozesse, Übergänge und Wechselwirkungen.

Die Systemebene offenbart sich hier als kontinuierlicher Fluss. Neue Verbindungen entstehen, alte lösen sich auf, Muster verändern sich. Deshalb bleibt das Erfassen von Relationen auch im dynamischen Kontext zentral. Es muss jedoch ergänzt werden durch die Analyse von Prozesshaftigkeit und zeitlicher Entwicklung. Nur so wird das System in seiner vollen Komplexität erfassbar.

Dynamische Systeme zeichnen sich durch kontinuierliche Veränderung, veränderliche Verknüpfungen und emergente Muster aus.

Ein einzelner Blickwinkel reicht nicht aus, um einem vielschichtigen Charakter gerecht zu werden.

Jede Perspektive erfasst nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit und ist durch Standpunkt, Kontext und Rahmenbedingungen begrenzt.

Die Perspektive ist in ihrer Aussagekraft begrenzt. Um ein tieferes Verständnis zu gewinnen, müssen daher verschiedene Systemebenen und Betrachtungsweisen einbezogen werden. Erst das Zusammenspiel unterschiedlicher Perspektiven macht es möglich, die Vielzahl an

Beziehungen, Entwicklungen und Wechselwirkungen zu erkennen. So lassen sich sowohl stabile Strukturen als auch dynamische Veränderungsprozesse gleichermaßen berücksichtigen.

Zwei Formen der Erkenntnis spielen dabei eine zentrale Rolle: die intuitive Einsicht, die sich unmittelbar vollzieht, und die analytische Einsicht, die auf logischer Durchdringung und Einheitsstruktur beruht.

Intuition ermöglicht es, das Gegebene als komplexen Zusammenhang zu erleben. Sie gründet auf Erfahrung und zeigt sich oft in plötzlichen, schwer erklärbaren Einsichten. Dieses implizite Wissen entzieht sich der Sprache und der logischen Analyse.
Im Gegensatz dazu steht die analytische Herangehensweise, die durch bewusste Zerlegung von Prozessen in einzelne Elemente Klarheit schafft. Sie macht Dynamiken sichtbar, erklärbar und gestaltbar.
Die Verbindung zwischen diesen beiden Erkenntniswegen entsteht auf der Prozessebene. Sie dient als Mittler zwischen dem statischen Blick, der auf stabile Strukturen gerichtet ist, und dem prozesshaften Blick, der Veränderung und Entwicklung in den Mittelpunkt stellt.

Die Prozesseinheit ist hinreichend bestimmt, um analysiert zu werden, und zugleich offen genug, um intuitiv verstanden zu werden.

Dadurch wird ein umfassenderes Verständnis möglich, das sowohl auf bewährter Erfahrung als auch auf methodischer Durchdringung basiert.
Das Denken in Prozesseinheiten eröffnet einen vertieften Zugang zum Verständnis von Veränderungen. Es verbindet Struktur mit Bewegung, Abstraktion mit Konkretion und theoretische Analyse mit erfahrungsbasierter Einsicht. Indem wir Systeme nicht nur als Abfolge isolierter Zustände, sondern als gegliederten, zeitlich verlaufenden Prozess begreifen, gewinnen wir ein Erkenntnisinstrument, das sowohl analytische Schärfe als auch umfassenderes Begreifen ermöglicht.
Zeit ist dabei nicht nur ein äußerer Rahmen, sondern eine konstitutive Dimension jedes Prozesses. Sie schafft die Voraussetzung, Veränderung als Abfolge unterscheidbarer Schritte zu erfassen und zu gliedern. Ohne die Zeit als strukturierendes Prinzip bliebe Veränderung unverständlich – Prozesse, Entwicklung und Wandel wären nicht identifizierbar.
Ein solches Verständnis wird maßgeblich durch System- und Perspektivenvielfalt getragen. Sie erlaubt es, komplexe und dynamische Zusammenhänge aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten und dadurch differenziert zu analysieren. Die Zerlegung von Prozessen in klar definierte Einheiten schafft die notwendigen Abstraktionsebenen, um die Vielfalt der Wirklichkeit systematisch zu strukturieren. So werden Prozesse nicht nur greifbarer, sondern auch kommunizierbar.

Über System- und Perspektivenvielfalt wird ein umfassenderes Verständnis ermöglicht.

Diese methodische Reduktion auf Zustandsgrößen stellt zwar eine Vereinfachung dar, ist jedoch unverzichtbar, um die Dynamik komplexer Systeme überhaupt analysierbar zu machen. Prozesseinheiten lassen sich in eine Abfolge von statischen Zuständen überführen, wodurch ihre Veränderung Schritt für Schritt nachvollzogen werden kann. Diese Umformung erleichtert das Verständnis und unterstützt eine präzise Beschreibung systemischer Abläufe.
Allerdings wird deutlich, dass die Betrachtung von Zuständen allein nicht ausreicht, um dynamische Systeme vollständig zu erfassen. Ihr Wesen liegt nicht allein in den fixierten Momentaufnahmen, sondern vor allem in den Übergängen, den Bewegungen und der zeitlichen Entwicklung, die sich zwischen den Zuständen vollziehen. Die Analyse statischer Größen ist daher eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für ein umfassendes Verständnis von

Prozessen. Erst die Verbindung von Zustandsanalyse mit der Betrachtung zeitlicher Dynamik erlaubt es, die Wirklichkeit in ihrer systemischen Tiefe und Veränderlichkeit zu begreifen.

Je länger ich an diesem Essay arbeitete, desto deutlicher trat für mich der Zusammenhang zwischen mathematischen Dimensionen und sprachlichen Abstraktionsebenen hervor. Beide Konzepte bieten jeweils in ihrem System einen Rahmen, um komplexe Strukturen zu analysieren, zu modellieren und zu verstehen. Ihre Gegenüberstellung erlaubt einen tieferen Einblick in das Zusammenspiel statischer und dynamischer Systemebenen sowie in die Prinzipien der Erkenntnisgewinnung.
In der Mathematik beschreibt der Begriff „Dimension“ die Anzahl unabhängiger Variablen, die notwendig sind, um ein System oder einen Raum vollständig zu charakterisieren. Dimensionen eröffnen zusätzliche Freiheitsgrade und damit neue Perspektiven auf Strukturen und deren Beziehungen. Die Hierarchie reicht vom punktförmigen Nullpunkt (0-Dimension), über eindimensionale Linien, zweidimensionale Flächen und dreidimensionale Körper bis hin zu n-dimensionalen Räumen, die komplexe Systeme weit über den Alltagsraum hinaus modellieren können. Jede zusätzliche Dimension erlaubt eine differenziertere Analyse, insbesondere wenn Dynamiken, etwa durch die Zeit als vierte Dimension, berücksichtigt werden.
Auch die Sprache kennt ein vergleichbares Prinzip: die Abstraktion. Abstraktionsebenen stehen für verschiedene Stufen der Generalisierung und Vereinfachung, mit denen komplexe Sachverhalte kommunizierbar gemacht werden. Auf niedrigeren Ebenen werden Details und Konkretionen berücksichtigt, während höhere Ebenen Zusammenhänge stärker verdichten und vereinfachen. Ein Begriff wie „Tier“ repräsentiert beispielsweise eine höhere Abstraktionsebene als „Hund“ oder „Katze“. Abstraktion strukturiert sprachliche Systeme hierarchisch und ermöglicht, komplexe Inhalte aus verschiedenen Perspektiven zu erfassen.
Sowohl mathematische Dimensionen als auch sprachliche Abstraktionsebenen dienen der Strukturierung von Komplexität. Beide eröffnen neue Perspektiven auf ein System, indem sie den Beobachtungsrahmen erweitern. Während in der Mathematik höhere Dimensionen eine tiefere Analyse von Beziehungen und Dynamiken ermöglichen, bieten höhere Abstraktionsebenen in der Sprache die Möglichkeit, komplexe Sachverhalte übergreifend und systematisch zu erfassen.
Diese Parallele lässt sich besonders anschaulich an der Zeitdimension verdeutlichen: In der Mathematik erlaubt die Einführung der Zeit als vierte Dimension, statische Modelle in dynamische Prozesse zu überführen. In der Sprache entspricht dies der narrativen Entwicklung, etwa in einer Erzählung, die Veränderungen im Verlauf beschreibt, statt nur Zustände festzuhalten. So wird aus der Momentaufnahme ein zeitlich erweitertes Modell, das Wandel und Entwicklung sichtbar macht.
Die zweidimensionale (Einheitsebene, Gegenwartsebene) Ebene kann als statische Darstellung eines Systems verstanden werden, die uns ermöglicht, die wesentlichen Elemente und ihre Beziehungen in einem gegebenen Moment zu erfassen. Diese Darstellungsform ist ähnlich einer Landkarte oder einer Fotografie, die einen bestimmten Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt festhält. In dieser statischen Darstellung lassen sich wichtige Parameter und Zustände klar identifizieren und analysieren, ohne dass die Veränderlichkeit des Systems über die Zeit hinweg berücksichtigt wird. Dies ist hilfreich, um einen Überblick über den aktuellen Zustand eines Systems zu gewinnen.
Ein umfassendes Verständnis von Systemen erfordert jedoch eine mehrdimensionale und mehrperspektivische Betrachtung, die statische Zustände und dynamische Prozesse integriert.
Folglich ging ich in meinen Überlegungen von der Ebenendarstellung aus. Sie ist strukturierender Ausgangspunkt, um zunächst einzelne Systemzustände in ihrer Relation zueinander zu

erfassen. Erst durch die schrittweise Erweiterung dieser Betrachtung, etwa durch die Einbeziehung der Zeit oder den Wechsel der Abstraktionsebene, eröffnete sich ein tieferes Verständnis der inneren Dynamik sowie der übergreifenden Zusammenhänge innerhalb des Systems. Diese Perspektive verbindet die präzise Analyse einzelner Zustände mit dem Verständnis übergeordneter Entwicklungen und macht sichtbar, wie sich Strukturen verändern und welche Prozesse ihnen zugrunde liegen.
Um ein vollständiges Verständnis für das System und seine Dynamik zu entwickeln, müssen wir also die zeitliche Dimension einführen. Das bedeutet, dass wir die zweidimensionale Ebene nicht mehr nur als Abbild eines einzelnen Moments betrachten, sondern als eine von vielen möglichen Ebenen, die aufeinander folgen und in Beziehung stehen. Indem wir diese Abfolge von Ebenen analysieren, können wir den Übergang von einem Zustand zum nächsten verstehen und somit die Prozesse und Entwicklungen im Laufe der Zeit nachvollziehen.
Die zweidimensionale Ebene kann als statische Darstellung eines Systems verstanden werden, die uns ermöglicht, die wesentlichen Elemente und ihre Beziehungen in einem gegebenen Moment zu erfassen. Diese Darstellungsform ist ähnlich einer Landkarte oder einer Fotografie, die einen bestimmten Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt festhält. In dieser statischen Darstellung lassen sich wichtige Parameter und Zustände klar identifizieren und analysieren, ohne dass die Veränderlichkeit des Systems über die Zeit hinweg berücksichtigt wird. Dies ist hilfreich, um einen Überblick über den aktuellen Zustand eines Systems zu gewinnen.
Ein umfassendes Verständnis von Systemen erfordert damit eine mehrdimensionale und mehrperspektivische Betrachtung, die statische Zustände und dynamische Prozesse integriert.
Folglich ging ich in meinen Überlegungen von der Ebenendarstellung als strukturierendem Ausgangspunkt aus, um zunächst einzelne Systemzustände in ihrer Relation zueinander zu erfassen. Erst durch die schrittweise Erweiterung dieser Betrachtung, etwa durch die Einbeziehung der Zeit oder den Wechsel der Abstraktionsebene, eröffnete sich ein tieferes Verständnis der inneren Dynamik sowie der übergreifenden Zusammenhänge innerhalb des Systems. Diese Perspektive verbindet die präzise Analyse einzelner Zustände mit dem Verständnis übergeordneter Entwicklungen und macht sichtbar, wie sich Strukturen verändern und welche Prozesse ihnen zugrunde liegen.
Um ein umfassendes Verständnis von Systemen und ihren Veränderungen zu gewinnen, ist es notwendig, die zeitliche Dimension mit einzubeziehen. Das bedeutet, dass Phänomene nicht mehr nur als momentane Zustände betrachtet werden, sondern als Teil einer Abfolge von Entwicklungen. Jede einzelne Betrachtungsebene wird dabei zu einem Ausschnitt innerhalb eines größeren zeitlichen Zusammenhangs. Durch die Analyse dieser Abfolge wird erkennbar, wie Übergänge zwischen Zuständen verlaufen und wie sich Prozesse über die Zeit hinweg entfalten.

Unsere Weltauffassung erfolgt durch Denkprozesse auf unterschiedlichen Ebenen der Abstraktion.

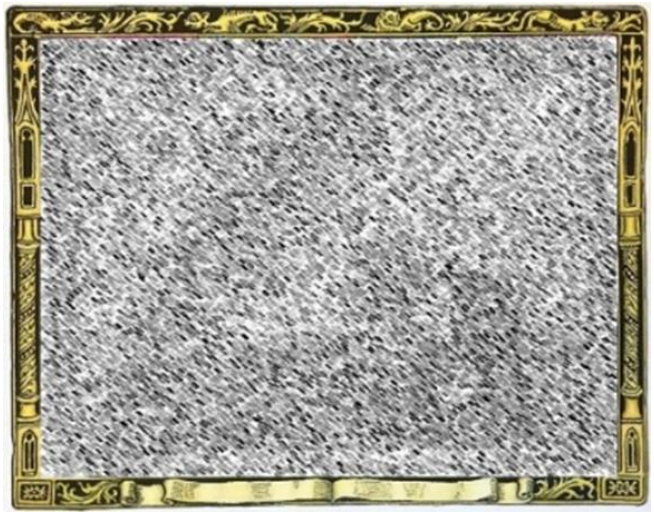
Um ein vertieftes Verständnis von Systemen und ihren Wandlungsprozessen zu gewinnen, ist es notwendig, unterschiedliche Abstraktionsebenen in die Analyse einzubeziehen. Diese Ebenen ermöglichen es, sowohl einzelne Zustände als auch zeitliche Abläufe und Übergänge in ihrer Relation zu erfassen. Abstraktion dient dabei nicht nur der Reduktion von Komplexität, sondern eröffnet neue Perspektiven auf das Zusammenspiel von Struktur und Veränderung.
In diesem Zusammenhang unterscheide ich mich grundlegend im Ebenenverständnis von Markus Gabriel und dem Neuen Realismus. Bei Gabriel werden Abstraktionsebenen als ontologisch reale Sinnfelder verstanden. Sie existieren unabhängig von jeder Erkenntnistätigkeit und bilden getrennte Bereiche der Wirklichkeit, etwa physikalische, moralische oder mathematische, die

nicht aufeinander reduzierbar sind. Diese Ebenen stehen nebeneinander, ohne zeitliche oder dynamische Verknüpfung.

Demgegenüber verstehe ich Abstraktionsebenen als erkenntnismethodische Instrumente. Sie entstehen durch Perspektivwechsel und ermöglichen es, komplexe Systeme in ihrer Entwicklung und inneren Dynamik zu erfassen.

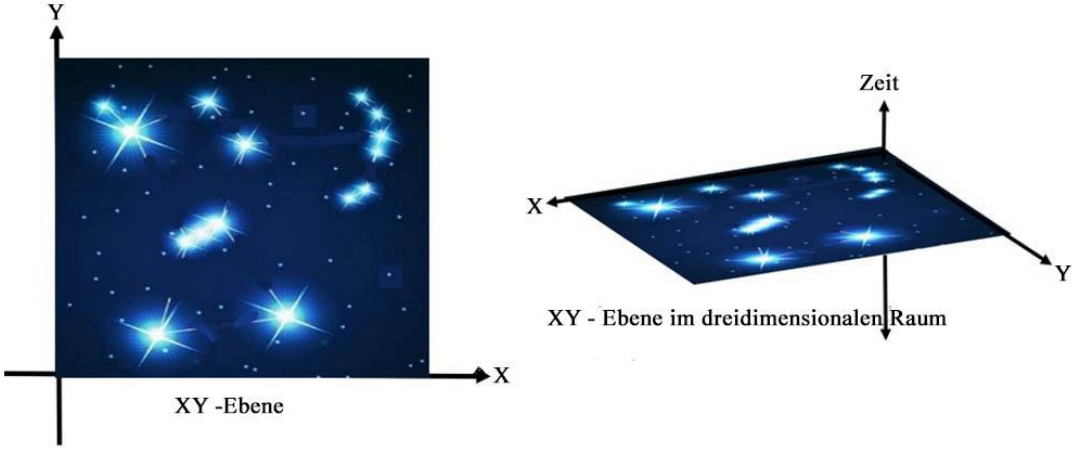
Abstraktion ist für mich kein Abbild feststehender Gegebenheiten, sondern ein aktiver Denkprozess. Sie macht Relationen, Übergänge und Veränderungsmuster sichtbar und schafft die Grundlage für ein tieferes Verständnis systemischer Zusammenhänge.

Ein anschaulicher Ausgangspunkt dafür ist die Vorstellung einer Ebene als zweidimensionale geometrische Struktur. In der linearen Algebra wird häufig die sogenannte Einheitsebene verwendet, eine Ebene im dreidimensionalen Raum, die auch als „xy-Ebene“ bezeichnet wird.
Ein Koordinatensystem dient dazu, die Position von Einheiten (Punkten, Objekten) mithilfe von Zahlen in eindeutiger Weise zu beschreiben. Es ist eine Beschreibung im zwei-dimensionalen Raum, um zu veranschaulichen und zu analysieren. Die Einheitsebene enthält den Ursprung (0, 0, 0) und dient als Referenzebene für die Positionierung von Punkten. Oft wird sie daher auch als „Punktebene“ bezeichnet.



Ebene, die durch unendlich viele Punkte definiert werden kann.

In einer solchen Darstellung werden Elemente und ihre Beziehungen auf anschauliche Weise erfassbar. Dies ist vergleichbar mit einer Landkarte, die eine Landschaft in einem bestimmten Zustand erfasst oder ein Sternenbild zu einem bestimmten Zeitpunkt abbildet.



Diese Ebene ist hilfreich, um Systemzustände zu einem festen Zeitpunkt strukturiert zu analysieren. Sie steht exemplarisch für eine statische Perspektive, die isolierte Zustände sichtbar macht, aber noch keine zeitlichen Veränderungen berücksichtigt.

In Wirklichkeit sind die Sterne unterschiedliche Lichtjahre von der Erde entfernt, ja, sie existieren vielleicht sogar nicht mehr. Gemeinsam haben diese Fixsterne eine auffallende Helligkeit und eine wiederholende Regelmässigkeit in der Erscheinung. Die Verbindungen (Beziehungen), und damit Gestalt und Bedeutung sind eine reine Konstruktion des Wahrnehmenden bzw. des Beobachters und nur in der Ebenenbetrachtung sinnvoll.

Diese Beschreibung greift das Bild eines Sternenbildes auf, um die Funktion einer abstrakten Ebene anschaulich zu machen:
Obwohl die Sterne in Wirklichkeit unterschiedlich weit entfernt sind, und manche vielleicht längst nicht mehr existieren, erscheinen sie am Himmel als geordnetes Muster. Die Linien, Bedeutungen und Figuren, die wir darin erkennen, entstehen nicht durch physikalische Fakten, sondern durch unsere Wahrnehmung. Es handelt sich um Konstruktionen, nicht um objektive Gegebenheiten.
Diese Analogie verdeutlicht, dass auch abstrakte „Ebenen“, etwa in der Analyse sozialer, technischer oder historischer Systeme, keine objektiven Abbilder der Realität darstellen. Struktur und Sinn entstehen durch die Perspektive des Betrachters. Die Ebene fungiert dabei als ein gedanklicher Rahmen, in dem komplexe Zusammenhänge sichtbar gemacht und einzelne Elemente analysierbar werden.
Ein historisches Beispiel für eine solche abstrakte Beobachtungsebene bietet die Französische Revolution (1789–1799). Je nach gewählter Perspektive ergeben sich unterschiedliche Deutungsmuster:

Aus sozialgeschichtlicher Sicht stehen etwa die Spannungen zwischen den Ständen, der Aufstieg des Bürgertums und die Notlage der Unterschichten im Vordergrund.
Eine ideengeschichtliche Analyse richtet den Blick auf die Wirkung der Aufklärung, das Streben nach Freiheit und Gleichheit sowie den Wandel politischer Leitvorstellungen.
Eine ökonomische Betrachtung betont hingegen die Rolle von Staatsverschuldung, Steuerungerechtigkeit und Missernten.
Wie bei einem Sternenbild ergibt sich auch hier das interpretierte Muster nicht allein aus den Fakten selbst, sondern aus der Perspektive des Betrachtenden.

Struktur ist kein Merkmal der Welt an sich, sondern ein Ergebnis dessen, worauf wir achten, was wir unterscheiden und wie wir beobachten.

Was sichtbar wird, hängt davon ab, worauf wir unseren Fokus richten, aber ebenso davon, was wir dabei unbeachtet lassen.
In diesem Kontext kommt der sogenannten Einheitsebene eine zentrale Rolle zu. Sie stellt eine abstrakte, zweidimensionale Darstellungsebene dar, auf der die Anordnung und Verbindung einzelner Einheiten, also Punkte innerhalb eines Systems, sichtbar gemacht werden. Ihr Zweck liegt nicht in der Abbildung von zeitlichen Abläufen oder Prozessen, sondern in der Analyse eines statischen Zustands zu einem bestimmten Zeitpunkt.
Diese Ebene ermöglicht es, komplexe Systeme strukturell zu erfassen, indem sie folgende Aspekte in den Fokus rückt:

- die Beziehungen zwischen Einheiten,
- deren Anordnung,
- und deren Funktion im Gesamtsystem.

Die Einheitsebene zeigt keine zeitliche Dynamik, sondern isolierte Zustände in einem Moment. Damit dient sie der statischen Analyse und ist vergleichbar mit einem Foto oder einem Standbild.
Die z-Achse, in diesem Zusammenhang als Zeitachse verstanden, wird in der Einheitsebene bewusst ausgeblendet. Dadurch entsteht eine statische Perspektive, die notwendig ist, um bestimmte Systemaspekte überhaupt strukturiert analysieren zu können.
Diese bewusste Beschränkung auf die xy-Ebene (ohne Zeitdimension) ist funktional, wenn:

- ein Zustand genau untersucht werden soll,
- Beziehungen zwischen Elementen analysiert werden müssen,
- eine standardisierte Struktur erhalten bleiben muss.

Struktur meint hier die funktionale Organisation von Elementen auf einer Ebene:

- Wie sind Einheiten angeordnet?
- Wie sind sie miteinander verbunden?
- Welche Funktion ergibt sich daraus?

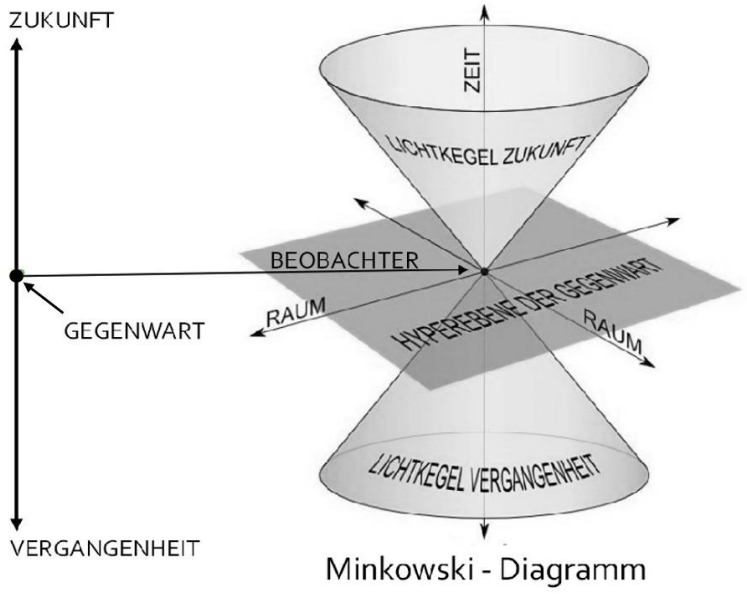
Diese Struktur ist nur innerhalb der Einheitsebene kohärent und sinnvoll. Werden die Elemente verändert (z. B. zeitlich verschoben), kann die intendierte Funktion oder Bedeutung verloren gehen.
Die Einheitsebene ist ein analytisches Instrument, um Systeme, Bilder, Zustände oder Objekte in einem fixierten Moment strukturell zu untersuchen. Sie ist besonders geeignet:

- zur Modellbildung,
- zur Zustandsbeschreibung,
- zur Erfassung von Beziehungsgeflechten.

Gleichzeitig bleibt sie beobachterabhängig. Bedeutung und Gestalt ergeben sich erst durch Interpretation.

Einheitsebene = xy-Ebene = Punktebene = Zustandseinheit = System

Die Einheitsebene bietet eine Momentaufnahme, eignet sich jedoch nicht, um dynamische Prozesse oder Entwicklungen in einem System nachzuvollziehen. Um zeitliche Abläufe, Veränderungen und Kausalitäten sichtbar zu machen, muss die Analyse um eine weitere Dimension (Perspektive), wie etwa die der Zeit, erweitert werden.
An diesem Punkt bietet sich das Minkowski-Diagramm aus der Relativitätstheorie als Denkmodell an. Es erweitert die zweidimensionale Darstellung um die zeitliche Achse und macht damit deutlich, wie Zustände miteinander verknüpft sind und wie sich Systeme über die Zeit verändern. Das Minkowski-Diagramm diente mir als Inspiration für meine weiteren Überlegungen und lieferte ein anschauliches Modell, das mir zeigte, wie Zeit und Raum zusammen betrachtet werden können, um komplexe Phänomene besser zu verstehen. Ein Ansatz, den ich zu meiner eigenen Betrachtung von dynamischen Systemen angewendet habe.



Minkowski - Diagramm [203]

Das Minkowski-Diagramm ist ein Modell der speziellen Relativitätstheorie, das Raum und Zeit grafisch verknüpft. Zeit und Raum werden als Achsen dargestellt, wodurch Ereignisse nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich erfasst werden können. So lassen sich Gleichzeitigkeit, Kausalität und relativistische Geschwindigkeit ohne komplexe Formeln anschaulich darstellen.
Dieses Modell ergänzt die ursprüngliche Darstellung um eine Raum-Zeit-Ebene, um dynamische Zusammenhänge analysieren zu können. Durch die Hinzunahme der Zeitdimension zu einer zuvor rein räumlichen Darstellung entsteht ein Bezugsrahmen, in dem Veränderungen und Entwicklungen sichtbar werden. Jeder Punkt im Raum-Zeit-Modell steht dann nicht nur für einen Ort, sondern auch für einen bestimmten Zeitpunkt. So lassen sich Bewegungen und Prozesse im zeitlichen Verlauf nachvollziehen.
Besonders hilfreich ist dieses erweiterte Modell bei der Analyse dynamischer Prozesse, sei es in der Physik oder in Bereichen wie der Sozial- oder Technikanalyse.

[203] SVG-Version von K. Aainsqatsi, ursprünglich veröffentlicht auf en.wikipedia, lizenziert unter Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 Unported (CC BY-SA 3.0).

Durch die Erweiterung der Einheitsebene um eine zeitliche Dimension wird es möglich, nicht nur Zustände, sondern auch das „Werden“ und die erwartete Entwicklung von Systemen nachvollziehbar darzustellen.
Ein zentrales Element ist dabei die „Hyperebene der Gegenwart“. Sie umfasst alle Ereignisse, die aus Sicht eines Beobachters zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichzeitig stattfinden. Vergangene und zukünftige Ereignisse werden durch weitere Hyperebenen ergänzt, die jeweils Raum-Zeit-Schnitte zu anderen Zeitpunkten darstellen.
Die Gegenwartsebene fungiert als zeitpunktbezogener Vorstellungsrahmen. Sie hilft dem Beobachter, Wahrnehmungen zu selektieren, Ereignisse einzuordnen und sich im Moment zu orientieren. Als dynamischer Bezugspunkt ermöglicht sie es, sowohl den aktuellen Zustand als auch die zeitliche Entwicklung eines Systems zu erfassen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind dabei nicht getrennt, sondern über die Kontinuität der Raumzeit miteinander verbunden.

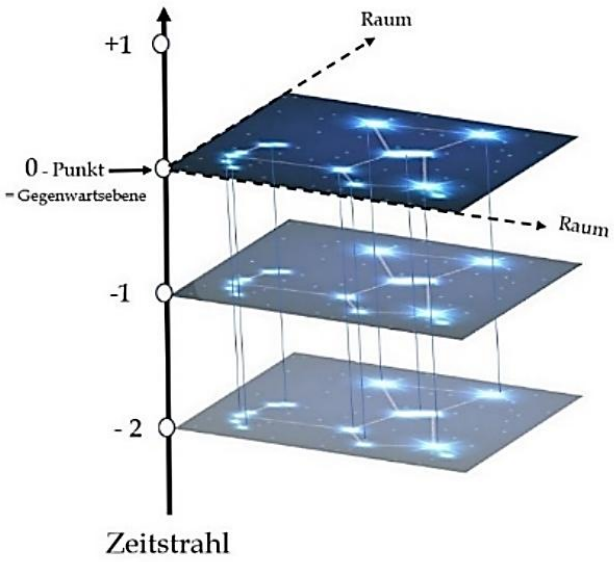
Ebene = Einheit = Vorstellungsrahmen = System = Orientierungsebene

Im erweiterten Raum-Zeit-Modell, das auf dem Minkowski-Diagramm basiert, wird die Gegenwartsebene als ein zeitpunktbezogener Vorstellungsrahmen verstanden. Sie ermöglicht es dem Beobachter, die räumlich-zeitlichen Beziehungen von Ereignissen im Moment der Gegenwart zu erfassen und zu bewerten. Diese Ebene dient somit als Orientierungshilfe und Referenzsystem für das Denken im aktuellen Moment.
Da dieser Rahmen an die Perspektive des Beobachters und den spezifischen Zeitpunkt gebunden ist, bleibt die Sichtweise notwendigerweise relativ. Die Vorstellung ist auf das Jetzt beschränkt. Damit können die volle Tiefe und Komplexität eines dynamischen Systems, das sich über Zeit entfaltet, nur begrenzt erfasst werden. Die Gegenwartsebene markiert also einen feststehenden Zustand innerhalb eines fortlaufenden Prozesses. Sie stellt eine Momentaufnahme und eine Zustandseinheit dar, die nur durch ihre zeitliche Einbettung in ein übergeordnetes dynamisches System erklärbar wird.
Das „System“ im Moment (Vorstellungsebene) muss im Kontext seines „Geworden-Seins“ betrachtet werden, um sein Ziel oder seine Funktion zu verstehen. Erst durch die Integration der Vergangenheit und der Zukunft, die in Kontinuität mit der Gegenwart stehen, erschließt sich die vollständige Dynamik des Gegebenen.
Jede Gegenwartsebene besitzt ihre eigene Qualität, da sie aus der individuellen Wahrnehmung und Perspektive des Beobachters hervorgeht. Eine konkrete Einheit ist nur in der persönlich erlebten Form der Gegenwart existent. Daraus folgt: Erkenntnis ist stets relativ zum Beobachter und zum Moment der Wahrnehmung. Ein umfassenderes Verständnis komplexer Zusammenhänge kann daher nur durch die bewusste Einbeziehung der zeitlichen Dimension, also des Werdens und Vergehens, erfolgen.
Das erweiterte Raum-Zeit-Modell macht diese Relativität sichtbar: Die Gegenwart ist keine absolute Gegebenheit, sondern ein dynamischer, perspektivabhängiger Bezugspunkt, aus dem heraus Denken, Wahrnehmen und Handeln möglich werden. Nur im Zusammenspiel von Zustand (Vorstellung) und Prozess (zeitliche Entwicklung) lassen sich Systeme tiefer begreifen.

Vergangenheit und Zukunft erscheinen aus Sicht der Gegenwart als frühere bzw. mögliche zukünftige Gegenwartsebenen.

Je nach Perspektive kann die Einheitsebene als Vergangenheitsebene, Gegenwartsebene oder Zukunftsebene fungieren. Sie bildet den formalen Rahmen, innerhalb dessen Wahrnehmung und Analyse zeitlicher Zustände stattfinden.

Für mein Verständnis ergab sich daraus die folgende Anordnung.



Dabei soll sich zeigen, dass unsere Wahrnehmung und unsere Interpretation kein neutraler Akt eines gegebenen Zustands ist. Wir projizieren unsere innere Verfasstheit, unsere Erfahrungen, Deutungsmuster und emotionalen Prägungen, in die Gegenwart. Diese innere Haltung entsteht aus unserer gedeuteten Vergangenheit. Sie entsteht aus dem, was wir erlebt und wie wir es interpretiert haben.

Diese Projektion wirkt sich auch auf unseren Blick in die Zukunft aus. Wir deuten nicht nur das Gegebene, sondern auch dessen mögliche Entwicklung auf Grundlage unserer inneren Orientierung.

Das bedeutet: Unsere Sicht auf Gegenwart und Zukunft ist immer durch persönliche Vorannahmen geprägt. Wir lesen in Systeme nicht nur, was ist, sondern auch, was wir darin erwarten, hoffen oder befürchten.
Diese persönliche Projektion verbindet sich unweigerlich mit unserem Zeiterleben, denn wie wir Gegenwart deuten und Zukunft erwarten, hängt eng mit unserem Verständnis von Zeit selbst zusammen.

Zeit ist zentral für unser Weltverständnis, da unsere Vorstellungen von ihr eng mit Wahrnehmung und Denken verknüpft sind. Sie fungiert als strukturierendes Instrument zur Ordnung von Ereignissen und zur Organisation unseres Alltags.

Wir interpretieren Zeit typischerweise durch die Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese Einordnungen helfen uns, ein Gefühl für Kontinuität und Veränderung zu entwickeln. Zeit ist somit nicht nur ein neutrales Medium, sondern ein strukturierendes Prinzip, das unsere Wahrnehmung und unser Denken durchdringt.
Unsere Wahrnehmung von Zeit wird dabei sowohl durch externe Einflüsse als auch durch interne Mechanismen geformt. Individuelle Faktoren wie persönliche Erfahrungen, Persönlichkeitsmerkmale und Lebensumstände beeinflussen unser Zeitgefühl. Stress, Langeweile oder das Älterwerden können unser Zeitempfinden stark verändern. In dynamischen Situationen oder bei vielen neuen Eindrücken scheint die Zeit wahrgenommen schneller zu vergehen; während sie sich in monotonen Routinen oder Phasen geringer Abwechslung verlangsamt anfühlen kann.
Auch kulturelle Vorstellungen prägen unser Zeitverständnis. In westlichen Kulturen wird Zeit meist linear und präzise gemessen. In anderen Kulturen hingegen dominiert ein zyklisches und flexibles Zeitmodell, das weniger auf Sequenz und mehr an Wiederkehr und Gleichgewicht orientiert ist.
Zeit und Veränderung sind untrennbar miteinander verknüpft. Unsere Wahrnehmung von Zeit entsteht wesentlich durch die Dynamik der Veränderungen, die wir erleben. Diese

Veränderungen formen unsere Erfahrung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und beeinflussen, wie wir Zeit deuten und strukturieren.
Unsere persönliche Bewertung der Zeit kann zu einer Diskrepanz zwischen physikalischer Zeit, wie sie durch Uhren gemessen wird, und dem persönlichen Zeitempfinden führen. Unsere innere Uhr und unser persönliches Zeitgefühl stimmen nicht immer mit der standardisierten Zeit überein. So erleben wir Zeit mitunter als schneller oder langsamer, als es über den Maßstab Zeit messbar wäre.
In unserem Verständnis wird Zeit dadurch zu einem Instrument, mit dem wir Veränderungen und Abfolgen von Ereignissen messen und organisieren. Zeit ist keine eigenständige Einheit, sondern ein Maßstab, das uns Orientierung in komplexen Abläufen gibt. In der Physik wiederum wird Zeit als Dimension verstanden, die den Ablauf von Ereignissen quantifiziert.
In der klassischen Physik, insbesondere vor der Entwicklung der Relativitätstheorie, wurde Zeit als eigenständige und absolute Größe betrachtet. Newton verstand Zeit als universell gleichmäßig verlaufend, unabhängig vom Raum und vom Beobachter. Dieses lineare und unveränderliche Verständnis blieb lange prägend.
Erst mit Einsteins spezieller und allgemeiner Relativitätstheorie wurde dieses Modell grundlegend revidiert. Zeit ist seither nicht mehr absolut, sondern relativ. Sie ist untrennbar mit dem Raum verbunden, wird durch Gravitation und Bewegung beeinflusst und verläuft für unterschiedliche Beobachter unterschiedlich.
Im alltäglichen Leben orientieren wir uns jedoch weiterhin an einem klassischen, linearen Zeitverständnis. Wir planen unsere Zeit nach festen Intervallen, Uhrzeiten und Kalendertagen. Trotz der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Relativitätstheorie bleibt die Vorstellung einer gleichmäßig fortschreitenden Zeit im Alltag erhalten und funktional.
Die lineare und unidirektionale Vorstellung von Zeit funktioniert in unserem Alltag und in vielen technischen Anwendungen gut. Zeitmessungen sind ausreichend genau, um tägliche Aktivitäten zu koordinieren. Die Verwendung eines solchen Zeitmaßstabs ermöglicht eine standardisierte Kommunikation, Planung und Organisation.
Als Maßstab dient Zeit somit dazu, Veränderungen und Ereignisfolgen zu messen und zu ordnen. Obwohl die Relativitätstheorie das klassische Zeitverständnis relativiert hat, hat dies kaum Auswirkungen auf unser praktisches Zeitverständnis. Zeit bleibt ein stabiler Bezugsrahmen.
Gerade durch die lineare Zeitvorstellung wird es möglich, die Dynamik und Evolution von Systemen als Prozesse zu analysieren. Die zeitliche Dimension erlaubt es, Ereignisse nicht nur punktuell zu erfassen, sondern in Beziehung zu setzen, Entwicklungen zu erkennen und Abläufe zu verstehen.
Zeit ist zugleich persönliches Erleben und Ordnungsinstrument. Als unverzichtbare Denkgröße hilft sie uns, Wandel zu begreifen, Ereignisse einzuordnen und komplexe Systeme zu strukturieren.

Die lineare und kontinuierliche Zeitvorstellung dient als zweckmäßiges Denkmodell, um Veränderungen zu beurteilen und zu messen.

Im Ebenenverständnis dient Zeit als zentrales Instrument zur Organisation und Interpretation von Veränderungen. Sie ermöglicht es, Ereignisse in eine sinnvolle Abfolge zu bringen und den Verlauf dynamischer Prozesse verständlich zu machen. Dabei ist Zeit kein eigenständiges Phänomen, sondern ein gedankliches Maß, mit dem wir die Beziehungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfassen. In diesem Kontext fungiert die Gegenwartsebene als dynamischer Bezugsrahmen, in dem der Beobachtende die zeitlichen und räumlichen Relationen zwischen Ereignissen erkennt, bewertet und in Zusammenhänge einordnet. Zeit im Ebenenmodell eröffnet damit ein Verständnis für Wandel und Kontinuität, das weit über die rein physikalische Zeitmessung hinausgeht.
Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang das Zusammenspiel von statischen und dynamischen Elementen auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen. Erst dieses Zusammenspiel ermöglicht

ein umfassendes Verstehen komplexer Systeme. In der Prozessanalyse wird ein und dasselbe System zu verschiedenen Zeitpunkten betrachtet, um sowohl seine Struktur als auch seine Veränderungsdynamik zu erfassen. Dabei werden die Anordnung, Bewegung und Transformation der Systemelemente ebenso analysiert wie die Relationen zwischen ihnen. Eine hierarchische Gliederung der Ebenen hilft, Prozesse visuell und konzeptuell zu erfassen, während der Vergleich zwischen den Ebenen verdeutlicht, wie Veränderungen auf einer Ebene Wechselwirkungen auf anderen hervorrufen können. So wird ein tieferes Verständnis von Systemzusammenhängen möglich.
Der Weg zum Verständnis beginnt dabei mit der statischen Erfassung eines Systems, einem ersten Akt des Ordnens, in dem Bestandteile in ein begrenztes Referenzschema eingefügt werden. Im weiteren Denkprozess erweitert sich dieses Bild durch die Einbeziehung der Zeitdimension, wodurch die wahrgenommenen Strukturen mit Bewegung, Transformation und Geschichte aufgeladen werden. Die Spannung zwischen Struktur und Veränderung, zwischen Stabilität und Dynamik, ist es letztlich, die unser Verständnis der Welt prägt, nicht als bloße Ansammlung fixer Elemente, sondern als Beziehungsgeschehen, das sich auf verschiedenen Ebenen und über die Zeit entfaltet.
Genau hier knüpft Ernst Cassirer mit seiner symboltheoretischen Perspektive an. Er beschreibt das Denken nicht als ein Festhalten an isolierten Einheiten, sondern als einen strömenden Prozess, einen symbolischen Akt, der das Bewusstsein in Bewegung hält und durch Beziehungen, Bedeutungsverschiebungen und Rückkopplungen strukturiert.
In seinen Worten:

> „Der symbolische Prozess ist wie ein einheitlicher Lebens- und Gedankensstrom, der das Bewußtsein durchflutet und der in dieser seiner strömenden Bewegtheit erst die Vielfältigkeit und den Zusammenhang des Bewusstseins, erst seine Fülle wie seine Kontinuität und Konstanz zuwege bringt. Von einer neuen Seite her zeigt somit dieser Prozess, wie die Analysis des Bewusstseins niemals auf „absolute“ Elemente zurückführen kann – weil eben die Relation, weil die reine Beziehung es ist, die den Aufbau des Bewusstseins beherrscht und die in ihm als echtes „Apriori“, als wesensmäßig Erstes, hervortritt. Nur im Hin und Her vom „Darstellenden“ zum „Dargestellten“, und von diesem wieder zu jenem zurück, resultiert ein Wissen vom Ich und ein Wissen von ideellen wie reellen Gegenständen.“
>
> Cassirer, E., Philosophie der symbolischen Formen, Bd.3, S.231 f., Berlin 1923–1929

Verstehen ist kein Abbilden einer objektiv gegebenen Wirklichkeit, sondern ein aktiver, individueller Konstruktionsprozess. Dies lässt sich sowohl aus philosophischer als auch aus neurobiologischer Perspektive zeigen. Ernst Cassirer betont, dass das Bewusstsein nicht aus abgeschlossenen, isolierten Einheiten aufgebaut ist, sondern sich durch symbolische Relationen strukturiert. Diese Relationen sind nicht bloße Verknüpfungen zwischen fertigen Inhalten, sondern selbst die grundlegende Struktur des Bewusstseins. Sie sind, wie Cassirer es formuliert, ein echtes Apriori, nicht im Sinne eines festen Vorwissens, sondern als lebendige Beziehungsstruktur, die dem bewussten Erkennen vorausgeht und es überhaupt erst ermöglicht. In diesem Zusammenhang entstehen Einheiten und Objekte nicht unabhängig von diesen Relationen, sondern als Ergebnisse konkreter Beziehungskonstellationen innerhalb symbolischer Prozesse. Ihre Identität ist nicht in einer stabilen Essenz begründet, sondern ergibt sich aus ihrer Stellung im wechselseitigen Spiel zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten. Verstehen vollzieht sich folglich nicht durch die Rezeption fertiger Bedeutungen, sondern durch die aktive Erzeugung von Sinn in einem relationalen Kontext.
Damit verschiebt sich der Blick:

Nicht die Einheit bildet den Ursprung der Beziehung, sondern umgekehrt: Die Beziehung ermöglicht erst die Existenz und Bestimmung von Einheit.

Diese Sichtweise nähert sich den Grundgedanken der Prozessphilosophie, wie sie insbesondere von Alfred North Whitehead formuliert wurde. Whitehead betont, dass die Wirklichkeit kein statisches Gefüge aus isolierten Einheiten ist, sondern ein dynamisches Netzwerk von Prozessen und Beziehungen. Einheit entsteht demnach nicht als unabhängiges, vorgegebenes Ding, sondern als Moment in einem fortwährenden Prozess relationaler Verflechtungen.
Eine konkrete neurobiologische Entsprechung dieser Perspektive bietet Gerald Edelmans Theorie der Repräsentationsgruppen[204]. Diese neuronalen Strukturen, die aus frühen Beziehungserfahrungen hervorgehen, bilden grundlegende Muster der Wahrnehmung und des Verhaltens ab. Sie prägen, wie ein Individuum sich selbst wahrnimmt, andere sieht und in Beziehung zur Welt tritt.
In Edelmans Modell existieren keine fixierten, dauerhaft stabilen Einheiten. Vielmehr ist das Bewusstsein ein dynamischer Prozess, in dem sich Repräsentationsgruppen durch ständige Wechselwirkung mit Erfahrungen und Lernprozessen fortlaufend verändern und weiterentwickeln. Diese prozesshafte Sichtweise verdeutlicht, dass das Gehirn nicht mit festen Abbildern arbeitet, sondern mit sich wandelnden Strukturmustern.
Überträgt man diesen Gedanken auf die psychologische Ebene, wird deutlich, dass unsere Wahrnehmung und unser Selbstverständnis nicht auf starren Repräsentationen beruhen. Die Muster, nach denen wir uns selbst und andere verstehen, entstehen vielmehr aus plastischen, prozesshaften Erfahrungen, die vom Kontext und Lernprozessen abhängen.
So zeigt die Prozessphilosophie nicht nur, dass Struktur und Identität flexibel sind, sondern auch, dass sie ohne das zugrundeliegende Beziehungsgeflecht gar nicht entstehen könnten. Einheit und Identität sind demnach immer als dynamische Momente in einem Netzwerk von Beziehungen zu verstehen, die beständig in Bewegung und Wandel begriffen sind.
Besonders anschaulich zeigt sich dies in der Integration paralleler und serieller Wahrnehmungsprozesse. Häufig werden diese beiden Verarbeitungsformen als getrennt betrachtet. Doch wenn man die Perspektive dynamischer Beziehungskonstellationen einnimmt, wird deutlich, dass sie in Wirklichkeit eng miteinander verflochten sind. Die Fähigkeit, in einer sich ständig wandelnden Umwelt stabile Objekte zu erkennen, beruht auf der kontinuierlichen Identifikation stabiler Muster, die durch konstante Anpassung, Kontextintegration und Lernprozesse ermöglicht wird. Dabei ist die Wiedererkennung ähnlicher Beziehungskonstellationen zentral für die Stabilisierung von Wahrnehmung. Diese Mustererkennung ist jedoch nicht statisch, sondern das Resultat eines dynamischen Zusammenspiels von Erfahrung, Interpretation und neuronaler Plastizität.
In dieser Perspektive wird deutlich, dass das Denken in Einheiten letztlich das Ergebnis persönlicher Konstruktion ist. Unsere Wahrnehmung und unser Weltverständnis beruhen nicht ausschließlich auf etwas Gegebenem, das auf uns einwirkt, sondern entstehen wesentlich durch

[204] Gerald Edelman entwickelte die Theorie des neuronalen Darwinismus (auch bekannt als „Theory of Neuronal Group Selection"). Diese Theorie beschreibt, wie sich neuronale Gruppen im Gehirn entwickeln und selektiv verstärken, basierend auf sensorischen Erfahrungen und Verhaltensfeedback. Der Begriff „Repräsentationsgruppen" bezieht sich in diesem Kontext auf Gruppen von Neuronen, die bestimmte sensorische oder motorische Erfahrungen repräsentieren. Während der Begriff der „Repräsentationsgruppen" in der Neurobiologie von Edelman auf neuronale Strukturen verweist, beschreibe bzw. übertrage ich sie metaphorisch auf die Erfahrungen, die sich prozesshaft entwickeln. Diese Strukturen oder Muster bestimmen, wie wir uns selbst und andere wahrnehmen und wie wir in Beziehung zur Welt treten.

individuelle Prozesse der Interpretation und Konstruktion. Die Stabilisierung von Objekten ist daher nicht nur eine passive Reaktion auf äußere Reize, sondern ein aktiver Vorgang, der tief in unseren dynamischen Erfahrungsprozessen und in der Flexibilität unserer inneren Repräsentationsmechanismen verankert ist.
Verstehen erweist sich unter diesen Bedingungen nicht als einfaches Aufnehmen oder Abbilden von Informationen, sondern als schöpferischer Akt, der im jeweiligen Subjekt verankert ist. Es ist ein kreativer, individueller Prozess, durch den Bedeutungen erzeugt und Beziehungen konstituiert werden. Daraus folgt, dass Verstehen nicht in der objektiven Repräsentation von etwas bereits Existierendem besteht, sondern in der individuellen Hervorbringung von Sinn innerhalb eines relationalen Erfahrungsfeldes.

Verstehen ist kein bloßes, passives Abbilden vorgefundener Gegebenheiten, sondern ein aktiver, individueller Schöpfungsprozess, der auf der Grundlage dieser Gegebenheiten erst möglich wird.

In Wirklichkeit ist jede Einheit einer prozessualen Auseinandersetzung und ein in Beziehungsetzen eines Individuums mit seiner Umwelt und den damit verbundenen Bedingungen unterworfen. Eine Einheit wird nicht als statischer Zustand lokalisiert, sondern als Aktivität betrachtet, die in ständigem reziprokem Austausch mit der Umwelt und mit sich selbst steht. Die Prozessualität und die dynamischen Beziehungen, denen Einheiten unterliegen, tragen zur Komplexität ihrer Existenz bei. Beziehungen und Bedingungen der Situation oder des Ereignisses treten in den Vordergrund und prägen sie über den Moment hinaus. Dennoch sind Beziehungen und Bedingungen, genauso wie Gefühle und Emotionen, als feste Einheiten nicht oder nur mittelbar darstell- und vorstellbar. Es ist schwierig (indirekt) bis unmöglich[205], sie in starre Kategorien zu fassen.
Ein dynamischer Prozess kann jedoch durch Vorstellungen dargestellt werden, auch wenn Vorstellungen allgemein als statische Referenzebenen betrachtet werden. Die Vorstellungskraft ermöglicht es uns, uns Situationen oder Prozesse vorzustellen, die sich im Laufe der Zeit entwickeln oder verändern können. Obwohl eine Vorstellung selbst als Momentaufnahme betrachtet werden kann, kann sie dennoch die Idee eines Prozesses oder einer Veränderung enthalten. Zum Beispiel können wir uns vorstellen, wie sich ein Objekt von einem Zustand zum anderen bewegt, wie sich eine Landschaft über die Jahreszeiten verändert oder wie sich Beziehungen zwischen Menschen im Laufe der Zeit entwickeln.
Die Vorstellungskraft ermöglicht es uns, dynamische Prozesse zu erfassen, obwohl unsere inneren Bilder jeweils nur einen statischen Moment abbilden. In einem bestimmten Augenblick erscheint eine Vorstellung zwar als unbeweglich, dennoch kann sie durch ihre Verknüpfung mit anderen Vorstellungen sowie durch die Einbeziehung zeitlicher Dimensionen ein Gefühl für Veränderung und Entwicklung vermitteln. Auf diese Weise wird es möglich, Abläufe, Übergänge und Transformationen geistig nachzuvollziehen – auch wenn die Vorstellung selbst stets eine Momentaufnahme bleibt.
Dabei ist zu betonen, dass solche inneren Bilder die Komplexität oder die exakte Dynamik eines realen Prozesses niemals vollständig abbilden können. Dennoch tragen sie wesentlich zum Verstehen von Veränderung bei. Sie ermöglichen es, Entwicklungen zu antizipieren, mögliche

[205] In der Mathematik kann eine dynamische Beziehung oft durch eine Funktion ausgedrückt werden. Eine Funktion kann sich ändern, abhängig von Variablen oder Parametern. Als Darstellungsform repräsentiert die Funktionsgleichung die Beziehung zwischen den Variablen und den Ergebnissen **im abstrakten Raum**. **In diesem Sinne ist sie eine Art mathematische Einheit oder Form**, die die Beziehung in einer bestimmten Struktur beschreibt. Sie ist eine wichtige Darstellungsform in der Mathematik, um Beziehungen zwischen Größen zu veranschaulichen und zu analysieren, d.h. sie mathematisch zu beschreiben. Die Funktionsgleichung wird als Einheit operativ verwertbar und ermöglicht es, mathematisch präzise Vorhersagen und Analysen durchzuführen.

Szenarien zu entwerfen und die Auswirkungen von Veränderungen einzuschätzen. Die Vorstellungskraft fungiert so als Werkzeug, das uns erlaubt, Wandel gedanklich zu durchdringen.
Zentral für dieses Verständnis ist das Konzept der Momentaufnahme. Eine Vorstellung oder Struktur zu einem bestimmten Zeitpunkt dient als Referenzebene. Diese Momentaufnahme beschreibt einen festgehaltenen Zustand innerhalb eines sich sonst ständig verändernden Prozesses. Obwohl sie selbst statisch ist, bildet sie die Grundlage dafür, Veränderungen überhaupt erkennen und beschreiben zu können. Sie stellt einen Ausgangspunkt dar, von dem aus Verschiebungen, Entwicklungen oder Umbrüche beurteilt werden können. Als Teil eines dynamischen Systems hat jede Momentaufnahme somit sowohl eine beschreibende als auch eine orientierende Funktion.
Indem wir Beziehungen innerhalb einer Struktur zu einem bestimmten Zeitpunkt festhalten, schaffen wir eine erkennbare Form, ein Modell, das als kognitiver Ankerpunkt dient. Diese Fixierung erlaubt nicht nur die Wiedererkennung ähnlicher Beziehungsmuster, sondern macht Veränderungen als Abweichung oder Fortsetzung sichtbar. Erst durch diese Vergleichbarkeit wird die Dynamik relationaler Systeme verstehbar.

Ein statischer Zustand ist nicht das Gegenteil von Prozesshaftigkeit, sondern eine notwendige gedankliche Voraussetzung, um Prozesse überhaupt fassen und beschreiben zu können.

Die Referenzebene, verstanden als Zusammenspiel aus festen Einheiten und ihren Beziehungen, bildet die notwendige Struktur, um dynamische Zusammenhänge nicht nur zu erkennen, sondern auch in ihrer Entwicklung zu analysieren. Ein fixer Bezugspunkt innerhalb eines bewegten Zusammenhanges eröffnet dabei den Zugang zum begrifflichen Nachvollzug von Veränderung. Ohne solche Fixierungen wäre unser Denken kaum in der Lage, Wandel zu identifizieren, zu deuten oder vorausschauend zu denken.
Insgesamt zeigt sich: Statische Vorstellungen, so begrenzt ihre Genauigkeit auch sein mag, sind ein zentrales Mittel zur Erfassung dynamischer Prozesse. Durch ihre Ordnungsfunktion und ihren Wert als Vergleichsgrundlage ermöglichen sie nicht nur das Erkennen von Veränderung, sondern auch deren Interpretation.
Diese Funktion spiegelt sich auch in der Unterscheidung zweier Abstraktionsebenen wider, nämlich der Analyse von Systemen als übergeordnete Muster einerseits und der Identifikation von Mustern innerhalb von Systemen andererseits. Erst diese Differenzierung, zwischen struktureller Gesamtsicht und detaillierter Binnenstruktur, macht systemische Veränderungen erfassbar. Oder bildlich gesprochen:

Systeme als Muster zu betrachten, entspricht dem Blick auf den Wald als Ganzes. Das Erkennen von Mustern innerhalb der Systeme gleicht dem Erkennen einzelner Bäume und ihrer Anordnung. Beide Perspektiven sind notwendig, da sie unterschiedliche, einander ergänzende Abstraktionsebenen repräsentieren.

Diese duale Betrachtung lässt sich präziser als ein Zusammenspiel zweier hierarchisch organisierter Ebenen beschreiben:
Systemebene (abstrakt): Auf dieser Ebene werden ganze Systeme als Einheiten oder generalisierte Muster betrachtet. Der Fokus liegt auf dem Gesamtbild – zentrale Strukturen, Funktionen und Relationen treten in den Vordergrund, während spezifische Details bewusst ausgeblendet werden. Ziel ist es, ein zeitloses, übergreifendes Verständnis zu gewinnen, das Systemzusammenhänge sichtbar macht, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren.
Inhaltsebene (konkret): Hier richtet sich die Aufmerksamkeit auf die einzelnen Bestandteile und deren spezifische Anordnung innerhalb des Systems. Diese Ebene ermöglicht es, interne

Strukturen, präzise Muster und detaillierte Beziehungen zwischen den Komponenten zu untersuchen. Dadurch wird der Innenaufbau eines Systems nachvollziehbar.

Zusammengenommen eröffnen diese beiden Ebenen eine umfassende Perspektive auf komplexe Systeme. Die abstrakte Systemebene liefert den Überblick und hilft, grundlegende Strukturen zu erkennen. Die konkrete Ebene vertieft das Verständnis durch die Analyse spezifischer Inhalte und interner Dynamiken.
Erst das Zusammenspiel von Abstraktion und Detailbetrachtung ermöglicht ein tiefgehendes Verständnis der Komplexität und Veränderlichkeit von Systemen. Beide Perspektiven sind nicht gegensätzlich, sondern komplementär. Sie strukturieren unser Denken über Wandel und machen ihn begreifbar. Allerdings:

Ohne klare Einheiten und strukturierte Beziehungen fehlt unseren Vorstellungen die Grundlage und damit die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge sinnvoll nachzuvollziehen.

Dies lässt sich anschaulich am Beispiel der Quantenphysik zeigen. Verlässt man den Rahmen klar definierter und voneinander abgrenzbarer Einheiten sowie festgelegter Beziehungen, wie er unserem Alltagsverständnis zugrunde liegt, geraten unsere gewohnten Deutungsmuster ins Wanken. Orientierung und intuitive Nachvollziehbarkeit gehen verloren.
Die Quantenphysik entzieht sich unserem unmittelbaren Vorstellungsvermögen, weil sie mit Einheiten und Relationen operiert, die sich grundlegend von den Strukturen unserer Alltagserfahrung unterscheiden. Ihre Phänomene lassen sich nicht direkt anschaulich erfassen, sondern nur indirekt über abstrakte mathematische Modelle darstellen. Deshalb ist sie für uns nur über symbolische Repräsentationen, wie Formeln und Wahrscheinlichkeitsverteilungen, zugänglich.

1. **Welle-Teilchen-Dualität**: Quantenobjekte wie Photonen oder Elektronen zeigen sowohl Teilchen- als auch Welleneigenschaften. Die Vorstellung, dass etwas sowohl eine Welle als auch ein Teilchen sein kann, widerspricht der klassischen Physik und unserer Vorstellung von Eindeutigkeit.
2. **Unsicherheitsrelationen**: Die Heisenbergsche Unschärferelation besagt, dass Ort und Impuls eines Teilchens nicht gleichzeitig mit beliebiger Präzision gemessen werden können. Dies steht im Gegensatz zur klassischen Physik, wo gewöhnlich angenommen wird, dass diese Eigenschaften präzise bestimmt werden können.
3. **Verschränkung**: Bei der Quantenverschränkung sind zwei oder mehr quantenmechanische Systeme so miteinander verbunden, dass der Zustand des einen Teilchens instantan den Zustand des anderen beeinflusst, unabhängig von der räumlichen Entfernung. Dieses Phänomen führt zu nicht-lokalen Effekten, die schwer vorstellbar sind.
4. **Superposition**: Quantenobjekte können sich in Superpositionszuständen befinden, was bedeutet, dass sie mehrere Zustände gleichzeitig einnehmen können, bis eine Messung durchgeführt wird, die sie auf einen bestimmten Zustand festlegt.

Diese Eigenschaften sind schwer erfassbar und entsprechen nicht unseren Alltagserfahrungen. Daher ist es schwierig, sie sich vorzustellen. Wir nutzen mathematische Modelle und Symbole, um die Quantenwelt indirekt zu verstehen und zu beschreiben. Diese mathematischen Strukturen ermöglichen es uns, Erkenntnisse zu gewinnen, die über unsere alltägliche Vorstellungskraft hinausgehen.

Da die Quantenphysik sich jenseits unserer erfahrbaren Welt befindet, ist sie nur indirekt verständlich. Die mathematische Sprache[206] und Modelle sind entscheidend für das Verständnis und die Beschreibung der Quantenmechanik. Experimente und Beobachtungen sind unerlässlich, um Theorien und Modelle der Quantenphysik zu überprüfen und zu verfeinern. Somit bewegen wir uns bei der Einheitsbildung und Strukturbildung auf einem anderen Abstraktionsniveau als in unserem Alltagsverständnis. Dies verdeutlicht, dass unsere Wahrnehmung und Intuition allein nicht ausreichen, um alle Dimensionen dieser Welt zu erfassen. Auch die Wissenschaft orientiert sich letztlich an der durch unsere Sinne erfahrbaren Welt.
Das allgemeine Verstehen beruht auf der Analyse und Integration von Strukturen und Prozessen auf verschiedenen Abstraktionsebenen. Zunächst erfassen wir die Welt durch stabile, statische Einheiten und klare Beziehungen, die uns Orientierung bieten. Mit zunehmender Erkenntnis fügen wir dynamische Prozesse hinzu und verstehen, wie Veränderungen in einem System auch andere Ebenen beeinflussen. Parallel dazu erfassen wir komplexe Muster, während wir sequentiell einzelne Elemente zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügen.
Die Quantenphysik zeigt jedoch, dass unser Alltagsverständnis und unsere Vorstellungskraft an Grenzen stoßen, wenn wir auf Ebenen stoßen, die nicht direkt erfahrbar sind. Hier müssen wir uns auf abstrakte Modelle, mathematische Strukturen und axiomatische (dogmatische) Setzungen verlassen, um Einblicke in komplexe, nicht intuitiv verständliche Phänomene zu gewinnen.

Allgemeines Verstehen beruht auf der Integration unterschiedlicher Abstraktionsebenen. Zunächst strukturieren wir die Welt über stabile Einheiten und klare Beziehungen. Diese bilden die Grundlage für Orientierung und ermöglichen das Erkennen von Veränderungen. In einem weiteren Schritt fügen wir dynamische Prozesse hinzu und erkennen systemische Muster, indem wir einzelne Elemente zu kohärenten Strukturen zusammenfügen.

Die Quantenphysik jedoch zwingt uns, diesen Weg umzukehren. Hier entsteht Verstehen nicht aus unmittelbarer Erfahrung, sondern durch mathematisch induzierte Abstraktion, die sich erst im Nachhinein, wenn überhaupt, mit den Ergebnissen empirischer Beobachtung deckt. Dies verweist auf die Grenzen unserer Denkmodelle. Wo direkte Erfahrung versagt, bleibt nur die spekulative, mathematisch strukturierte Konstruktion, ein symbolischer Zugriff auf das Wirkliche, der nicht auf Anschauung, sondern auf Formalisierung beruht. Es ist ein prinzipiell spekulativer Zugriff auf das Wirkliche.
Diese Verschiebung verdeutlicht, dass Verstehen ein dynamischer, mehrschichtiger Prozess ist, der sowohl auf Wahrnehmungen als auch auf abstrakten Modellen beruht. Um der Komplexität der Welt gerecht zu werden, müssen wir verschiedene Ebenen des Denkens und Erfassens berücksichtigen.
Daraus folgt: Es existieren unterschiedliche „Ebenen“ des Erfassens, Verstehens und Denkens. Aufgrund dieser Pluralität ist auch die Bedeutung von „Einheiten“ nicht statisch, sondern kann je nach Betrachtungsperspektive unterschiedlich gefasst und interpretiert werden. Diese Vielfalt der Betrachtungsebenen ermöglicht eine tiefere Analyse von Systemen, weil sie deren Mehrdimensionalität anerkennt. Ein System lässt sich damit aus unterschiedlichen Blickwinkeln erfassen. Jede Ebene liefert dabei spezifische Einsichten. Dies werde ich im nächsten Kapitel noch vertiefen, wenn es um die Erfahrungsebene geht.
Die Beziehungen zwischen den Abstraktionsebenen sind komplementär. Die Systemebene identifiziert übergeordnete Muster, während die konkrete Ebene Einblick in spezifische Anordnungen und interne Dynamiken gewährt. Beide Perspektiven ergänzen sich, um ein

[206] Die Einheitsbildung in der Quantenphysik erfolgt auf einem anderen Abstraktionsniveau als in unserem Alltagsverständnis. Die mathematischen Strukturen und Modelle, die in der Quantenphysik verwendet werden, stellen eine Abstraktion dar, die anderer Art ist, als die der Erfahrungen und Intuitionen.

umfassenderes Verständnis von Struktur, Funktion und Entwicklung komplexer Systeme zu ermöglichen.
Einen ähnlichen Gedanken entwickelt Ernst Cassirer, wenn er feststellt:
„Die Philosophie der symbolischen Formen will keine Metaphysik der Erkenntnis, sondern eine Phänomenologie der Erkenntnis sein. Sie nimmt dabei das Wort „Erkenntnis“ im weitesten und umfassendsten Sinne. Sie versteht darunter nicht nur den Akt des wissenschaftlichen Begreifens und des theoretischen Erklärens, sondern jede geistige Tätigkeit, in der wir uns eine „Welt“ in ihrer charakteristischen Gestaltung, in ihrer Ordnung und in ihrem „Sosein“, aufbauen. Statt von dem starren Gegensatz eines festen, in sich gleichsam verschlossenen Ich und einer ebensolchen, an sich bestehenden Welt, die diesem Ich gegenübersteht, auszugehen, will die Philosophie der symbolischen Formen die Voraussetzungen untersuchen, auf denen ebendiese Trennung beruht, und die Bedingungen feststellen, die erfüllt sein müssen, wenn sie zustande kommen soll. Sie findet hierbei, daß diese Bedingungen nicht gleichartig sind; daß es vielmehr verschiedene „Dimensionen[207]“ des Erfassens, des Verstehens, des Denkens der Phänomene gibt und daß gemäß dieser Verschiedenheit auch das Verhältnis von Ich und Welt einer mehrfachen Fassung und Gestaltung fähig ist.“

Cassirer, E., Gesammelte Werke (Hamburger Ausgabe), Bd.22, S.117, Hamburg 1998–2009

Cassirer betont, dass unser Verstehen der Welt auf symbolischen Formen beruht, die sich in verschiedenen Dimensionen manifestieren, sei es wissenschaftlich, sprachlich, ästhetisch oder mythisch. Dabei wird auch das Verhältnis von Ich und Welt nicht als festes Gegenüber gedacht, sondern als dynamische Relation, die von der jeweiligen symbolischen Struktur abhängt.
In diesem Sinne funktioniert auch unser Erkennen. Wir nehmen die Welt in Einheiten wahr, die nur innerhalb eines gegebenen symbolischen Rahmens als stabil erscheinen. Da die Welt einem kontinuierlichen Wandel unterliegt, verändern sich auch diese Einheiten beständig, weil sich ihre Bedeutung innerhalb eines Systems fortlaufend verschiebt. Deshalb ist unser Verstehen der Welt stets gegenwartsbezogen. Jede Interpretation ist an den aktuellen Zustand des Systems gebunden und muss sich mit dessen Veränderungen neu ausrichten.
Da die Gegenwartsebene sich als Zustandsbild aus der Vergangenheit ergibt, ist sie gleichzeitig eine abstrakte Projektionsebene. Diese Projektionsebene dient als Muster und Maßstab, anhand dessen wir das Gegebene interpretieren und einordnen. Durch diese Projektion schaffen wir eine kohärente Struktur, die es uns ermöglicht, die fortlaufenden Veränderungen und komplexen Prozesse des Gegebenen aus unserer Perspektive zu verstehen und zu bewerten. Indem wir die Gegenwart mit unseren persönlich ausgewählten und bewerteten Daten der Vergangenheit betrachten, projizieren wir unsere bis dahin gewonnene Erkenntnisse und Bedeutungen auf gegenwärtige Ereignisse, wodurch die Gegenwart im Lichte der bisherigen Sicht verstanden wird. Die Gegenwartsebene fungiert somit als eine Vergleichsebene (Referenzebene), die ständig einen Prozess auslöst, zukünftige Ebenen mit neuen Informationen zu aktualisieren. Damit wird eine aktive Auseinandersetzung mit dem Gegebenen ermöglicht. Diese abstrakte Projektionsebene ermöglicht es uns, Muster zu erkennen und Maßstäbe anzulegen, die Orientierung und Sinn in einer sich kontinuierlich wandelnden Welt bieten. In diesem Sinne ist unser Verständnis der Welt stets zeitpunktgebunden und kontextabhängig. Es kann nur als statische

[207] Cassirers Verwendung des Begriffs "Dimension" entspricht nicht genau dem Begriff "Abstraktionsebene" wie ich ihn verwende. Während die Abstraktionsebenen auf Hierarchien oder Stufen der Abstraktion hinweisen, betonte Cassirer eher die Vielfalt der Möglichkeiten, wie der Mensch die Realität symbolisch interpretiert, z.B. durch die Sprache, den Mythos, die Wissenschaft oder die Kunst. Andere Philosophen haben zusätzlich auch die Rolle der Mathematik als eigenständige symbolische Form hervorgehoben. Diese Möglichkeiten bezeichne ich als „Sprachen im allgemeinen Sinne“ und damit als unterschiedliche symbolische Ausdrucksformen an.

Gegenwartsebene existieren, da diese als Projektionsfläche dient und in jedem neuen Moment überarbeitet werden muss.
Durch die kontinuierliche Anpassung und Überarbeitung der Gegenwartsebene bleibt unser Verständnis stets im Fluss, angepasst an die fortlaufenden Veränderungen und neuen Erkenntnisse. Jede neue Erkenntnisebene ist daher ein Produkt der vergangenen Gegenwarten und kann nicht unabhängig von ihnen betrachtet werden.
Grundsätzlich sind wir jedoch daran interessiert, die aktuellen Vorstellungen (System) aufrechtzuerhalten, das heißt, neue Informationen dem bestehenden System hinzuzufügen, da die Gegenwartsebene als Zustandsebene Grundlage unserer Orientierung ist. Sinn- und Bedeutungsgebung der Vergangenheit bleiben damit erhalten. Dies erklärt, wie neue Erkenntnisse in das bestehende System integriert werden, um die Kohärenz und Kontinuität der Bedeutungsgebung zu wahren.
Wir bestimmen das Gegebene aufgrund einer gegenwärtigen und abstrakten Projektionsebene. Damit interpretieren wir alle Einheiten, seien sie konkret-abstrakt oder abgeleitet-abstrakt, aus den persönlichen Sinn- und Bedeutungszuschreibungen der Gegenwart heraus, unabhängig, ob sie existieren oder fiktiv[208] sind.

Cassirer betont, dass unser Verstehen der Welt auf symbolischen Formen beruht, die sich in verschiedenen Dimensionen manifestieren, sei es wissenschaftlich, sprachlich, ästhetisch oder mythisch. Dabei wird das Verhältnis von Ich und Welt nicht als starres Gegenüber verstanden, sondern als dynamische Relation, die sich aus der jeweiligen symbolischen Struktur ergibt. Erkenntnis vollzieht sich somit nicht als passives Abbilden einer objektiven Realität, sondern als aktiver Aufbau einer Welt im Medium symbolischer Ordnungen.
In diesem Sinne funktioniert auch unser Erkennen. Wir nehmen die Welt in Einheiten wahr, die nur innerhalb eines gegebenen symbolischen Rahmens als stabil erscheinen. Da die Welt einem kontinuierlichen Wandel unterliegt, verändern sich diese Einheiten fortlaufend, weil sich ihre Bedeutung innerhalb des Systems verschiebt. Unser Verstehen der Welt ist daher stets gegenwartsbezogen. Jede Interpretation basiert auf einem aktuellen Zustand und muss sich kontinuierlich an veränderte Bedingungen anpassen.

[208] Fiktiv wird hier als eine reine Wortgebung verstanden, das wir hörend, schreibend oder lesend mit Inhalt gefüllt haben. Dieses Wort hat kein konkretes, sondern nur ein abstraktes Gegenüber im Gegebenen. Eine Bestätigung von Sinn und Bedeutung erhalten wir nur durch die Bestätigung einer Gemeinschaft.

Da sich die Gegenwart als dynamischer Schnittpunkt aus Vergangenem ergibt, fungiert sie zugleich als abstrakte Projektionsebene. Diese Ebene dient uns als Muster und Maßstab, anhand dessen wir das Gegebene deuten und strukturieren. Indem wir auf der Basis persönlich bewerteter Erfahrungen vergangener Gegenwarten aktuelle Eindrücke interpretieren, ordnen wir neue Informationen in bestehende Sinnzusammenhänge ein. Die Gegenwart fungiert damit als Referenzebene, die ständig aktualisiert wird und zukünftige Deutungen vorbereitet. Dadurch ermöglicht sie es uns, in einer sich stetig wandelnden Welt Orientierung, Kohärenz und Sinn aufrechtzuerhalten.
Dieses Verständnis lässt sich auf alle symbolisch erfassten Einheiten übertragen. Auf das Ich und das Du, auf Sonne und Sterne, auf Erfahrungen und Vorstellungen von Seele. Alle Worte, also symbolische Einheiten, erhalten ihre Bedeutung letztlich aus erfahrungsbasierten Zuschreibungen. Damit löst sich auch die klassische Subjekt-Objekt-Unterscheidung auf, denn alle Einheiten sind funktionale Stabilisierungspunkte innerhalb eines symbolischen Systems.
Wenn, wie ich behaupte [209], Erfahrungen sich aus Bindungsbeziehungen zusammensetzen, dann entstehen Einheiten in der Gegenwart durch zeitpunktspezifische Selektion. In diesem Prozess bilden sich Gruppen durch kompetitive Auswahl. Häufig genutzte Verbindungen werden verstärkt, selten aktivierte Verbindungen verlieren an Relevanz. Die Struktur dieser Gruppen wird fortlaufend an aktuelle Bedingungen angepasst, wodurch eine dynamische Reorganisation stattfindet. Indem aus räumlich und inhaltlich verteilten Wahrnehmungselementen bestimmte Muster selektiert werden, entstehen Kategorien, die zur Zuordnung neuer Eindrücke zu bereits Erlebtem notwendig sind.
Daraus ergeben sich zwei komplementäre Erklärungsansätze für unseren Verstehensprozess:
Erste Behauptung: Wahrnehmung und Interpretation erfolgen über eine gegenwärtige, abstrakte Projektionsebene. Diese Projektion bestimmt, wie wir Einheiten, seien sie konkret, abstrakt oder fiktiv, deuten. Die Konstruktion von Bedeutung ist hierbei persönlich und kontextgebunden. Es handelt sich um eine symbolisch vermittelte Konstruktion von Wirklichkeit, die stets durch aktuelle Deutungsmuster geprägt ist.
Zweite Behauptung: Erfahrungen basieren auf Bindungsbeziehungen, in denen durch Selektion und Wiederholung bestimmte Verbindungsmuster bevorzugt, verstärkt und stabilisiert werden. Dieser Prozess erfolgt adaptiv und dynamisch. Die resultierenden Gruppen und Kategorien ermöglichen es uns, neue Eindrücke mit bekannten Bedeutungsstrukturen in Beziehung zu setzen.
Verbindung beider Ansätze: Beide Perspektiven beschreiben unterschiedliche Ebenen desselben kognitiven Prozesses: Die gegenwärtige Projektionsstruktur (erste Behauptung) ist Produkt und Ausdruck der dynamischen Selektionsprozesse (zweite Behauptung). Häufig genutzte Bindungen verstärken Deutungsmuster auf symbolischer Ebene; umgekehrt beeinflussen die etablierten Projektionen, welche Bindungen bevorzugt aktiviert werden. Die Kategorienbildung aus der zweiten Perspektive liefert das Strukturmaterial, das auf der symbolischen Ebene zur Bedeutungszuweisung genutzt wird.

Aus den vorangegangenen Überlegungen ergibt sich ein Verständnis von Erkenntnis, in dem Wirklichkeit nicht als objektiv „so seiend“ existiert, sondern als ein konstruiertes Gefüge erscheint. Dieses Gefüge entsteht im Zusammenspiel zweier zentraler Ebenen: der symbolischen Projektion und der strukturellen Selektion. Beide Prozesse, der symbolisch-projektive wie der erfahrungsgeleitet-selektive, sind eng miteinander verflochten und ermöglichen es, die Welt in ihrer Komplexität sinnhaft zu erfassen.
Die symbolische Projektion bildet die gegenwärtige Deutungsstruktur, innerhalb derer Bedeutung erzeugt und stabilisiert wird. Sie bestimmt, wie wir das Gegebene interpretieren und ordnet unsere Wahrnehmungen in symbolische Kategorien ein. Gleichzeitig ist diese Projektion nicht

[209] In Anlehnung an Gerald M. Edelman; Theorie der neuronalen Gruppenselektion

autonom, sondern das Resultat vergangener Selektionsprozesse, in denen bestimmte Bindungen durch Wiederholung und Relevanz gestärkt, andere abgeschwächt wurden. Umgekehrt wirkt die aktuelle symbolische Struktur wiederum auf die zukünftige Auswahl ein, indem sie vorgibt, welche Verbindungen bevorzugt aktiviert und weiterverarbeitet werden.
In dieser wechselseitigen Bedingtheit zeigt sich ein zirkuläres Prinzip: Die Projektionsebene der Gegenwart und die Selektionsprozesse der Erfahrung stehen in einer dynamischen Wechselwirkung, die unser gesamtes Erkenntnissystem strukturiert. Erkenntnis wird damit nicht als passives Abbild einer vorgegebenen Realität verstanden, sondern als aktiver, prozessualer Vollzug. Realität wird über ein fortlaufendes Wechselspiel zwischen momentaner Stabilität (Zustand) und kontinuierlicher Anpassung (Prozess) erzeugt.

Erkenntnis ist kein passives Abbild einer vorgegebenen Realität, sondern ein aktiver, prozesshafter Vollzug. Die Deutung des Gegebenen entsteht in einem fortlaufenden Wechselspiel aus momentaner Stabilität (Zustand) und kontinuierlicher Veränderung (Prozess).

Die Welt wird somit nicht einfach erkannt, sondern sinnhaft erzeugt, im Spannungsfeld von individueller Erfahrung, symbolischer Deutung und fortwährender Reorganisation. Erkenntnis ist immer kontextabhängig, gegenwartsbezogen und wandelbar. Sie ist ein Produkt unseres aktiven Weltbezugs, der sich im Schnittpunkt von Bedeutungszuweisung und erfahrungsgeleiteter Auswahl vollzieht.
Jede Form der Strukturierung ist keine bloße Abbildung einer „Welt an sich", sondern das Ergebnis einer methodisch geleiteten Auswahl und Rahmung. Sie ist gebunden an Denk- und Deutungsmuster, durch die wir das Gegebene erfassen. In diesem Zusammenhang offenbart sich die Objekt- und Prozesserfassung als komplementäre Zugriffsweisen:

Die Zustandserfassung stabilisiert Wahrnehmungseinheiten und erzeugt eine scheinbare Konstanz im Strom des Erlebens. Die Prozesserfassung hingegen betont die dynamischen Veränderungen und Anpassungen, durch die sich diese Einheiten überhaupt erst herausbilden und erhalten.

Beide Formen sind nicht unabhängig von unserem verstandesmäßigen Zugriff, sondern entstehen aus der Projektionsebene der Gegenwart und der selektiven Verarbeitung unserer Erfahrung. Erkenntnis ist somit nicht das Erfassen des „So-Seienden", sondern ein aktiver Vollzug. Es ist eine sich fortwährend neu organisierende, perspektivische Konstruktion von Sinn und Welt. Meine Begründungen:

Erkenntnis ist kein passives Abbild einer vorgegebenen Wirklichkeit, sondern ein aktiver Konstruktionsprozess, in dem Bedeutung, Struktur und Zusammenhang erst hervorgebracht werden.
Wenn Erkenntnis, wie dargelegt, nicht das Erfassen einer „seienden" Welt ist, sondern eine durch symbolische Projektionen und erfahrungsbasierte Selektion erzeugte Struktur, dann ist jede Weltdeutung bereits ein Ergebnis dieser konstruktiven Prozesse. Sie ist keine Entdeckung eines fertigen Sinns, sondern ein perspektivisch erzeugter Sinn.

Unsere Wahrnehmung, Interpretation und Konstruktion von Wirklichkeit vollzieht sich stets innerhalb bestehender Denk- und Deutungsmuster, die unsere Erfahrung strukturieren und ihr Bedeutung verleihen.
Jede Narration, sei sie religiös, ideologisch oder philosophisch, verwendet bestimmte kulturell geprägte, historisch gewachsene und grundlegend individuell angeeignete Denkrahmen. Diese Denkrahmen fungieren als symbolische Filter, durch die Welt verstanden und strukturiert wird. Eine religiöse Weltdeutung etwa basiert auf anderen Deutungs- und Symbolsystemen als ein

naturwissenschaftliches Weltbild. Beide sind aber nicht unmittelbar „wirklich“, sondern werden jeweils symbolisch interpretiert.

Selektion und Projektion sind keine objektiven, sondern personengebundene Prozesse: Sie spiegeln individuelle Perspektiven wider, die unsere Wahrnehmung strukturieren und Wirklichkeit mitgestalten.
Sowohl die Auswahl dessen, was als bedeutsam wahrgenommen wird (Selektion), als auch die Einordnung in bestehende symbolische Strukturen (Projektion), sind unvermeidlich subjektgebunden. Das bedeutet: Was eine Person als „Wirklichkeit“ versteht, ergibt sich aus ihrem individuellen Erfahrungszusammenhang, ihrer kulturellen Prägung, ihren kognitiven Mustern – kurz: ihrer Perspektive auf das Gegebene.

Bedeutung entsteht nicht linear, sondern in einem zirkulären Prozess wechselseitiger Deutung. Sie formt sich im ständigen Rückbezug zwischen Wahrnehmung, Interpretation und bereits bestehendem Verständnis.
Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass jede persönliche Weltsicht, ebenso wie jede religiöse, weltanschauliche oder philosophische Erzählung, in einem individuell erzeugten Deutungsrahmen wurzelt. Diese Rahmen greifen auf vorhandene Sinnstrukturen zurück, die biografisch gewachsen und kulturell vermittelt sind. In diesem Rückbezug offenbart sich ihr konstruierter, perspektivischer und notwendig relativer Charakter.

Keine individuelle, weltanschauliche, religiöse oder philosophische Sichtweise bildet die Welt einfach ab. Vielmehr entsteht sie aus einem Zusammenspiel individueller Prägungen, innerer Orientierungsmuster und selektiver Aufmerksamkeit. Auch wenn sie sich an überlieferte Systeme oder allgemeine Erklärungen anlehnt, bleibt sie stets Ausdruck eines persönlichen Zugriffs auf die Wirklichkeit.
Gerade darin liegt ihre produktive Kraft. Nicht indem sie absolute Wahrheiten beansprucht, sondern indem sie den Blick für ihre eigene Herkunft und Eigenart öffnet. So gesehen kann ein Verständnis für die Vielgestaltigkeit menschlicher Weltdeutung entstehen und mit ihm die Möglichkeit, sich inmitten unterschiedlicher Sichtweisen offen, selbstkritisch und gesprächsbereit zu verorten.

56. Erfahrungsebene und Symbol

Wir erfassen die Welt durch Symbole, deren Bedeutung nicht fix ist, sondern im Akt der Wahrnehmung und Interpretation entsteht. Diese Bedeutung wird mit gegenwartsbezogenen und individuell selektierten Erfahrungen gefüllt, wodurch sich Sinn stets im dynamischen Wechselspiel zwischen innerer Vorstrukturierung und äußerem Gegebenen formt.

Oder:

Unsere Vorstellung von der Welt ist symbolisch strukturiert. Die Inhalte dieser Symbole speisen sich aus persönlichen Erfahrungswerten, die in der jeweiligen Gegenwart als bedeutsam erscheinen.

Wir erleben die Welt als „real", indem wir sie mithilfe unterschiedlicher sinnlicher und gedanklicher Ebenen, Perspektiven und Abstraktionen ordnen.
Zwei zentrale Abstraktionsebenen, die uns dabei als Orientierung dienen, sind Raum und Zeit. Sie ermöglichen es uns, die Vielschichtigkeit und Veränderlichkeit der Realität zu begreifen. Durch diese Kategorien erkennen wir sowohl statische Beziehungen zwischen Objekten als auch dynamische Entwicklungen und Prozesse. So formen wir aus der Fülle unserer Wahrnehmungen eine zusammenhängende und erfahrbare Wirklichkeit.
Dieses synergetische Zusammenspiel von Raum- und Zeitdimensionen erklärt jedoch noch nicht vollständig, warum wir bestimmte momentane Erscheinungen als „real" und somit als verstehbare Einheiten wahrnehmen bzw. empfinden. Unser Wirklichkeitsverständnis bleibt unvollständig, solange wir die Ebene der Emotionen, also unserer persönlichen Erfahrungen, nicht einbeziehen. Erst durch emotionale Resonanz erhalten wahrgenommene Einheiten Bedeutung und werden als „wirklich" erlebt. Emotionen verleihen unserer Welterfahrung ihre spezifische Qualität und verbinden abstrakte Strukturen mit ge- bzw. erlebter Wirklichkeit.
Einen entscheidenden Zugang zu dieser Vorstellung verdanke ich Ernst Cassirer. In seiner Philosophie der symbolischen Formen beschreibt er das Symbol nicht als bloßes Zeichen oder konventionelles Ersatzbild, sondern als grundlegende Form der Welterschließung.
Ernst Cassirer sieht das Symbol als ein zentrales Mittel des menschlichen Geistes, durch das wir die Welt nicht bloß passiv abbilden, sondern sie aktiv strukturieren und mit Bedeutung versehen.
Die symbolische Form verwandelt inneres Erleben in eine bedeutungstragende Einheit innerhalb eines Deutungssystems. Erst durch diese symbolische Einbindung wird eine Emotion als Teil unserer erfahrbaren Wirklichkeit fassbar. Emotionen erscheinen dabei nie isoliert, sondern sind stets eingebettet in unser raum-zeitliches Weltverständnis und damit in konkrete Situationen, in das Spannungsfeld zwischen Erinnerung und Erwartung sowie in unser Selbstbild und unsere Beziehung zur Welt.
Indem wir Gefühle über Symbole ordnen, verleihen wir ihnen einen Platz in unserem persönlichen Weltverständnis. Wir „verorten" sie. So erhält etwa ein Gefühl wie „Heimweh" erst durch seine symbolische Anbindung an Raum („Zuhause") und Zeit („Vergangenheit") seine spezifische Bedeutung.
Sprache, Mythos, Kunst, Wissenschaft, aber auch unsere individuelle Weltsicht, sind Ausdrucksformen, in denen wir mittels jeweils eigener Symbolsysteme Sinn erzeugen. Emotionen stehen dabei nicht außerhalb dieser Formen der Erkenntnis, sondern werden durch symbolische Integration in eine Form gebracht, die innerhalb unseres raum-zeitlichen Horizonts verständlich und mitteilbar wird.

Ein Gemälde wie Edvard Munchs Der Schrei kann intensive Gefühle wie Angst, Verzweiflung oder existentielle Überforderung sichtbar machen. Obwohl diese Emotionen persönlich erlebt werden, gelingt es der symbolischen Form, sie überindividuell erfahrbar und kommunizierbar zu machen. Ähnliches gilt für Musik: In Beethovens späten Streichquartetten werden Empfindungen wie Trauer, Aufbegehren oder Hoffnung in eine klangliche Struktur überführt, die emotional bewegt und zugleich Raum (Klanggestalt, Form) und Zeit (musikalischer Verlauf) symbolisch ordnet.

Empfindungen sind zunächst rohe ungeordnete Sinneseindrücke, deren Ordnung und Bedeutung erst durch ihre Einbettung in symbolische Systeme entstehen. Diese Systeme, getragen von individuellen Erfahrungen als Deutungsrahmen, strukturieren und interpretieren die Wahrnehmung, wodurch rohe Empfindungen zu sinntragenden Erkenntniseinheiten werden.

Cassirer schreibt:

"Im Symbol wird das unmittelbar Gegebene nicht einfach wiederholt, sondern in eine neue Form gebracht, die es erst als Bestandteil einer geordneten Welt erscheinen lässt."

Diese Aussage zeigt, wie emotionale Inhalte durch symbolische Gestaltung nicht nur in eine eigene, sondern zugleich in eine überindividuelle Ordnung eingebettet werden können. Persönliches Erleben, etwa ein Gefühl von Einsamkeit, wird durch kulturelle Formen wie Gedichte oder Rituale nicht nur kommunizierbar, verstehbar und erinnerbar, sondern gewinnt durch seine symbolische Verankerung überhaupt erst seine Qualität. Erst im Symbol wird das Erleben selbst ermöglicht und damit in einem existenziellen Sinn persönlich erfahrbar.
Emotionen bilden somit eine eigenständige, anschlussfähige Ebene unserer Wirklichkeitskonstruktion, die sich im Symbol manifestiert. Sie bleiben nicht bloß persönlich und flüchtig, sondern werden symbolisch artikuliert und dadurch in die Ordnung der Welt eingebunden.
Diese Einbindung geschieht nicht nur auf der Ebene umfassender kultureller Ausdrucksformen wie Religion, Kunst oder Mythos. Sie betrifft jedes einzelne Objekt und jedes einzelne Ereignis, dem wir im Alltag begegnen. Denn auch hier greifen wir auf symbolische Ordnungen zurück, die unsere Erfahrungen strukturieren und ihnen Bedeutung verleihen. Emotionen sind dabei nicht einfache Reaktionen auf bereits als real erkannte Gegebenheiten, sondern prägen die symbolische Bedeutungsgebung selbst.
Wenn wir etwa eine Tasse auf einem Tisch betrachten, erscheint sie uns nicht bloß als neutrales Objekt im Raum. Unsere Wahrnehmung ist eingebettet in einen Kontext von Erinnerungen, Stimmungen, Erwartungen und Bewertungen. Die Tasse kann bloßes Gefäß sein, sie kann aber auch Geborgenheit, ein Ritual oder ein Geschenk symbolisieren. Der Charakter des Objekts verändert sich wesentlich durch die emotionale Bedeutung, die ihm zugeschrieben wird.
Diese emotionale Zuschreibung ist ein integraler Bestandteil symbolischer Prozesse. Wir erleben Gegenstände nicht in ihrer bloßen physischen Beschaffenheit, sondern als Träger von Bedeutung. Diese Bedeutungen entstehen innerhalb symbolischer Ordnungen, in denen Emotionen eine zentrale Rolle spielen. Deshalb beschreibt Cassirer das Symbol als ein Mittel, durch das das unmittelbar Gegebene in eine neue, geordnete Form überführt wird. Diese Ordnung entsteht nicht allein durch Kategorien des Verstandes, sondern ebenso durch emotionale Resonanz.
Dies wird z.B. für mich greifbar, wenn ich an meine verstorbene Frau Petra denke. In bestimmten Gegenständen, einem Foto, dem Klang einer Melodie usw., lebt die emotionale Verbindung weiter. Diese Dinge sind für andere vielleicht alltäglich, für mich aber Träger einer symbolischen Bedeutung. Sie stehen nicht nur für Erinnerungen, sondern verkörpern eine gemeinsame

Zeit, geteilte Erfahrungen, ihre Stimme, ihr Wesen. Diese symbolische Gegenwart ist nicht weniger real als ein physischer Ort oder eine zeitliche Abfolge. Sie ist emotional verankert und genau dadurch bleibt Petra für mich gegenwärtig, nicht als Person, sondern als lebendige Realität in meinem Weltbezug.
Ein solches Erleben zeigt, dass jede Person durch seine emotionalen und symbolischen Verbindungen seine Wirklichkeitsstruktur mitgestaltet. Petra ist nicht einfach „gewesen"; sie ist in meinem Erleben durch symbolisch-emotionale Verbindung weiterhin Teil meiner Welt. Ihre Bedeutung wird nicht durch die Zeit aufgehoben, sondern lebt fort in den Formen, durch die ich sie erinnere, denke, spüre.
Dasselbe gilt für alltägliche Ereignisse. Ein zufälliges Wiedersehen mit einem alten Bekannten kann vielfältige emotionale Bedeutungen tragen: Überraschung, Freude, Schmerz, Sehnsucht. Diese Gefühle verleihen jedem Ereignis seine spezifische und einzigartige Qualität. Es wird nicht nur zeitlich und räumlich registriert, sondern bedeutungsvoll über symbolische Strukturen, in denen frühere Erfahrungen, kulturelle Muster und emotionale Dispositionen verwoben sind, erlebt.
Emotionen sind somit kein nachträglicher Zusatz zu Gegebenheiten, sondern wirken konstitutiv an der Entstehung dessen mit, was wir als „wirklich" begreifen. Jeder Wahrnehmungsakt, jedes Erkennen eines Gegenstands oder Ereignisses ist auch ein Akt der Bedeutungszuschreibung. In diesem Prozess übernehmen Emotionen eine regulierende Funktion. Sie lenken Aufmerksamkeit, strukturieren Reaktionen, bewerten das Wahrgenommene und binden es an den eigenen Erfahrungshorizont. So heben sich einzelne Dinge und Situationen aus dem Strom der Wahrnehmung heraus und werden fassbar und erinnerbar.
Im Sinne von Cassirers symbolischer Formen bedeutet dies:

Erst durch ihre Einbettung in symbolische Strukturen, die Verstand und Gefühl miteinander verbinden, erscheinen Objekte und Erfahrungen als Teil einer geordneten Welt.

Das Symbol bringt das rohe, unmittelbare Erleben nicht nur in eine begriffliche, sondern auch in eine emotional bedeutungsvolle Form. Die Welt wird nicht nur verstanden, sondern auch in ihrer sachlichen und gefühlsmäßigen Wirklichkeit zugleich erlebt.
Die Ebene der Emotionen ist somit kein bloßes Anhängsel rationaler Weltdeutung, sondern ein konstitutives Moment unserer Wirklichkeitskonstruktion. Sie betrifft nicht nur sprachliche Ausdrucksformen, sondern ist in jedem Wahrnehmungsakt gegenwärtig, in jeder Begegnung mit einem Objekt, in jedem einzelnen Ereignis. Durch Emotionen erhält die Welt ihre gefühlte Dichte, ihre persönliche Färbung, ihre existenzielle Relevanz. Ohne sie wäre unsere symbolische Welt nicht erfahrbar.
Sprache ist mehr als ein Instrument zur Informationsweitergabe. In jedem Wort schwingt etwas mit, das über den begrifflichen Gehalt hinausgeht, eine emotionale Färbung, ein innerer Bezug, eine persönliche Wirklichkeit. Diese Dimension gehört zur Erfahrungsebene, jener Ebene, auf der Sprache nicht nur benennt, sondern bedeutsam wird. Im Zusammenspiel mit der Einheitsebene (allgemeine Begriffe) und der Prozessebene (konkrete Handlungen und Abläufe) entsteht erst jene symbolische Qualität, durch die Worte lebendig werden.
Besonders deutlich zeigt sich das am Beispiel von Petra. Der Name bezeichnet nicht einfach eine Person (Einheitsebene) und erinnert nicht nur an gemeinsam erlebte Situationen (Prozessebene). Vielmehr ist er Träger von Empfindungen und Ausdruck einer innerlich weiterwirkenden Gegenwart. Für mich wird „Petra" zum Symbol einer empfundenen emotionalen Verbindung. Das Symbol „Petra" existiert nicht durch Definition oder äußere Fakten, sondern durch meine gelebte Erfahrung, die ich in einem bestimmten Moment empfinde. Das Wort erhält seine

Bedeutung nicht durch das, was es sachlich meint, sondern durch das, was es innerlich in mir auslöst.
In diesem Sinne formuliert Nietzsche in "Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne":

"Was also ist Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen [...]"

Worte sind keine neutralen Abbilder der Wirklichkeit, sondern wandelbare Formen individueller Weltdeutung. **Metaphern** wie „Der Mensch ist ein Wolf" funktionieren nicht durch sachliche Genauigkeit, sondern durch die emotionale Erfahrung, die sie transportieren. Die Einheitsebene (Was ist ein Mensch? Was ist ein Wolf?) und die Prozessebene (Wie handelt jemand?) treten zurück. Entscheidend ist, dass sich in der Metapher ein inneres Erleben ausdrückt: Furcht, Nähe, Einsamkeit. Ihre Wirkung liegt im Symbolischen, nicht im Faktischen.
Auch **Analogien** wie „Das Gehirn ist wie ein Computer" sind weniger sachliche Beschreibungen als Ausdruck eines bestimmten Selbstverhältnisses. Sie symbolisieren oft ein Bedürfnis nach Kontrolle oder technischer Erfassbarkeit. Die Komplexität des Erlebens wird reduziert. Genau darin liegt eine symbolische Funktion. Sie liegt in der Stabilisierung eines persönlichen Weltbildes.
Noch deutlicher zeigt sich die Vorrangstellung der Erfahrungsebene bei **Abstrakta** wie „Freiheit". Als Begriff ist er schwer zu fassen. Er kann rechtlich, politisch, psychologisch oder existenziell verstanden werden. Doch seine eigentliche Kraft entfaltet er erst durch persönliche Erfahrung, etwa im Erleben, sich aus einer Abhängigkeit gelöst zu haben. „Freiheit" meint dann keinen abstrakten Zustand, sondern einen symbolisch verdichteten Moment persönlicher Bedeutung, in dem sich eine konkrete Erfahrung mit dem Abstraktum verbindet und es existenziell greifbar macht.
In all diesen Fällen zeigt sich: Mein Selbstverständnis gewinnt seine Wirklichkeitskraft vor allem durch die Erfahrungsebene. Die Einheitsebene liefert begriffliche Ordnung, die Prozessebene orientiert mein Handeln. Doch erst in der Erfahrungsebene verbindet sich das Erlebte mit Bedeutung. Sie verleiht Symbolen ihre persönliche Qualität und lässt mich erkennen, was etwas in meinem Leben bedeutet. In bestimmten Situationen wird diese Ebene so prägend, dass andere in den Hintergrund treten. So beispielsweise, wenn ein Wort nicht nur beschreibt, was etwas ist, sondern ausdrückt, wer ich in Bezug darauf bin.
Sprache ist für mich kein objektives Abbild der Welt, sondern Ausdruck meiner individuellen Welterfahrung. Wenn ich spreche oder zuhöre, bringe ich nicht nur Gedanken zum Ausdruck, sondern öffne Resonanzräume meines inneren Erlebens. Symbole entstehen dort, wo mein Erleben sprachlich Gestalt annimmt. Sie sind nicht neutral, sondern persönlich, nicht allgemeingültig, sondern einzigartig. So verstanden ist Sprache für mich nicht bloß Mitteilung, sondern Gegenwart. Sie schafft Verbindung zur Welt, nicht indem sie sie erklärt, sondern indem sie sie für mich fühlbar macht.
Wenn ich davon ausgehe, dass alle sprachlich gefassten Objekte letztlich Abstrakta sind, also keine festen Dinge, sondern begriffliche Konstrukte, dann bedeutet das:

Die Welt, wie ich sie sprachlich erfasse, besteht nicht aus objektiv gegebenen Einheiten, sondern aus Bedeutungsräumen, die durch mein Erleben mit Sinn erfüllt werden, bzw. die erst im Wechselspiel zwischen individueller Erfahrung und symbolischer Ordnung Gestalt gewinnen.

Selbst scheinbar konkrete Begriffe wie „Tisch“, „Wald“ oder „Petra“ sind in diesem Verständnis keine bloßen Dinge, sondern symbolische Verknüpfungen von Wahrnehmung, Erinnerung und innerer Beziehung. In dieser Perspektive wird die Erfahrungsebene zum zentralen Ort der Sinnbildung. Bedeutung entsteht nicht abstrakt, sondern durch Erfahrungen und Emotionen. Worte sind damit keine neutralen Abbilder, sondern Ausdrucksformen einer weltbezogenen Beziehung. Ein Begriff wird verstanden, weil er etwas in mir berührt, weil er mit gelebter Wirklichkeit verknüpft ist. „Freiheit“ gewinnt Bedeutung durch das Erleben von Loslösung. „Petra“ ist nicht nur ein Name, sondern Träger innerer Gegenwart. Auch ein Klang, ein Foto oder ein Ort werden zu Symbolen, weil sie etwas berühren.
Über die Erfahrungsebene entsteht eine emotionale Beziehung zur Welt. Wenn alle sprachlichen Objekte als Abstrakta zu verstehen sind, dann ist Sprache kein starres Abbild, sondern ein lebendiges Gewebe symbolischer Erfahrungsräume. Die Erfahrungsebene verleiht diesen Räumen nicht durch Objektivität ihren Sinn, sondern durch Gegenwärtigkeit. In ihr verdichtet sich das, was als wirklich erfahren wird: nicht, weil es einfach existiert, sondern weil es im Weltbezug lebendig bleibt.

Es ist die Erfahrungsebene, auf der ich durch Emotionen in einen sinnhaften Bezug zur Welt trete.

Doch wie lassen sich Emotionen erklären, die für mich die grundlegenden Bausteine der Erfahrung darstellen?
Meine Hypothese:

Emotionen sind nicht bloß Reaktionen auf äußere Reize, sondern grundlegende Konstituenten unseres Bezugs zur Welt.

Sie bilden das Fundament (die Bausteine, Mosaiksteine) unserer Erfahrung, indem sie in Erlebnissen als Bedeutungsgeber verankert sind, Orientierung bieten und zur Ausbildung unserer Identität beitragen. In diesem Sinne sind Emotionen keine nachträglichen Begleiterscheinungen eines verstandesmäßigen Erkennens, sondern ein ursprünglicher, vorreflexiver Weltbezug. Sie sind nicht bloß innere Zustände, sondern besitzen eine welterschließende Funktion. Durch sie wird die Welt für jedes Individuum bedeutsam.
Emotionen wirken dabei wie Beziehungskräfte des Erlebens. Sie verbinden das Individuum mit seiner Umwelt, indem sie Bedeutung schaffen.

> Ein Beispiel:
> Wenn wir Trauer empfinden angesichts des Abschieds von einem nahestehenden Menschen, erleben wir nicht nur einen Moment des Verlusts, sondern zugleich wird uns die Tiefe der Beziehung bewusst, die bestand. Die Emotion offenbart, dass es nicht nur um ein faktisches Auseinandergehen geht, sondern um eine existentielle Erschütterung, die das Verhältnis zu dieser Person in seiner ganzen Bedeutung sichtbar macht. In der Trauer zeigt sich also nicht nur, dass uns etwas fehlt, sondern warum es bedeutsam war und welche Rolle der andere in unserem Leben gespielt hat. Dabei wird uns auch die Lücke bewusst, die der Verlust in unserem Weltverständnis hinterlässt.

Zugleich ermöglichen Emotionen die Bildung eines narrativen Selbst. Indem wir unsere Erfahrungen emotional bewerten und in einen inneren Zusammenhang bringen, entsteht ein kohärentes Selbstbild. Es ist ein roter Faden, der unserem Leben Sinn und Richtung verleiht. Ohne Emotionen gäbe es keine Erinnerung im eigentlichen Sinn, denn nur das, was uns emotional berührt hat, bleibt haften. Solche Erinnerungen werden Teil der Geschichte, die wir über uns

selbst erzählen. In dieser Perspektive sind Emotionen nicht nur Träger von Bedeutung, sondern auch das Medium, in dem sich unser Selbst konstituiert. Wir formen gewissermaßen unser eigenes Ich als emotionales Echo unserer Erfahrungen.
Die Hypothese, dass Emotionen die Bausteine der Erfahrung sind, legt nahe, unser Verständnis von Erkenntnis grundlegend zu überdenken. Sie deutet darauf hin, dass unser Verhältnis zur Welt nicht in erster Linie durch Denken geprägt ist, sondern durch Fühlen. Es handelt sich um ein Erkennen, das aus dem emotionalen Berührtsein hervorgeht. Erfahrung ist dabei nicht als bloße Ansammlung neutraler Daten zu verstehen, sondern als ein fortlaufender, lebendiger Prozess, in dem sich Bedeutung im emotionalen Vollzug entfaltet. Sie ist ein sinnhaftes Gewebe, das durch emotionale Resonanz stetig neu geformt und mit Sinn gefüllt wird.
Emotionen eröffnen Welt, stiften Bedeutung und konstituieren Identität. Sie sind nicht das Gegenteil von Vernunft und Verstand, sondern die Bedingung ihrer konkreten Verwirklichung.
Die Hypothese, dass Emotionen die Bausteine der Erfahrung sind, lässt sich fruchtbar in das Verständnis des Symbols integrieren. Wenn Symbole nicht bloß als Zeichen fungieren, sondern als Träger gelebter Bedeutung, dann ist die emotionale Dimension kein nachträgliches Beiwerk, sondern konstitutiv für ihre Wirksamkeit. Besonders deutlich wird dies, wenn man dem Symbolbegriff in seiner dreifachen Struktur, als sinntragende Einheit, als dynamischer Prozess und als Element gelebter Erfahrung, folgt.
In diesem Licht erscheint Erfahrung selbst nicht als neutrale Sammlung von Daten, sondern als dynamischer, lebendiger Prozess, in dem sich Bedeutung entfaltet. Emotionen sind in diesem Prozess die Träger (Bausteine) der Bewegtheit, die das Erfahrene mit Sinn aufladen. Sie bilden das energetische Medium, durch das Weltbezug lebendig wird. Symbolisches Verstehen ist daher kein reiner Akt des Denkens, sondern ein durch Emotionen getragener Vollzug, der uns die Welt erschließt und uns zugleich in ihr verortet. Damit sind Emotionen nicht nur Bausteine der Erfahrung, sondern auch vitale Kräfte der Weltaneignung und Selbstkonstitution.

Das Symbol ist eine vielschichtige Struktur, in der Einheitsebene, Prozessebene und Erfahrungsebene miteinander verflochten sind und sich gegenseitig durchdringen.

Auf der **Einheitsebene** erscheint das Symbol als eine verdichtete Gestalt. Sie ist eine Verbindung von Ausdruck und Bedeutung, die in ihrer Form eine eigene Ganzheit verkörpert. Diese Ebene gibt dem Symbol seine Wiedererkennbarkeit und semantische Stabilität. Hier wird das Symbol als Träger von Bedeutung erfasst, der über sich hinausweist und eine bestimmte Sinnrichtung eröffnet.
Die **Prozessebene** beschreibt die dynamische Bewegung, in der das Symbol seine Bedeutung entfaltet. Hier wird deutlich, dass Symbole nicht statisch sind, sondern im Vollzug ihrer Deutung lebendig werden. Sie verändern sich im Gebrauch, im Kontext, in der persönlichen Aneignung. Auf dieser Ebene ist das Symbol kein fertiges Produkt, sondern ein offener Prozess, in dem Bedeutung erzeugt, verändert oder vertieft wird.
Die **Erfahrungsebene** schließlich verankert das Symbol im gelebten Leben des Individuums. Sie macht deutlich, dass ein Symbol nicht nur verstanden, sondern emotional und existenziell erlebt wird. Hier wird das Symbol zur Schnittstelle zwischen Welt und Ich. Es ist getragen von emotionaler Resonanz, gespeist durch Erinnerungen und eingebettet in biografische Zusammenhänge. Auf dieser Ebene wird das Symbol zum Träger lebendiger Erfahrung. Das Symbol bewegt, berührt und formt Sinn.
Diese drei Ebenen stehen nicht nebeneinander, sondern bilden ein integriertes Gefüge. Die Einheitsebene gibt dem Symbol seine Form, die Prozessebene bringt es in Bewegung, und die Erfahrungsebene verleiht ihm Tiefe und Lebendigkeit.

Die Bedeutung des Symbols ist kein fertiges Produkt, sondern entsteht im Zusammenspiel von Form, Prozess und Erfahrung. Es ist Ausdruck strukturierter Gestalt, dynamischer Entwicklung und persönlich erlebter Welt.

Diese Ebenen werden am Triptychon von Hieronymus Bosch deutlich:

„Der Garten der Lüste“ von Hieronymus Bosch (ca. 1490–1510)

Strukturierte Gestalt: Das Triptychon ist klar in drei thematische Tafeln gegliedert – Paradies, irdisches Leben, Hölle – und zeigt so eine geordnete Struktur.

Dynamische Entwicklung: Auf jeder Tafel entfalten sich komplexe Szenen voller Bewegung, Veränderung und vielfacher Bedeutungsüberlagerungen.

Persönlich erlebte Welt: Die Bilder sind voller Symbolik, die von Betrachtern individuell interpretiert und erlebt werden können.

6. Damit heißt Verstehen

Der Begriff des „Bewusstseins“ erscheint mir problematisch, weil er eher verschleiert als erhellt, was tatsächlich geschieht, wenn wir etwas erfahren, wahrnehmen oder verstehen. Er dient häufig als übergreifender, dabei aber vager Sammelbegriff, der unterschiedlichste Zustände, von Aufmerksamkeit über Selbstwahrnehmung bis hin zu Empfindung und Reflexion, unter einem gemeinsamen Namen vereint. Dadurch bleibt unklar, welche konkreten Prozesse jeweils gemeint sind.
Stattdessen scheint mir eine differenzierte Unterscheidung zwischen zwei grundlegend verschiedenen Formen des Verstehens erkenntnisleitender: Das Verstehen durch Denken sowie das Verstehen ohne Denken

Verstehen durch Denken:
Dieser Prozess des Verstehens ist reflexiv und systematisch. Er lässt sich in einer formal oder systematisch strukturierten Sprache ausdrücken, die nachvollziehbar und analysierbar ist. Das diskursive Verstehen arbeitet mit eindeutig definierten oder zumindest funktional klar abgegrenzten Einheiten und stützt sich auf argumentativ geordnete Strukturen.
Je nach Kontext basiert es entweder auf formaler Logik und begrifflicher Präzision, wie dies in wissenschaftlichen oder technischen Zusammenhängen üblich ist, oder auf Plausibilität, Kohärenz und Alltagslogik, wie sie im praktischen Denken und Handeln verwendet werden.
Die Struktur dieses Verstehens ist diskret, das heißt, es operiert mit klar voneinander unterscheidbaren Elementen, die eine **digitale** (im Sinne von „diskret“ vs. „kontinuierlich“) **Organisation** ermöglichen.

Verstehen ohne Denken:
Dieses Verstehen gründet in Erfahrung. Es entsteht durch die direkte Konfrontation mit Erlebtem, sei es körperlich, emotional oder situativ, und bleibt zunächst außerhalb begrifflicher Fassung. Dennoch bildet es eine Struktur, und zwar in Form individueller Ordnungen, Mustern und Differenzen, die in einer Privatsprache gefasst oder zumindest innerlich repräsentiert werden können.
Diese Privatsprache ist kein öffentlich zugängliches Kommunikationsmittel, sondern ein inneres System der Weltauffassung, das Erfahrenes speichert, ordnet und bewertet. Dies geschieht etwa durch Analogiebildung, Assoziationen, narrative Fragmente oder körperlich empfundene Sinnrelationen (plausibel erscheinen mir Gerald Edelmans momentbezogene „Repräsentationsgruppen“).
Die **Struktur dieses Verstehens ist analog**, nicht digital. Sie beruht nicht auf diskreten, symbolisch codierten Zeichen, sondern auf Ähnlichkeiten, Übergängen und kontinuierlicher Veränderung. Verstehen ohne Verstand ist daher weder irrational noch willkürlich, sondern drückt sich in nicht formalisierter und nicht logischer Form aus. Trotzdem ist es orientierend, kohärent im Erleben und handlungsleitend. Erfahrung erschließt die Welt in einem anderen Modus als das Denken. In der Privatsprache wird über Wiedererkennung, atmosphärische Stimmigkeit und implizites Wissen verstanden.
Diese Unterscheidung erlaubt es, viele Phänomene, die unter dem Begriff „Bewusstsein“ verschwimmen, präziser zu erfassen. Sie macht deutlich, dass sowohl das auf unterscheidbaren Einheiten beruhende, reflektierende als auch das erfahrungsgeleitet-intuitive Erfassen der Welt unterschiedliche, aber gleichwertige Formen der Orientierung darstellen. Entscheidend ist dabei, dass diese beiden Modi des Verstehens beim Menschen nicht getrennt nebeneinanderstehen, sondern in einem symbiotischen Zusammenspiel wirken. Das diskursive Denken gewinnt

Tiefe und Relevanz durch Rückbindung an gelebte Erfahrung, während das erfahrungsbasierte Verstehen durch begriffliche Klärung an Schärfe, Kommunizierbarkeit und Reflexionsfähigkeit gewinnt. Erst in dieser wechselseitigen Durchdringung entsteht das, was man meiner Meinung nach mit Recht als menschliches Verstehen bezeichnen kann.

Beim Verstehen wird in der externen Kommunikation durch die Abstrakta ein Rahmen oder Raum angeboten, in dem jeder Einzelne seine persönlichen Vorstellungen einbringen kann. Das heißt:

Denkende beobachten, verstehen und deuten die Welt aus einer Innenperspektive.

Alles, was ihnen begegnet, erhält seine Bedeutung erst durch die Verarbeitung im Fühlen und Denken. Ohne diesen inneren Bezug bleibt die Welt sinnlos, zumindest in dem Sinne, dass sie nicht verstandesmäßig erfasst werden kann. Verstehen bedeutet dabei nicht, eine Welt an sich abzubilden, sondern vielmehr, eine selbst entworfene Landkarte zu lesen. Diese Landkarte entsteht aus Erfahrungen, Symbolen und inneren Ordnungen, die der Mensch im Lauf seines Lebens entwickelt. So wird Weltverstehen immer zu einem persönlichen Vorgang: Die Orientierung im Außen geschieht durch Strukturen, die im Inneren geschaffen wurden. Diese Landkarte steht für unsere inneren Vorstellungen von der Welt.
Im Laufe unserer Erfahrungen entwickeln wir ein Denkmodell, eine innere Landkarte, die uns dabei hilft, die Welt zu verstehen und in ihr zu handeln. Diese Landkarte ist kein objektives Abbild der Wirklichkeit, sondern ein subjektives Konstrukt, das den Rahmen bildet, durch den wir unsere Umwelt interpretieren.
Ihre Tauglichkeit zeigt sich erst im Gebrauch. Indem wir sie im Alltag anwenden und unsere Vorstellungen mit den tatsächlichen Erfahrungen abgleichen, prüfen wir, ob sie uns hilft, uns in der Welt zu orientieren. Die Güte dieser inneren Landkarte bemisst sich daran, ob sie uns als Verstehende dazu befähigt, sinnvoll zu handeln, Zusammenhänge zu erkennen und Komplexität zu bewältigen.

Ich bezeichne diese Landkarte als Vorstellungen oder auch als meine Wirklichkeit.

Sie beschreibt das, was ich als gegeben empfinde, also das, was ich in meiner Welt als real anerkenne. Dieses Gegebene ist jedoch kein objektiver Tatbestand, sondern das Ergebnis eines persönlichen Ordnungsprozesses.
Tatsachen entstehen demnach nicht unabhängig von uns, sondern durch die fortwährende Prüfung des Gegebenen anhand unserer individuellen Ordnungskriterien. Ob etwas als richtig oder falsch gilt, hängt davon ab, ob es mit dieser inneren Ordnung, also unserer Landkarte, übereinstimmt. Tatsachen sind somit keine fixen Größen, sondern Bewertungen im Rahmen unseres persönlichen Verständnisses.

Verstehen ist in diesem Sinn ein kontinuierlicher Entscheidungsprozess.

Er ist mehrschichtig und oft binär strukturiert, weil er auf dem Prinzip der Unterscheidung basiert, etwa zwischen bekannt und unbekannt, relevant und irrelevant oder stimmig und unstimmig. Durch diese Unterscheidungen strukturieren wir die Welt und schaffen die Grundlage für Erkenntnis.

Ein Yin ist ohne ein Yang bedeutungslos.

Yin und Yang sind deshalb ein Beispiel für ein binäres Prinzip, weil sie ein Paar gegensätzlicher Kategorien bilden, die, genau wie beim Verstehen durch Differenzbildung, gemeinsam Bedeutung erzeugen.

Die Gedankenwelt basiert auf den Dualismen angenehm/unangenehm und richtig(wahr)/falsch. Diese Dualismen sind tief im menschlichen Denken verankert und prägen sowohl das alltägliche Verständnis als auch das wissenschaftliche Denken, einschließlich der Philosophie. Diese dualistische Aufteilung hilft uns, die Welt zu ordnen und zu verstehen, indem wir das Wahrgenommene in klare, abgegrenzte Einheiten, innerhalb einer übergeordneten Gesamtheit einteilen. Dies entspricht einer zweiwertigen Logik, bei der Aussagen entweder als wahr oder falsch betrachtet werden. Diese binäre Denkweise[210] ist ein grundlegender Faktor des menschlichen Denkprozesses und findet in allen Bereichen der Beschreibung von Wissen und Erfahrung seine Anwendung.
Alle diese Formen des Verständnisses stellen jedoch keine absolute Realität dar. Vielmehr sind sie vereinfachte Modelle und verstandesmäßig entwickelte Simplifikationen, die Beobachtungen und das Verständnis der Welt strukturieren. Dieses System des Verstehens ist ein privates oder öffentliches reduktionistisches Modell, das der Orientierung dient. Es ist ein Denksystem, das sich aus einer Vielzahl von Entscheidungen herausbildet. In diesem komplexen persönlichen Entscheidungsprozess werden bestimmte Ebenen und Dimensionen von anderen getrennt, um ein differenzierteres und qualitativ umfassenderes Verständnis zu erlangen.
Das bedeutet, dass ich mir bewusst sein sollte, dass das Gegebene in jedem Fall komplexer ist als alle Modelle. Gleichzeitig ist die Nützlichkeit solcher Vereinfachungen Voraussetzung für das Verständnis und die Akzeptanz überhaupt.

> Unsre ... Optik ist dadurch bestimmt,
> dass Mitteilung nötig ist, und dass zur Mitteilung etwas fest, vereinfacht, präzisierbar sein muss .... Damit es aber mitteilbar sein kann, muss es zurechtgemacht empfunden werden, als „wieder erkennbar." Das Material der Sinne vom Verstande zurechtgemacht, reduziert auf grobe Hauptstriche, ähnlich gemacht, subsumiert unter Verwandtes. Also: die Undeutlichkeit und das Chaos des Sinneneindrucks werden gleichsam logisiert[211].

---

[210] Für das binäre Denken bedeutet das, dass dieser Dualismus auf das individuelle Verstehen von Einheiten (Einheit zu übergeordneter Einheit; Individuum zu Umwelt und Individuum zu Individuum) angewendet wird. Individuen nutzen binäre Unterscheidungen, um ihre Erfahrungen zu strukturieren und Entscheidungen zu treffen. Diese Unterscheidungen helfen dabei, Komplexität zu reduzieren und die Welt in handhabbare Einheiten zu unterteilen. Individuelle Entscheidungsprozesse basieren ständig auf binären Unterscheidungen wie richtig/falsch, gut/schlecht oder nützlich/nutzlos. Diese Entscheidungsprozesse sind wesentlich für die Navigation durch die alltägliche Komplexität und Unsicherheit. Durch binäres Denken können Individuen die Vielzahl von Informationen und Eindrücken, die sie täglich erhalten, filtern und priorisieren. Dies ermöglicht eine effektive Handlungsfähigkeit und Orientierung im Alltag.
Ähnlich wie soziale Systeme (Luhmann), basieren individuelle Vorstellungen und Modelle der Welt auf binären Codes, die sich aus persönlichen Vorstellungen und Erfahrungen herausbilden. Diese so entwickelten Muster helfen dabei, neue Erfahrungen zu interpretieren und in bestehende Denkschemata zu integrieren. Auch auf individueller Ebene spielt Autopoiesis eine Rolle. Das „Ich" (Selbst) organisiert sich und erhält sich durch kontinuierliche Entscheidungsprozesse und die Anwendung binärer Unterscheidungen. Die individuellen Vorstellungen/Erfahrungen reproduziert sich selbst durch die ständige Anwendung von Unterscheidungen, die das eigene Weltbild bestätigen und stabilisieren. Wenn bestehende binäre Unterscheidungen nicht mehr ausreichen, um neue Erfahrungen zu integrieren oder wenn emotionale Diskrepanzen zu groß werden, entsteht der Bedarf nach Anpassung und Veränderung. Individuen überarbeiten ihre Denkmodelle und binären Codes, um ein kohärentes und funktionales Verständnis der Welt aufrechtzuerhalten.
[211] Man könnte auch sagen, auf den Punkt gebracht oder auf die Einheit gebracht.

> die Welt... ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die „Realität“ liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können.
>
> Nietzsche, Der Wille zur Macht

Die Welt, wie ich sie beobachte, erscheint mir als Projektion meiner Gefühls- und Denkmöglichkeiten auf Grundlage meiner Fähigkeiten. Anhand dieser Projektion finde ich Orientierung.

Wiedererkanntes tritt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und führt zur Trennung von für den Beobachter in dem Moment „Unwesentlichem“. Anders als Aristoteles und Platon, die diese Trennung auf die „Wahrheit“ bzw. die „absolute Realität“ bezogen, beziehe ich Trennung und Selektion auf die Verwendbarkeit und „erfolgreich Erprobtes“ für das Erstellen eines Modells (Konstrukt, Landkarte, Vorstellung). Das heißt, die Welt wird auf der Grundlage der individuellen Vorstellungen bewerte, die eine eigene Zusammenstellung basierend auf den eigenen Erfahrungen ist. Das Wissen und Verständnis sind nicht einfach gegeben, sondern werden durch Analyse und Interpretation von Informationen gewonnen.

Aus dem Deuten erwächst das Erkennen. Erinnerungen sind innere Bilder, die sich im Laufe der Zeit mit dem Menschen verändern. Sie sind keine statischen Abbilder, sondern dynamische Konstrukte, die das Selbstverständnis und die Wahrnehmung prägen.

Ergeben sich aus den Erfahrungen Unsicherheiten, die sich z.B. als Stress oder Unsicherheit gegenüber dem aktuell Gegebenen (Unbekannten) äußern[212], kann ein Bedürfnis nach Veränderung bzw. Erweiterung der Vorstellungen entstehen. Da Vorstellungen als situative Zusammenstellungen und als Zustand verstanden werden, bedeutet dies, dass im Prozess des Verstehens auch die zugrunde liegenden Muster überarbeitet werden müssen und in jedem Moment eine unterschiedliche Qualität haben. Allerdings besteht eine hohe Bereitschaft, die bestehende Vorstellung (Muster) über die Zeit zu stabilisieren, da sie als glaubwürdige Orientierung dient bzw. diente und dienen soll. Erst wenn die emotionale Diskrepanz zwischen Erfahrungen (Intuition) und Vorstellungen (Produkt des Verstandes) zu groß wird, entsteht ein Veränderungsbedarf.[213]

Die Welt und unsere Selbstwahrnehmung erschließen sich uns durch Wirkung. Über die Fähigkeiten des Fühlens und Denkens machen wir uns die Welt verständlich. Das Ergebnis jeder Welterfassung und -darstellung ist stets individuell[214] und wird jeweils als glaubwürdig erlebt. So wird die Welt zu einer persönlich gestalteten Einheit, einem Konstrukt, Muster, einer Landkarte, einem Modell oder Bild.

Jedes Individuum betreibt über die Kommunikation einen permanenten Vergleich und Auseinandersetzung zwischen seinem individuellen und einem öffentlichen Verständnis (Mustern). Dabei werden die öffentlichen Muster als etwas Gegebenes wahrgenommen, die in vergleichender Beziehung zu den eigenen (individuellen) Mustern gesehen werden. Öffentlichen Muster gehen auf einen auf Sprache beruhendem vorläufigen Einigungsprozess hervor, der letztlich auf der Erkenntnis von Individuen beruhte.[215]
Auf der kommunikativen Ebene sorgt Übernahme bzw. diskursive Einigung für ein gemeinsames Verstehen von plausibel erscheinenden Bedeutungsinhalten eines Ganzen. Eine

[212] In einem Prozess ergeben sich in jedem Moment neue Ereignisse.
[213] Allerdings setzen wir alles daran, das Bestehende möglichst aufrecht zu erhalten.
[214] Allerdings sollte man sich wegen der Kommunikation auf ein gemeinsames glaubwürdiges Vorgehen einigen.
[215] jedenfalls bisher; Frage der Durchsetzungsmacht; Künstliche Intelligenz?

positive und bestätigende Rückmeldung durch andere Individuen erhöht die gemeinsame Akzeptanz. Das so entstandene Gemeinschaftsverständnis ermöglicht ein Zusammenkommen der Individuen zu einer Gewissheitsgemeinschaft. Nur über die kommunikative Annäherung bzw. Einigung erfährt ein ganzheitlich konstruiertes Narrativ soziale[216] Akzeptanz. Wegen des generalisierenden Charakters, u.a. wegen der Kategorisierung in der Sprache, wird immer eine Kluft zwischen dem erfahrungsbasierten individuellen Objekten und Narrativen und den generalisierten kommunikativen Festlegungen bestehen.[217]

Ob individuell erlebt oder gesellschaftlich geteilt: Das Ganze und seine Teile sind in einen Zusammenhang eingebettet, der durch Denken und Fühlen konstruiert wird. Sie bilden ein Bezugssystem, das entweder selbst geschaffen oder aus bestehenden kulturellen, sozialen oder symbolischen Ordnungen übernommen wurde.

Sowohl für individuell als auch für öffentlich konstruiertes Ganzes gilt:

Wissen ist ein durch Argumente begründeter und mittels individuell oder kollektiv akzeptierter Methoden geprüfter Glaube. Der Glaube an ein Narrativ unterscheidet sich vom Wissen über ein Narrativ nur durch den Grad und die Struktur seiner Begründung.

Denn:

Etwas zu wissen[218] setzt voraus, dass ich davon überzeugt bin – mit anderen Worten: dass ich glaube, es zu wissen. Glaube erzeugt Gewissheit, und Gewissheit ermöglicht Zielsetzung und Orientierung.

Egal ob Wissenschaft, individuelle Vorstellungen, Ideologien, Religionen u.a., alle durch Denken zusammengestellte Konstrukte, basieren auf individuellem Glauben bzw. Gewissheit und sind von Individuen über Systeme geschaffene Bezüge eines Beobachters.
Folglich bemühe ich mich in diesem Essay, mir einen höheren Grad an Gewissheit zu erarbeiten. Ich weiß, dass ich mich damit in einen nicht endenden Prozess begebe, dessen Ergebnis schon im nächsten Moment eine andere Bewertung erfahren kann[219] und den jede Frau/Mann auch ganz anders entwickeln, sehen und bewerten kann.

Kurt Tucholsky

> Vom Stationsvorsteher aus gesehn, sieht der tägliche Abschied der Reisenden an den Zügen recht stereotyp aus. Von der Krankenschwester aus gesehn, hat der Tod ein anderes Gesicht als vom Trauernden aus gesehn. Alles, was man regelmäßig tut, versteinert. Man soll auch seine eigenen Erlebnisse vom Stationsvorsteher aus sehen können.

Wir erfassen, egal ob individuell oder sozial, die Welt aufgrund feststehender Muster. Als Arbeitsgrundlage gibt es zwischen konkreten und abstrakten Mustern keinen Unterschied. Ob

[216] sozial = eine Vielzahl von Individuen
[217] eine mögliche Erklärungsgrundlage für Sprachspiele (Wittgenstein)
[218] Glaube an eine Methode
[219] Wie ich leidvoll an der Bearbeitung dieses Textes spüren musste. Denn in den statischen Text fließen Informationen von inzwischen acht Jahren Arbeit an diesem Text ein. Zu vielen Zeitpunkte in dieser Phase verfügte ich über einen anderen, neuen Informationsstand.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wir entwickeln unsere Einheiten zu stabilen Elementen, die wir als zeitunabhängige und kohärente Konstante empfinden[220] und uns damit ein Verarbeiten (Rechnen[221]) ermöglicht. Individuelle Muster sind die Voraussetzung für soziale Muster, wobei letztere Ergebnisse von Einigungs- bzw. Durchsetzungsprozessen sind.

Eindrücke werden gegenwartsbezogen wahrgenommen, während sich die darin enthaltenen Einheiten über die Zeit hinweg entfalten.

Einheiten wie Muster, Systeme oder Vorstellungen entwickeln sich seriell auf der Grundlage individueller Erfahrungen. Das bedeutet, dass sie nacheinander entstehen und jeweils auf den Erfahrungen und Strukturen früherer Entwicklungen aufbauen[222]. Auch wenn solche Einheiten nicht mehr konkret vorhanden sind, bestehen sie in unserem Denken weiter, da sie auf inneren Modellen und Beziehungskonstellationen[223] beruhen. In Träumen, Fantasien oder Erinnerungen bleiben sie lebendig, solange wir in der Gegenwart eine emotionale oder innere Beziehung zu ihnen herstellen können. Diese Einheiten sind Denkobjekte, durch die wir die Welt verstehen, ihr Sinn verleihen und uns in ihr orientieren. Dazu gehören auch das Ich und das Du, die Seele und der Baum, d.h. all jene Einheiten, die wir persönlich und kollektiv erschaffen.

Wir alle, ob Fußballfan, Ärztin, Philosophin oder Ich, verstehen die Welt auf der Grundlage selbstgeschaffener Modelle. Modelle sind strukturierte Einheiten und Systeme, die uns helfen, Erfahrungen zu ordnen und Bedeutung zu erzeugen.

Doch:

> W. Heisenberg (1955) stellte für die Erkenntnisse der Naturwissenschaften fest:
> „Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur“.

Diese Hypothese zur Naturwissenschaft würde ich auf die Erkenntnisse jedes Individuums anwenden. Wir sehen nicht die Realität, sondern ein Bild, mit dem wir uns auf das Gegebene beziehen. Unsere Wahrnehmungen und Interpretationen sind stets durch unsere persönlichen Erfahrungen, Perspektiven und Denkprozesse gefiltert. Somit ist unser Verständnis der Welt immer eine Deutung, geprägt durch unsere individuellen Filter und nicht eine direkte und unverzerrte Abbildung der objektiven Wirklichkeit.
Die Welt wird in Form von diskreten Einheiten des Denkens konstruierten. Mit diesen beschreiben bzw. verstehen wir das Gegebene. Als Denkeinheiten und Abstrakta sind die beschreibenden Worte Artefakte und haben keine ontologische Qualität.

Aber

---

[220] Aaron Antonovsky bezeichnet mit Kohärenzgefühl oder Kohärenzempfinden als ein tiefsitzendes Gefühl bzw. eine Lebensorientierung (sense of coherence), die Auskunft darüber gibt, wie man mit dem Leben oder mit Herausforderungen unter den jeweils gegebenen Bedingungen klarkommt.

[221] Die „Realität“ liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können. Nietzsche

[222] Die Einheiten werden in einer sequentiellen Reihenfolge entwickelt, wobei jede neue Einheit auf den Erfahrungen und Erkenntnissen basiert, die aus der Entwicklung der vorhergehenden Einheit gewonnen wurden. Dieses iterative Vorgehen erlaubt es, kontinuierliche Verbesserungen und Anpassungen basierend auf Wahrnehmung bzw. Beobachtung und Feedback vorzunehmen. Dadurch können Entwicklungen besser verstanden werden.

[223] Erfahrung ist nicht als repräsentativer Speicher von Inhalten des Erlebten anzusehen, sondern als dynamisches System, das seine Beziehungskonstellationen ständig durch die Wechselwirkungen und Selektionen von Beziehungen anpasst und reorganisiert. In Anlehnung an Gerald M. Edelman; Theorie der neuronalen Gruppenselektion

Petra war für sich, aber auch für mich gegeben und real. Sie gibt es nicht mehr. Doch sie war und bleibt ein Teil meiner Erfahrung und meines Lebens, allerdings ein veränderlicher, auf den ich mich in jedem Moment neu beziehe.

„Ich ist der Inhalt der Beziehung, und das Beziehen selbst." Hegel, Phänomenologie des Geistes

Hegel betont hier, dass das „Ich" sowohl das Subjekt als auch das Objekt der Beziehung ist. Es ist der Inhalt dessen, was betrachtet wird, und gleichzeitig der Vorgang des Betrachtens.

„In dem Bewusstsein, das auf sich selbst reflektiert, sind sich Subjekt und Objekt gleich."[224] Hegel, Die Phänomenologie des Geistes

Das „Ich" ist sowohl das Subjekt der Wahrnehmung als auch ihr Objekt. Es betrachtet sich selbst und ist zugleich das, was betrachtet wird. Diese Doppelrolle verweist auf eine grundlegende Einheit von Subjektivität und Objektivität. Auch Frege spricht in einem ähnlichen Sinne von einem doppelten Bedeutungsbegriff, indem er zwischen Sinn und Bedeutung unterscheidet. Der Sinn einer Aussage verweist auf die subjektive Perspektive, also auf die Art und Weise, wie ein Inhalt gedacht wird, während die Bedeutung auf das objektive Bezugssystem zielt, in dem der Inhalt verankert ist. So wie bei Hegel das Ich sich zugleich als erkennendes Subjekt und erkanntes Objekt erfährt, liegt auch bei Frege eine untrennbare Verschränkung zwischen innerer Vorstellung und äußerem Gehalt vor. In beiden Fällen wird deutlich:

Erkenntnis vollzieht sich nicht isoliert in der Subjektivität des Denkens noch allein in objektiven Gegebenheiten, sondern entsteht aus dem Zusammenspiel von innerer Bewusstseinsstruktur und äußerem Bezugsrahmen, in dem das Gedachte Bedeutung gewinnt.

Übertragen auf allgemeine Einheiten bedeutet das: Ein Beispiel dafür ist ein Baum als Objekt der Wahrnehmung. Zunächst existiert der Baum als physische Gegebenheit außerhalb des Subjekts. Er liefert sensorische Informationen, Licht, Farbe, Form, die von den Sinnesorganen aufgenommen werden. Diese Wahrnehmung bildet die Grundlage für den Erkenntnisprozess.
Erkenntnis entsteht jedoch nicht allein durch die passive Aufnahme von Sinnesdaten. Erst durch die persönliche aktive Verarbeitung dieser Daten durch Reflexion, Einordnung und Interpretation, erhält die Wahrnehmung Bedeutung. Das Individuum bringt eigene Erfahrungen, Vorstellungen und Erwartungen in die Wahrnehmung ein, wodurch ein persönlich sinnvolles Bild des Baums entsteht. Erkenntnis ist daher immer ein aktiver, beziehungsstiftender Vorgang, bei dem der Mensch seine Innenwelt mit dem Außen abgleicht und beides in Beziehung setzt.
In diesem Zusammenhang wird auch das Selbstbild des Individuums geformt. Es entsteht durch die fortlaufende Selbstwahrnehmung, Reflexion und Interpretation von Eindrücken und Erfahrungen. Vorstellungen und Erfahrungen sind dabei keine spontanen, isolierten Phänomene, sondern prozesshafte, interne Konstrukte. Sie beruhen auf gespeicherten Mustern und Modellen, die auf aktuelle Wahrnehmungen projiziert werden. Diese Projektionen beeinflussen wesentlich, wie das Individuum seine Umwelt interpretiert. So können frühere Erfahrungen dazu führen, dass neue Situationen durch die Linse des Vergangenen gedeutet werden, selbst dann, wenn sie objektiv betrachtet anders sind.
Das „Ich" und sein Erleben sind das Resultat einer komplexen Wechselwirkung zwischen internen dynamischen Strukturen und äußeren Reizen. Interne Strukturen wirken wie ein Filter, durch den neue Informationen aufgenommen und verarbeitet werden. Sie werden durch Gedächtnis, Lernen und emotionale Prägungen geformt. Gleichzeitig liefern Reize aus der äußeren

[224] An dieser Stelle stimme ich mit Hegel insofern überein, dass ich mich auch jederzeit als Denkobjekt bezeichnen kann und den Subjektbegriff völlig vernachlässigen kann. Es gibt keine „Subjekt-, Objektspaltung". Ich selbst betrachte mich, wie alle Denkenden sich selbst, als Objekt des Denkens, wodurch die Trennung zwischen dem denkenden Subjekt und dem gedachten Objekt aufgehoben wird.

Umwelt, wie visuelle Eindrücke, Geräusche, soziale Interaktionen, den Input, der diese inneren Prozesse anstößt und moduliert.
Zwischen Innenwelt und Außenwelt besteht also eine kontinuierliche Wechselwirkung. Die inneren Konstrukte beeinflussen, wie wir die Welt wahrnehmen, während externe Reize unser inneres Erleben und unsere Selbstwahrnehmung mitformen. So kann etwa eine positive soziale Erfahrung unser Selbstbild stärken, weil sie neue positive Erinnerungen schafft, die wiederum zukünftige Bewertungen und Reaktionen prägen.
Auch das Selbstbild ist somit kein statisches Gebilde, sondern das Ergebnis eines dynamischen Prozesses, der von der fortwährenden Interaktion zwischen innerer Struktur und äußerer Realität geprägt ist. Dieser Prozess ist geprägt von ständiger Anpassung, bei der sowohl vergangene Erfahrungen als auch gegenwärtige Eindrücke ineinandergreifen.
Die Beziehung zwischen Vorstellungen und Selbstwahrnehmung offenbart ein klassisches Henne-Ei-Problem.
Um ein Selbstbild zu entwickeln, benötigen wir Vorstellungen. Gleichzeitig formen sich unsere Vorstellungen durch das Bild, das wir von uns selbst gewinnen.
Diese zirkuläre Abhängigkeit macht deutlich, wie tief die Prozesse des Erkennens, Deutens und Selbstverstehens miteinander verflochten sind. Philosophische Ansätze bieten unterschiedliche Erklärungsversuche für dieses Verhältnis, eine abschließende Lösung bleibt jedoch aus. Vielmehr verweist dieses Spannungsverhältnis auf die Komplexität der menschlichen Selbsterkenntnis.
Im Zentrum meines Nachdenkens steht ein zentrales Problem des Verstehens:

Wir erkennen die Welt in Einheiten, ob begrifflich, bildhaft oder symbolisch. Sie erscheinen jedoch nur im jeweiligen Moment stabil.

Da die Wirklichkeit einem ständigen Wandel unterliegt, verändern sich auch diese Einheiten kontinuierlich. Mit jeder Veränderung verschiebt sich ihre Bedeutung im größeren Systemzusammenhang. Das Verstehen ist immer ein temporäres, kontextabhängiges Ordnen von Sinn in einem dynamischen Gefüge. Stabilität ist dabei nur eine Momentaufnahme im fortlaufenden Prozess des Deutens, Reflektierens und Neustrukturierens.
Verstehen ist immer eingebettet in Emotionen. Wir deuten die Welt nicht losgelöst, sondern auf der Grundlage unserer individuellen Erfahrungen. Die Grundbausteine dieser Erfahrungen sind emotionale Erlebnisse. Durch Emotionen treten wir in Beziehung zur Welt. Sie öffnen uns für Bedeutung, färben unsere Wahrnehmung und prägen, was uns als relevant erscheint. Ohne sie wäre die Welt nicht lebendig erfahrbar, sondern bloß ein abstraktes Gefüge.

Emotionen sind somit nicht bloß Reaktionen auf die Welt, sondern eine grundlegende Voraussetzung dafür, dass wir sie verstehen können.

Ein trauriger Blick, den wir sehen, lässt uns nicht nur erkennen, dass jemand traurig ist, sondern wir fühlen mit. Genau dieses Mitfühlen ist der Anfang des Verstehens. Verstehen in diesem Sinne bleibt immer eine relationale Erfahrung, geprägt von Resonanz, aber auch von Differenz. Denn jede Deutung bleibt an die eigene Perspektive gebunden, aus der heraus wir die Gefühle und Erfahrungen anderer nur annähernd erfassen können. Dies macht aber auch klar, dass wir niemals identisch mitfühlen können. Jedes Mitgefühl ist bestenfalls eine Annäherung bzw. die Ähnlichkeit der eigenen Empfindung an die Empfindung einer anderen Person.

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen
Maria Rilke aus dem Stundenbuch

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.

Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.

Wachsende Ringe symbolisieren Annäherung ohne Verschmelzung. Jeder Ring ist eine neue Grenze, ein neuer Abstand, eine neue Ebene. Es zeigt, dass Verstehen ein Prozess des Sich-Annäherns ist, der niemals ganz endet und bei dem man die Differenz immer anerkennt. Die Frage, ob man „Falke, Sturm oder großer Gesang“ ist, spricht das bewusste In-der-Welt-Sein an, das respektvolle Aushalten von Mehrdeutigkeit und Fremdheit.

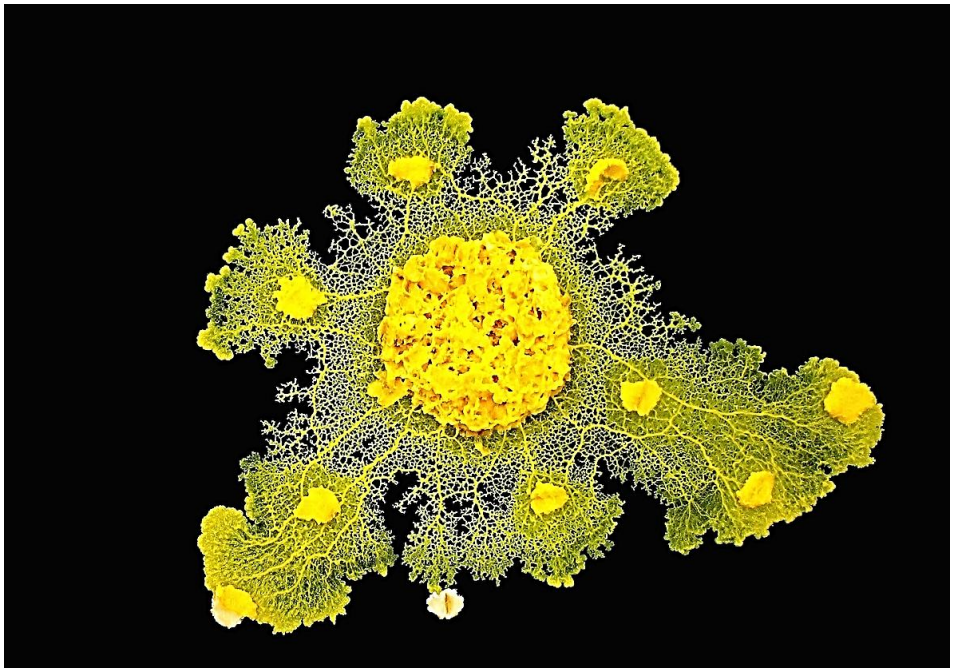
Wahres Verstehen liegt also nicht im Aufheben der Differenz, sondern im respektvollen Erkennen der Unüberbrückbarkeit, denn darin liegt die eigentliche menschliche Nähe. Nähe ist nicht das Auflösen der Fremdheit (Differenz), sondern das achtsame Stehenbleiben an ihrer Schwelle.

61. Verstehen ohne und mit Denken

„Das Sein ist unabhängig davon, ob es verstanden wird oder nicht.“
Martin Heidegger, Sein und Zeit (1927)

Ich unterstelle, dass das Gegebene auch ohne Interpretation durch die Vorstellungen und damit ohne Denken vorhanden ist. Das will ich am Beispiel des „Blobs“ verdeutlichen.

Der BLOB[225]



HIRNLOS
schleimig hungrig klug

Der Blob ändert Form und Größe nach Belieben. Er hat weder Augen noch Mund, Magen oder Beine und kann trotzdem erkennen, schmecken, verdauen und sich fortbewegen[226].
Der Blob findet mühelos den kürzesten Weg durch ein Labyrinth. Er kann sich Dinge merken, ohne ein Gehirn zu besitzen, und, „weil der amerikanische Blob unsere Bio-Haferflocken nicht mochte, haute er einfach aus der Petrischale ab und machte sich über die Flocken einer amerikanischen Marke her!“[227]. Er hat kein Nervensystem und kein Gehirn und trotzdem löst er komplexe Probleme und entwickelt ausgefeilte Strategien. An ihm zeigt sich, dass Erfahrung[228] und Intelligenz nicht zwangsläufig Gehirn bedeuten.
Der Blob erkundet seine Umgebung und konfiguriert sein Venennetz ständig neu, wenn er neu Energie zuführen kann[229]. Mit der Zeit werden je nach Zufuhr einzelne Venen verstärkt andere bleiben lediglich erhalten oder verschwinden. Die effizienteste Verbindung wird stets optimiert. Dadurch gelingt es dem Einzeller, sich intelligent an seine Umwelt anzupassen, vorausgesetzt,

[225] Diese Ausführungen habe ich im wesentlichen Teilen der Arte-Sendung „Der Blob (Schleimiger Superorganismus)“ entnommen. Sie waren geeignet, die Kriterien herauszuarbeiten, die ich unter Leben verstehe.
[226] Einen Zentimeter kommt er pro Stunde voran – ist er hungrig, schafft er sogar vier Zentimeter. Er kann jeden Tag sein Volumen verdoppeln und einen Durchmesser von mehreren Metern erreichen.
[227] Audrey Dussutour (Verhaltensbiologin) Es wurde nachgewiesen, dass sich der Blob bei alternativen Energieangeboten das für ihn angenehmste heraussuchen konnte.
[228] Im Sinne von Lernfähigkeit. Unter Lernfähigkeit soll die Eigenschaft verstanden werden Informationen speichern zu können und diese für eigene Zwecke zu einzusetzen.
[229] Zur Deckung des Energiebedarfs verspeist er Bakterien, Hefen und Pilze. D.h. Wachstum und Bewegung durch Energiezufuhr.

Intelligenz wird als die Fähigkeit definiert, Probleme zu lösen. Im Kern bedeutet Intelligenz zunächst die Fähigkeit, in der Umwelt zu überleben.
Der Blob demonstriert diese Fähigkeit, indem er seine Umgebung analysiert und entsprechend darauf reagiert. Er kann über sein Netzwerk (Venen) Umwelteinflüsse erfassen und seine Struktur daran anpassen. So bewegt er sich gezielt in angenehmen Umgebungen, meidet schädliche Reize und optimiert seine Energieaufnahme, um sein Wachstum zu sichern. Diese Anpassungsfähigkeit zeigt, dass der Blob Umweltinformationen sinnvoll verarbeitet und für sein Überleben nutzt.
Leben existiert auch ohne unser Denken. Es bedarf weder unserer Symbole noch unserer Sprache oder unseres Verständnisses, um zu sein. Leben geschieht unabhängig von Erklärung und Vorstellung. Wir bezeichnen es als eine Form von Energie, doch was Energie im Kern ist, bleibt unserem unmittelbaren Erkennen entzogen. Wir erfahren sie nicht direkt, sondern nur über ihre Wirkungen. Insofern bleibt das Leben selbst für uns unsichtbar. Es ist eine stille Kraft, die sich allein in dem zeigt, was sie hervorbringt.
Um das Leben dennoch zu verstehen, versuchen wir es in Sprache zu übersetzen. Wir fassen es in Begriffe und Symbole, entwerfen Bilder, Theorien und Vorstellungen. Doch all diese Denkformen bleiben Annäherungen. Was wir erkennen, ist nicht das Leben selbst, sondern unsere Interpretation seiner Spuren. Der Begriff „Leben“ verweist auf eine Wirklichkeit, die sich unserem direkten Zugang entzieht. Er steht für eine unbekannte Größe, die wir nur über ihre Wirkungen erschließen können. Verstehen bleibt damit ein Versuch, Ordnung in etwas zu bringen, das sich einer Erfassung entzieht.
In diesem Prozess übernimmt das Denken die Rolle eines Übersetzers. Es ermöglicht uns, das Unfassbare, das Leben selbst, in Modelle zu überführen, die für uns begreifbar sind. Denken strukturiert und interpretiert, es schafft Hypothesen, Erklärungen und Theorien, um dem Unbekannten eine verständliche Form zu geben. Doch dieses Denken bleibt immer hypothetisch. Es kann das Leben nicht in seiner ganzen Tiefe erfassen, da es auf seine eigenen Mittel beschränkt ist, nämlich Abstraktion, Kategorisierung, sprachliche Formung. Das Denken ist nicht das Leben selbst, sondern ein Versuch, sich ihm anzunähern.
Gleichzeitig besitzt das Denken eine gestaltende Kraft. Es beschränkt sich nicht auf die bloße Deutung der Welt, sondern kann aktiv und lenkend zur so verstandenen Dynamik des Lebens beitragen. Während das Leben als ursprünglicher Energiefluss unabhängig von verstandesmäßiger Reflexion verläuft, eröffnet das Denken neue Dimensionen. Es bringt Reflexion, Absicht und Vorstellungskraft ins Spiel und schafft damit fiktive und potentielle Räume. In diesen Räumen kann das Leben nicht nur erfahren, sondern auch in Richtung einer Gestaltung von Wirklichkeit geformt werden.
In diesem Sinn ist das Denken mehr als ein passiver Beobachter. Es wird zur Brücke zwischen der spontanen Lebenskraft und einer intentionalen Ordnung. Es hebt das Leben aus seinem bloß natürlichen Ablauf heraus und führt es in den Bereich der potentiell eigenen Wirkungsmöglichkeiten über. So wird das Denken zum aktiven Mitgestalter des Lebensprozesses. Es ist ein schöpferischer Impuls, der dem ursprünglichen Strom des Seins eine neue Richtung geben kann.

Energetische Innenwirkung:

Das Denken beeinflusst unsere innere Energie, etwa durch Steuerung von Emotionen, Konzentration oder körperlichen Prozessen (z. B. Atemtechniken, Meditation, Visualisierung). So kann es intuitive Abläufe verstärken, hemmen oder in eine bestimmte Richtung lenken.

Energetische Außenwirkung:

Durch Denken gestalten wir unsere Interaktionen mit der Umwelt. Wir können unsere Ausstrahlung, unser Verhalten und unsere Kommunikation gezielt anpassen und damit bestimmen, wie wir auf unsere Umwelt wirken.

Denken ist mehr als ein bloßes Instrument zur Interpretation von Wahrnehmungen. Es fungiert zugleich als aktives Steuerungswerkzeug, das den individuellen Handlungsspielraum formt, Entscheidungen vorbereitet, Prioritäten setzt und bestimmte Wirkungspfade eröffnet oder blockiert. Dadurch lenkt es den persönlichen Energiefluss und beeinflusst die Richtung unseres Handelns. In diesem Sinne übersetzt Denken nicht nur Erfahrungen in sinnvolle Strukturen, sondern gestaltet aktiv die eigenen Möglichkeiten.
Allerdings bleibt Denken stets an ein bestimmtes System gebunden. Jede Hypothese oder Theorie reflektiert nicht eine objektive Wahrheit über die Welt, sondern ihre Funktionalität innerhalb eines spezifischen Bezugsrahmens. Dies spiegelt sich im Falsifikationsprinzip von Karl Popper wider: Eine Theorie kann durch Beobachtungen und Experimente gestützt, aber nie endgültig verifiziert werden. Sie bleibt stets eine Annahme, die innerhalb eines wissenschaftlichen Paradigmas Bestand hat, jedoch nicht zwangsläufig eine universelle Wahrheit darstellt. Ähnlich geht Niklas Luhmanns in seiner Systemtheorie davon aus, dass Systeme nur jene Informationen aufnehmen und verarbeiten können, die mit ihren internen Strukturen kompatibel sind. Erkenntnis bleibt somit perspektivisch und durch die systembedingten Grenzen bestimmt. Verstehen ist untrennbar mit diesen systemischen Bedingungen verknüpft. Es bewegt sich innerhalb der vorgegebenen Strukturen und Mechanismen und ist daher keine universelle Einsicht, sondern eine an das jeweilige System angepasste Deutung. Was als sinnvoll oder wahr erscheint, hängt von der Anschlussfähigkeit innerhalb des bestehenden Ordnungsgefüges ab. Eine bestätigte Erkenntnis bedeutet daher nicht, dass sie absolut richtig ist, sondern lediglich, dass sie innerhalb eines spezifischen Kontextes funktioniert.
Denken, Verstehen und Systeme stehen somit in einem wechselseitigen Verhältnis: Denken strukturiert Wahrnehmung und Handlungsmöglichkeiten, Verstehen bleibt an systemische Bedingungen gebunden, und Systeme setzen den Rahmen, innerhalb dessen Wissen generiert und interpretiert wird. Die Suche nach einer absoluten Wahrheit bleibt daher immer an die jeweiligen systemischen Voraussetzungen geknüpft. Denn:

Die Welt begegnet uns in der Vielfalt des Einzelnen. Unsere Erfahrung ist induktiv und erfahrbar. Das bedeutet, wir nehmen die Welt in ihrer konkreten Mannigfaltigkeit wahr, als ungeordnete Realität oder schlicht als gegeben. Unser Verstehen antwortet darauf jedoch mit der Sprache des Allgemeinen. Es ist deduktiv und ordnend. Das heißt, was wir erfassen, formen wir durch allgemeine Begriffe, Hypothesen, Modelle, Theorien und Paradigmen.

Die Welt wirkt induktiv auf uns ein, wir deuten sie deduktiv.

Philosophen wie Kant, Popper, Gadamer und Kuhn haben dieses Verhältnis jeweils auf unterschiedliche Weise aufgegriffen. Sie sind sich jedoch darin einig, dass Erfahrung beziehungsweise Wahrnehmung als induktiver Prozess und Denken als deduktiver Prozess untrennbar miteinander verbunden sind.

Der Mensch versteht über Wahrnehmung und Erfahrung induktiv, über Denken und Vorstellungen deduktiv.

Diese beiden Arten des Verstehens sind jedoch im menschlichen Erkenntnisprozess nicht strikt getrennt, sondern wechselseitig bedingt. Unsere Wahrnehmung ist niemals völlig „roh“. Sie ist stets durch Vorstellungen beurteilt und bewertet. Umgekehrt wird unser Denken ständig durch neue Erfahrungen geprüft, angeregt und herausgefordert. Trotzdem bleibt ein grundlegendes Problem bestehen:

Wir können Vorstellungen nur deduktiv und digital entwickeln, während das Verständnis über Erfahrungen nur induktiv und analog erarbeitet werden kann.

Dieses Grundverhältnis der menschlichen Erkenntnis ist paradox. Es lässt sich nicht einfach auflösen, sondern kann nur durch eine eigene Transformation bearbeitet werden, indem wir unsere Implikationen reflektieren und systemisch vorgehen.
Menschliche Erkenntnis lebt somit in einer unauflösbaren Spannung. Diese Spannung ist nicht im Sinne einer eindeutigen Lösung aufhebbar, sondern nur durch interpretierende Selbstbeobachtung, durch Reflexion der eigenen Denkweisen und durch systemisches, zirkuläres[230] Verstehen transformierbar.

Das Verhältnis zwischen analogem und induktivem Verstehen einerseits und digitalem und deduktivem Verstehen andererseits ist nicht aufhebbar. Es wird immer wieder neu von uns selbst vermittelt.

Wir behelfen uns mit kreativen Mischformen wie Metaphern, Narrativen und Symbolen, um das Einzigartige beschreibbar zu machen.
Denn der Erfahrungsprozess selbst besitzt eine eigene Form von Intelligenz: eine nicht-begriffliche, analoge, sinnlich-gegenwärtige Erkenntnisweise, die sich dem direkten sprachlichen Zugriff entzieht und dennoch Bedeutung erzeugt.
Diese intelligente Dimension der Erfahrung ist die Grundlage unseres Denkens:
Sie fordert uns heraus, inspiriert und irritiert uns und bewirkt, dass wir unsere Vorstellungen permanent abgleichen, hinterfragen und weiterentwickeln. Ein Prozess, den wir nicht immer wollen, denn unsere Vorstellungen geben uns Orientierung, Halt und ein Gefühl von Sicherheit.
So entsteht ein Dialog zwischen Erfahrung und Vorstellungen, zwischen analoger Unmittelbarkeit und digitaler Abstraktion.
Und genau in dieser wechselseitigen Durchdringung zeigt sich das paradoxe Spannungsverhältnis menschlicher Erkenntnis:

Wir erschließen die Welt nicht allein durch den Verstand und unsere Vorstellungen, sondern grundlegend durch das Erleben und die Unmittelbarkeit der Erfahrung.

Beide Zugänge bedingen einander. Sie greifen ineinander, durchdringen sich und machen das Verstehen des Menschen erst möglich.

[230] Zirkulär beschreibt einen dynamischen, offenen Erkenntnisprozess, der sich nicht linear (von A nach B), sondern in sich rückbeziehenden Schleifen vollzieht.

62. Erfahrung und Verstehen

Erfahrung ist kein abgeschlossener Zustand, keine fest umrissene Einheit, die sich einfach betrachten, analysieren oder weitergeben lässt. Sie ist ein lebendiger, fortwährender Prozess – ein Geschehen, das sich ständig wandelt und dabei sowohl innere als auch äußere Inhalte begrenzt und lokalisiert. In diesem Prozess der Lokalisierung und Selbstverortung entstehen Bilder, in denen das Ich sich selbst und die Umwelt aus einer bestimmten Perspektive wahrnimmt. Diese Bilder sind Ausdrucksformen dafür, wie das Individuum in seiner Erfahrung verortet ist und wie es die Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt sieht.
Erfahrung vollzieht sich immer in Bewegung. Sie entsteht nicht isoliert, sondern ist eingebettet in vielfältige Kontexte: in Situationen, Beziehungen, Emotionen, ebenso wie in kulturelle und sprachliche Systeme. Sie ist Teil eines energetischen Austauschs zwischen dem Menschen und der Welt, in dem Bedeutungen entstehen, vergehen oder sich transformieren.
Oft neigen wir dazu, Erfahrung wie ein Objekt zu behandeln, als etwas, das man macht, besitzt oder beschreiben kann. Doch schon das, was wir überhaupt als Erfahrung wahrnehmen, ist das Ergebnis eines komplexen inneren Prozesses. Erfahrung ist mehr als die Summe von Sinneseindrücken. Sie ist ein Geflecht aus Empfindungen, Gefühlen, Erinnerungen, Bedeutungszuweisungen und situativen Deutungen. Sie entsteht, entfaltet sich, verändert sich und wirkt über den Moment hinaus.
Gerade weil Erfahrung so dynamisch und vielschichtig ist, entzieht sie sich einer direkten Erfassung oder vollständigen Darstellung. Um sie mitteilen und über sie nachdenken zu können, sind wir auf Sprache, Modelle und Symbole angewiesen. Diese ermöglichen es uns, das Unfassbare in fassbare Formen zu bringen. Die Begriffe, die wir dabei verwenden, sind keine bloßen Abbilder der Erfahrung, sondern Werkzeuge der Strukturierung. Sie helfen uns, das Komplexe zu ordnen, das Vielfältige zu differenzieren und das Unmittelbare verstehbar zu machen.

Reduktion und Auswahl sind grundlegende Bedingungen für gedankliches Verstehen.

Beim Verstehen, insbesondere im gedanklichen Sinn, ist es notwendig, Informationen zu reduzieren, also zu vereinfachen, zu abstrahieren. Auswählen ist nötig, um Relevantes von Irrelevantem zu trennen und komplexe Inhalte überhaupt verarbeiten zu können.
Verstehen beginnt also nicht im Kopf, sondern im Erleben. In einem unwillkürlichen, körperlich-emotionalen Geschehen, das keiner verstandesmäßigen Reflexion bedarf. Bevor wir denken, haben wir schon gespürt. Bevor wir sprechen, hat unser Körper bereits geantwortet. Diese vorbegriffliche Form des Verstehens ist die Voraussetzung für das analytische Denken. In ihr liegt die ursprüngliche Weise, sich in der Welt zu orientieren, Muster zu erkennen, Bedeutungen zu fühlen.
Dieses Erleben bildet damit die Grundlage für jedes Denken. Der Verstand ordnet, abstrahiert, schafft Einheiten. Doch er kann nur mit dem arbeiten, was zuvor erlebt wurde. Er überführt Teile (Daten) des Prozesses in feste Formen. Dabei entsteht ein Spannungsverhältnis: Auf der einen Seite steht das unmittelbare Erleben, auf der anderen das theoretische oder begriffliche Erfassen durch den Verstand. Diese beiden Ebenen sind untrennbar miteinander verbunden, aber niemals deckungsgleich.
Der Verstand, den wir einsetzen, ist dabei nicht der Ursprung unserer Erfahrung, sondern ihr Werkzeug. Er hilft uns, das Erlebte in eine für uns verstehbare und später auch kommunizierbare Form zu bringen. Doch er ersetzt das Erleben nicht. Er folgt ihm. Er versucht, es einzuholen, zu fassen, auszudrücken, bleibt dabei aber immer hinter dem zurück, was wirklich geschehen ist. Denn das, was wir erfahren, ist immer mehr als das, was wir z. B. begrifflich oder gedanklich erfassen können.
Hier unterscheidet sich mein Verständnis auch von jenen philosophischen Positionen, die den Verstand als alleinige Quelle von Bedeutung begreifen. Besonders deutlich wird das bei

Ludwig Wittgenstein, der in seiner späten Philosophie, in den Philosophischen Untersuchungen, betont, dass der Sinn eines Ausdrucks ausschließlich im Gebrauch der Sprache liegt. Übertragen auf das Verhältnis von Erfahrung und Verstand bedeutet dies: Bedeutung entsteht für Wittgenstein erst dort, wo klare begriffliche Regeln und Anwendungen bestehen. Eine Erfahrung, die sich nicht in diese Ordnung einfügt, bleibt für ihn unsagbar und damit auch epistemisch irrelevant. So wird der Verstand, analog zur Sprache, zur alleinigen Instanz für Sinn und Bedeutung, während das vorausgehende Erleben keinen eigenen erkenntnistheoretischen Status erhält.
Demgegenüber sehe ich den Verstand nicht als Quelle von Bedeutung, sondern als ein Instrument der Übersetzung. Er ist nicht der Ort, an dem Erfahrung entsteht, sondern ein Mittel, um das Erlebte in eine verständliche und kommunizierbare Form zu bringen. Die Welt berührt uns, bevor wir sie ordnen. Wir empfinden, reagieren, erleben noch bevor Gedanken oder Begriffe entstehen. Erfahrung ist nicht das Produkt verstandesmäßiger Ordnung, sondern das, was diese überhaupt erst notwendig macht. Sie ist der Anlass, aus dem heraus wir beginnen, zu denken, zu analysieren, zu abstrahieren.
Verstehen beginnt also nicht mit dem Verstand, sondern mit Resonanz, d. h. mit einer Berührung durch die Welt, die das Denken zunächst nicht notwendig macht. Erst im zweiten Schritt wird das Erlebte gedanklich gefasst und in begriffliche Formen überführt. Dabei bleibt die Erfahrung immer mehr als das, was sich denken oder sagen lässt. Der Verstand reduziert, strukturiert, macht zugänglich, aber er ersetzt nicht das Erlebte. Er formt aus dem Fließenden eine feste Gestalt, doch er bleibt angewiesen auf das, was sich in seiner Totalität dieser Form entzieht.
In diesem Sinne ist Verstehen auch ein ständiges Bemühen, zwischen Erleben und Denken zu vermitteln. Es ist ein Austarieren zwischen Gefühl und verstandesmäßiger Einheit, zwischen Nähe und Distanz. Nur wenn wir uns dieser Spannung bewusst bleiben, wird begreiflich, dass das Denken zwar auf Erfahrung angewiesen ist, die Erfahrung selbst jedoch nie ganz vom Denken erfasst werden kann. Erfahrung bleibt Ursprung und Grenze zugleich. Wir formen es, um Orientierung zu gewinnen. Wir abstrahieren, um teilen zu können, was wir erlebt haben. Aber wir sollten zugleich wissen, dass alles Verstehen perspektivisch, selektiv und unabgeschlossen ist.
In dieser Spannung bewegt sich unser Zugang zur Welt. Wir greifen auf Systeme zurück, auf Einheiten, Denkmodelle, Ordnungen, um Sinn zu erzeugen. Diese Systeme sind nicht beliebig. Sie strukturieren sich nach jeweils eigener Logik und erzeugen daraus Bedeutung.
Manche dieser Systeme folgen einer digitalen, begrifflich geordneten Struktur. Die Vorstellung ist ein solches System. Sie arbeitet mit klar umrissenen Formen, trennt, abstrahiert, fixiert. Sie macht das Erlebte verfügbar, jedoch nur, indem sie es in eine feste Form überführt.
Daneben existiert ein anderes System, das sich nicht aus Abstraktion, sondern aus Unmittelbarkeit speist: die Erfahrung. Auch sie entfaltet sich gemäß einer inneren Logik. Sie folgt einer analogen, fließenden, körperlich-materiellen und emotional fundierten Ordnung. Dieses System operiert nicht mit Fixierung, sondern mit Resonanz, Wandel, Übergängen. Es ist offen, vieldeutig und entzieht sich dem Zwang zur begrifflichen Eindeutigkeit.
Beide Systemtypen, Vorstellung und Erfahrung, sind Formen der Welterschließung. Sie zeigen auf unterschiedliche Weise, wie wir der Welt begegnen und wie wir ihr Sinn verleihen.
Sie unterscheiden sich in ihrer Struktur. Das eine vermittelt Welt durch Ordnung und Distanz, das andere durch Nähe und Berührung. Sinn entsteht im Wechselspiel zwischen diesen beiden Ordnungen, zwischen dem Bedürfnis nach Form und der Erfahrungsfülle des Ungeformten..
Genau dieses Spannungsverhältnis zwischen Erleben und Denken bewegt uns als Menschen. Denn das Denken entsteht nicht aus sich selbst heraus. Es ist auf das Erleben angewiesen, auf jene unmittelbare, sinnlich-emotionale Beziehung zur Welt, die ihm vorausgeht. Umgekehrt ist auch das Erleben nicht völlig unabhängig vom Denken. Es benötigt sprachliche, begriffliche

Formen (Einheiten und Beziehungen), um sich auszudrücken, sich mitzuteilen und orientierend wirksam zu werden.
Zwischen Erleben und Denken besteht also eine wechselseitige Beziehung. Diese Beziehung ist asymmetrisch, weil das Erleben dem Denken vorausgeht und nicht vollständig darin aufgeht. Doch sie ist unauflöslich, weil das Denken ohne Bezug auf Erfahrung leer bliebe, während Erfahrung ohne gedankliche Formung unscharf und flüchtig bleibt. Verstehen ist nicht das Aufheben dieser Spannung, sondern ihre Gestaltung.
In diesem Spannungsfeld zeigt sich die Erfahrung als Quelle und Grenze des Denkens zugleich. Sie ist der Ursprung allen Wissens. Erfahrung ist das, worauf sich jeder Gedanke, jede Analyse letztlich stützt. Zugleich entzieht sie sich jeder vollständigen begrifflichen Erfassung. Erfahrung liegt außerhalb der Strukturen des Denkens, außerhalb dessen, was sich in feste Einheiten, Theorien oder Modelle einordnen lässt.
In den Worten Niklas Luhmanns gesprochen: Das Denken bildet ein System, das sich durch eigene Strukturen organisiert. Alles, was nicht in diesen Strukturen erscheint, gehört zur Umwelt. Erfahrung ist Teil dieser Umwelt. Sie bildet den Außenraum, aus dem das System Denkimpulse empfängt, den es aber niemals vollständig integrieren kann. Die Differenz zwischen System und Umwelt ist damit nicht ein Hindernis, sondern die Bedingung für Erkenntnis. Denken braucht Erfahrung, um Inhalte zu gewinnen, aber es kann sie nur übersetzt und gefiltert aufnehmen.
Weil Erfahrung sich nicht direkt erschließen lässt, wird sie zur Quelle eines schöpferischen Potenzials, aus dem das Denken sowohl kreative als auch spekulative Möglichkeiten schöpft.
Erfahrung ist Resonanz, Orientierung, lebendige Beziehung zur Welt. Sie bewegt uns, bevor wir sie denken. Und sie bleibt als Überschuss bestehen, auch nachdem wir über sie gesprochen haben. Erfahrung ist damit kein abgeschlossenes Objekt des Wissens, sondern eine lebendige Bewegung, die dem Denken immer vorausgeht und es zugleich immer wieder neu antreibt.
Doch so sehr Erfahrung sich in ihrer Ursprünglichkeit dem Denken entzieht, so sehr ist das Denken doch darauf angewiesen, sie zu erfassen, zumindest in Ansätzen. Um über Erfahrung nachzudenken, müssen wir sie in eine Form bringen. Diese Form ist das, was wir Verstehen nennen. Es ist die Ebene, auf der das Denken das Erlebte nicht einfach wiedergibt, sondern es in eine Einheit überführt, die es begreifbar, analysierbar und vermittelbar macht.
Verstehen ist dabei mehr als bloßes Erkennen von Informationen. Es ist ein Prozess der Bedeutungsbildung, in dem das Vielfältige, das Widersprüchliche, das Unüberschaubare in einen Zusammenhang gebracht wird. Vom Chaos zur Ordnung (zum System). Es geht nicht darum, die Erfahrung selbst einzufangen, sondern darum, sie als Erfahrung denken zu können, als etwas, das eine erkennbare Form hat, das in einer Struktur erscheint. Diese Struktur ist nicht das Erleben selbst, sondern die gedankliche Einheit, die wir aus dem Erleben formen.
Erfahrung ist in ihrem Ursprung fragmentarisch, emotional, situativ. Sie geschieht und wirkt weiter. Verstehen hingegen strebt nach Kohärenz, nach Zusammenhang, nach Sinn. Um diese Verbindung überhaupt herstellen zu können, bedarf es einer Ebene, auf der das Erfahrene abstrahiert, geordnet und sprachlich gefasst werden kann. Diese Ebene ist kein Abbild der Erfahrung, sondern ein Modell, ein interpretierender Rahmen. Es ist das, was Denken leisten kann: Denken ist kein Ersatz des Erlebens, sondern eine Reflexionsebene, die es ermöglicht, Erfahrung verständlich zu machen.
Diese Einheitsebene des Verstehens ist notwendig, um Erfahrung gedanklich zu durchdringen. Nur in dieser Form lässt sich über Erfahrungen sprechen, nachdenken, Erkenntnisse gewinnen. Wir brauchen also eine symbolische, begriffliche Ordnung, nicht um das Erleben zu ersetzen, sondern um es überhaupt erst verstehen und in Beziehung zu uns selbst setzen zu können. Verstehen formt nicht die Erfahrung, sondern eine Deutungsfigur. In diesem Sinne können wir sagen:

Wir verstehen Erfahrung nicht unmittelbar,
sondern über ihre gedankliche Rekonstruktion.

Was wir denken, ist nicht das Erleben selbst, sondern eine Einheit, die wir daraus bilden. Erleben wird zu einer Einheit und Form, die auf das Erleben zurückverweist, es aber nicht vollständig wiedergibt. Erst diese gebildete Einheit macht es möglich, dass Erfahrung in einen Erkenntniszusammenhang eingeht. Sie wird durch das Verstehen nicht aufgelöst, sondern als symbolisch geformte Gestalt zugänglich gemacht.

Das Denken kann Erfahrung also nicht direkt darstellen, aber es kann sie als Erfahrung fassbar machen, indem es sie auf der Ebene des Verstehens in eine Form bringt, die uns Orientierung gibt. Ohne diese Transformation bliebe Erfahrung stumm, flüchtig, unteilbar. In der Einheit des Verstehens jedoch gewinnt sie eine neue Qualität: Sie wird sichtbar, sagbar, reflektierbar, auch wenn sie immer mehr bleibt als das, was sich sagen lässt.
Was wir erleben, ist immer reichhaltiger, unmittelbarer und vielschichtiger als das, was wir im Denken oder in der Sprache ausdrücken können. Wenn wir versuchen, dieses Erleben (die Erfahrung) zu fassen, müssen wir es überführen. Wir müssen eine Form bilden, die es deutbar macht. Diese Form ist nicht das Erlebnis selbst, sondern ein gedankliches Gebilde, das wir aus der Erfahrung abstrahieren. Erst in dieser Einheit, dem Verstehen, erhält Erfahrung ihre symbolisch greifbare Gestalt. Sie wird nicht identisch mit dem Erlebten, aber sie verweist darauf zurück. Sie macht es kommunizierbar, analysierbar und erinnerbar.
Doch hier endet der Prozess nicht. Neben dem Erfahrungsverstehen, das eng mit dem unmittelbaren Erleben verbunden bleibt, tritt eine weiterführende Form der Abstraktion: die Vorstellung. Während das Erfahrungsverstehen die Eindrücke in eine erste symbolische Gestalt überführt und sie so überhaupt erst sinnhaft zugänglich macht, löst sich das Vorstellungsverstehen von dieser Nähe zur Erfahrung. Es setzt auf bereits verstandene Inhalte auf und transformiert sie in begriffliche Einheiten wie Modelle, Theorien oder Konzepte. Damit vollzieht sich eine zweite Stufe der Abstraktion. Das Vorstellungsverstehen greift nicht direkt auf das Erleben zurück, sondern auf die bereits strukturierte und verstehbar gemachte Erfahrung, die es in ein systematisch geordnetes Bedeutungsgefüge überführt. Diese Entwicklung ist notwendig, weil das unmittelbare Erleben in seiner Komplexität weder sprachlich noch begrifflich vollständig erschließbar ist. Erst das Erfahrungsverstehen schafft eine erste Form, in der sich Erfahrung artikulieren lässt. Die Vorstellung baut auf dieser symbolischen Gestalt auf, um sie verstandesmäßig zu verarbeiten, zu strukturieren und in ein Wissenssystem zu integrieren. Das Erfahrungsverstehen bewahrt dabei die Resonanz mit dem affektiven Ursprung, während die Vorstellung eine produktive Distanz schafft, die nötig ist, um Erkenntnisse systematisch zu überprüfen, weiterzugeben und kritisch zu reflektieren. Im Zusammenspiel beider entsteht so eine tragfähige Grundlage für ein reflektiertes Weltverhältnis.
Hier liegt die zentrale philosophische Herausforderung: Wir müssen erkennen, dass wir unsere Welt nicht nur durch Modelle und Begriffe erfassen, sondern immer wieder zu jener Ebene zurückkehren sollten, aus der alles Denken hervorgeht, zur Erfahrung. Erfahrung begegnet uns als ein ursprüngliches, körperlich-emotionales Geschehen, das sich dem direkten Denken entzieht. Um es verstehbar zu machen, muss es in eine Einheit überführt werden. Diese Einheitsebene ist grundlegend für unser Verstehen. Sie bringt das Erleben in eine symbolische Form, die auf das ursprüngliche Geschehen verweist, es jedoch weder vollständig wiedergibt noch ersetzt. Erst durch diese symbolische Verdichtung wird Erfahrung für das Denken zugänglich.
Verstehen zeigt sich in zwei qualitativ unterschiedlichen Ausdrucksformen, die aufeinander aufbauen und sich zugleich unterscheiden. Ihre wechselseitige Spannung macht sie besonders fruchtbar.
Die erste Qualität des Verstehens steht in direkter Verbindung zur Einheitsebene der Erfahrung. Es handelt sich dabei nicht um begriffliches Denken, sondern um eine Form von Intelligenz, die unmittelbar aus dem Erleben entsteht. Sie bringt das körperliche, affektive und atmosphärische Geschehen in eine symbolisch geformte Gestalt. Diese Gestalt macht das Erlebte für das Individuum innerlich verfügbar. Es entsteht ein präreflexives Sinnverstehen, das

Orientierung bietet, bevor es zu Interpretation oder Analyse kommt. Dieses Verstehen ist anschlussfähig und resonant. Es bewahrt die Nähe zur Erfahrung und übersetzt das Erleben in eine erste Form, ohne es analytisch zu zergliedern. So entsteht eine Intelligenz der Erfahrung, die nicht denkt, sondern spürt, deutet und ahnt. Es ist eine nicht-sprachliche Erkenntnis, die der Sprache vorausgeht und zugleich ihre Grundlage bildet.

Die zweite Qualität des Verstehens liegt auf einer anderen Abstraktionsebene, jener der Vorstellung. Verstand und Denken leiten sich aus der Ursprünglichkeit der Erfahrung ab, lösen sich jedoch zugleich von ihr. Sie abstrahieren von der gestalteten Erfahrungsebene, formen Begriffe, Modelle und Deutungen. Es entsteht eine strukturierende Interpretation, in der Erfahrung nicht mehr bloß gespürt, sondern eingeordnet, reflektiert und systematisiert wird.

Diese Abstraktion ist unerlässlich. Sie ermöglicht die Bildung von Wissen, die Mitteilung von Erfahrungen und die Entwicklung gemeinsamer Orientierungen. Die Welt wird aktiv geordnet und gestaltet. Doch gerade hier zeigt sich auch eine Grenze: Die abstrahierende Vernunft kann das Erfahrene nie vollständig erfassen. Sie arbeitet mit ausgewählten und bewerteten Aspekten des Erlebten, reduziert also notwendigerweise das Ganze. Das Denken bleibt dadurch stets von seinem Ursprung entfernt.

Beide Formen des Verstehens sind untrennbar miteinander verbunden. Die erste verleiht der zweiten ihre Substanz, Qualität und Ausrichtung. Die zweite macht die erste zu den eigenen Bedingungen vermittelbar, anschlussfähig und überprüfbar. Zwischen beiden besteht keine Gegensätzlichkeit, sondern eine synergetische Spannung. Erst ihr Zusammenspiel entfaltet das volle Potenzial menschlicher Erkenntnis.

Diese zwei Qualitäten des Verstehens, das unmittelbare Spüren und das reflektierende Deuten, markieren zwei hierarchisch gestufte Abstraktionsebenen, die einander bedingen. Die eine bewahrt die Nähe zum Lebendigen und wird trotz ihrer Abstraktheit häufig als konkret empfunden. Die andere schafft Distanz, Struktur und Form. Nur gemeinsam ermöglichen sie es dem Menschen, Welt zu erleben und zugleich über sie nachzudenken.

Die Erfahrungswelt und die Verstandeswelt sind unterschiedliche Systeme. Sie folgen je eigenen Einheiten und Dynamiken der Veränderung. Die Erfahrungswelt bildet die Grundlage für die Verstandeswelt, denn ohne Erfahrung wäre keine verstandesmäßige Verarbeitung möglich. Die Verstandeswelt wiederum ist die abstrakte, systematische Ebene, auf der wir versuchen, Erfahrungen zu ordnen, zu analysieren und zu deuten. Obwohl beide eng miteinander verknüpft sind, operieren sie auf unterschiedlichen Ebenen der Wahrnehmung und Erkenntnis. Man kann daher von zwei verschiedenen Verständnisebenen sprechen: der sinnlich-emotionalen Ebene der Erfahrung und der verstandesmäßig-abstrakten Ebene des Denkens.

Wenn man die Verstandeswelt weiter in zwei Bereiche unterteilt, nämlich in die individuell verstandene Welt und die sozial festgelegte Welt, so ergeben sich insgesamt vier eigenständige Systeme bzw. Welten, die alle einer eigenen Ausdrucksform (Sprache) unterliegen.

> **Die nicht verstandene Welt (Realität)**: Dies ist die Welt, die unabhängig von menschlicher Wahrnehmung, Erfahrung oder Interpretation existiert. Sie entzieht sich unserem direkten Zugang, weil sie nicht vollständig erfahrbar oder beschreibbar ist. Sie ist der ontologische Hintergrund, der allem zugrunde liegt, aber nie erfasst werden kann.
>
> **Die Erfahrungswelt**: Dies ist die unmittelbare, körperlich-emotionale Welt, wie sie sich im Erleben zeigt. Sie ist persönlich, kontextgebunden und selektiv. Wir nehmen nie die ganze Welt wahr, sondern jeweils einen Ausschnitt, gefiltert durch Sinnesorgane, Aufmerksamkeit und emotionale Disposition. Bereits hier erfolgt ein Deutungsprozess durch Auswahl und Bewertung.
>
> **Die persönlich verstandene Welt**: Die persönlich verstandene Welt ist die verstandesmäßige Spiegelung des Gegebenen, wie sie sich dem Einzelnen durch die Linse seiner Vorstellungen, Erfahrungen, Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen

offenbart. Sie stellt eine individuell erzeugte Anordnung von Bedeutungen und eine persönliche Sinngebung und Interpretation der Wirklichkeit dar.
Die sozial festgelegte Welt: Die gesellschaftlich und kulturell geteilte Interpretation der Welt, die durch Normen, Traditionen, wissenschaftliche Erkenntnisse und soziale Übereinkünfte geprägt ist.

Diese vier Dimensionen der Welterfahrung interagieren in einem synergetischen Prozess, der zu dem führt, was ich als das „wahrgenommene Gegebene" bezeichne. Zwar bleibt die „Realität an sich" dem Verstehen entzogen, doch aus dem Zusammenspiel von individueller Erfahrung, persönlicher Interpretation und sozialen Zuschreibungen formt sich unser Bild der Welt.
Dabei handelt es sich nicht um einen linearen Prozess, sondern um eine parallele, vielschichtige Interaktion. Jede Ebene beeinflusst die anderen, wodurch sich die Komplexität menschlichen Weltverstehens ergibt. Unser Verständnis speist sich sowohl aus persönlicher Wahrnehmung und Emotion als auch aus gesellschaftlich geprägten Wirklichkeitskonstruktionen.
Aus Gründen der Zweckmäßigkeit und analytischen Klarheit konzentriere ich mich im Weiteren, wie bereits in der Vergangenheit, ausschließlich auf zwei Perspektiven: die Erfahrungsperspektive und die Verstandesperspektive. Sie bilden die Grundlage meiner Betrachtungen, ohne jedoch die Bedeutung der anderen Ebenen grundsätzlich in Frage zu stellen.
Menschliche Erfahrung beginnt nicht in Begriffen oder geordneten Eindrücken, sondern in einem ganzheitlichen, ungeteilten Erleben. Im Moment der Wahrnehmung sind Empfindung, Vorstellung und Gefühl noch nicht voneinander getrennt. Sie bilden ein ursprüngliches, sinnlich verdichtetes Ganzes. Es entsteht ein „lebendiges Bild", das nicht analysiert, sondern durchlebt wird.
Erst im Nachgang des Erlebens beginnt der Verstand mit seiner Arbeit. Er trennt, ordnet, vergleicht und benennt. Aus dem flüchtigen Strom unmittelbarer Erfahrung entstehen so Gedanken, Erinnerungen und Bedeutungen. Das ist ein notwendiger Schritt, denn ohne diese Differenzierung wäre kein Verstehen, kein Wissen, kein Austausch möglich.
Diese Dynamik – vom unmittelbaren Erleben hin zur gedanklichen Rekonstruktion – wird im Märchen „Das Buch der Melusine" [231]von Albert Camus auf poetische Weise dargestellt.

Ein Märchen für allzu traurige Kinder

Es ist an der Zeit, von Feen zu sprechen. Um der gnadenlosen Melancholie des Wartens zu entgehen, ist es Zeit, neue Welten zu erschaffen. Übrigens, ihr dürft nicht glauben, daß Feenmärchen lügen. Es lügt nur der Erzähler, aber sobald er es ausgesprochen hat, schwebt das Feenwunder leicht durch die Lüfte und lebt sein eigenes Leben, wirklicher als die Anmaßung des Alltags. Dem Erzähler bleibt nur das schale Gefühl, etwas gegeben und nichts davon behalten zu haben. Das schale Gefühl oder die inbrünstige Freude.

Camus beschreibt, wie der Mensch, um der Melancholie des Wartens zu entkommen, neue Welten erschaffen muss. Das Märchen, das erzählt wird, entsteht aus einer inneren Notwendigkeit. Es ist ein Bild der Flucht und der Sinnsuche. Dabei unterscheidet Camus zwischen dem Wunder des Märchens und dem Erzähler selbst. Das Märchen, so schreibt er, lebt „leichter als die Anmaßung des Alltags", es entfaltet ein Eigenleben, das über den Erzähler hinausgeht. Doch dieser bleibt zurück mit einem „schalen Gefühl". Er hat etwas gegeben, das nicht mehr ihm gehört, das sich verselbständigt hat. Diese Figur des Erzählers steht sinnbildlich für den Verstand, der durch seine Operationen zwar verstehbare Formen schafft, dabei aber den unmittelbaren Charakter des Erlebens verliert. Camus Märchen schließt mit einem paradoxen Gefühl.

[231] Albert Camus, Zwischen Ja und Nein, Frühe Schriften, Gustav Kiepenheuer Verlag 1986

Der Erzähler empfindet entweder Leere oder Freude. Diese Ambivalenz verweist auf die Grundstruktur menschlichen Verstehens: Zwischen Verlust des Unmittelbaren und Schöpfung des Sinns bewegt sich das Denken. Das Märchen steht hier nicht im Widerspruch zur Theorie, sondern macht sie anschaulich und erfahrbar.
Verstehen ist kein passiver Akt, sondern ein schöpferischer Prozess, der das ursprünglich Ungeteilte der Erfahrung in sprachliche, gedankliche und erzählerische Formen überführt. Dieser Prozess ist notwendig, aber nie unschuldig. Er bringt Klarheit und Struktur, doch zugleich entfernt er sich vom ursprünglichen Erleben. In der Spannung zwischen Differenzierung und Ganzheit, zwischen Reflexion und Unmittelbarkeit, zwischen Verlust und Bedeutung, vollzieht sich das, was wir menschliches Verstehen nennen. Camus Märchen von der Melusine bringt diese Bewegung auf eindrucksvolle Weise zum Ausdruck.
Menschliches Erleben beginnt in einer ursprünglichen, ungeteilten Gegenwart, in der Wahrnehmung, Empfindung und Vorstellung noch nicht als getrennte Einheiten erscheinen. Es handelt sich um ein situatives, körperlich-emotionales Ganzes, das nicht analysiert, sondern direkt durchlebt wird. Diese ganzheitliche Struktur wird erst im Nachhinein durch den Verstand in differenzierte Bestandteile überführt.
Beispiel: Rembrandts „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ zeigt einen Moment reinen Erlebens: Die Geste des Vaters, das Knien des Sohnes. Es ist ein sprachloser, unmittelbar ergreifender Augenblick. Die Szene spricht über die Körper, nicht über die Sprache.

Um diese ungeteilte Gegenwart zu verstehen, muss der Verstand analysieren, abstrahieren und strukturieren. Er trennt das ursprüngliche Erleben in eigenständige Systeme:

- Wahrnehmung: unmittelbare Wirkung äußerer Reize,
- Erfahrung: strukturierte Anordnung über Zeit hinweg,
- Vorstellung: gedankliche Bedeutungskonstrukte.

Diese Systeme sind selbstreferentiell, das heißt: Sie operieren nach eigener Logik, auch wenn sie sich auf denselben Ursprung beziehen.

In Rembrandts Bild zeigt sich dies etwa in der Figur des Bruders im Hintergrund: Er steht für die reflektierende Vorstellung, die das Geschehen bewertet und in moralisch-kulturelle Begriffe übersetzt.

Erfahrung ist kein bloßes Sammelbecken von Eindrücken, sondern ein prozesshaftes, strukturiertes System, das aus dem Gegebenen eine innere Ordnung erzeugt. Sie steht zwischen unmittelbarem Erleben und gedanklicher Konstruktion und bildet die Grundlage für Verstehen.

Der Verstand greift auf die Erfahrung zurück, abstrahiert sie und übersetzt sie in Symbole, Begriffe und Erzählungen. Dabei geht jedoch die ursprüngliche Einheit des Erlebens verloren. Verstehen ist somit ein Akt der Differenzierung. Es schafft Bedeutung, erzeugt aber zugleich eine gewisse Distanz zum unmittelbaren Ursprung des Erlebens.

Doch dieser Prozess ist nicht einseitig abgeschlossen. Der Zuhörer oder Betrachter, der das vermittelte Erlebnis aufnimmt, bringt seine eigenen erinnernden Empfindungen, Gefühle und inneren Erfahrungen in den Moment des Verstehens ein. Durch diese individuelle Auffüllung wird das abstrakt vermittelte Erlebnis im Rezipienten neu belebt und erhält eine sinnliche und emotionale Tiefe, die der ursprünglichen, ungeteilten Erfahrung näherkommt.

Dieser Vorgang zeigt, dass Verstehen als Austausch zwischen differenzierender Konstruktion und lebendiger Nacherfahrung verstanden werden muss. Während der Verstand durch Analyse und Abstraktion Distanz schafft, ermöglicht die subjektive Rezeption eine Rückverbindung zum Ganzen. Somit schließt sich der Kreis zwischen der systematischen Ordnung des Verstandes und der unmittelbaren Lebendigkeit des individuellen Erlebens.

Diese doppelte Bewegung – Trennung und Wiedervereinigung – macht deutlich, wie Erzählungen, Kunstwerke oder Symbole als Brücken fungieren, die das ursprünglich Ungeteilte in differenzierter Form sichtbar machen, und gleichzeitig durch die Beteiligung des Rezipienten die Erfahrung erneuern und vertiefen.

Camus Märchen und Rembrandts Gemälde veranschaulichen diese Spannung: Beide zeigen, wie Erleben durch Sprache und Bild in eine neue, symbolische Ordnung überführt wird. Es ist ein Vorgang zwischen Schöpfung und Verlust, bei dem das „Wirken“ als Prozess eine zentrale Rolle spielt.

„Wirken“ ist eine Prozessgröße, deren Ergebnis, der Eindruck, Einfluss auf das Individuum ausübt. Wirken und Eindruck sind untrennbar miteinander verbunden: Das Wirken erzeugt Eindrücke, und Eindrücke entstehen durch das Wirken. So wird durch das Zusammenspiel von Schöpfung und Wahrnehmung eine neue Bedeutungsebene geschaffen, die das Individuum unmittelbar berührt und beeinflusst.

Wir nehmen Eindrücke niemals isoliert wahr, sondern stets im Kontext eines umfassenderen Zusammenhangs, das als „Ereignis“ bezeichnet werden soll. Ereignisse sind momentbezogene Geschehnisse innerhalb eines Prozesses und können nur auf einer höheren Abstraktionsebene betrachtet werden. Grundsätzlich sind Prozessgrößen nicht vorstellbar, wenn sie als Einheitsgrößen auf derselben Abstraktionsebene betrachtet werden. Um jedoch ein Verständnis zu erlangen, benötigen wir Einheiten. Diese helfen uns, komplexe Prozesse und Ereignisse zu erfassen und zu kommunizieren. Wir sind auf diskrete Größen angewiesen, um die Kontinuität in den vielfältigen Prozessen zu verstehen.

Wir benötigen diskrete Größen, um kontinuierliche Phänomene verstehen zu können.

Sowohl Energie als auch Erfahrung begreife ich als Prozessgrößen. Sie bilden in der Sprache jeweils eine begriffliche Einheit. Begriffe wie „Energie“ oder „Erfahrung“ sind inhaltlich nicht unmittelbar vorstellbar, da sie auf einer abstrakten Ebene verortet sind. Es existiert kein

physisches Gegenüber, das als Analogie herangezogen werden könnte, um den Inhalt dieser Phänomene vollständig zu erfassen.
Deshalb sind wir bei der Bestimmung dessen, was wir unter Erfahrung oder Energie verstehen, auf verstandesmäßige Konstruktionen angewiesen, ohne letztlich genau zu wissen, was Erfahrungen bzw. Energie an sich sind. Diese Konstruktionen beruhen auf der Transformation von Daten eines kontinuierlichen Prozesses in Informationen, aus denen wir diskrete Einheiten ableiten.

Im Verlauf dieses Denkprozesses kommen Symbole als Repräsentationen abstrakter Prozessgrößen zum Einsatz; sie verleihen dem Abstrakten eine greifbare Form.

Symbole fungieren als Vermittler zwischen der abstrakten Ebene und der konkreten Welt, indem sie Bedeutungen transportieren, die über ihr physisches Erscheinungsbild hinausgehen. Ein Symbol verdichtet und vereinfacht komplexe Informationen, Erfahrungen u.a. so, dass wir sie erkennen, verstehen und verarbeiten können.
Durch den Gebrauch von Symbolen werden abstrakte Begriffe wie Energie und Erfahrung in unserer Vorstellung und Kommunikation handhabbar. Ein Symbol stellt eine diskrete Einheit dar, die kontinuierliche Prozesse und komplexe Daten in eine verständliche und greifbare Form überführt. Dabei bleibt die inhaltliche Ausgestaltung des Symbols prinzipiell offen, muss jedoch systemgerecht aufbereitet sein, um eine effektive Verarbeitung und ein tiefgehendes Verständnis zu ermöglichen.
Im Fall des Symbols Erfahrung bedeutet dies, eine plausible Beschreibung zu entwickeln, die unser Verständnis dieses Begriffs nachvollziehbar macht. Erfahrung steht hier für den Prozess der Erkenntnisgewinnung durch direkte Interaktion mit der Welt, etwa durch Wahrnehmung, Beobachtung oder Handlung (eigenes Wirken). Sie ist mehr als eine bloße Ansammlung individueller Eindrücke; vielmehr handelt es sich um ein aktives Verarbeiten dieser Informationen zu internem Wissen und persönlichem Verstehen.
Erfahrungen lassen sich als eine Abfolge von Zustandseinheiten betrachten, die durch dynamische Prozesse miteinander verbunden sind. Jede einzelne Erfahrung stellt dabei einen konkreten Zustand dar, während der Übergang von einer Erfahrung zur nächsten den kontinuierlichen Prozess des Lernens und der Anpassung abbildet. In diesem fortlaufenden Wandel entsteht ein zunehmend differenziertes Verständnis der Umwelt, das sowohl unsere Identität prägt als auch unser Handeln bestimmt.
Um diese Dynamik zu begreifen, ist es hilfreich, gegenwärtige mit vergangenen Zuständen zu vergleichen. Durch diesen Vergleich erkennen wir Muster, Veränderungen und Entwicklungen. Dieses verstehen wir sowohl im unmittelbaren Erleben als auch in den langfristigen Konsequenzen unseres Handelns. Die sogenannte komparativ-statische Betrachtungsweise, bei der einzelne Erfahrungen als diskrete Zustände analysiert und ihre Veränderungen über die Zeit hinweg betrachtet werden, macht die abstrakte Dimension von Erfahrung begreifbar.
In dieser Betrachtung wird Erfahrung in verständliche Einheiten transformiert, die uns ermöglichen, die komplexe Natur von Lernen, Verstehen und Entwicklung zu erfassen. Eine zusätzliche, tiefere Ebene eröffnet sich, wenn Erfahrung als energetischer Prozess verstanden wird. Erfahrungen entstehen demnach aus einem kontinuierlichen Fluss von Energie, der durch Interaktionen mit der Umwelt angeregt wird. Jeder Erfahrungszustand kann als situationsbezogener „Energieabschnitt“ verstanden werden; die Übergänge zwischen diesen Zuständen entsprechen energetischen Transformationen oder Bewegungen.
Bei dieser Hypothese sind Zustände nicht statisch, sondern energetisch aufgeladene Einheiten, die durch Intensität und Qualität der erlebten Prozesse bestimmt sind. Manche Erfahrungen erfordern mehr Energie und werden dadurch intensiver erlebt, während andere subtiler und weniger energieaufwendig erscheinen. Der Vergleich solcher energetischen Zustände erlaubt es, Unterschiede in der Qualität von Erfahrungen besser zu erfassen.

Erfahrungen können zudem als Formen energetischer Resonanz betrachtet werden. In bestimmten Momenten hallen frühere Erlebnisse nach und erzeugen eine Art Rückkopplung, durch die vergangene Muster reaktiviert und für zukünftiges Handeln nutzbar gemacht werden. Dieser Resonanzprozess ist ein zentrales Element für das Lernen aus Erfahrung.
Die Transformation von Erlebnissen, also persönlich bewerteter Ereignisse, in strukturiertes Erfahrungswissen beschreibt, wie rohes, ungeordnetes Erleben durch Reflexion und Erkenntnis zu tragfähigem Verständnis wird. Energetisch betrachtet erfordert dieser Prozess einen gewissen Aufwand, setzt aber zugleich neue Potenziale für zukünftiges Wirken frei.
Erfahrung dient damit nicht nur als Werkzeug der Orientierung, sondern auch als dynamisches Potenzial für persönliche Entwicklung und situative Anpassung. Sie ist sowohl Gedächtnis als auch Antrieb und stellt damit eine Brücke zwischen Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem dar.

Erfahrung kann als Instrument der Orientierung verstanden werden, weil sie uns hilft, Situationen einzuschätzen, Entscheidungen zu treffen und unser Verhalten anzupassen. Gleichzeitig ist Erfahrung auch ein Potenzial, da sie die Grundlage für Lernen, Wachstum und die Entwicklung neuer Fähigkeiten bildet.

Erfahrung entsteht aus der dynamischen Verarbeitung von Empfindungen, den grundlegenden und bewerteten sensorischen Daten, die als energetische Rohinformationen wirken. Diese Empfindungen spiegeln sich in unseren Emotionen wider und beeinflussen sowohl die Entstehung als auch die Qualität unserer Erfahrungen. Sie sind damit nicht nur der Ausgangspunkt, sondern auch ein aktiver Bestandteil im Prozess des Erfahrens und gewissermaßen die Bausteine unserer Erfahrungen. Über sie erhält jede Erfahrung einen energetischen Input, der sich sowohl im emotionalen Ausdruck als auch in der verstandesmäßigen Verarbeitung niederschlägt und zugleich zu einem energetischen Output führen kann.
In diesem Wechselspiel zwischen Empfindung, Emotion und Erfahrung offenbart sich das lebendige, individuelle Potenzial menschlicher Erkenntnis. Erfahrung ist ein individueller energetischer Prozess, der sich dem Leben über die Empfindung von Wirkungen vermittelt.

Verstehen bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, eine objektive Wahrheit im ontologischen Sinn zu erkennen, sondern vielmehr, eine emotionale Resonanz zu erfahren, die sich als Gefühl von Kohärenz oder Disharmonie zeigt. Dabei ist Verstehen als ein individueller Prozess zu verstehen, bei dem sich ein Empfinden von Wohlbefinden oder Unbehagen einstellt und somit unmittelbar anzeigt, ob eine Erfahrung oder Information mit dem eigenen Erleben und den persönlichen Erwartungen in Einklang steht oder nicht.

Da jede Erfahrung individuell geprägt ist, kann auch die Deutung spiritueller oder emotionaler Inhalte nur im Rahmen eines persönlichen Bezugsrahmens erfolgen. Was als bedeutsam oder wahr empfunden wird, ergibt sich aus der persönlichen Verarbeitung innerhalb eines internen Deutungssystems.

Das Ergebnis von Erfahrungen ist immer perspektivisch, weil Erfahrungen persönlich sind und von der individuellen Wahrnehmung, dem Kontext und den persönlichen Hintergründen abhängen.

Es existiert keine übergeordnete Instanz, die alle individuellen Erfahrungen einheitlich bewerten könnte.
Die ausschließliche Orientierung an verstandesmäßiger Deutung führt zu einer Reduktion komplexer Phänomene. Potenziell relevante Einflussfaktoren bleiben unberücksichtigt, wenn sie sich nicht eindeutig definieren oder systematisch erfassen lassen. Kein einzelner Verstandesansatz vermag alle Aspekte des Erfahrens zu integrieren.

Nur durch die Verbindung verschiedener Perspektiven, sowohl emotionaler als auch verstandesmäßiger Art und auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen, kann ein umfassenderes Verständnis von Ereignissen gewonnen werden. Diese Vielfalt an Blickwinkeln ermöglicht es, Zusammenhänge auch in einer umfassenderen Komplexität zu erfassen.

Auch eine Vielzahl solcher Perspektiven kann keine objektive Realität abbilden. Sie kann bestenfalls zu begründeteren Annahmen, Vermutungen oder Spekulationen führen. Jede Sichtweise bleibt an ein spezifisches Bezugssystem gebunden, das von Einzelnen oder Gruppen konstruiert und konstituiert wurde. Selbst eine sogenannte Vogelperspektive stellt lediglich eine abstrahierte Position innerhalb eines bestimmten Rahmens dar. Sie ermöglicht zwar einen erweiterten und differenzierteren Blick, jedoch keine abschließende Wahrheit. Jede Perspektive beleuchtet lediglich einen Teilaspekt einer vermuteten, unbekannten Gesamtwirklichkeit, die nicht zugänglich ist. Was als Erkenntnis erscheint, ist letztlich das Ergebnis einer individuell konstruierten Deutung. Sie ist ein persönliches Modell, das auf persönlichen Analysen, Erfahrungen und Bewertungsmechanismen beruht. Diese modellhafte Wirklichkeit ist der Versuch einer hypothetischen Annäherung. Ihre Gültigkeit beruht auf der persönlichen Überzeugung oder Hoffnung, dass sich durch dieses innere Konstrukt ein sinnvoller Zugang zur Welt eröffnen lässt.
Erfahrung und Verstand stehen nicht im Widerspruch, sondern in einem wechselseitigen Ergänzungsverhältnis. Der Verstand strukturiert, abstrahiert und analysiert, während die Erfahrung konkretisiert, vertieft und verankert.

Erst im Zusammenspiel von Erfahrung und Verstand entsteht ein lebendiges und reflektiertes Verständnis des Ich und der Welt, das zwar im Letzten unbekannt bleibt, aber dennoch eine bedeutungsvolle Orientierung für das Individuum ermöglicht.

63. Verstehen als innere Perspektive

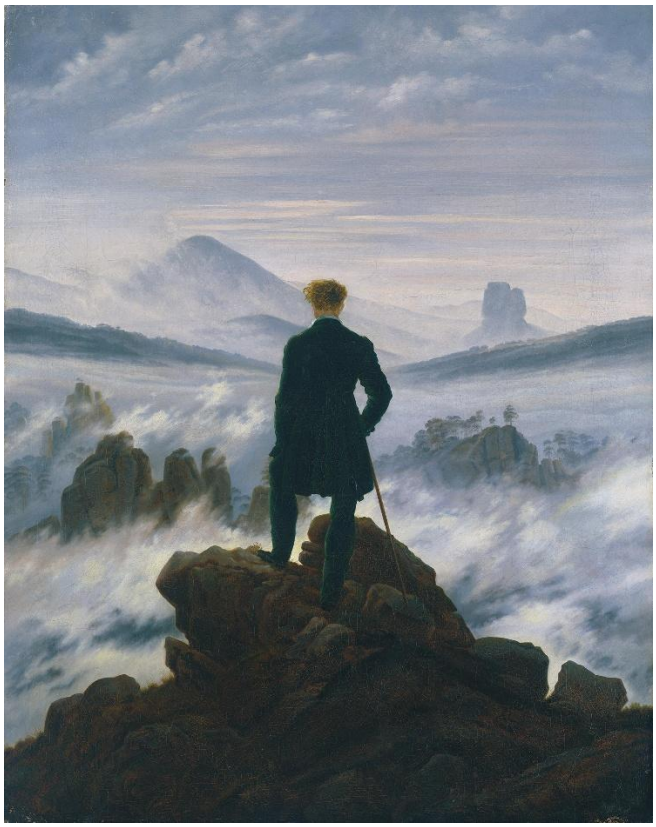
Unser Verstehen der Welt ist kein objektiv faktischer Akt, sondern ein zutiefst persönlicher Prozess. Es beginnt nicht bei den Dingen selbst, sondern bei uns, bei jener inneren Perspektive, die unsere Wahrnehmung prägt, unsere Urteile formt und unser Wissen strukturiert. Ohne diese Perspektive gäbe es für uns keine sinnvolle Wirklichkeit, keine kohärente Erfahrung, keine Welt im eigentlichen Sinne. Denn was wir als Welt begreifen, ist stets schon durch das Licht unserer inneren Einstellung beleuchtet.
Die Vorstellung, dass Wahrnehmung ein passiver Vorgang sei, ist falsch. Wir nehmen nicht einfach auf, wir deuten und beschreiben. Unsere Sinne liefern Rohmaterial, das durch Erwartungen, Erinnerungen und emotionale Resonanzen gefiltert wird. Jeder Blick auf die Welt ist ein Blick durch ein inneres Prisma, eine aktive Tätigkeit der Bedeutungsgebung.

Jeder Akt des Verstehens gründet in einer inneren Perspektive, die sich aus vorausgegangenen, erlebten Erfahrungen formt. Diese erfahrungsbasierte Grundstruktur prägt, wie neue Informationen aufgenommen, interpretiert und in bestehende Sinnzusammenhänge integriert werden.

Diese Perspektive entsteht aus dem eigenen, bereits Erlebten. Das Reale zeigt sich nicht unmittelbar, sondern entsteht über die Deutung seiner Wirkungen, indem wir es in unsere vorhandenen Einheiten (Systeme, Muster) einordnen. So entsteht aus Sinneseindruck und Interpretation ein Weltbild, ein individuelles, das wir für Wirklichkeit halten, für unsere Realität, für das Gegebene.
Die Relationalität unseres Verstehens macht deutlich, dass Wissen nie neutral ist. Was wir als Wissen anerkennen, steht immer in Beziehung zu unseren Wertsetzungen und Überzeugungen. Auch in der Wissenschaft, die Objektivität anstrebt, sind die Begriffe, mit denen sie operieren, letztlich Konstrukte, Vereinbarungen über Bedeutung. Ein Begriff wie „Leben“ etwa ist kein eindeutig definierbares Phänomen, sondern eine Projektionsfläche für verschiedenste Perspektiven.
So zeigt sich „Leben“ je nach Kontext in unterschiedlichem Gewand.
Biologisch gilt es als Zustand eines Organismus, der Stoffwechsel betreibt, wächst und sich fortpflanzt.
Existentiell hingegen meint Leben das Erfahren der eigenen Existenz, das Ringen um Sinn, das Suchen nach Identität.
Spirituell verstanden wird es zur Reise der Seele, zur Annäherung an ein Höheres, Transzendentes.
Kulturell ist Leben durch Normen und Werte geprägt, die sich in den Lebensentwürfen und Idealen verschiedener Gesellschaften widerspiegeln.

All diese Deutungen sind nur in dem Maße gültig, wie sie in einem ihnen zugeschriebenen Kontext Sinn stiften. Doch gerade diese Vielfalt macht deutlich, dass keine letzte absolute Wahrheit über das Leben erkannt werden kann. Es gibt nur Perspektiven. Und jede dieser Perspektiven entspringt einem bestimmten Standpunkt, einer bestimmten inneren Haltung.
Diese Haltung ist keineswegs beliebig. Sie speist sich aus Biografie, Emotion und Erfahrung. Sie ist das Ergebnis unserer Geschichte und zugleich das Instrument, mit dem wir neue Erfahrungen einordnen. Unsere innere Perspektive wirkt als Filter. Sie entscheidet mit, ob wir ein Ereignis als bedrohlich oder bedeutungslos erleben, als Herausforderung oder als Ungerechtigkeit. Der eine sieht im Verlust eine Katastrophe, der andere einen Neuanfang. Nicht weil die Welt verschieden wäre, sondern weil ihr Blick verschieden ist.

Das, was wir als Realität bezeichnen, ist nie nur äußerlich gegeben, sondern immer auch innerlich verankert. Wir projizieren unsere Erwartungen, Hoffnungen, Sehnsüchte und Ängste auf die Welt und sehen in ihr das, was Ergebnis innerer Gewichtung und Bewertung ist. Wer das erkennt, könnte in seinen Urteilen vorsichtiger werden. Er könnte begreifen, dass nicht nur die Welt wandelbar ist, sondern auch der Blick bzw. die Perspektive, mit dem er sie sieht.
Darin liegt aber auch eine befreiende Möglichkeit.
Wenn wir lernen, unsere eigenen Perspektiven zu reflektieren, können wir Distanz zu unseren Vorstellungen gewinnen. Wir können innehalten, überprüfen, was wir für wahr halten, und beginnen, bewusster zu denken, zu fühlen und zu handeln. Verstehen wird dann nicht nur zu einem Mittel der Orientierung und Welterschließung, sondern auch zu einem Weg der Selbsterkenntnis. Am Ende ist die Welt, die wir erleben, keine bloße Ansammlung von Fakten. Sie ist ein Raum, in dem sich Innen und Außen begegnen. Was wir „Welt“ nennen, ist immer auch ein Ausdruck unseres inneren Daseins. Das Verstehen dieser Welt beginnt daher mit dem Verstehen der eigenen Perspektive.



Der Wanderer über dem Nebelmeer" von Caspar David Friedrich (um 1818)

Der Wanderer blickt nicht einfach auf die Welt, sondern scheint in den Nebel hineinzusehen, der keine klare Realität zeigt, sondern Raum für Deutung lässt. Was er sieht, ist keine objektive Landschaft, sondern eine symbolische Szenerie, die seine innere Verfasstheit widerspiegeln könnte.
Die Position auf dem Gipfel steht metaphorisch für einen Moment der Reflexion und der Einsicht. Der Wanderer hat einen Weg hinter sich, steht still und betrachtet, wie ein Mensch, der innehält, um seine Perspektive zu prüfen.
Die weite, ungreifbare Landschaft spiegelt nicht nur Natur wider, sondern ruft das Gefühl hervor, dass das Äußere Ausdruck eines inneren Zustands ist. Die „Wirklichkeit“ bleibt vage, verhüllt, offen.

Caspar David Friedrich thematisierte genau diese Durchdringung von Welt- und Selbstwahrnehmung. Für ihn war die Natur immer auch eine seelische (gefühlte) Landschaft.

Die Beschreibung der Innenperspektive, wie sie sich aus dem Prozess der Erfahrung herausbildet, rückte zunehmend in den Mittelpunkt meiner Überlegungen.

Doch wie lässt sich ein Phänomen wie Erfahrung angemessen erfassen, wenn es sich einer eindeutigen Zerlegung in klar definierte Einheiten oder feste Beziehungsstrukturen entzieht?
Um es dennoch beschreibbar zu machen, muss es auf eine höhere Abstraktionsebene übertragen werden, auf der es in diskrete Einheiten und linear festgelegte Relationen überführt werden kann. Dieses Prinzip liegt auch der Relativitätstheorie, der Quantenphysik und in noch extremerer Form der Stringtheorie zugrunde: Alle drei abstrahieren komplexe, nicht unmittelbar fassbare Wirklichkeiten in modellhafte, meist mathematische Strukturen, um überhaupt Aussagen über sie treffen zu können. Besonders die Stringtheorie operiert mit Konzepten, die sich vollständig der sinnlichen Erfahrung entziehen, etwa zusätzlichen Raumdimensionen oder winzigen, vibrierenden Energiefäden als grundlegenden Bausteinen der Materie. Die Perspektive auf Wirklichkeit wird dabei vollständig den Prinzipien mathematischer Kalküle unterstellt, sei es in Form von Eindeutigkeit, Wahrscheinlichkeit oder struktureller Konsistenz. Dieser durch das Mathematische eingegrenzte Modellierungsweg wird zusätzlich durch unsere perspektivische Betrachtung beschränkt. Denn erfasst werden können etwa in der Gehirnforschung nur gegenwärtige Zustände, die aus früheren Erfahrungen hervorgegangen sind und sich in aktuellen Kontexten manifestieren. Die Erfahrungen selbst jedoch bleiben diesem Zugriff entzogen.
Daraus ergibt sich, dass ich mich der Erfahrung und damit der Innenperspektive nicht unmittelbar, sondern nur in erhoffter Annäherung nähern kann. Das Erleben selbst ist weder objektivierbar noch vollständig analytisch zugänglich. Es entzieht sich jeder direkten Beobachtung und lässt sich nicht auf feste, messbare Einheiten reduzieren.
Um dennoch darüber nachdenken und sprechen zu können, bediene ich mich modellhafter Analogien und sprachlicher Bilder. Diese ermöglichen es, die Struktur oder den Charakter von Erfahrungen in übertragener Form auszudrücken. Auf diese Weise entsteht ein gedanklicher Rahmen, der zwar nicht die Erfahrung selbst abbildet, aber hilft, ihre Wirkung oder Gestalt zu erschließen.
In diesem Vorgehen folge ich einem Prinzip, das auch den Wissenschaften zugrunde liegt. Sie operieren mit theoretischen Modellen, die auf Abstraktion beruhen, um Phänomene zu beschreiben, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen. Das Modell ersetzt nicht die Wirklichkeit, sondern schafft eine in sich stimmige Struktur, durch die Aussagen über sie möglich werden. Auch meine Annäherung an Erfahrung ist daher spekulativ, aber zugleich durch innere Kohärenz getragen. Sie schafft einen symbolischen Denkraum, in dem sich Erfahrungen in einer verstehbaren Form darstellen lassen, obwohl sie selbst nicht direkt zugänglich sind.

Aus diesem Grund ist dieses Kapitel sehr ausführlich geraten, da es sowohl die Erfahrung als grundlegende Einheit zur Charakterisierung von Leben modelliert als auch die Innenperspektive berücksichtigt, die als Deutungsinstanz für das individuelle Erleben und die Umwelt von zentraler Bedeutung ist. Der Umfang ergab sich im Verlauf des Schreibprozesses. Da diese Gesamtdarstellung als persönliches Narrativ angelegt ist, habe ich sie in dieser Form beibehalten – auch wenn dadurch eine gewisse Unübersichtlichkeit entstanden ist. Diese Unübersichtlichkeit spiegelt zugleich meine Unsicherheit wider, die mich während der gesamten Entstehung dieser Arbeit begleitet hat.

63.01 Erfahrung, Du und Ich

Ein Strudel ist für eine begrenzte Zeit ein Teil eines umfassenderen Ganzen.

Was ist der Strudel? Was stellen wir uns unter einem Strudel vor?
Ist es die Anordnung der Wassermoleküle in einem Moment? Ist es die Bewegung?
Haben wir das folgende Bild vor Augen?

[232]

Ist der Strudel eine Einheit? Ist er statisch wie in diesem Bild? Ist er dynamisch?
Wir denken, sprechen und verstehen in Einheiten mit Begriffen und Worten!
Doch wer bestimmt, was zum Strudel gehört und was nicht?

„Jeder bestimmt selbst, was dazu gehört und was nicht." [233]

Ernst Mach betonte hiermit, dass alle Erkenntnis auf unmittelbaren sinnlichen Erfahrungen basiert. Er vertrat die Meinung, dass wissenschaftliche Theorien keine absoluten Wahrheiten darstellen, sondern Zusammenstellungen sind, die unsere Erfahrungen ordnen und vereinfachen. Diese Sichtweise spiegelt seinen empiristischen Ansatz wider, der metaphysische Annahmen ablehnt, da sie über das hinausgehen, was durch direkte Erfahrung überprüfbar ist.
Mach betrachtete Theorien als praktische Hilfsmittel, die Modelle der Realität liefern, jedoch keine endgültige oder absolute Darstellung derselben. Seine Philosophie steht im engen Zusammenhang mit seinem Positivismus und seiner Kritik an spekulativer Metaphysik, da er eine konsequent erfahrungsbasierte Grundlage für Wissenschaft und Wissen propagierte.

Denn wir denken in abstrakten Modellen, bzw. Einheiten, bzw. Systemen[234],
so meine Unterstellung.

---

[232] Von Hellbuny - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=3917656
[233] Mach, E. (1883). Die Mechanik in ihrer Entwicklung: Historisch-kritisch dargestellt (1. Aufl.).
[234] Ernst Mach vertrat die Auffassung, dass Wissen aus Sinneserfahrungen resultiert und metaphysische Annahmen, die über das direkt Erfahrbare hinausgehen, unnötig und spekulativ seien. Für ihn waren wissenschaftliche Theorien nicht dazu da, eine objektive Realität abzubilden, sondern dienten als Hilfsmittel zur Organisation, Vorhersage und Vereinfachung unserer Erfahrungen. Indem ich Abstrakta und deren Rolle im Alltagsdenken anerkenne, erweitere ich diese Perspektive über den engen Empirismus hinaus in eine Richtung, der konstruktivistische Elemente integrieren kann. Diese Synthese von Empirismus und Konstruktivismus führt zu einem umfassenderen Verständnis von Wissen und Erkenntnis führen, das sowohl die Rolle der Sinneserfahrung als auch die aktive Gestaltung der Wirklichkeit durch das Denken berücksichtigt wird. Damit nähere ich mich einer Sichtweise an, wie sie beispielsweise von John Dewey (Pragmatismus) oder Jean Piaget (Konstruktivismus) vertreten wird. Diese betrachten Denken als aktiv gestaltend und nicht bloß als passives Spiegeln der Realität.

In der Innenperspektive des individuellen Verständnisses erscheinen das Ich und das Du häufig als unmittelbare, greifbare Realitäten. Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass diese scheinbar festen Substanzen vielmehr Modelle sind, die im Erleben als real wirken, tatsächlich jedoch funktionale Konstruktionen darstellen. Nietzsche verweist darauf, dass das Selbst keine unveränderliche Essenz besitzt, sondern ein wandelbares Geflecht aus Trieben, Perspektiven und Interpretationen ist. Er lehnt die Vorstellung eines festen Ich als metaphysische Illusion ab und betont die dynamische und kreative Natur des Selbst. Diese Sichtweise ergänzt Ernst Mach, der betont, dass alle Erkenntnis auf unmittelbaren sinnlichen Erfahrungen basiert und dass Theorien, also auch jene über das Ich, keine absoluten Wahrheiten sind, sondern vielmehr pragmatische Werkzeuge, die helfen, die Vielzahl der Wahrnehmungen zu ordnen und zu vereinfachen. Mach sieht das Ich demnach nicht als metaphysische Substanz, sondern als nützliche Ordnungseinheit innerhalb des Erfahrungsstroms. In der modernen Philosophie des Geistes führt Thomas Metzinger diese Ideen weiter, indem er das Ich als ein phänomenales Selbstmodell beschreibt, das vom Gehirn generiert wird. Dieses Modell ist transparent, was bedeutet, dass wir seine Konstruiertheit nicht wahrnehmen, sondern es als unmittelbare Wirklichkeit erleben. Dabei basiert die Entstehung dieses Selbstmodells auf körperlich gegebenen Prozessen, denn das Erleben ist stets in einem lebendigen, sensorisch eingebetteten Körper verankert, der durch neuronale und somatische Rückmeldungen die Grundlage für das bewusste Selbst bildet. Das Ich ist somit keine ontologische Entität, sondern eine funktionale Fiktion, die Orientierung und Handlungsfähigkeit ermöglicht. Analog gilt das Du als ein im Bewusstsein repräsentiertes Gegenüber, das ebenfalls kein metaphysisches Wesen darstellt, sondern ein kognitives Konstrukt, das soziale Interaktion und Empathie ermöglicht. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Ich und Du in der Innenperspektive keine festen, unabhängigen Substanzen sind, sondern dynamische Modelle, die im Erleben als real erscheinen, jedoch vor allem praktische Funktionen erfüllen, dies aber auf dem Hintergrund und in Beziehung auf etwas z.B. körperlich Gegebenes.

63.02 Erfahrung, Prinzipien und dynamische Perspektive

In der Philosophiegeschichte haben Denker wie Aristoteles, Immanuel Kant und Friedrich Nietzsche unterschiedliche Perspektiven auf die Natur der Erfahrung und ihre Entstehung entwickelt, die auf verschiedene Weisen versuchen, die Beziehung zwischen Wahrnehmung, Erkenntnis und der Welt zu erklären.
Aristoteles sieht die sinnliche Wahrnehmung als Ausgangspunkt für Erkenntnis und die konkrete, erfahrbare Welt als ersten Zugang zu Wissen. Sinneswahrnehmungen werden durch den Verstand geordnet und zu abstrakten, universellen Prinzipien weiterentwickelt. Dabei spielt die Erfahrung (empeiria) eine zentrale Rolle als Brücke zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Abstraktion. Sie vermittelt Wissen über konkrete Dinge und ermöglicht durch die systematische Sammlung und Ordnung von Eindrücken den Übergang zu allgemeiner Erkenntnis. Für Aristoteles ist die Erfahrung das Bindeglied, das reale Informationen transportiert und den Weg von konkreten Eindrücken zu universellen Abstraktionen (Prinzipien) ebnet.
Immanuel Kant teilt mit Aristoteles die Ansicht, dass Erfahrung eine zentrale Rolle für Erkenntnis spielt, unterscheidet sich jedoch grundlegend in der Art und Weise, wie sie zu Wissen führt. Während Aristoteles davon ausgeht, dass die sinnliche Wahrnehmung die Welt direkt abbildet und der Verstand sie in universelle Prinzipien umwandelt, betrachtet Kant sinnliche Eindrücke als „blind“, die ohne die Strukturierung durch die Kategorien des Verstandes chaotisch wären. Diese Kategorien, wie Kausalität, Raum und Zeit, sind für Kant apriorische Strukturen des

Geistes und nicht aus der Erfahrung selbst gewonnen. Sie ermöglichen erst, dass sinnliche Eindrücke als geordnete Wahrnehmung erfahren werden.
Kant geht davon aus, dass Sinneseindrücke zunächst ungeordnetes Rohmaterial sind, das allein noch keine Erfahrung darstellt. Erst durch die Strukturierung mittels apriorischer Kategorien des Verstandes wie Raum, Zeit und Kausalität werden diese Eindrücke geordnet und zu Erfahrung. Die Erfahrung entsteht also durch das Zusammenwirken von Sinnlichkeit und Verstand. Das Ergebnis ist die phänomenale Welt, also die Welt, wie sie uns erscheint, nicht die Welt an sich. Die „Welt an sich" bleibt nach seiner Auffassung für uns unzugänglich.
Die strukturellen Formen der Erfahrung sind für alle Menschen gleich, da sie auf gemeinsamen apriorischen Kategorien beruhen. Die Inhalte der Erfahrung hingegen sind individuell verschieden, da sie von den jeweiligen Sinneseindrücken und Lebenssituationen abhängen.
Anders als Aristoteles und Kant, die von einer für alle Menschen gültigen Struktur der Wahrnehmung ausgehen, sieht Friedrich Nietzsche die Sache grundlegend anders. Er lehnt die Vorstellung universeller Prinzipien ab, die zur Erklärung der Welt dienen könnten. Für Nietzsche ist Erfahrung stets individuell und perspektivisch geprägt und bietet keinen Zugang zu einer objektiven, „wahren" Welt.
Nach Nietzsche sind alle Erkenntnisse durch die Empfindungen, Triebe und Instinkte des Einzelnen gefiltert. Die Welt wird nicht objektiv wahrgenommen, sondern durch einen grundlegenden Lebensdrang geprägt, den „Willen zur Macht". Dieser Wille zur Macht ist eine Kraft, die die Wirklichkeit gemäß der eigenen Perspektive und den eigenen Interessen formt. Universelle Prinzipien oder absolute Wahrheiten hält Nietzsche für unzugänglich und letztlich illusorisch.
Nietzsche erkennt an, dass es einen realen Hintergrund gibt, auf den sich unsere Interpretationen beziehen, doch dieser bleibt für uns unzugänglich. Was wir als Realität erfahren, ist stets persönlich und durch individuelle Perspektiven über Lebenskräfte gefiltert. Diese Perspektiven sind nicht statisch, sondern dynamisch, da sie durch den „Willen zur Macht" ständig neu interpretiert und umgeformt werden.
Im Gegensatz zu Kant, der den Zugang zur Welt durch universelle Kategorien der Vernunft strukturiert und filtert, hebt Nietzsche die Individualität und Dynamik der Wahrnehmung hervor. Erfahrung und Emotionen sind für ihn keine Mittel zur objektiven Erkenntnis, sondern Ausdruck eines grundlegenden Lebensdrangs, der das Gegebene kreativ formt. Sein Konzept des „Willens zur Macht" beschreibt ein individuelles, schöpferisches Prinzip, das auf Entfaltung, Selbstüberwindung und aktive Lebensgestaltung abzielt.
Dabei ist keine übergreifende Gesamtentwicklung im Sinne eines universellen Fortschritts unterstellt, wie sie die Aufklärung annahm. Nietzsche lehnt ein lineares Fortschrittsdenken ausdrücklich ab. Er kritisiert sowohl die Vorstellung eines objektiven Zugangs zur Wahrheit als auch den Glauben an eine geschichtliche Entwicklung der Vernunft, wie sie etwa bei Kant oder Hegel zu finden ist.
Für Nietzsche ist das Leben nicht durch stetige Höherentwicklung gekennzeichnet, sondern durch Brüche, Widersprüche, Machtspiele und wiederholte Selbstüberwindung. Es gibt keinen festgelegten höheren Zweck oder Endpunkt, auf den das Leben oder die Menschheit zustreben würden. Sein Konzept der Selbstüberwindung ist nicht an eine allgemeine Entwicklung oder einen objektiven Fortschritt gebunden, sondern verweist auf individuelle, dynamische und oft widersprüchliche Prozesse. Die „aktive Gestaltung des Lebens" im Sinne des „Willens zur Macht" ist somit nicht einheitlich oder zielgerichtet im Sinne eines universellen Fortschritts, sondern vielfältig, persönlich und schöpferisch.

Nietzsches Überlegungen inspirierten mich u.a. dazu, Erfahrung als einen dynamischen, energetischen und individuellen Prozess zu begreifen, der sich in einem ständigen Wechselverhältnis zwischen einer Person und seiner Umwelt entfaltet. In diesem Verständnis ist Erfahrung nicht statisch, sondern ein fortlaufender innerer Prozess der Transformation. Es ist ein wechselseitiger Austausch, durch den das Individuum nicht nur seine Umwelt beeinflusst, sondern auch seine eigenen Grenzen immer wieder überschreiten und neu definieren kann. Erfahrung wird so zu einem Ausdruck von Lebens- und Schaffenskraft sowie zu einem Medium der Selbstgestaltung.
Dieses Verständnis von Erfahrung spiegelt Nietzsches Konzept des Lebens als dynamischem und schöpferischem Prozess wider. Es unterscheidet sich grundlegend von den strukturorientierten Ansätzen von Aristoteles und Kant. Während Aristoteles und Kant Erfahrungen innerhalb festgelegter Kategorien oder Prinzipien analysieren, die Denken und Wahrnehmung ordnen, betont Nietzsche die prozesshafte, offene und vielschichtige Natur individueller Erfahrung. Damit rückt er die Veränderbarkeit und die kreative Gestaltung der Welt durch das Individuum in den Vordergrund, was eine bedeutende Erweiterung der klassischen Ansätze darstellt.

63.03 Erfahrung, Konstruktion und Perspektive

Der Begriff „Gegebenes“ bezeichnet die Bezugsgrundlage unserer Erfahrung und Erkenntnis. Er umfasst alles, was uns unmittelbar erscheint, bevor es durch Denkprozesse, Reflexion oder komplexe Interpretationen weiterverarbeitet wird. Dabei bezieht sich das Gegebene nicht nur auf sinnliche Wahrnehmungen und unmittelbare Eindrücke, sondern schließt auch Abstrakta wie Konzepte, Ideen oder allgemeine Prinzipien ein, insofern sie zu Bestandteilen unserer Erfahrungswelt geworden sind.
Das Gegebene bildet den Ausgangspunkt unseres Verstehens und Handelns. Während Sinneswahrnehmungen oft als direkte Grundlage gelten, werden auch Abstrakta als gegeben erlebt, da sie in unser Denken und unsere Erfahrungswelt eingebettet werden. Dabei ist das Gegebene nicht als absolute, unabhängige Realität oder „Welt an sich“ zu verstehen, sondern als interpretierte Realität, die uns durch Wahrnehmung zugänglich ist und als Basis für weitere gedankliche und methodische Verarbeitung dient. Abstrakta sind dabei Artefakte. Das Gegebene erfüllt einen funktionalen Zweck. Es liefert die „Rohdaten“, auf denen unsere weitergehenden Interpretationen aufbauen, um Orientierung und Handlungsfähigkeit in der Welt zu ermöglichen. Es bildet die Grundlage für die Gestaltung unseres Weltbildes.
Dieses Verständnis unterscheidet sich grundlegend von traditionellen Ansätzen, etwa in der antiken Philosophie. Dort ging man davon aus, dass die „Welt an sich“ einer objektiven, unveränderlichen Ordnung unterliegt, die durch rationale Analyse und systematische Beobachtung entdeckt werden kann. Ziel war es, die zugrunde liegenden Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten zu erkennen und die objektive Wahrheit über die Welt zu erfassen.
Im Gegensatz dazu betont die hier beschriebene Sichtweise, dass unsere Modelle keine objektive Wirklichkeit widerspiegeln, sondern Instrumente menschlicher Konstruktion sind, die uns Orientierung und Gestaltungsmöglichkeiten bieten. Während die Existenz einer „realen Welt“ als Hintergrund anerkannt wird, ist die erlebte Wirklichkeit, das interpretierte Gegebene, das Ergebnis eines Prozesses, in dem Menschen die Welt durch Sinneswahrnehmung, Denken und Sprache interpretieren und strukturieren.
Der wesentliche Unterschied zu realistischen Ansätzen besteht darin, dass Realität weder unmittelbar erfassbar noch objektiv beschreibbar ist. Wissen bleibt stets perspektivisch geprägt,

abhängig von Wahrnehmungen, Denkstrukturen und den jeweiligen Umweltbedingungen. Es handelt sich demnach nicht um eine neutrale Abbildung der Realität, sondern um das Resultat eines konstruktiven Prozesses sowie einer individuellen Interpretation des Gegebenen auf Grundlage persönlicher Erfahrungen.

Folglich ist jede Vorstellung, gleich ob philosophischer, religiöser oder individueller Natur, als ein Konstrukt zu verstehen.

Erfahrungen sind keine passiven Abbilder der Welt, sondern aktive, konstruktive Prozesse. Sie entstehen im Zusammenspiel von Wahrnehmung, Interpretation und persönlichem Kontext. Menschen formen ihre Erfahrungen innerhalb spezifischer Systeme, wodurch diese stets persönlich geprägt und durch individuelle Deutungsmuster beeinflusst sind. Erfahrung liefert daher keine objektive Beschreibung einer unabhängigen Realität, sondern entsteht im wechselseitigen Verhältnis zwischen Beobachter und Beobachtetem. Sie ist nur im Licht der Bedingungen verständlich, unter denen sie gemacht wird.
Eine unmittelbare Erkenntnis einer „Realität an sich“ ist aus dieser Perspektive nicht möglich. Erfahrung ist immer situiert, perspektivisch und kontextabhängig. Im Gegensatz dazu wurde Erfahrung in der antiken Philosophie primär als Mittel zur Erschließung einer vorgegebenen Weltordnung verstanden. Sie diente dazu, durch Sammlung und Analyse von Beobachtungen universelle Prinzipien zu erkennen. Erfahrung fungierte hier als Brücke zu einer objektiven Wahrheit, die in Form unveränderlicher Gesetzmäßigkeiten existieren sollte.
Doch auch diese vermeintlich objektiven Wahrheiten beruhen auf Konstruktionen, da jede Erfahrung durch menschliches Denken, Wahrnehmung und Sprache vermittelt wird. Das Erfassen und Deuten der Welt erfolgen niemals unabhängig von unseren erfahrungs- und verstandesmäßigen Voraussetzungen.
Diese Gegenüberstellung zeigt, dass das Verständnis von Erfahrung wesentlich von den zugrunde liegenden erkenntnistheoretischen Annahmen abhängt. Während klassische Auffassungen von einer erkennbaren Wirklichkeit ausgehen, betont die konstruktivistische Sicht die aktive Rolle des Subjekts bei der Erzeugung von Sinn und Weltbild. Die Welt „an sich“ bleibt dem Menschen unzugänglich; was wir erfahren, ist stets durch unsere Wahrnehmung und Denkstruktur gefiltert.
Ich vertrete die Auffassung, dass Erfahrung nicht lediglich Gegebenes aufnimmt, sondern dieses aktiv mitgestaltet. Sie beeinflusst unser Verständnis von Wirklichkeit entscheidend, ermöglicht jedoch keine umfassende Abbildung derselben. Erfahrungen sind selektiv, von Bewertungen geprägt und zeigen immer nur einen Ausschnitt des Möglichen. Jede auf Erfahrung gestützte Erkenntnis bleibt daher notwendig begrenzt.
In dieser Sichtweise ist Erfahrung kein Zugang zur absoluten Wahrheit als vielmehr ein Instrument zur Orientierung und Sinnstiftung in der individuellen Lebenswelt. Durch Wahrnehmung, Interpretation und Bedeutungsgebung entstehen jene inneren Bilder, mit denen der Mensch seine Welt erschließt. Dabei zeigt sich, dass keine Erfahrung neutral ist. Sie wird stets durch persönliche Lebensgeschichte, sozialen Kontext und Erwartungen mitgeprägt. Perspektiven bestimmen daher nicht nur, wie Erfahrungen gemacht werden, sondern auch, was überhaupt als Erfahrung erscheint.

63.04 Analoge Erfahrung und digitale Verarbeitung

Trotz dieses dynamischen Ansatzes bleibt meine Betrachtung auf sprachliche Festlegungen in Form von begrifflichen Einheiten sowie auf standardisierte Beziehungsformen wie Linearität,

Kausalität oder mathematische Strukturbildung angewiesen. Dies führt zwangsläufig dazu, dass die Komplexität und Vielschichtigkeit von Erfahrung nur unvollständig erfasst werden können. Sprache, Begriffe und Berechnungsmodelle bringen notwendigerweise Vereinfachung, Abstraktion und Reduktion mit sich.
Um ein umfassenderes Verständnis zu ermöglichen, möchte ich mein Konzept von Erfahrung durch Analogien und Metaphern erweitern. Solche bildhaften Mittel haben das Potenzial, jene Aspekte von Erfahrung sichtbar zu machen, die sich mit abstrakten Begriffen nur schwer erfassen lassen. Nietzsche selbst bediente sich häufig einer metaphorischen und poetischen Sprache, um seine Gedanken auszudrücken und zur kreativen Auseinandersetzung anzuregen. In ähnlicher Weise ist es mein Anliegen, durch sprachliche Bilder und analogische Vergleiche die vielschichtigen Dimensionen der Erfahrung anschaulicher, intuitiver und zugänglicher zu gestalten.
Ausgangsthese meiner Überlegungen zur Erfahrung ist:

Erfahrungen liegen als kontinuierliche, analoge Prozesse vor und sind daher in ihrer ursprünglichen Form verstandesmäßig nicht unmittelbar erfassbar. Erst durch einen transformatorischen Vorgang, bei dem analoge Erfahrungsinhalte in diskrete, symbolische oder sprachliche Repräsentationen übersetzt werden, wird ein gedankliches Verstehen möglich. Dieser Prozess erfordert stets eine selektive Auswahl, Bewertung und Reduktion der Erfahrungsinformationen, wodurch das komplexe Erfahrungsfeld in eine handhabbare und kommunizierbare Form gebracht wird.

Diese Übersetzung, Reduktion und Transformation sind also notwendig, um die komplexen und vielschichtigen Erfahrungen in ein für den Verstand greifbares Format zu überführen. Der Begriff „analog“ beschreibt Erfahrungen als kontinuierlich, prozesshaft und schwer in klar abgegrenzte Einheiten zu zerlegen. Erlebnisse sind unmittelbar, emotional aufgeladen und in jedem Moment einzigartig. Sie tragen eine Qualität, die sich sprachlich oder begrifflich nur unvollständig fassen lässt. Denn so meine These:

Unser verstandesmäßiges Verstehen arbeitet oft mit diskreten, klar abgegrenzten Einheiten, also „digital“ im Sinne von Symbolen, Begriffen oder Kategorien, die sich unterscheiden und kombinieren lassen. Im Gegensatz dazu ist unser erfahrungsgemäßes Verstehen durch kontinuierliche, fließende Prozesse geprägt, also „analog“ im Sinne von sinnlichen Eindrücken, Emotionen und körperlichen Empfindungen, die nur durch Transformation in klare Kategorien zerlegt werden können.

Das heißt, wir müssen Erfahrungen in klar definierte, reduzierte und strukturierte Einheiten übersetzen, um sie begreifen zu können.
Eine passende Analogie ist die Musik. Auch sie ist ein fließender Klangprozess, der im Moment des Hörens lebendig wird. Wenn man sie in Notenschrift überträgt, bleibt zwar eine strukturierte Darstellung zurück, doch die unmittelbare emotionale Wirkung, die Dynamik und die Atmosphäre des Hörens sind darin nicht vollständig enthalten. Ebenso verhält es sich mit Erfahrungen. Sie lassen sich beschreiben, analysieren und benennen, aber nie vollständig einfangen.
Die Digitalisierung von Erfahrungen[235] setzt eine Vereinfachung und Standardisierung voraus, um sie analysierbar und kommunizierbar zu machen. Dabei werden dynamische, persönliche

[235] Zur Untermauerung dieser Positionen könnten Überlegungen aus der Medien- und Technikphilosophie herangezogen werden, etwa die von Vilém Flusser, Luciano Floridi oder Sherry Turkle. Diese Autoren setzen sich intensiv mit der digitalen Repräsentation und deren Einfluss auf das menschliche Erleben auseinander und bieten wertvolle theoretische Perspektiven zur Vertiefung. Alle drei Autoren thematisieren, wie durch die Digitalisierung neue Wirklichkeiten und Sinnzusammenhänge geschaffen werden. Diese beeinflussen, wie Menschen die Welt erleben und interpretieren. Der Verlust von Authentizität oder „Echtheit“ analoger Erfahrungen ist ein zentrales Thema in ihrer Kritik. Während Sherry Turkle vor allem die psychosozialen Folgen der Digitalisierung untersucht,

und vielschichtige Qualitäten auf strukturierte, diskrete Formate reduziert. Dieser Transformationsprozess erleichtert zwar die Verständlichkeit, geht jedoch zulasten der Einzigartigkeit und Authentizität der ursprünglichen Erfahrung.
Dies zeigt sich besonders deutlich in der digitalen Kommunikation, etwa durch die Verwendung von Emojis.
Sie stehen stellvertretend für komplexe emotionale Zustände, die im direkten Austausch durch Mimik, Tonfall oder Gestik vermittelt würden. Als standardisierte Symbole reduzieren sie emotionale Tiefe auf vordefinierte Zeichen[236], was die Kommunikation zwar vereinfacht, aber auch die individuelle Ausdruckskraft und Mehrdeutigkeit menschlicher Gefühle einschränkt.

„Lineare Texte sind unzulänglich … Die heutige Gesellschaft befindet sich auf dem Weg in eine … Phase der nulldimensionalen technischen Bilder, bei der die Texte ihre Funktion verlieren. … Sobald diese Elemente kalkuliert sind, können sie zu sekundären Bildern zusammengerafft, komputiert werden." Vilém Flusser, Ins Universum der technischen Bilder

Flussers Analyse beschreibt genau diesen Wandel: Digitale Codes, wie Emojis, fassen komplexe, persönliche Erfahrungen in berechnete, visuelle Zeichen. Dadurch wird aus persönlichem Erleben ein kommunizierbares, aber abstrahiertes „sekundäres Bild". Die Tiefe der ursprünglichen Erfahrung weicht einer codierten Oberfläche, die zwar universell lesbar, aber kaum noch authentisch ist.
Digitale Repräsentationen basieren auf Auswahl, Bewertung und Abstraktion. Sensorische Eindrücke oder emotionale Erlebnisse können nicht direkt übertragen werden, sondern erfordern eine Übersetzung in eine digitale Sprache bzw. Ausdrucksformen. Dabei wird entschieden, welche Aspekte als relevant gelten und welche ausgelassen werden. Diese Entscheidungen prägen den Aussagegehalt der Darstellung und führen zu einer statischen Momentaufnahme oder einem Modell, das den dynamischen Charakter des ursprünglichen Erlebens nicht abbilden kann.
Die Logiken und Strukturen der verwendeten Übersetzungsmedien, hier als „Formungsvorgaben" bezeichnet, beeinflussen, wie eine Erfahrung digital dargestellt wird. Solche Vorgaben sind nicht neutral, sondern spiegeln systemimmanente Begrenzungen digitaler Formate wider. Der Unterschied zwischen einer unmittelbaren, lebendigen Erfahrung und ihrer abstrahierten Repräsentation wird so besonders deutlich.
Auch Versuche, digitale Darstellungen durch zusätzliche Perspektiven oder Verfeinerungen zu erweitern, lösen dieses Problem nicht vollständig. Neue Blickwinkel können zwar ergänzende Facetten aufzeigen, bringen jedoch gleichzeitig neue Vereinfachungen und Verzerrungen mit sich. Da digitale Systeme mit endlichen Datenmengen arbeiten, bleibt die Darstellung stets begrenzt und auf bestimmte Aspekte fokussiert.
Bereits die sprachliche Beschreibung von Erfahrungen setzt eine Abstraktion in Gang. Erfahrungen sind kontinuierliche, wandelbare Phänomene, die sich einer endgültigen Einordnung oder vollständigen Erfassung entziehen. Um der Komplexität und Tiefe von Erfahrungen näherzukommen, können jedoch Analogien hilfreich sein. Sie ermöglichen, Aspekte des Erlebens auf intuitive Weise zu vermitteln und die Grenzen abstrakter Begriffe teilweise zu überwinden. Analogien eröffnen alternative Zugänge zur Vielschichtigkeit von Erfahrungen, ohne sie vollständig zu reduzieren.
„Die Hypothese „Erfahrungen lassen sich nur analog erfahren, während sie durch Denken digital beschrieben werden" steht im Einklang mit der Annahme, dass persönliche Erfahrungen

---

setzen sich Vilém Flusser und Luciano Floridi explizit mit dem digitalen Denken als grundlegender epistemischer und kultureller Transformation auseinander.

[236] Digitale Kommunikation standardisiert auch Emotionen:

- Ein lachendes Gesicht 😊 ersetzt ein echtes Lächeln mit all seinen Nuancen.
- Eine traurige Emoji 😳 ersetzt nicht die Tiefe einer wirklichen Gefühlsäußerung.
- „❤️" steht für Liebe, aber eben auf ein abstraktes Symbol reduziert.

in ihrer Tiefe und Komplexität nicht direkt in ein digitales, also klar strukturiertes und reduziertes Format überführt werden können. Stattdessen werden sie durch den Denkprozess abstrahiert, vereinfacht und in strukturierte Formen gebracht. Dabei gehen zwangsläufig wesentliche Aspekte der ursprünglichen, lebendigen Erfahrung verloren.
Diese Aussage lässt sich gut begründen, wenn man zwei zentrale Aspekte der Erfahrungsbildung betrachtet: die analoge Natur von Erfahrung und ihre digitale Beschreibung durch das Denken. Diese beiden Prozesse unterscheiden sich grundlegend in Funktion und Ziel, sind jedoch eng, wie beschrieben, miteinander verbunden. Die analoge Erfahrung ist dynamisch, kontinuierlich und vielschichtig. Im Gegensatz dazu überführt die digitale Beschreibung diese Komplexität in klar definierte und strukturierte Einheiten, die es ermöglichen, Erfahrungen verständlich zu machen und zu kommunizieren.
Das Denken umfasst die Fähigkeit, Eindrücke nicht nur wahrzunehmen, sondern sie auch zu beurteilen, zu bewerten und bewusst zu steuern. Es geht damit über spontane Reaktionen hinaus und ermöglicht eine aktive, kreative Verarbeitung und Neugestaltung von Erfahrungen. Das Verhältnis zwischen Erfahrung und Denken ist wechselseitig: Erfahrungen bilden die Grundlage für Denkprozesse, während das Denken Erfahrungen reflektiert und transformiert.
Dennoch ist Denken ohne Erfahrung nicht möglich, da es auf der Verarbeitung von Erlebtem beruht. Umgekehrt kann Erfahrung auch ohne Denken entstehen, denn sie ist nicht zwangsläufig an Prozesse des Verstandes gebunden. Einfachere Formen der Erfahrungsbildung, wie sie etwa bei Tieren oder Pflanzen zu beobachten sind, funktionieren ohne den Einsatz bewussten Denkens.

Das Denken kann als eine besondere und komplexe Form der Erfahrungsverarbeitung verstanden werden, weil es nicht nur unmittelbare sinnliche oder emotionale Erfahrungen verarbeitet, sondern diese abstrahiert, ordnet, interpretiert und in symbolische Formen überführt. Dadurch ermöglicht es Reflexion, Planung und gezielte Problemlösung, die über das unmittelbare Erleben hinausgehen.

Damit zeigt sich, dass analoge Erfahrung und digitale Verarbeitung zwei untrennbare, aber grundlegend verschiedene Aspekte menschlichen Erlebens und Verstehens darstellen. Während die analoge Erfahrung die lebendige, vielschichtige und kontinuierliche Beschaffenheit des Erlebens widerspiegelt, stellt die digitale Verarbeitung einen notwendigen, jedoch immer reduktiven Transformationsprozess dar, der es ermöglicht, diese Erfahrung verstandesmäßig zu erfassen, zu strukturieren und zu kommunizieren. Dieses Zusammenspiel von analog und digital bildet die Grundlage für unsere Fähigkeit, komplexe Wirklichkeiten zu verstehen und handlungsfähig zu bleiben, zugleich weist es aber auch auf die Grenzen unseres Verstehens hin, da durch jede digitale Abstraktion ein unvermeidbarer Verlust an Tiefe und Lebendigkeit der ursprünglichen Erfahrung entsteht. Ein Verständnis für diese Dualität ist notwendig, um die Komplexität von Erfahrung angemessen zu verstehen und zugleich die Möglichkeiten und Grenzen unserer Erkenntnisprozesse realistisch einzuschätzen.

63.05 Erfahrung, Erleben und Verstehen

Die analoge und die digitale Transformation ergänzen sich insofern, als sie jeweils unterschiedliche Dimensionen des Erlebens zugänglich machen. Es bleibt allerdings der Verlust umfassender Qualitäten der Erfahrung unvermeidlich, da die digitale Beschreibung stets auf eine selektive und reduzierte Darstellung angewiesen ist.

Die analoge Beschaffenheit von Erfahrung gründet in ihrem fließenden, energetisch-dynamischen Charakter. Sie entsteht aus einem fortwährenden Wandel von Wahrnehmungen, Empfindungen und inneren Prozessen, die das Erleben kontinuierlich formen, ohne sich in klar abgrenzbare Einheiten zerlegen zu lassen. Damit entzieht sich Erfahrung einer rein digitalen Strukturierung in diskrete, standardisierte Formate.

Erfahrungen sind von Natur aus analog. Das bedeutet, sie sind ein energetischer, kontinuierlicher und vielschichtiger Prozess, der sich nur interpretativ in klar abgegrenzte Einheiten fassen lässt. Diese analoge Qualität entsteht durch eine energetische Transformation, bei der sensorische Eindrücke fortlaufend und dynamisch miteinander verknüpft werden. Dabei umfasst dieser Prozess die gesamte Bandbreite menschlicher Wahrnehmung und des Erlebens der Welt. Erfahrungen formen sich nicht als isolierte, klar getrennte Einheiten, sondern als miteinander verbundene Beziehungseinheiten, die sich nicht separat voneinander betrachten lassen. So entstehen Erfahrungen in einem ständigen Zusammenspiel zwischen Körper, Verstand und Umwelt.
Die energetische Transformation ist der Prozess, durch den Erfahrung unmittelbar entsteht. Diese Erfahrung verläuft in einem analogen, unreflektierten und dynamischen Modus, in dem Sinneseindrücke nicht systematisch oder analytisch zerlegt, sondern intuitiv ausgewählt und nach ihrer emotionalen, sensorischen und persönlichen Bedeutung verdichtet werden[237]. Dieser Vorgang erfolgt über Aufmerksamkeit und Vergleich[238] und ermöglicht eine unmittelbare Sinnbildung ohne die Einschränkungen analytischer Denkprozesse. Dadurch bleibt das Erleben authentisch und ungefiltert.
Diese Form der Erfahrung wird als analog bezeichnet, weil sie fließend, kontinuierlich und ohne klare Abgrenzungen zwischen einzelnen Eindrücken funktioniert. Gerald Edelman argumentiert in ähnlicher Weise, insbesondere in Bezug auf den fließenden und nicht-analytischen Charakter des Bewusstseins. Beide Ansätze verdeutlichen die Unmittelbarkeit und Authentizität der Erfahrung, die sich durch das Loslösen von strukturierten, analytischen Denkprozessen ergibt.
Nach Edelman entsteht das Bewusstsein als ein emergentes Phänomen, das aus der dynamischen und selbstorganisierenden Interaktion neuronaler Gruppen resultiert. Ebenso wird in der unreflektierten energetischen Transformation die Erfahrung als ein emergentes Phänomen betrachtet, das durch die unmittelbare und dynamische Wechselwirkung mit Sinneseindrücken hervorgeht. So entsteht eine tiefere Verbindung zum jeweiligen Moment und Ereignis, die über rein verstandesmäßige Analyse hinausgeht und Raum für ein intuitives Erleben schafft.
Das Wesentliche an der analogen Natur der Erfahrung ist ihre Unmittelbarkeit: Eindrücke und Erlebnisse sind untrennbar mit dem Moment des Erlebens verbunden und können nicht isoliert oder vollständig in strukturierte Formate überführt werden. Es ist dieser „Rohzustand" der energetischen Transformation, der uns ein authentisches, lebendiges Erleben ermöglicht und der auf intuitiver Sinnbildung basiert.

---

[237] Hier wird weniger eine Auswahl im klassischen Sinne getroffen, sondern Eindrücke werden eher „aufgenommen" und entsprechend ihrer emotionalen und sensorischen Bedeutung spontan verarbeitet. Obwohl die menschliche energetische Transformation unreflektiert und intuitiv beginnt, wird sie durch das Denken indirekt beeinflusst. Verstandesmäßig erzeugte Muster, frühere Erfahrungen und erlernte Bedeutungen wirken mit und formen die intuitive Verarbeitung.

[238] Die Aufmerksamkeit bezieht sich darauf, dass bestimmte Eindrücke aufgrund ihrer emotionalen Relevanz oder persönlichen Bedeutung in den Fokus geraten, während andere weniger beachtet werden. Dies ist ein wesentlicher Teil des Prozesses, da nicht alle Sinneseindrücke gleichermaßen wahrgenommen oder als bedeutsam erachtet werden.
Der Vergleich stellt sicher, dass Eindrücke im Kontext früherer Erfahrungen und vorhandener Muster bewertet werden. Wir vergleichen neue Eindrücke mit bereits vorhandenen Erfahrungen, um ihre Bedeutung zu verstehen und in unsere persönliche Wahrnehmung zu integrieren.

Die analoge Qualität zeigt sich auch darin, dass Erfahrungen ständig in Veränderung begriffen ist. Sie verändert sich mit jedem neuen Eindruck, bleibt offen für Anpassungen und entziehen sich einer abschließenden Fixierung. Das heißt:

> Erfahrungen sind nie statisch. Jeder neue Eindruck, jede neue Information oder jede neue Perspektive fügt etwas hinzu oder verändert, wie wir vorherige Erfahrungen wahrnehmen.
>
> Erfahrungen passen sich an neue Situationen und Erkenntnisse an. Unser Wissen und unsere Perspektiven entwickeln sich fortlaufend weiter, sodass Erfahrungen immer wieder neu interpretiert werden. Dabei streben wir in der Regel Stabilität und Bestätigung an, um Orientierung und Sicherheit zu bewahren.
>
> Erfahrungen können nicht endgültig „eingefroren" oder abgeschlossen werden, weil sie in einer ständigen Wechselwirkung mit unserer Umgebung und unserem Selbstbild stehen. Sie sind lebendig und kontextabhängig.

Der Begriff „analoge Qualität" verdeutlicht, dass Erfahrungen lebendig, anpassungsfähig und niemals endgültig abgeschlossen sind. Sie spiegeln die Dynamik des Lebens wider und zeigen die Fähigkeit, sich immer wieder aufs Neue auf die Welt einzulassen. Im Gegensatz zu digitalen Strukturen, die durch scharfe Abgrenzungen oder „Pixel" definiert sind, zeichnen sich Erfahrungen durch eine kontinuierliche, fließende Veränderung aus. Diese Veränderung ist schwer messbar und wird stets durch individuell interpretierte Eindrücke geprägt.
In diesem Zusammenhang verkörpert die energetische Transformation den individuellen Charakter von Erfahrungen, die ausschließlich in einer analogen Form existieren. Erfahrung dient zudem als Maßstab für die Bewertung und Einordnung von Eindrücken, sei es von Beobachtetem oder Wahrgenommenem, und erweist sich als eine anpassungsfähige, auf den Moment bezogene Prozessgröße. Sie reagiert dynamisch auf die jeweiligen situativen Gegebenheiten und erlaubt eine flexible Interpretation, ohne sich starren oder vorgegebenen Kategorien zu unterwerfen.

Digitale Beschreibung durch den Verstand: die digitale Transformation

Im Gegensatz zur analogen Qualität der Erfahrung beschreibt die digitale Transformation nicht die Erfahrung selbst, sondern stellt eine bewusst strukturierte und abstrahierende Reflexion dieser Erfahrung dar. Während analoge Erfahrung ein fließender, kontinuierlicher und vielschichtiger Prozess ist, bei dem Eindrücke ineinander übergehen und sich schwer in klare Grenzen fassen lassen, erfolgt die digitale Transformation durch die Zerlegung und Vereinfachung dieser Eindrücke in klar abgegrenzte, festgelegte Einheiten.
Diese Transformation ist ein analytischer Vorgang, bei dem komplexe, lebendige und emotionale Erlebnisinhalte systematisch ausgewählt, reduziert und kategorisiert werden. Dabei entstehen klare Bausteine oder Codes, vergleichbar mit Einsen und Nullen in der digitalen Welt, die es dem Verstand ermöglichen, diese Erfahrungsinhalte verständlich zu strukturieren, zu speichern und zu kommunizieren.
Der Verstand nutzt konventionelle Sprachen, Symbole und logisch-lineare Konzepte als digitale Werkzeuge. Diese ermöglichen es, komplexe Erfahrungen in klar abgegrenzte, überschaubare und diskrete Einheiten zu zerlegen. Dadurch wird aus der ursprünglichen, vielschichtigen und kontinuierlichen Erfahrungsqualität eine strukturierte und handhabbare Form geschaffen, die reflexiv verarbeitet und kommuniziert werden kann.
Dies ist notwendig, um Erlebtes nicht nur intern zu reflektieren, sondern auch extern klar und nachvollziehbar mitzuteilen. Allerdings führt diese digitale Abstraktion dazu, dass die

ursprüngliche analoge Erfahrung mit ihrer emotionalen Tiefe, ihrem fließenden Charakter und ihrer unmittelbaren Dynamik in eine vereinfachte und standardisierte Form gebracht wird. Dadurch gehen wesentliche qualitative Aspekte verloren, die das Erleben selbst ausmachen.
Zusammengefasst bedeutet dies:
Analoge Erfahrung ist ein ununterbrochener, vielschichtiger und qualitativ reicher Prozess, der sich durch fließende Übergänge und umfassendere Sinngebung auszeichnet. Digitale Transformation hingegen zerlegt diese Erfahrung in klar abgegrenzte, strukturierte und symbolisch codierte Einheiten, die verständlich und kommunizierbar sind. Diese Digitalisierung von Erfahrungen macht sie zugänglich und verarbeitbar für Denken, Sprache und Kommunikation, jedoch immer auf Kosten eines Teils ihrer ursprünglichen Lebendigkeit und Komplexität.
Erfahrung, Erleben und Verstehen bilden einen vielschichtigen Zusammenhang, durch den sich der Mensch seine Welt erschließt. Die analoge Natur der Erfahrung zeigt sich in ihrer unmittelbaren, fließenden und dynamischen Beschaffenheit. Sie ist nicht in klar abgegrenzte Einheiten zerlegbar, sondern entsteht im Zusammenspiel von Wahrnehmung, Empfindung und situativer Bedeutung. Daraus ergibt sich ein erfahrungsbezogenes, intuitives Verstehen, das auf Nähe, Gegenwärtigkeit und emotional-sinnlicher Orientierung beruht. Es ist nicht analytisch, sondern eingebettet in das gelebte Momentum des Erlebens. Ergänzt wird dieses durch ein verstandesmäßiges Verstehen, das auf der digitalen Transformation der Erfahrung basiert. Es abstrahiert, strukturiert und übersetzt vielschichtige Eindrücke in symbolische, sprachlich und logisch fassbare Formen. Beide Verstehensweisen, das intuitive wie das analytische, sind notwendig, um Erlebtes zu erfassen, einzuordnen und mit anderen zu teilen. In ihrem Zusammenspiel wird deutlich, dass menschliches Verstehen nicht nur aus rationaler Analyse besteht, sondern immer auch in der Tiefe der Erfahrung verwurzelt ist. Erst durch diese doppelte Bewegung zwischen Erleben und Reflexion wird ein umfassendes Verständnis der Welt möglich.

63.06 Erfahrung und Denken, Wechselwirkung

Erfahrungen können als analoger Prozess verstanden werden, da sie unmittelbar, dynamisch und unreflektiert entstehen und sich ständig weiterentwickeln. Diese Dynamik ergibt sich aus der Art und Weise, wie Eindrücke und Informationen gesammelt, verarbeitet und erinnert werden. Im Gegensatz zu starr gespeicherten Daten werden Erfahrungen situationsabhängig im Gedächtnis rekonstruiert[239]. Das bedeutet, dass Erfahrungen nicht als unveränderliche Erinnerungen im Gedächtnis abgelegt sind, sondern bei der Erinnerung dynamisch neu zusammengesetzt oder angepasst werden. Dieser Prozess wird beeinflusst durch die aktuelle Situation, den Kontext, emotionale Zustände, neue Informationen und die Perspektive der erinnernden Person. Die Rekonzipierung beschreibt, wie Erinnerungen, basierend auf den Grundbausteinen der Erfahrungen, den Emotionen, nicht einfach wie Dateien auf einem Computer abgerufen, sondern aktiv konstruiert und dabei modifiziert werden. Dadurch können sich Erinnerungen im Laufe der Zeit verändern, sich neuen Gegebenheiten anpassen oder durch Interpretation und neue Erkenntnisse ergänzt werden.

[239] Rekonzipiert bedeutet, dass Erfahrungen nicht als starre, unveränderliche Erinnerungen im Gedächtnis gespeichert werden, sondern dass sie bei der Erinnerung dynamisch neu zusammengesetzt oder angepasst werden können. Dieser Prozess hängt von der aktuellen Situation, dem Kontext, emotionalen Zuständen, neuen Informationen und der Perspektive des Erinnernden ab. Die Rekonzipierung beschreibt also, wie Erinnerungen als Grundbausteine nicht einfach abgerufen werden, wie man eine Datei auf einem Computer öffnet, sondern sie aktiv konstruiert und dabei modifiziert. Dadurch können Erinnerungen sich mit der Zeit verändern, an neue Gegebenheiten angepasst oder durch Interpretation und neue Erkenntnisse ergänzt werden.

Nach der Verarbeitung werden Informationen auf mehreren Ebenen gespeichert, wobei Emotionen als grundlegende Elemente der Erfahrung eine zentrale Rolle spielen. Sie beeinflussen die Stärke und Qualität der neuronalen Verknüpfungen, die Informationen repräsentieren. Besonders emotional bedeutsame Erfahrungen werden durch Strukturen wie die Amygdala intensiver verarbeitet und im Zusammenspiel mit dem Hippocampus konsolidiert. Diese emotionale Prägung macht solche Erinnerungen nicht nur nachhaltiger, sondern auch leichter abrufbar.

Emotionen als Bausteine bilden die Grundlage jeder Erfahrung. Ohne Emotionen ist keine Erfahrung in einem erinnerbaren oder handlungsrelevanten Sinn möglich. Emotionen sind nicht lediglich Reaktionen auf Erlebtes, sondern spielen eine konstitutive Rolle bei der Entstehung, Strukturierung und Interpretation von Erfahrungen.

Sie organisieren Erinnerungen, indem sie Erlebnisse in emotionale Schemata und Netzwerke integrieren. Diese Strukturen stehen in engem Zusammenhang mit dem emotionalen Zustand sowohl bei der Enkodierung als auch beim späteren Abruf. Erinnerungen, die mit intensiven Gefühlen verknüpft sind, erscheinen häufig besonders lebendig und bleiben länger im Gedächtnis. Gleichzeitig sind sie formbar, da neue emotionale Erfahrungen bestehende Erinnerungen überformen oder neu bewerten können. Dadurch entsteht eine flexible Struktur, die sich an veränderte Kontexte anpassen lässt.
Auch bei der Nutzung externer Speichermedien wie Geschichten, Bildern oder digitalen Inhalten kommt Emotionen eine zentrale Bedeutung zu. Sie beeinflussen, welche Informationen als relevant empfunden und dauerhaft gesichert werden. Darüber hinaus bestimmen sie maßgeblich die spätere Interpretation, Auswahl und Weitergabe dieser Inhalte. Emotionale Relevanz entscheidet darüber, was individuell oder kollektiv erinnert wird.
Emotionen wirken insgesamt als ordnendes Prinzip im Erleben. Sie steuern, was als bedeutungsvoll wahrgenommen wird, und prägen die Art und Weise, wie Erfahrungen gespeichert, erinnert und weiterentwickelt werden. Auf diese Weise verbinden sie biologische, gedankliche und kulturelle Prozesse zu einem dynamischen Gedächtnissystem, nämlich den Erfahrungen, das kontinuierlich auf neue Situationen und Perspektiven reagieren kann.
Unsere Erinnerungen sind eng mit aktuellen Wahrnehmungen und Situationen verknüpft. Bestehende Informationen werden dabei entweder bestätigt, ergänzt oder, wenn nötig, neu bewertet. Erfahrungen sind deshalb niemals statisch, sondern bleiben stets im Wandel.
Die analoge Qualität der Erfahrung zeigt sich besonders in ihrer Dynamik und ihrem prozesshaften Charakter. Erfahrungen entstehen nicht als abgeschlossene Einheiten, sondern entwickeln sich fortwährend in der Interaktion mit neuen Ereignissen. Dieser fortlaufende Entwicklungsprozess bewahrt die ursprüngliche Lebendigkeit der Erfahrungen und ermöglicht es ihnen, sich flexibel an veränderte Umstände anzupassen. Diese Fähigkeit zur ständigen Anpassung und Transformation ist ein zentraler Aspekt dessen, was die analoge und dynamische Natur von Erfahrungen ausmacht.
Der analoge Charakter von Erfahrungen bildet die Grundlage unserer individuellen Wahrnehmung und schafft die Voraussetzung für das lebendige, sinnliche Erleben der Welt.
Im Gegensatz dazu arbeitet das Denken „digital“: Es analysiert, abstrahiert und strukturiert, um die fließende, analoge Natur der Erfahrung in greifbare und verständliche Kategorien zu übersetzen. Dadurch ergänzt das Denken das Erleben, indem es Ordnung und Klarheit schafft, während die Lebendigkeit und Offenheit der Erfahrung den dynamischen Kern unseres Erlebens bilden.

Dieses Zusammenspiel von analoger Erfahrung und digitalem Denken verdeutlicht, wie die menschliche Wahrnehmung sowohl flexibel als auch strukturiert ist. Diese Verbindung ermöglicht es, die Welt sinnlich zu erleben und zugleich verstandesmäßig zu begreifen.

Die analoge Ebene beschreibt das unmittelbare, sinnlich-emotionale Erleben der Welt, also eine direkte, nicht durch Begriffe gefilterte Wahrnehmung. Die digitale Ebene des Denkens hingegen arbeitet mit abstrahierten, diskreten Einheiten wie Sprache und Symbolen, die es ermöglichen, das Erlebte zu reflektieren, zu strukturieren und mit anderen zu teilen.

Ohne die analoge Dimension gäbe es keine ursprüngliche Erfahrung; ohne die digitale Dimension wäre diese Erfahrung jedoch weder verständlich noch weitervermittelbar. Beide Ebenen sind untrennbar miteinander verbunden und gestalten unseren Zugang zur Wirklichkeit in einer dynamischen Wechselwirkung. Während der analoge Charakter des Erlebens die Lebendigkeit der Erfahrung bewahrt, sorgt die digitale Beschreibung durch das Denken für ihre Verständlichkeit und Kommunikationsfähigkeit.
Da Erfahrungen in ihrer Entstehung unmittelbare, emotionale und unreflektierte Prozesse sind, können sie nur analog erfahren werden. Der Verstand transformiert, übersetzt und abstrahiert diese analogen Prozesse in diskrete, digitale Formate, die das Verständnis und die Kommunikation der Erfahrung ermöglichen. Dennoch lässt sich der volle Umfang einer Erfahrung niemals vollständig in diesen Kategorien erfassen, da sie durch begriffliche Einheitsbildung immer Aspekte ausschließt, die sich einer solchen Strukturierung entziehen. Die analoge Dimension bleibt daher unverzichtbar, da aus ihr die Qualität und Vielschichtigkeit des Erlebens hervorgeht.
Im Kontrast zu klassischen Denkern wie Aristoteles, Kant[240] und Nietzsche[241], die Erfahrung primär über Begriffe, Kategorien und rationale Strukturierungen fassen, betont dieser Ansatz die Vorrangigkeit des unmittelbaren Erlebens. Während bei Kant etwa die Erfahrung nur durch die Synthese von Anschauung und Verstand möglich wird, und bei Aristoteles Erfahrung zur Basis systematischer Erkenntnis wird, bleibt in der hier vertretenen Auffassung ein Teil des Erlebens prinzipiell vorsprachlich. Nietzsche kommt dieser Sichtweise am nächsten, da er das Rationale und Sprachliche ebenfalls als Reduktion des eigentlichen Erlebens kritisiert. Aus dieser Perspektive bleibt die digitale Beschreibung nur ein Ausschnitt. Die Fülle der Erfahrung liegt jenseits davon.
Vor allem Nietzsche erkennt, dass Sprache zwar ein notwendiges, zugleich aber reduzierendes Instrument ist. Sie schafft feste Kategorien und „Wahrheiten“, die die fließende, chaotische Natur der Wirklichkeit verfälschen. Für Nietzsche bildet das sprachlich-begriffliche Denken daher nur einen begrenzten Ausschnitt der vielschichtigen und oft irrationalen Erfahrungswelt ab.
Aristoteles und Kant hingegen verstehen Erfahrung als etwas, das durch rationale Prinzipien und Kategorien strukturiert werden kann. Aristoteles begreift Erfahrung als Teil einer systematischen Untersuchung der Welt, die sich durch Ursachen und Zwecke erklären lässt. Kant ordnet

[240] Aristoteles und Kant sehen Erfahrungen als strukturierbar und erklärbar durch rationale Prinzipien und Kategorien. So unterscheidet Kant zwischen Erkenntnissen a posteriori (aus Erfahrung) und a priori (vor aller Erfahrung). Letztere sind notwendig und universell, wie z. B. die Kategorien des Verstandes (Raum, Zeit, Ursache, Substanz usw.). Diese Kategorien könnten nicht aus der Erfahrung stammen, weil sie die Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung selbst darstellen.
[241] Nietzsche sieht die Sprache als notwendiges, aber reduzierendes Werkzeug. Sie schafft feste Kategorien und „Wahrheiten“, die die fließende und chaotische Natur der Wirklichkeit verzerren. Das Denken in sprachlichen Begriffen ist also ein „digitaler“ Auszug aus der reichhaltigen und oft irrationalen Erfahrungswelt.

die Erfahrung den Kategorien des Verstandes zu. Er unterscheidet zwischen dem „Ding an sich“ und der „Erscheinung“, um die Welt für den Verstand strukturierbar und erkennbar zu machen. Dies jedoch stets nur innerhalb der Grenzen der Bedingungen unseres Verstandes.
Während Kant die Erfahrung durch eine verbindliche Synthese aus Sinnlichkeit und Verstand ermöglicht und Nietzsche sie als Konstruktion interpretiert, betrachte auch ich die Realität nicht als unmittelbar zugänglich, sondern als Ergebnis menschlicher Perspektiven und Interpretationen. Das, was uns „gegeben“ erscheint, ist bereits durch Wahrnehmung, Sprache und kognitive Strukturen gefiltert. Deshalb müssen das Gegebene und die Realität als zwei unterschiedliche Ebenen verstanden werden: Die eine beschreibt das, was wir erleben, die andere das, was wir daraus machen.
Die Auffassung von Erfahrung als rein analogem Phänomen bedeutet, sie als dynamischen, offenen und nicht vollständig rational fassbaren Prozess zu begreifen. Sie ist mehr als ein Mittel zur Erkenntnis; sie ist ein eigenständiger, lebendiger Aspekt unseres Daseins, der die Tiefe und Komplexität des Lebens widerspiegelt. Ihre Prozesshaftigkeit unterstreicht die Unmittelbarkeit, Lebendigkeit und Wandlungsfähigkeit der Erfahrungswelt.
Die Wechselwirkung zwischen Erfahrung und Denken zeigt sich als ein dynamisches Zusammenspiel zweier grundverschiedener, aber komplementärer Dimensionen unseres Weltbezugs. Erfahrung bildet die lebendige, analoge Grundlage unseres Erlebens. Sie ist unmittelbar, emotional, prozesshaft und immer im Wandel. Denken hingegen ist die digitale Ebene: Es abstrahiert, strukturiert und schafft begriffliche Klarheit, um das Erlebte fassbar und kommunizierbar zu machen. Erst durch ihr Zusammenspiel wird die Wirklichkeit sowohl sinnlich erfahren als auch rational verstanden. Die analoge Qualität der Erfahrung ermöglicht Offenheit und Tiefe, während das digitale Denken Ordnung und Orientierung bietet. Beide Ebenen bedingen einander. Ohne Erfahrung bliebe Denken leer, ohne Denken wäre Erfahrung sprach- und verständnislos. In ihrer Wechselwirkung entsteht ein Zugang zur Welt. Einer, der die Vielfalt des Erlebens bewahrt und sie zugleich in sinnvolle Zusammenhänge einbettet. Diese Balance zwischen unmittelbarem Erfahren und reflektierendem Denken ist zentral für unser Menschsein.

63.07 Erfahrung und energetische Identität

Die Betrachtung von Erfahrung als primär analogem Phänomen bedeutet, sie als dynamischen, offenen Prozess zu verstehen, der nicht auf reine Erkenntnis reduzierbar ist. Erfahrung erscheint nicht nur als Mittel zum Zweck, sondern als eigenständiger, lebendiger Aspekt unserer Existenz. Ihre Prozesshaftigkeit unterstreicht die Unmittelbarkeit und Wandlungsfähigkeit der Erfahrungswelt.
Zwischen Erfahrung und dem Ich besteht ein wechselseitiges Verhältnis. Jede Erfahrung spiegelt das Ich, insofern sie durch persönliche Perspektiven, Haltungen und Wahrnehmungen geformt wird. Zugleich prägt jede Erfahrung das Ich, da sie in den fortlaufenden Prozess der Selbstverständigung und -gestaltung einfließt. Das Ich ist nicht ein fertiges Wesen, sondern entfaltet sich im Vollzug des Erfahrens. Erfahrung ist damit nicht bloß Ausdruck des Ichs, sie ist auch sein Medium. In diesem Sinn lässt sich sagen:

Der Erfahrungsprozess ist das Ich, d.h., das Ich ist nicht eine feststehende, ontologische Substanz, sondern entsteht vielmehr als dynamischer Prozess des Erlebens und Erfahrens, das aus der Gesamtheit der Erfahrungen hervorgeht und sich in einer Innenperspektive zeigt. Kurz gesagt: Das Ich ist keine unveränderliche Entität, sondern ein Prozess, der sich aus der fortlaufenden Erfahrung konstruiert.

Das Bild, das ich mir von mir mache, ist ein Selbstmodell. Es handelt sich um eine dynamische Konstruktion, die durch den Verstand erzeugt wird und sich fortlaufend auf Grundlage meiner Erfahrungen, Körperwahrnehmungen, sozialen Rückmeldungen und kulturellen Einflüsse entwickelt und verändert. Es ist kein abgeschlossenes Selbstkonzept, sondern ein offener, prozesshafter Vollzug des Lebendig Seins im Erleben.
Diese Auffassung macht deutlich, dass das Ich untrennbar mit dem Erfahrungsprozess verbunden ist und in diesem unmittelbar aufgeht. Es wird nicht bloß als etwas verstanden, das in der Erfahrung gespiegelt wird, sondern als etwas, das sich erst durch sie konstituiert und im Verlauf fortwährend wandelt. Der Erfahrungsprozess ist somit ein zentraler Bestandteil dessen, was das Ich ausmacht. Er ist dynamisch, lebendig und offen, geprägt von einer vitalen Qualität, die das Ich in ständiger Veränderung hält.
In diesem Verständnis ist das Ich keine statische Größe, sondern ein fließendes, wandelbares Ergebnis des fortlaufenden Zusammenspiels zwischen innerem Erleben und äußerem Einfluss. Jede neue Erfahrung trägt zur Bildung und Transformation des Ichs bei. Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung sind damit keine abgeschlossenen Zustände, sondern fortlaufende Prozesse. Sie sind lebendig, offen und nie endgültig.
Aus dieser Perspektive lässt sich das Du in enger Analogie zum Ich beschreiben, nicht als ontologisch fixierte, unabhängige Entität, sondern als ein relationales und prozesshaft konstruiertes Gegenüber innerhalb des Erlebens. Während das Ich als ein dynamisches Selbstmodell erscheint, das sich im Zusammenspiel von Erfahrungen, Körperwahrnehmungen, kulturellen Einflüssen und sozialer Rückmeldung formt, ist das Du ebenfalls kein feststehendes Objekt, sondern ein Denkmodell des Anderen.
Das Du ist demnach nicht das Andere an sich, sondern das Bild oder die Repräsentation eines Anderen, die sich innerhalb der Innenperspektive des Ichs entfaltet. Dieses Bild entsteht durch wiederholte Begegnungen, kommunikative Interaktionen, emotionale Resonanzen sowie durch kulturelle und sprachliche Rahmenbedingungen. Es wird fortlaufend angepasst, bestätigt oder auch irritiert, abhängig davon, wie sich die Beziehung entwickelt und wie neue Erfahrungen integriert werden. Es handelt es sich um eine repräsentationale Konstruktion, die kontinuierlich aktualisiert wird.
Das Du ist also nicht außerhalb des Erfahrungsprozesses des Ichs angesiedelt, sondern untrennbar in ihn eingebunden. Es ist der Ort, an dem das Ich seine eigene Relationalität erfährt. Die Konstitution des Ich ist immer auch mit der Vorstellung eines Anderen, eines Du, verknüpft. Ohne das Du als fungierendes Gegenüber wäre das Ich nicht in der Lage, sich selbst zu reflektieren. Das Du ist aus dieser Perspektive daher kein fixiertes Wesen außerhalb des Ichs, sondern ein dynamisch erzeugtes Gegenüber, das innerhalb des Selbstmodells als sozial wirksame Repräsentation entsteht und somit ein integraler Bestandteil des Erfahrungs- und Selbstkonstitutionsprozesses ist.
Die Betrachtung von Ich und Du als prozesshafte und relationale Konstruktionen innerhalb des Erfahrungsstroms eröffnet eine dynamische Sicht auf Identität. Identität zeigt sich nicht als fest umrissene oder substanzielle Größe, sondern als fortwährende Bewegung. Sie ist eine energetische Struktur des Ich, das sich im Zusammenspiel von Wahrnehmung, Beziehung und kultureller Einbettung formt.
Diese energetische Identität ist kein statisches Wesen, sondern Ausdruck eines lebendigen Vollzugs. Sie entsteht durch die kontinuierliche Verarbeitung von Erfahrungen, durch das wechselseitige Spiel von Innen und Außen sowie durch den ständigen Austausch zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung. Die Energie dieses Prozesses liegt in der Offenheit gegenüber

Veränderung, im beständigen Wandel und in der kreativen Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben.
In dieser Perspektive wird Identität nicht als Besitz verstanden, sondern als ein prozesshaftes Geschehen, das sich aus dem Erleben heraus vollzieht. Erfahrung und Identität stehen nicht isoliert nebeneinander, sondern durchdringen sich. Identität ist die Form, in der Erfahrung sich selbst strukturiert, und Erfahrung ist das Medium, in dem Identität lebendig wird. Das Ich ist nicht nur Ausdruck dieser Bewegung, sondern es ist selbst diese Bewegung. Sie ist energetisch, relational und offen für Wandlung.
Die Beziehung zwischen Erfahrung und energetischer Identität zeigt sich als ein offener, dynamischer Prozess, in dem das Ich nicht als feste Größe vorausgesetzt wird, sondern als Resultat eines lebendigen Vollzugs entsteht. Erfahrungen formen und verändern das Selbst fortlaufend. Dies geschieht nicht im Sinne einer linearen Entwicklung, sondern als energetische Bewegung, die sich in der Wechselwirkung von innerem Erleben, äußeren Einflüssen und sozialen Beziehungen vollzieht. In diesem Zusammenhang ist auch das Du von zentraler Bedeutung. Es ist nicht bloß ein äußeres Gegenüber, sondern ein relationales Moment innerhalb des eigenen Erfahrungsprozesses, durch das das Ich sich selbst erfährt, spiegelt und transformiert. Das Du wird dabei nicht als fixe Entität verstanden, sondern als dynamische Repräsentation des Anderen, die innerhalb des Selbstmodells des Ichs entsteht und sich in ständiger Aktualisierung befindet. In der Begegnung mit dem Du entfaltet sich die energetische Identität des Ichs. Sie erzeugt Resonanz, Reibung, Bestätigung oder Irritation und beeinflusst damit das Selbstbild, die Selbstwahrnehmung und die Struktur der eigenen Erfahrung. Identität wird so nicht nur durch das Erleben der Welt geformt, sondern wesentlich durch die Qualität der Beziehungen, in denen sich das Ich bewegt. Erfahrung und energetische Identität sind daher untrennbar mit dem Anderen verknüpft. Das Ich ist nicht nur Bewegung, es ist auch Beziehung, und das Du ist der Ort, an dem diese Beziehung Gestalt annimmt. In dieser wechselseitigen Konstitution von Ich und Du zeigt sich Identität als prozesshafte, relationale Struktur, die offen, wandelbar und getragen vom ständigen Austausch zwischen der Erfahrung, dem Ich, und der Welt ist.

63.08 Erfahrung und vier Welten

Perspektiven auf Realität, Wahrnehmung und Erkenntnis

Die analoge Natur der Erfahrung zeigt, dass sie verschiedene Ebenen umfasst, wie sinnliche, emotionale und intuitive Aspekte, die sich nicht vollständig in eine einzige erkenntnistheoretische Ordnung einordnen lassen. Erfahrungen enthalten Elemente, die jenseits von Sprache und Begriffen liegen und das Unaussprechliche sowie Einzigartige umfassen. Diese Betrachtung verschiebt den Fokus von einer verstandesmäßigen Erkenntnis hin zu einem integrativen Ansatz, der die Vielfalt menschlicher Erfahrung umfassender darstellt. Besonders deutlich wird, dass Kunst, Metaphern und Symbole eine unverzichtbare Rolle spielen, da sie dazu in der Lage sind, Aspekte des Erlebens zu vermitteln, die über Sprache und Begriffe hinausgehen. Sie bieten Ausdrucksformen, die das Unaussprechliche und Einzigartige erfahrbar machen und erweitern so die Möglichkeiten, Erfahrungen zu verstehen und miteinander zu teilen. Deshalb nehmen Symbole auch in der Sprache eine zentrale Rolle ein, weil sie durch ihre Offenheit unterschiedliche individuelle Inhalte aufnehmen können und damit eine gemeinsame Verständigung über das Unaussprechliche ermöglichen.
Meine Position führt zu einer umfassenderen Bedeutung der Erfahrung, indem sie von der bloßen Funktion der Erfahrung in Erkenntnisprozessen oder metaphysischen Systemen wegführt

und stattdessen ihre Prozesshaftigkeit, eigenständige Qualität und individuelle Einzigartigkeit in den Mittelpunkt stellt.
Es gibt eine objektive Welt, die wir niemals vollständig erfassen können, und eine persönliche Welt, die durch unsere individuellen Erfahrungen und Interpretationen geprägt ist. Diese Unterscheidung verdeutlicht, dass unser Verständnis der Welt immer unvollständig bleibt. Wissen entsteht nicht als feststehende Wahrheit, sondern in einem dynamischen Prozess, in dem unsere persönlichen Erfahrungen ständig in Beziehung zur unbekannten Welt an sich stehen, die wir als das „Gegebene" deuten.
Dieser Prozess zeigt auch, dass Wissen stets nur eine unvollständige und perspektivische Sicht auf die Welt darstellt. Es wird aus individuellen Erfahrungen abgeleitet und bleibt daher relativ und einzigartig. Jede Erkenntnis ist somit abhängig von der Perspektive des Wahrnehmenden und niemals absolut oder objektiv.
Die Beziehung zwischen Erfahrung und Verstand beruht auf einem Transformationsprozess. Ausgewählte Aspekte unserer Erfahrungen werden in verstandesmäßige Strukturen überführt, mit denen wir analysieren und interpretieren können. Diese Selektion und Verarbeitung sind entscheidend für unser Verständnis der Welt. Dabei zeigt sich, dass die Erfahrungswelt die zentrale und grundlegende Rolle spielt. Sie ist die persönliche, emotionale und sinnliche Dimension unseres Erlebens, während die Verstandeswelt auf der Verarbeitung dieser Erfahrungen basiert und somit eine abgeleitete Größe darstellt. Die Erfahrungswelt besitzt einen analogen Charakter, der durch fließende und unmittelbare Empfindungen geprägt ist, während die Verstandeswelt eine digitale Struktur hat, in der diese Empfindungen abstrahiert und in Kategorien überführt werden.
Unser Verständnis der Welt entsteht durch die notwendige Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven, Ebenen, Dimensionen, Welten und Systemen, deren Wechselwirkung es uns erlaubt, eine vielschichtigere Sicht auf das Gegebene zu entwickeln.
Um diesen komplexen Prozess besser zu erfassen, lassen sich vier zentrale Welten unterscheiden: die nicht verstandene Welt, also die Realität oder die Welt an sich, die Erfahrungswelt, die individuell verstandene Welt und die sozial festgelegte Welt.

> **Die nicht verstandene Welt**, oft als „Welt an sich" bezeichnet, entzieht sich unserem Zugriff sowohl durch die Sinne als auch durch die Empfindungen und das Denken. Sie existiert unabhängig von unserer Wahrnehmung und entzieht sich jeder vollständigen Erfassung. Dennoch bildet sie die Grundlage aller erfahrbaren Wirklichkeit, denn sie wirkt für uns als das Gegebene.
> Ob wir diese verborgene Dimension als Energie, Bewusstsein, Göttin, Information, Kraft oder übergeordnetes Prinzip bezeichnen, ist letztlich zweitrangig. Jede dieser Bezeichnungen stellt einen Versuch dar, das Unzugängliche gedanklich zu fassen. Dabei bleibt jede dieser Begriffe im Bereich des Spekulativen. Auch auf emotionaler Ebene lässt sich diese Welt nicht eindeutig verorten, da sie, nach meinem Verständnis, nicht statisch, sondern von grundsätzlich dynamischer Natur ist.
> Um dieser fundamentalen Unzugänglichkeit eine gedankliche Struktur zu verleihen, bilden wir übergeordnete Einheiten auf höheren Abstraktionsstufen. Diese setzen wir in Beziehung zu untergeordneten Einheiten, wodurch eine Ordnung entsteht. Die übergeordnete Einheit definiert dabei das System, dem die untergeordneten Elemente angehören.
> In dieser Denkweise erkenne ich eine strukturelle Nähe zu Spinozas Konzept eines Einheitsgottes. Allerdings verstehe ich diese Einheit nicht als metaphysisch gegebene Realität, sondern als spekulative Setzung oder axiomatische Annahme. Sie

dient dazu, die Vielfalt der Erscheinungen in ein kohärentes Verhältnis zu bringen, ohne dabei zu behaupten, die „Welt an sich“ tatsächlich zu erfassen.

Die Erfahrungswelt umfasst die sinnlich-emotionale Dimension unseres Erlebens. Sie ist individuell und analog, da sie durch unmittelbare Eindrücke, Empfindungen und emotionale Reaktionen geprägt wird. Diese Welt ist dynamisch und ständig im Wandel, da sie nicht durch Reflexion, sondern durch lebendiges Erleben bestimmt wird. Ohne diese Ebene wäre keine verstandesmäßige oder begriffliche Verarbeitung möglich, denn sie bildet die Grundlage aller weiteren Ebenen.

Die individuell verstandene Welt entsteht durch die verstandesmäßige Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen. Sie ist die persönliche Interpretation der Erfahrungswelt und wird durch Denkmuster, Einstellungen, Vorurteile und den Strukturen des Verstandes geprägt. Diese Ebene zeigt, wie das Individuum seine Erfahrungen verarbeitet, analysiert und in ein inneres Ordnungsgefüge einbettet. Da die jeweilige Erfahrungsgrundlage einzigartig ist, unterscheidet sich diese Welt von Person zu Person.

Die sozial festgelegte Welt: Neben der individuellen Interpretation existiert eine sozial konstruierte Wirklichkeit. Sie entsteht durch kollektive Verständigung und ist geprägt von gesellschaftlichen Normen, kulturellen Traditionen, wissenschaftlichen Modellen und sozialen Regeln. Diese Ebene bildet die gemeinsame Grundlage, auf der sprachliche Kommunikation und soziales Handeln aufbauen können.
Sie schafft ein intersubjektives Bezugssystem, das aus der Überlagerung individueller Perspektiven hervorgeht. Trotz seiner normativen Kraft bleibt es offen für Vielfalt, Wandel und Differenz. In diesem Zusammenhang lässt sich Wittgensteins Konzept der Sprachspiele sinnvoll einsetzen. Die Bedeutung von Ausdrücken ergibt sich nicht aus einer fixen Beziehung zwischen Wort und Welt, sondern aus ihrem Gebrauch innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes. Sprache wird hier zur Praxis, die gemeinsames Verstehen ermöglicht.
Die sozial festgelegte Welt stabilisiert Bedeutungen und trägt so zu einer geteilten Auffassung von Wirklichkeit bei. Sie schafft die Voraussetzung für Verständigung, indem sie gemeinsame Referenzrahmen zur Verfügung stellt, ohne dabei die Pluralität individueller Sichtweisen vollständig auszuschließen.

Obwohl jede dieser vier Welten eine eigenständige Funktion erfüllt, sind sie untrennbar miteinander verbunden. Ihre Wechselwirkungen bestimmen, wie wir Wirklichkeit erfahren, verstehen und einordnen. Diese Zusammenhänge machen deutlich, dass unser Zugang zur Welt nie objektiv oder absolut ist. Er bleibt immer geprägt durch individuelle Erfahrungen, soziale Einflüsse und die Grenzen unserer Erkenntnisfähigkeit.
Das Modell der vier Welten verdeutlicht weiterhin, dass unser Weltbild nicht auf einer einzigen Ebene entsteht, sondern aus einem komplexen Zusammenspiel verschiedener Perspektiven. Die nicht verstandene Welt bleibt uns zwar verborgen, doch die Erfahrungswelt, die individuelle Deutung und die soziale Verständigung ermöglichen uns, ein dynamisches und vielschichtiges Verständnis des Gegebenen zu entwickeln. Dieses Zusammenspiel ist entscheidend dafür, wie wir die Welt wahrnehmen und mit ihr in Beziehung treten.

Unsere Sicht auf die Welt ergibt sich aus der Interaktion verschiedener Perspektiven, nicht aus deren bloßem „Vorhandensein“ oder „objektiven Existenz“. Realität wird für uns erst durch Deutung und Beziehung erfahrbar. Die „Existenz an sich“ bleibt letztlich immer jenseits unseres direkten Zugriffs.

Die Erfahrungswelt bildet die Grundlage unseres unmittelbaren Erlebens des Gegebenen. Sie bewahrt die Tiefe und Dynamik unseres Wahrnehmens und Fühlens und eröffnet uns den Zugang zur Vielfalt des Gegebenen. Dieses Erleben bleibt jedoch zunächst unstrukturiert und ohne Kontext, solange es nicht durch andere Ebenen, insbesondere die individuell verstandene und die sozial festgelegte Welt, geordnet und interpretiert wird. Die individuell verstandene Welt, geprägt durch persönliche Interpretationen und Denkmuster, sowie die sozial festgelegte Welt, die durch kulturelle und gesellschaftliche Rahmenbedingungen definiert ist, verleihen dem unmittelbaren Erleben Struktur und Bedeutung. So wird das Erlebte kommunizierbar, interpretierbar und in größere Zusammenhänge eingebettet.
Jedoch ist es ebenso möglich, sich in der Welt allein über die Erfahrungswelt zu orientieren, ohne dass eine explizite Verstandeswelt notwendig ist. Das unmittelbare Erleben, etwa in Form von intuitiven oder gefühlsbasierten Reaktionen, kann uns auch ohne verstandesmäßige Strukturierung in der Welt orientieren. Unsere Wahrnehmung kann uns direkt leiten, indem wir uns auf unsere Sinneseindrücke, Emotionen und Körperwahrnehmungen verlassen, die in einer bestimmten Situation oft schneller und präziser als bewusste Überlegungen sind. Solche Formen der Orientierung beruhen auf einem unmittelbaren Erfahrungsbezug, nicht auf abstrahierter oder begrifflich vermittelter Erkenntnis.
Das Zusammenspiel der verschiedenen Welten erfolgt jedoch nicht linear oder isoliert, sondern in einem ständigen Dialog. Individuelle Wahrnehmungen und soziale Konstruktionen beeinflussen sich fortlaufend und tragen gemeinsam zur Gestaltung unseres Verständnisses von Wirklichkeit bei. Dieses Zusammenspiel zeigt, dass unser Zugang zur Welt immer komplex und vielschichtig ist und auf einem dynamischen Netzwerk von Wechselwirkungen beruht. Diese Dynamik ermöglicht es uns, sowohl durch bewusstes Nachdenken als auch durch intuitives Erleben die Welt zu deuten, uns in ihr zu orientieren und sie aktiv und sinnvoll zu gestalten.
Ein zentraler Aspekt dieses Modells ist die synergetische Interaktion verschiedener Wirklichkeitsdimensionen, die gemeinsam das wahrgenommene Gegebene hervorbringen. Auch wenn die Welt an sich prinzipiell unerkennbar bleibt, entsteht durch die Wechselwirkungen zwischen Erfahrung, individueller Deutung und sozialer Bedeutungszuweisung ein kohärentes Weltbild, das uns die Wirklichkeit in strukturierter Form zugänglich macht.
Die Erfahrungswelt bildet dabei nicht lediglich ein rohes Ausgangsmaterial, sondern stellt eine eigenständige Ebene der Sinnbildung dar. In der sinnlichen, körperlichen und emotionalen Wahrnehmung entfaltet sich ein ursprünglicher, noch nicht begrifflich fixierter Sinn, der der späteren Interpretation vorausliegt. Dieser Sinn ist nicht willkürlich, sondern bezieht sich auf die konkrete Struktur des Erlebten selbst.
Die individuell geprägte Verstandeswelt sowie sozial vermittelte Bedeutungsrahmen greifen diesen vorreflexiven Sinn auf, strukturieren ihn weiter und implementieren ihn in kulturelle und kommunikative Zusammenhänge. So verbindet sich die Tiefe des unmittelbaren Erlebens mit der begrifflichen Klarheit und der sozialen Anschlussfähigkeit der Interpretation. In dieser Wechselwirkung bildet sich ein Weltbild heraus, das sowohl persönlich verankert als auch intersubjektiv vermittelbar ist.
Damit soll deutlich werden, dass unser Weltbild durch ein dynamisches Netzwerk aus persönlichen Erfahrungen, individuellen Denkprozessen und sozialen sowie kulturellen Rahmenbedingungen geformt wird. Gerade dieses Zusammenspiel der verschiedenen Ebenen ermöglicht es uns nicht nur, die Welt zu verstehen, sondern sie auch aktiv zu gestalten. Dieses komplexe System bildet die Grundlage für die Vielschichtigkeit und Flexibilität menschlichen

Verständnisses, das es uns erlaubt, auf Herausforderungen und Veränderungen des Gegebenen zu reagieren.
Die Gestaltung eines kohärenten Weltbildes ist ein kontinuierlicher Prozess, der individuelle Erfahrungen mit sozialen und kulturellen Einflüssen integriert. Während die synergetische Interaktion der Welten den Rahmen für die Entstehung von Bedeutung bildet, stellen die energetischen Potenziale der Erfahrungswelt die Grundlage für Reaktionen und Anpassungen an die Wirklichkeit dar. Erfahrung agiert dabei als dynamisches „Kraftfeld“ [242], das durch situative Kontexte aktiviert wird und Wahrnehmung, Emotion sowie Verhalten beeinflusst. Die Wahrscheinlichkeit und Intensität dieser Reaktionen hängen sowohl von äußeren Umständen als auch von der inneren Struktur des individuellen „Erfahrungsfeldes“ ab.
In diesem Zusammenspiel wird die menschliche Fähigkeit deutlich, komplexe Herausforderungen zu bewältigen. Das Weltbild, das sich aus persönlichen und kollektiven Prozessen formt, ist nicht starr, sondern anpassungsfähig und offen für Transformation. Diese Flexibilität ermöglicht es, sowohl auf äußere Veränderungen zu reagieren als auch innere Potenziale kreativ zu nutzen.
Letztlich zeigt sich, dass menschliches Verständnis kein statischer Endzustand ist, sondern ein offenes System, geprägt von Interaktionen, die sowohl die Tiefe des Erlebens als auch die Präzision der Strukturierung umfassen. Dieses System bildet die Grundlage für eine aktive und sinnvolle Gestaltung unseres Weltbildes und unseres Platzes darin. So wird unser selbst gestaltetes Weltbild zur Grundlage unserer Orientierung und unseres Handelns.

63.09 Erfahrung als dynamisches Kraftfeld

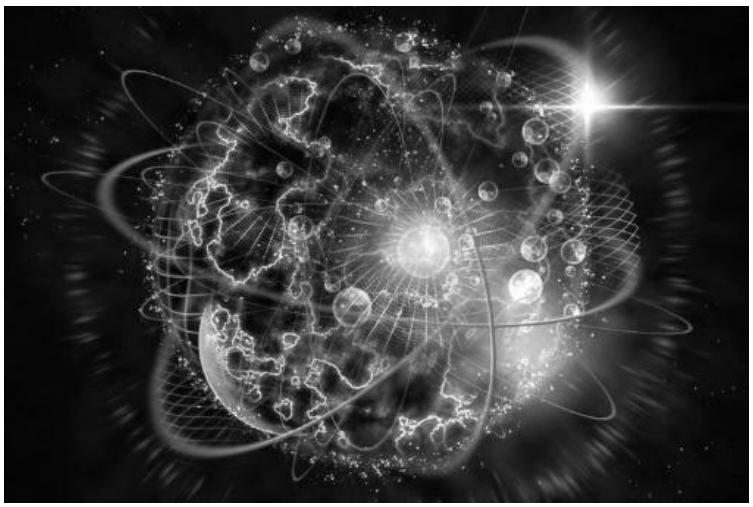
Energetische Potenziale und die Strukturierung der Wahrnehmung

Erfahrung ist kein statisches Abbild der Wirklichkeit, sondern ein dynamisches Kraftfeld. Sie entsteht aus der Interaktion energetischer Potenziale, die unser inneres Erleben mit äußeren Reizen verweben. In dieser Bewegung entscheidet sich, wie wir Welt nicht nur wahrnehmen, sondern mitbilden.

Erfahrungen können als dynamisches Kraftfeld betrachtet werden, das aus einer Konstellation energetischer Potenziale (Emotionen in meiner Definition) besteht. Diese Potenziale repräsentieren die Wahrscheinlichkeit und Intensität bestimmter Reaktionen auf innere oder äußere Ereignisse. Eine bevorstehende Herausforderung, wie etwa eine Prüfung oder ein wichtiges Gespräch, kann emotionale Potenziale wie Angst oder Stress aktivieren, die wiederum physiologische Reaktionen und Verhaltensweisen beeinflussen. Diese Potenziale bleiben jedoch inaktiv, bis sie durch ein tatsächliches Ereignis oder eine Erinnerung ausgelöst werden und ihre Wirkung entfalten.
Um die inneren Wechselwirkungen dieses „energetischen Feldes“ zu beschreiben, können mathematische Konzepte wie Vektoren verwendet werden. Vektoren symbolisieren die Richtung und Stärke von Gefühlen (als aktivierte Emotionszusammenstellungen) oder Reaktionen. Ein Vektor, der Freude repräsentiert, würde die Richtung des positiven Gefühls anzeigen, während

[242] Ähnlich wie in der Physik Kraftfelder die Wechselwirkungen von Objekten beschreiben, lassen sich Erfahrungen als Zusammenstellungen energetischer Kraftpotenziale verstehen. Diese Potenziale beschreiben die Wahrscheinlichkeit und Intensität von Reaktionen auf innere oder äußere Ereignisse.

die Intensität des Vektors die Stärke des Gefühls beschreibt. Ähnlich können Vektoren für andere emotionale Zustände wie Trauer, Wut oder Angst verwendet werden, je nachdem, wie Ereignisse verarbeitet werden. Diese Gefühle sind dabei nicht nur abstrakte psychologische Phänomene, sondern körperliche Reaktionen auf Erlebnisse.
Metaphorisch könnte man auch die Vorstellungen zum Modell des Photons heranziehen[243]. Ein Photon wird als masseloses, aber energetisch und impuls-tragendes Quantenobjekt verstanden. Ein Photon symbolisiert Bewegung, da es immer mit Lichtgeschwindigkeit reist und keine Ruhemasse besitzt. Es ist damit keine materielle Einheit im klassischen Sinn, sondern ein quantisiertes Energiepaket, das die elektromagnetische Wechselwirkung vermittelt. Beobachten kann man ein Photon nur indirekt, etwa durch seine Wechselwirkung (also durch seine Wirkung) mit Materie. Es ist eher ein Träger von Energie und Impuls als ein „Teilchen" (= Einheit) im alltäglichen Sinne[244]. Es spielt eine fundamentale Rolle in der Quantentheorie und Relativitätstheorie und verbindet klassische Welleneigenschaften mit quantenmechanischem Verhalten.



Live Science, „Exact Quantum Electrodynamics of Radiative Photonic Environments" (Physical Review Letters, 2024)

Anstatt zu versuchen, das Photon direkt zu beobachten, versuchten Wissenschaftler der Universität Birmingham, zu „errechnen", wie ein Photon aussehen könnte. (siehe Bild oben)
Die Studie verdeutlicht, dass das „Aussehen" eines Photonenmodells stark von der Umgebung abhängt, in der es sich befindet. Mithilfe einer mathematischen Herangehensweise gelang es dem Team, ein Bild zu generieren, das das Verhalten (die Bewegung[245]) von Photonen in verschiedenen Umgebungen beschreibt. Doch, wie sie in ihrer Studie betonen, ist dieses Modell nicht endgültig gesichert, da es, wie in der gesamten Physik, auf Annahmen und theoretischen Modellen basiert. Diese Modelle sind keine absoluten Darstellungen der Realität („Welt an sich"), sondern dienen als immanente Systemdarstellungen, die dazu genutzt werden, Phänomene innerhalb eines bestimmten Rahmens zu erklären und vorherzusagen[246]. Genau wie in

[243] Seine Energie ist durch die Frequenz der Strahlung gegeben ($E = h\nu$), und sein Impuls ist proportional zur inversen Wellenlänge ($p = h/\lambda$).
[244] In der Stringtheorie geht man davon aus, dass die fundamentalen Bausteine des Universums keine punktförmigen Teilchen, sondern winzige, schwingende „Strings" sind. Diese Modellvorstellung soll die unterschiedlichen Eigenschaften der Teilchen durch die jeweils spezifische Schwingungsweise der Strings erklären. Obwohl dieser Ansatz eine elegante physikalische Deutung liefert, dient er auch als Grundlage für spekulative Konzepte der sogenannten Quantenmystik, von denen ich mich ausdrücklich distanziere.
[245] Der Begriff „Bewegung" beschreibt hier, wie das Photon durch Raum und Zeit reist und mit anderen Teilchen oder Feldern wechselwirkt.
[246] Der Zweck wissenschaftlicher Modelle liegt weniger darin, eine endgültige Wahrheit zu liefern, sondern vielmehr darin, Phänomene zu erklären, Vorhersagen zu treffen und Anwendungsprobleme zu lösen.

unserem Alltagsdenken sind auch wissenschaftliche Modelle versuchte und fiktive Annäherungen[247], die den Anspruch haben, eine sinnvolle, aber immer nur vorläufige Darstellung der Welt innerhalb eines vorgegebenen Rahmens zu bieten.[248]
Die wissenschaftlichen Modelle, die wir verwenden, um die Welt zu verstehen, sind stets logisch lineare Annäherungen, die uns ermöglichen, komplexe Phänomene zu erklären und vorherzusagen. Ähnlich verhält es sich mit den Erfahrungen, die wir im Alltag machen. Auch sie sind nicht direkt zugänglich, sondern werden durch eine Vielzahl von inneren und äußeren Prozessen vermittelt, die wir durch unsere Wahrnehmung und unser Denken strukturieren.
Erfahrungen lassen sich als ein analoges, lebendiges Kraftfeld verstehen, das in fortwährender Wechselwirkung mit Wahrnehmung und Welt steht. Der Verstand versucht, diese fließenden und oft ungreifbaren Potenziale in feste Formen zu überführen, etwa in Symbole oder mathematische Modelle. Diese Repräsentationen sind notwendige Vereinfachungen, durch die wir die Relationen zwischen innerem Erleben und äußerer Wirklichkeit deutend ordnen. Doch bleibt jedes so gewonnene Verständnis immer an ein selbst gesetztes Deutungssystem gebunden und ist letztlich ein Versuch, dem, was sich der endgültigen Erfassung entzieht, dennoch Sinn zu verleihen.
Die Betrachtung von Erfahrung als dynamisches Kraftfeld macht deutlich, dass Erleben nicht als statische Abbildung der Welt zu verstehen ist, sondern als ein Prozess fortwährender Wechselwirkungen zwischen inneren energetischen Potenzialen und äußeren Reizen. Erfahrungen entstehen in einem Spannungsfeld, das durch emotionale Vektoren strukturiert wird, die Richtung und Intensität des Fühlens, Denkens und Handelns bestimmen, vergleichbar mit physikalischen Kräften, die ein Feld formen. Wie das Photon in der Quantenphysik nicht als greifbare Einheit, sondern als Träger von Energie und Wirkung begreifbar ist, zeigt sich auch Erfahrung nicht als isolierbares Objekt, sondern nur in ihrer Wirkung auf das Ich im Strom der Wahrnehmung. Der Versuch, dieses lebendige Kraftfeld durch Sprache, Modelle oder mathematische Konzepte zu ordnen, bleibt notwendigerweise reduktiv, ist aber zugleich unverzichtbar für Orientierung und Sinnbildung. Erfahrung als dynamisches Kraftfeld bedeutet daher, Erleben als ein energetisches, ständig neu konfiguriertes Zusammenspiel zu begreifen, das weder vollständig fixierbar noch abschließend erklärbar ist und gerade darin seine Lebendigkeit, seine Tiefendimension und seine existenzielle Bedeutung entfaltet.

63.10 Dynamik der Erfahrungen

Erfahrungen sind keine statischen Einheiten, sondern entfalten sich im lebendigen Zusammenspiel innerer Regungen und äußerer Gegebenheiten. Emotionen nehmen in diesem Prozess eine zentrale Rolle ein. Sie strukturieren, deuten und verknüpfen das Äußere mit dem Inneren, das Geschehene mit dem Erlebten. In dieser vermittelnden Funktion wirken sie wie eine Brücke, indem sie Beziehung stiften, Bedeutung schaffen und dem Erfahrenen seine spezifische Qualität verleihen. So wie die zusätzlichen Dimensionen der Stringtheorie unseren physikalischen Blick auf die Welt erweitern, öffnen Emotionen eine unsichtbare und zugleich kraftvoll

[247] Dass Modelle „versuchte und fiktive Annäherungen“ sind, entspricht der wissenschaftsphilosophischen Ansicht, dass alle Theorien und Modelle überarbeitbar oder ersetzbar sind, wenn neue Daten oder bessere Erklärungen verfügbar werden. Dies ist ein zentraler Aspekt des kritischen Rationalismus (z. B. nach Karl Popper).
[248] Ob Weltanschauungen, Religionen, Wissenschaften oder individuelle Vorstellungen, alles sind Deutungsversuche eines Gegebenen (einer Realität), das dem Menschen nur über die Interpretation des Wirkens der Realität zugänglich ist. So hat Heisenberg meiner Meinung nach recht, wenn er für die Naturwissenschaft behauptet, dass jede Beschreibung dessen was im Atom vorgeht eine hervorragende Beschreibung dessen ist, was nicht passiert.

wirksame Ebene persönlichen Erlebens. Sie machen Erfahrung nicht nur verständlich, sondern auch spürbar in ihrer ganzen Bewegtheit und Dynamik.
Emotionen sind nicht bloß Reaktionen, sondern energetische Potenziale, die in einem Zustand latenter Bereitschaft in uns ruhen. Durch spezifische Reize, sei es durch äußere Ereignisse oder innere Erinnerungen, werden sie aktiviert und bestimmen Intensität wie Richtung unserer Reaktionen. In Anlehnung an Antonio Damasio[249] lässt sich dieses Verhältnis differenzieren: Emotionen sind physiologische, meist unbewusste Reaktionen auf Stimuli; Gefühle hingegen sind die bewusste Wahrnehmung und Interpretation dieser körperlichen Zustände. Sie geben der rohen Energie der Emotionen Sinn und Bedeutung. Gefühle übersetzen die körperlich wahrnehmbare Reaktion in persönliche Erfahrung.
Somit sind Emotionen strukturierende Kräfte im Erfahrungsprozess. Sie schaffen Orientierungspunkte, durch die sich Wahrnehmung ordnet, Perspektiven formen und Bedeutung entstehen kann. Erfahrung ist in diesem Sinne kein bloßes Abbild der Realität, sondern ein von Emotionen durchdrungenes Beziehungsgeflecht, hervorgebracht durch die Interaktion zwischen Individuum und Umwelt.
Dabei zeigt sich Erfahrung in einer Doppelfunktion: Sie ist einerseits Beziehungsnehmerin, die äußere Gegebenheiten, Eindrücke und Reize aufnimmt, deutet und verinnerlicht. Zugleich ist sie Beziehungsgeberin, insofern sie auf Basis emotionaler Dynamiken Bedeutung erzeugt, Perspektiven formt und damit aktiv Wirklichkeit mitgestaltet. Diese Wechselwirkung verleiht der Erfahrung eine produktive Offenheit. Sie ist nicht bloß empfangend, sondern auch erzeugend.
Mit Empfindungen, insbesondere Emotionen, setzen wir uns unmittelbar in Beziehung zum Gegebenen. Sie bilden die grundlegenden Bausteine unserer Erfahrungen und fungieren zugleich als Ausgangspunkt der individuellen Perspektive, durch die wir die Welt wahrnehmen, uns orientieren und das Gegebene deuten. Emotionen wirken dabei wie Bezugs- und Orientierungspunkte, durch die das Gegebene strukturiert, interpretiert und verarbeitet wird. So ermöglichen sie eine persönliche Bewertung von Ereignissen und prägen wesentlich, wie sich das Individuum in Beziehung zur Welt positioniert, erfahrend wie gestaltend.
Erfahrungen lassen sich folglich als dynamisches Kraftfeld verstehen, das aus einer Konstellation energetischer Potenziale besteht – den Emotionen. Diese Potenziale spiegeln die Wahrscheinlichkeit und Intensität bestimmter Reaktionen auf innere oder äußere Reize wider. Sie bleiben jedoch latent, bis sie durch konkrete Ereignisse oder Erinnerungen aktiviert werden und dann ihre Wirkung entfalten.
Erfahrungen entstehen aus den konkreten Momenten der Gegenwart und formen sich durch die Aktivierung dieser Potenziale zu Emotionen. Emotionen bieten dabei eine direkte und unmittelbare Verbindung zum Gegebenen, indem sie eine fortwährende Beziehung zwischen dem Individuum und seiner Umwelt herstellen. Diese Verbindung kann als eine „analoge Methode des Verstehens“ verstanden werden – eine Art unmittelbarer Resonanz –, bei der Emotionen als Vermittler wirken, die Qualität und Intensität des Erlebten auf einer energetischen Ebene sichtbar und fühlbar machen.
In diesem Sinne fungieren Emotionen als „Rohsubstanz“ des Erlebens. Sie stehen in direktem Kontakt mit den Eindrücken, die die Realität auf uns ausübt, und schaffen eine Wahrnehmungsgrundlage, die weniger von gedanklichen Verzerrungen beeinflusst ist. Diese enge Verbindung ermöglicht dynamische, spontane und flexible Reaktionen auf die Umwelt, die dem Individuum Anpassungsfähigkeit und Handlungsfreiheit verleihen.

[249] Damasio beschreibt diese Unterscheidung in Werken wie „Descartes' Irrtum“ und „The feeling of what happens“.

Diese inhärente Dynamik verleiht Emotionen eine besondere Bedeutung: Sie sind nicht nur grundlegende Reaktionen auf äußere oder innere Reize, sondern zugleich Schlüssel zur doppelten Funktion von Erfahrung – als rezeptive Instanz, die die Welt aufnimmt, und als expressive Kraft, die Welt aktiv (mit)gestaltet. Emotionen sind damit aktiv gestaltende Kräfte, die das Erleben und die Bedeutungserzeugung prägen und die Grundlage für unser Selbstverständnis und unser Verhältnis zur Umwelt bilden.

In Anlehnung an das Photonenmodell lassen sich Emotionen als energetische Bausteine der Erfahrung begreifen, vergleichbar mit den farbigen Glasstückchen in einem Kaleidoskop, die durch ihre Vielfalt und Anordnung lebendige Muster formen.

Vergleich der Analogien:

Aspekt	**Emotionen als Photonen**	**Emotionen als Glasstückchen im Kaleidoskop**
Fokus	Dynamik, Energiefluss, Wechselwirkung	Vielfalt, Musterbildung, individuelle Wahrnehmung
Perspektive	wissenschaftlich, physikalisch	künstlerisch, symbolisch
Veränderung	durch energetische Impulse und Interaktionen	durch Bewegung und Perspektivenwechsel
Einzigartigkeit	Emotionen als universelle Bausteine	Emotionen als individuelle Zusammensetzungen

In Anlehnung an das Photonenmodell lassen sich Emotionen als energetische Bausteine der Erfahrung begreifen. Sie sind vergleichbar mit den farbigen Glasstücken in einem Kaleidoskop, die durch ihre Vielfalt und Anordnung lebendige Muster erzeugen. Beide Analogien eröffnen unterschiedliche Perspektiven auf das Phänomen der Emotionen:
Während das Kaleidoskop die Vielfalt, Ästhetik und Einzigartigkeit emotionaler Muster betont, unterstreicht das Photonenmodell deren energetische, dynamische und transformative Qualität. In ihrer wechselseitigen Ergänzung liefern diese Bilder einen tiefgehenden Zugang zur komplexen Natur emotionaler Erfahrung.
Im physikalischen Modell sind Photonen quantisierte Energiepakete, die elektromagnetische Strahlung transportieren. Übertragen auf das Feld der Emotionen könnte man diese als „energetische Impulse“ verstehen. Sie sind Träger von Information und Bedeutung, die zwischen Individuum und Umwelt vermitteln. Emotionen wären somit nicht nur Ausdruck innerer Zustände, sondern auch Medien der Erfahrung, vergleichbar mit Photonen, die Energie zwischen Raum und Materie übertragen.
Die Vorstellung, Emotionen könnten, analog zu Photonen, ebenfalls quantisiert auftreten, eröffnet auch folgende Perspektive:

Emotionen erscheinen im persönlichen Erleben häufig nicht als kontinuierlicher Fluss, sondern als klar erkennbare, in sich geschlossene Episoden (Einheit).

Diese Hypothese könnte erklären, warum Menschen Emotionen eher in spezifischen Kategorien und Intensitätsstufen erleben als in einem unendlichen Kontinuum.
In diesem Sinn kann man behaupten:

Emotionen transportieren Bedeutung.

Sie laden Erfahrungen energetisch auf und verleihen ihnen persönlichen Wert. Deshalb erscheinen bestimmte Erlebnisse, je nach begleitender Emotionalität, intensiver, bedeutsamer oder prägender.

Wie Photonen mit Materie durch Absorption, Reflexion oder Resonanz interagieren, so wirken auch Emotionen im innerpsychischen Bereich. Emotionale Resonanz beschreibt hier, wie bestimmte emotionale Zustände in uns „mitschwingen“ oder verstärkt werden können. Dies ist vergleichbar mit einem inneren Schwingungsmuster, das sich durch Erfahrungen und Gedanken verändert.

Die Dualität der Photonen, sowohl Teilchen als auch Welle, lässt sich als Analogie dafür verstehen, dass Emotionen einerseits als konkrete, klar wahrnehmbare Empfindungen existieren, andererseits aber auch als fließende, wellenartige Stimmungen und Befindlichkeiten erlebt werden. So oszillieren Emotionen im Inneren zwischen klaren Impulsen und diffusen Gefühlen, zwischen punktuellen Erlebnissen und anhaltenden Gemütslagen.

Diese metaphorische Annäherung erlaubt es, Emotionen als dynamische, transformative Kräfte zu begreifen, die nicht nur Erleben strukturieren, sondern auch die Bedeutung von Welt erfahrbar machen.

Während analoge Erfahrungen durch ihre Kontinuität, Unmittelbarkeit und Ganzheitlichkeit gekennzeichnet sind, operieren digitale Systeme auf Basis diskreter, abstrahierter Informationsverarbeitung. Sie zerteilen das Gegebene in berechenbare Einheiten, die algorithmisch strukturiert, kategorisiert und standardisiert werden.

Hier zeigt sich ein grundlegender Unterschied: Analoge Erfahrung vermittelt ein unmittelbares, ganzheitliches Erleben, während digitale Systeme Wirklichkeit in isolierte Datenpunkte zerlegen, die erst durch aufwändige Verknüpfung wieder eine Einheit ergeben. Allerdings sind diese Einheiten stets abstrahiert und gefiltert. Emotionen im analogen Erleben sind direkt spürbar, eingebettet in einen Kontext aus Körper, Umwelt und Sinneswahrnehmung. Im digitalen Verständnis hingegen erscheinen sie als interpretierte Größen, als algorithmisch erfasste Zustände.

So lässt sich behaupten: Analoge Erfahrungen betten den Menschen in die lebendige Dynamik der Welt ein, digitale Strukturen hingegen abstrahieren diese Dynamik in steuerbare, standardisierte Einheiten.

So lässt sich die Stringtheorie auch als Metapher für die Entwicklung menschlichen Verstehens begreifen. Sie erweitert den Denkraum, indem sie zusätzliche Dimensionen postuliert, die jenseits der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit liegen. In ähnlicher Weise überschreitet auch das menschliche Denken durch Abstraktion die Grenzen unmittelbarer Wahrnehmung, um spekulative oder hypothetische Wirklichkeiten theoretisch zu erschließen.

So äußert sich Anton Zeilinger, wenn er über das naturwissenschaftliche Verständnis nachdenkt:

> „Beim Bewusstsein streiten sich wirklich die Leute. Ist es nur ein Epiphänomen eines hinreichend komplexen Informationsverarbeitungsapparates, nämlich des Gehirns, oder ist es mehr? In beiden Fällen erhebt sich die Frage, ob wir zum Verständnis dessen, was in unseren Köpfen vorgeht, die Quantenphysik überhaupt brauchen, ob man mit der klassischen Physik auskommt oder ob wir vielleicht sogar eine Physik brauchen, die wir noch nicht entdeckt haben. Es gibt Leute, die meinen, dass in hinreichend komplexen Systemen neue Gesetze gelten könnten, die nicht durch Reduktion auf die einzelnen Bestandteile erklärbar sind. Das ist vollkommen offen.“ (Anton Zeilinger; Gespräch 2013 „Es gibt Dinge, die geschehen ohne Grund.)

Damit fordert er eine Offenheit gegenüber einem Denken, das über herkömmliche Paradigmen hinausgeht, und somit auch gegenüber neuen Ordnungsprinzipien, die dem klassischen Einheitsdenken widersprechen oder es ergänzen.

Diese Offenheit weist darauf hin, dass sich unser Verständnis der Welt immer auch auf hypothetische Modelle stützt, deren Bestätigung durch Experimente nicht mit einer absoluten Wahrheit gleichzusetzen ist, sondern die Konsistenz innerhalb eines bestimmten Denkrahmens zeigt.

Auch die Stringtheorie bleibt letztlich ein spekulativer Versuch, die Welt mittels mathematischer Strukturen zu deuten. Es ist ein Modell unter vielen, das unsere Beziehung zur Welt beschreibt, nicht die Welt selbst.
Friedrich Nietzsche kritisiert im „Willen zur Macht" die Tendenz, die Welt in diskrete, identifizierbare Einheiten zu zerteilen.

> Eine Übersetzung dieser Welt von Wirkung in eine sichtbare Welt – eine Welt für's Auge – ist der Begriff »Bewegung«. Hier ist immer subintelligirt, daß Etwas bewegt wird, – hierbei wird, sei es nun in der Fiktion eines Klümpchen-Atoms oder selbst von dessen Abstraktion, dem dynamischen Atom, immer noch ein Ding gedacht, welches wirkt, – d. h. wir sind aus der Gewohnheit nicht herausgetreten, zu der uns Sinne und Sprache verleiten. Subjekt, Objekt, ein Thäter zum Thun, das Thun und Das, was es thut, gesondert: vergessen wir nicht, daß dies eine bloße Semiotik und nichts Reales bezeichnet. Die Mechanik als eine Lehre der Bewegung ist bereits eine Übersetzung in die Sinnensprache des Menschen. Nietzsche, Wille zur Macht

Diese Gewohnheit geht seiner Ansicht nach auf die Struktur von Sprache und Wahrnehmung zurück. Der Begriff des „Atoms" sei keine objektive Entdeckung, sondern eine Projektion unserer psychologischen Disposition auf die Wirklichkeit.
Die Vorstellung diskreter Einheiten prägt unser Weltbild, schafft Orientierung und ermöglicht stabile Erklärungen, verzerrt aber zugleich den offenen Charakter der Realität.
Verließen wir diese Vorstellung zugunsten fließender, variabler Einheiten, würde unser Verständnis der Welt grundlegend erschüttert. Eindeutige Aussagen und wiederholbare Erklärungen wären kaum noch möglich.
Diese Einsicht korrespondiert mit Heisenbergs These (1955):

> „Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur."

In diesem Sinne ist Erfahrung nicht die Summe von Objekten, sondern das dynamische Netz ihrer Beziehungen. Auch die Stringtheorie beschreibt keine festen Teilchen, sondern vibrierende Einheiten, deren Bedeutung sich erst im Zusammenspiel mit anderen manifestiert. Wie sich die Eigenschaften eines Strings erst durch Interaktion bestimmen, so entsteht die Bedeutung eines Objekts durch situative Reize und Kontexte.
Ein „Tisch" ist damit nicht einfach ein Möbelstück, sondern eine Beziehungsstruktur. Seine Funktion, als Ablage, Treffpunkt oder Arbeitsfläche, ergibt sich aus dem situativen Kontext. Die Bedeutung liegt nicht im Objekt selbst, sondern in den Beziehungen, die es ermöglicht.
Auf dieser Grundlage ist Erfahrung kein passiver Speicher von Eindrücken, sondern ein dynamischer, selbstorganisierender Prozess. Sie bildet ein relationales Netzwerk, das sich aus genetischen Dispositionen und erlebten Erfahrungen konstituiert. Dieses Erfahrungspotenzial

entfaltet sich in einer individuellen Ordnung, einer „Privatsprache“, die unser Denken, Fühlen und Handeln strukturiert.“
Diese Sprache entsteht aus der Verbindung von geerbten Informationen und neuen beurteilten Eindrücken. Aus ihrem Zusammenspiel ergibt sich unsere Sicht auf uns selbst und die Welt. Erfahrungen sind damit nicht nur Mittel zur Interpretation der äußeren Realität, sondern auch Werkzeuge zur Selbstwahrnehmung und Selbstgestaltung.
In ihrer Vielschichtigkeit und Situationsbezogenheit ermöglichen Erfahrungen die flexible Anpassung an wechselnde Kontexte. Sie schaffen Bedeutung, strukturieren unser Weltverständnis und fungieren als Schaltzentrale unseres Denkens und Fühlens. Über die Erfahrung verknüpfen wir Innen- und Außenwelt zu einem kohärenten Ganzen, das immer persönlich und individuell, aber niemals beliebig ist.
Die Dynamik der Erfahrung zeigt sich darin, dass Erfahrung nicht statisch oder fixiert ist, sondern ständig im Fluss und in Veränderung begriffen ist. Erfahrung ist kein bloßer Speicher von Eindrücken oder eine festgelegte Wissensmenge, sondern ein lebendiges Netzwerk von Beziehungen, das sich kontinuierlich an neue Situationen und Kontexte anpasst. Bedeutungen und Sinnzusammenhänge entstehen durch das wechselseitige Zusammenspiel verschiedener Faktoren und verändern sich im Laufe der Zeit. Die Bedeutung von Wahrnehmungen oder Objekten ist dabei nicht fest und unveränderlich, sondern wird stets durch den aktuellen Kontext, die jeweilige Situation und die subjektive Wahrnehmung neu gestaltet. Diese Situationsbezogenheit und ständige Veränderung kennzeichnen die Dynamik der Erfahrung. Sie ermöglicht es uns, flexibel und kreativ auf unsere Umwelt zu reagieren und unser Weltbild fortlaufend zu erneuern. Erfahrung strukturiert somit nicht nur unser Denken und Fühlen, sie ist selbst ein Prozess, der immer wieder neue Ordnungen hervorbringt, sich selbst reorganisiert und in Bewegung bleibt.
Erfahrung und Dynamik sind untrennbar miteinander verbunden. Erfahrung zeigt sich nicht als statisches Speichermedium, sondern als lebendiger, sich stetig wandelnder Prozess, der durch das Zusammenspiel von inneren Regungen, äußeren Einflüssen und emotionalen Kräften getragen wird. Sie entsteht in der Bewegung, im Wechselspiel von Wahrnehmung und Deutung, von Reaktion und Gestaltung. Emotionen strukturieren diese Prozesse, verleihen ihnen Richtung und Intensität und machen die Welt nicht nur begreifbar, sondern auch spürbar. In diesem Sinne gleicht Erfahrung einem offenen Feld, das sich mit jeder neuen Situation verändert und neu organisiert. Sie bildet sich im Kontakt mit der Umwelt, schafft Bedeutung im Moment und ist zugleich Ausdruck des individuellen Selbstverhältnisses. Wie die Stringtheorie neue Denkdimensionen erschließt, so erweitert auch die dynamische Natur der Erfahrung unser Verständnis von Wirklichkeit. Erfahrung ist damit nicht nur Aufnahme von Welt, sondern aktive Mitgestaltung. Sie ist ein fortlaufender Prozess, in dem sich Wahrnehmung, Denken und Fühlen immer wieder neu ordnen und verbinden.

63.11 Erfahrungen, Emotionen und Gefühle

Emotionen lassen sich als grundlegende Bausteine menschlicher Erfahrung verstehen. Sie beeinflussen, wie wir wahrnehmen, bewerten und erinnern. Gefühle bezeichnen dabei die persönliche, körperlich spürbare Dimension von Emotionen. Gefühle machen emotionale Zustände innerlich erfahrbar und verankern sie im leiblichen Empfinden.

Emotionen bilden die grundlegenden energetischen Impulse, aus denen sich Erfahrungen konstituieren. Sie sind nicht nur Reaktionen auf äußere Reize, sondern Ausdruck eines inneren

Emotionen sind Teil eines Bewertungsprozesses, der im individuellen Erfahrungsraum verankert ist. Als solche stellen sie das emotionale Rohmaterial bereit, das im Zusammenspiel mit Wahrnehmung, Gedächtnis und Interpretation in erfahrungsbezogene Sinnzusammenhänge überführt wird. Gefühle hingegen sind die körperlich erfahrbaren Erscheinungsformen dieser emotionalen Grundkonstellationen. Sie treten als unmittelbare Resonanzen im Organismus auf und machen die emotionale Dimension einer Erfahrung im gegenwärtigen Moment spürbar. Körperliche Reaktionen wie Herzklopfen, Zittern oder Muskelanspannung sind dabei keine bloßen Begleiterscheinungen, sondern konkrete Ausdrucksformen innerer Prozesse. Sie übersetzen das unsichtbare emotionale Geschehen in eine wahrnehmbare, körperlich verankerte Form. Ein Beispiel wie die Angst vor einem bevorstehenden Vorstellungsgespräch verdeutlicht dies: Die emotionale Grundstruktur, etwa Unsicherheit, Erwartung oder Bedrohung, wird durch körperliche Signale wie beschleunigten Puls oder flache Atmung konkret erfahrbar. Der Körper reagiert auf das als bedeutungsvoll bewertete Ereignis und gibt damit dem emotionalen Zustand eine Form, die vom Verstand erkannt und interpretiert werden kann. In diesem Verständnis sind Emotionen die strukturgebenden Elemente der Erfahrung. Sie sind die energetischen Spannungen, die sich durch den Kontakt mit der Welt aufbauen und das Erleben strukturieren. Sie gehen den Gefühlen voraus[250]. Gefühle wiederum sind ihre manifesten, körperlich erfahrbaren Gestalten, durch die sich Emotionen im Moment ausprägen. Beide sind untrennbar miteinander verbunden und formen gemeinsam die lebendige Einheit des Erfahrens.
Diese Sichtweise verweist auf die grundsätzliche Körperlichkeit unseres Erlebens. Der Verstand mag versuchen, diese Vorgänge zu ordnen und in begriffliche Strukturen zu überführen, doch bleibt er dabei stets auf Repräsentationen angewiesen. Die analoge Komplexität der Erfahrung wird in digitale Modelle übersetzt, in Zeichen und Begriffe, die notwendigerweise unvollständig bleiben. Wie Carl Friedrich von Weizsäcker betont, ist unser Denken strukturell auf Trennung und Abstraktion angelegt und verwechselt dabei allzu oft das begriffliche Bild mit der Wirklichkeit selbst.

> „Das begriffliche Denken, wie wir es gewöhnlich üben, kann nicht anders, als die Dinge zu trennen und zu zerlegen. Wir können nicht anders begrifflich denken, aber es bleibt, gerade wenn die Quantentheorie richtig ist, immer nur eine Annäherung an die Wirklichkeit und ist nie deren genaue Beschreibung."… „Wir tendieren dazu, unsere Begriffsbilder mit der Realität zu verwechseln…" „Im Übrigen ist das Denken niemals in Kontakt mit der Gegenwart, sondern beschäftigt sich ausschließlich mit der Erinnerung an Begriffe aus der Vergangenheit, aus dessen Fundus es die Zukunft projiziert."[251]

Wenn wir also Erfahrungen analysieren, dürfen wir nie vergessen, dass wir es mit rekonstruierten Darstellungen eines lebendigen Prozesses zu tun haben. Emotionen sind die energetischen Träger dieses Prozesses, Gefühle seine körperliche Ausdrucksform. Sie bilden das Fundament, auf dem unsere Erfahrungswelt ruht. Dieses dynamische Zusammenspiel von Erfahrung, Verstand, Körper und Umwelt verdeutlicht die komplexen Wechselwirkungen zwischen inneren Prozessen und äußeren Einflüssen. Es zeigt, dass menschliches Erleben und Handeln von einem fein abgestimmten Wechselspiel persönlicher Erfahrungen, sozialer Konstruktionen sowie psychologischer und physiologischer Potenziale geprägt sind.

---

[250] Dass Emotionen den Gefühlen vorausgehen, ist ein zentraler Gedanke in der Emotionsforschung. Emotionen sind evolutionär betrachtet grundlegende Mechanismen, die uns helfen, in komplexen Umwelten schnell und effektiv zu reagieren. Gefühle bauen auf diesen emotionalen Reaktionen auf, indem sie Bedeutung und Reflexion hinzufügen und das ganz ohne den Verstand.

[251] Zitat von Carl Friedrich von Weizsäcker in „Die Einheit der Natur".

Allerdings bleibt uns der Zugang zu all diesen unterschiedlichen Systemen, Vorstellungen und der Welt an sich verwehrt. Wir müssen diese Ebenen über unser digitales Verständnis in diskrete Einheiten übersetzen und uns verständlich machen. Unsere Beschreibungen von Erfahrungen und der Realität sind daher zwangsläufig dem System unseres digitalen Verständnisses unterworfen, da beide einem eigenen Gestaltungscharakter folgen.

„Emotion und Gefühl sind nicht dasselbe. Emotionen sind Funktionen von Systemen, die weitgehend unbewusst ablaufen, während Gefühle bewusste Erfahrungen sind."

Joseph LeDoux

„Man kann Emotionen weder bei anderen noch bei sich selbst erkennen. Sie werden konstruiert."

Lisa Feldman Barrett

Grundlage unserer Vorstellungen sind die Erfahrungen, auch wenn wiederum die Vorstellungen durch ihre innere Wirkung die Erfahrungen beeinflussen. Diese Erfahrungen unterliegen jedoch nicht der denkenden und sprachlich-logischen Konstruktion der wissenschaftlichen oder alltagssprachlichen Beschreibung, sondern folgen einem eigenen Modus ihrer Entstehung.
Die von mir so bezeichnete Privatsprache ist nicht lediglich eine Form innerer Rede und inneren Verständnisses, sondern ein eigenständiger Modus der Welterschließung. Es ist ein System, das sich außerhalb der Regelhaftigkeit öffentlicher Sprache entfaltet. Sie folgt keiner sozialen Grammatik, sondern einer eigenen Logik, die sich aus der je individuellen Erfahrungsstruktur heraus formt. Dabei wird Bedeutung nicht durch begriffliche Eindeutigkeit, sondern durch Resonanz erzeugt, durch ein inneres Schwingen, das sich dem Individuum nicht analytisch, sondern spürend und energetisch erschließt.

Emotionen bilden dabei nicht nur den Inhalt dieser Privatsprache, sondern sind ihre konstitutiven Bausteine.

Sie sind vergleichbar mit Quanten oder Photonen, nicht im physikalischen Sinne, sondern als metaphorisches Denkmodell, das ihre Natur als dynamisch, flüchtig und zugleich wirksam beschreibt. Wie Quantenphänomene lassen sich Emotionen nicht vollständig lokalisieren oder definieren; sie sind mehrdeutig, potentiell, und realisieren sich erst im Moment ihrer Wahrnehmung und Benennung.
Diese Sichtweise lässt sich mit Werner Heisenbergs Unschärferelation verbinden, nach der das Beobachten selbst die Eigenschaften des Beobachteten verändert. Auch Emotionen unterliegen einer vergleichbaren Unschärfe: Sie entziehen sich der exakten Analyse, sobald sie sprachlich gefasst werden. Die Privatsprache fungiert hier als ein innerer Beobachtungsakt, der Emotionen nicht nur sichtbar macht, sondern auch neu erzeugt. Sie sind keine fixen Zustände, sondern Erzeugnisse der Resonanz zwischen Empfindung und Ausdruck.
Auch im Licht von Ludwig Wittgensteins Sprachphilosophie erscheint die Privatsprache als ein Grenzphänomen. Einerseits ist sie, wie Wittgenstein es kritisch beschreibt, vom öffentlichen Sprachspiel abgekoppelt. Andererseits ließe sich gerade darin ihr ontologischer Eigenwert erkennen. Denn im Gegensatz zu Wittgensteins Skepsis gegenüber der Privatsprache begreife ich sie nicht als defizitäre Redeform, sondern als ein persönliches Sinnfeld, das sich nicht durch kommunikative Überprüfbarkeit, sondern durch affektive und energetische Wirksamkeit legitimiert. Bedeutung ist hier kein Resultat sozialer Übereinkunft, sondern eine Spur gelebter Innerlichkeit.
Eine tiefere Fundierung dieser Sichtweise lässt sich schließlich in der Prozessphilosophie Alfred North Whiteheads finden. Für Whitehead besteht Wirklichkeit nicht aus festen Dingen, sondern aus Ereignissen, aus dynamischen Prozessen des Werdens. Auch Emotionen sind in diesem Sinne keine Zustände, sondern Aktualisierungen eines inneren Werdensprozesses. Die Privatsprache ist der sprachliche Modus, in dem diese Ereignisse Ausdruck finden, nicht durch Repräsentation, sondern durch Ereignishaftigkeit selbst. Emotionen sind in diesem Feld die

Mikro-Ereignisse, die Bedeutung erst hervorbringen: vibrierende Impulse, die das Selbst mit Welt verbinden und transformieren.
In ihrer Gesamtheit lässt sich die Privatsprache daher verstehen als ein energetisches Feld persönlicher Sinnbildung, in dem Emotionen als elementare Bedeutungsträger fungieren. Sie sind weder rein psychologisch noch rein semantisch zu fassen, sondern wirken als quantenhafte Phänomene des Erlebens, oszillierend, nicht-linear, kontextabhängig. Ihre Sprache ist keine Sprache des Abbildens, sondern der Resonanz und des inneren Wirkens. In ihr manifestiert sich eine Form von Wissen, die sich nicht in Logik auflöst, sondern in spürbarer Wahrheit (Gewissheit). Sie entspricht keiner absoluten, sondern einer Wahrheit, die sich im Moment ereignet und die Bedeutung der Ereignisse aus dem inneren System heraus bestimmt.
Die in der Privatsprache wirksamen Impulse, die ich als energetisch bezeichne, sind zunächst emotionaler Natur. Sie tragen eine impulsive, potenziell körperlich spürbare Energie in sich, die nicht nur innere Bewegung erzeugt, sondern das eigene Erleben strukturiert und das Verhältnis zur Welt mitprägt. Im Anschluss an Antonio Damasio erscheint es daher sinnvoll, zwischen Emotionen und Gefühlen zu differenzieren, um die Tiefendynamik dieses inneren Systems präziser zu fassen. Damasio beschreibt Emotionen als unmittelbare, körperlich vermittelte Reaktionen des Organismus auf bestimmte innere oder äußere Reize [252]. Gefühle hingegen sind laut Damasio das bewusste Erleben dieser emotionalen Zustände. Es ist das innere Bild, das sich ein Individuum von der eigenen Körperreaktion macht.

Gefühle werden als Reflexionen[253] über Emotionen verstanden.

Sie entstehen durch die wahrnehmende Bewertung emotionaler Zustände im Moment des Erlebens. In dieser Lesart sind sie eine Form der Bedeutungsbildung, die aus dem emotionalen Rohmaterial hervorgeht. Sie transformieren körperliche Erregung in ein verstandenes, innerlich bewertetes Gefühl, das sprachlich vermittelbar und erinnerbar wird. Im Kontext meiner Überlegungen zur Privatsprache bedeutet dies, dass die energetische Grundstruktur dieser Sprache emotionaler Natur ist. Sie ist unmittelbar und wird teilweise körperlich empfunden. Die Privatsprache äußert sich genau dort, wo diese Energie gefühlsmäßig wahrgenommen und ausdifferenziert wird. In diesem Sinne sind Gefühle die wahrgenommene, anschlussfähige Oberfläche einer tieferliegenden, energetischen Dynamik. Sie sind das, was in der Privatsprache benannt, erlebt und resonant verarbeitet werden kann, ohne dass die ursprüngliche emotionale Energie verloren geht.
Die Privatsprache kann jede interne Ausprägung einer Emotionskonstellation als Gefühl verarbeiten, selbst dann, wenn sie nicht wahrgenommen oder falsch interpretiert wird. Wenn beispielsweise nur das Herzrasen auftritt, ohne dass es eindeutig als Angst oder Aufregung identifiziert wird, bleibt es nicht bloß eine rohe, unverbundene Reaktion. Vielmehr ist es bereits Teil der Privatsprache, nicht als klar benanntes Gefühl, sondern als impliziter Ausdruck innerer Erfahrung. Die Privatsprache setzt damit schon vor jeder verstandesmäßigen oder gefühlsmäßigen

[252] Sie sind nach Damasio evolutionär verankerte biologische Programme, die im autonomen Nervensystem aktiviert werden, etwa als Fluchtimpuls, Anspannung, Erregung oder Rückzug. Diese Emotionen laufen zunächst unbewusst und automatisch ab: Sie sind körperliche Zustände, die durch Veränderung von Herzschlag, Muskeltonus, Hormonspiegel oder Mimik Ausdruck finden.
[253] Nach meiner Auffassung sind Reflexionen durch die Privatsprache geformte Bedeutungszuweisungen. In diesem Punkt unterscheide ich mich leicht, aber grundlegend von Damasio. Während Damasio Gefühle als bewusste Wahrnehmungen körperlicher Emotionen versteht, begreife ich Gefühle als Resultat privatsprachlich vermittelter Bedeutungszuschreibungen. Die Privatsprache, verstanden als System und individueller Erfahrungsraum, ist dabei konstitutiv für das Gefühl. Erst durch sie erhält das Gefühl, beziehungsweise die Empfindung, seine konkrete, auch körperlich wahrnehmbare Ausprägung. Die Empfindung ist nach meiner Auffassung die körperlich wahrnehmbare Reaktion auf ein Ereignis. Genauer gesagt: eine Erfahrung, die nicht einfach nur geschieht, sondern „etwas wahrnehmbar mit mir macht“, mich berührt, aufwühlt, bewegt, irritiert oder beeinflusst. Sie ist das sinnlich-körperliche Resultat einer Bedeutungszuschreibung, die in der Privatsprache auf der Grundlage emotionaler Prozesse erfolgt.

Veräußerung ein. Sie strukturiert körperlich-emotionale Zustände auf einer Ebene, die dem bewussten Erkennen und Fühlen vorausgeht, und bettet sie in ein persönliches Erleben ein.
In diesem Sinn fungiert die Privatsprache nicht erst zwischen Reaktion und Deutung, sondern bereits zwischen Empfindung und innerem Gewahrsein als vermittelnde Instanz. Ihre Wahrheit ist spürbar, auch wenn sie noch nicht benannt, gedeutet oder als Gefühl im engeren Sinne empfunden wird. Sie ist persönlich, aber nicht beliebig. Die Privatsprache bildet eine elementare Form des Wissens, in der Emotionen als energetisches Rohmaterial wirken und Gefühle ihre sich wandelnde, oft noch nicht artikulierte Gestalt annehmen. Dieses innere Geschehen ist stets in Bewegung, bleibt abhängig vom Kontext und ist mit konkreten Ereignissen verknüpft, unabhängig davon, ob es sprachlich gefasst oder erlebt wird.
Petra wird in diesem Prozess nicht einfach überwunden oder abgeschlossen. Vielmehr bleibt sie Teil einer fortlaufenden Bedeutungsbildung, die sie nicht als statischen Zustand begreift, sondern als einen dynamischen Bestandteil meines Lebens. Diese Bedeutung entwickelt sich auch nach ihrem Tod stetig weiter und unterliegt einer kontinuierlichen Veränderung. In jedem Moment, in dem ich an Petra denke, erscheint sie mir als eine persönliche, gefühlte Wahrheit. Diese Wahrheit ist nicht festgelegt, sondern ein sich wandelnder, lebendiger Ausdruck meiner inneren Welt.
Emotionen bilden die grundlegenden Bausteine von Erfahrungen. Innerhalb der Privatsprache werden diese Emotionen gemäß ihrer inneren Ordnung organisiert und strukturiert. Sie erscheinen nicht bloß als ungerichtete Impulse, sondern werden, auch ohne bewusste Reflexion, in ein individuelles Ordnungsgefüge eingebettet. Gefühle wiederum sind der körperlich erfahrbare Ausdruck dieser strukturierten, situativen Emotionskonstellationen. Sie verkörpern das Ergebnis eines inneren Prozesses, in dem rohe emotionale Energien durch die Ordnungsstruktur der Privatsprache in sinnhaft erfahrbare Gestalten überführt werden. Damit fungiert die Privatsprache nicht nur als Ausdrucksform innerer Zustände, sondern auch als konstitutives Medium der Bedeutungsbildung, in dem Emotionen zu gefühlter Erfahrung werden.
Was in der Privatsprache besonders wichtig ist, ist die Tatsache, dass diese Gefühle nicht fix sind. Sie unterliegen ständiger Veränderung. Jedes Mal, wenn ich an Petra denke, ruft dieser Gedanke eine andere Reaktion hervor, die wiederum in einem anderen Gefühl mündet. Diese Variabilität der Gefühle spiegelt sich in der Privatsprache wider, die nicht als statisches Abbild der Realität dient, sondern als ein dynamischer Prozess, der in Bewegung bleibt.
Die Privatsprache ist ein Mittel, um Emotionen zu ordnen, aber auch ein Instrument, um damit der Bedeutung von Petra in meinem Leben Ausdruck zu verleihen. Jeder neue Moment der Reflexion über sie ist ein neuer Ausdruck ihrer Präsenz in meinem inneren Erleben. In diesem Sinne ist Petra kein abgeschlossener Abschnitt meiner Biografie, sondern ein lebendiger Bestandteil meines inneren Systems. Die, mit ihr verbundenen, Gefühle sind nicht statisch, sondern verändern sich im Verlauf der Zeit und in Abhängigkeit von Kontext, Erfahrung und innerem Zustand.
Dieser fortlaufende Prozess ist nicht beliebig, sondern folgt einem inneren Bewertungssystem, das sich aus meinen Erfahrungen, affektiver Resonanz und persönlicher Bedeutung speist. Die Privatsprache fungiert dabei als dynamisches Feld permanenter Bedeutungsbildung. Sie ist ein Prozess, der meine Reaktionen und Emotionen bündelt, ihnen Form verleiht und Raum für Ausdruck in Form von Gefühlen sowie für innere Verarbeitung schafft. Auf diese Weise wird mein Erleben zu einer gefühlten Wahrheit, einer inneren Gewissheit, die sich stetig in meinem sich wandelnden inneren System neu manifestiert und weiterentwickelt.
Die Auseinandersetzung mit Erfahrungen, Emotionen und Gefühlen zeigt, dass menschliches Erleben ein vielschichtiger, dynamischer Prozess ist, der sich nicht in rationalen Kategorien oder feststehenden Begriffen erschöpft. Emotionen bilden das energetische Rohmaterial unserer Erfahrungswelt. Sie sind unbewusste, systemische Impulse, die das Innere in Bewegung setzen und die Struktur der Erfahrung grundlegend prägen. Gefühle sind die bewusst erlebten, körperlich manifestierten Ausdrucksformen dieser emotionalen Dynamik. In der Privatsprache,

verstanden als innerer, nicht öffentlicher Modus der Welterschließung, werden diese Impulse geordnet, verarbeitet und in sinnhafte Gestalten überführt. Die Privatsprache ist kein statisches Zeichensystem, sondern ein lebendiges Feld persönlicher Bedeutungsbildung, in dem Gefühle als variable Ausdrucksformen innerer Prozesse erscheinen. Sie vermittelt zwischen dem Unausgesprochenen und dem Erlebten, zwischen dem impulsiven Moment und seiner bewussten Verarbeitung. Im Zusammenspiel von Emotion, Gefühl und innerer Sprache wird deutlich, dass Erfahrungen nicht bloß Erinnerungen oder Reaktionen sind, sondern tiefgreifende Prozesse der Selbst- und Weltkonstitution. Gefühle sind darin nicht lediglich Zeichen vergangener Zustände, sondern Ausdruck aktueller energetischer Prozesse, die das eigene Erleben strukturieren und fortlaufend transformieren. Die Beziehung zu Petra, wandelbar, fortdauernd und emotional aufgeladen, zeigt exemplarisch, wie Erfahrungen in der Privatsprache weiterwirken, sich verändern und mit jeder neuen Resonanz erneut Bedeutung entfalten. Erfahrung, Emotion und Gefühl sind auf diese Weise untrennbar miteinander verbunden in einem inneren System, das nicht auf objektive Beschreibung zielt, sondern auf spürbare Wahrheit und auf lebendige, sich verändernde Gewissheit.

63.12 Erfahrung als Kaleidoskop

Kaleidoskop der Erfahrung: Die Symbiose von Chaos und Ordnung in unserem Erleben.

Es handelt sich beim Kaleidoskop um eine Röhre mit Spiegeln und farbigen Kristallen oder Glasstücken am Ende. Wenn man das Kaleidoskop dreht, reflektieren die Spiegel die Farben und Formen immer wieder neu und erzeugen so ständig wechselnde, symmetrische Muster.
Die Philosophie des Kaleidoskops[254]

[255]

Ordnung und Chaos im Kaleidoskop

Die Sorte Kaleidoskop, die ich im meisten mag, ist das zweispiegelige Kaleidoskop mit Objektkammer. In ihm sind perfekt zwei Pole der Welt in Beziehung gebracht: Auf der einen Seite das Chaos in der Objektkammer auf der anderen Seite das Ordnungsprinzip, verkörpert durch den Spiegelwinkel, der das Chaos in ein symmetrisches Mandala zwingt.

... Im Kaleidoskop ist das Fallen von Dingen auf einfache Weise domestiziert. Von der Kammer begrenzt, führen die Glasstückchen ihren Zufallstanz[256]auf, purzeln,

[254] entnommen: Lothar Lempp, Dingmanufaktur https://dingmanufaktur.de
[255] https://dingmanufaktur.de/kaleidoskope/detailbilder/banner-4-mandalas.jpg
[256] Anders Einstein: „Gott würfelt nicht.“ und „Die Quantenmechanik liefert viel. Aber sie bringt uns dem Geheimnis des Alten nicht näher. Jedenfalls bin ich überzeugt, dass der Alte nicht würfelt.“ (Brief an Max Born, 1926). Mit „der Alte“ meinte Einstein Gott oder die Natur als Ausdruck der universellen Ordnung. Seine Aussage war keine religiöse Überzeugung, sondern eine Metapher für seine Vorstellung eines universellen, deterministischen Gesetzes.

rollen, türmen sich auf und fallen wieder zu einem neuen, einmaligen Konstrukt zusammen.
... Der Ordnungspol ist hier angelegt. Der Spiegel verkörpert das Prinzip „Wiederholung“, er produziert in stoischer Präzision eine Art optisches Echo in umgeklappter Form - eben gespiegelt. Die zwei Spiegel und die dritte schwarze Seite begrenzen ein Feld das etwa die Form eines Tortenstücks hat - und nun beginnt die stille und höchst geordnete „Tortenschlacht“. Ein Stück ist das Originalbild, rechts und links die Spiegelung davon, diese schmeißen sich dem Betrachter aber nun erneut ins Auge, über den gegenüberliegenden Spiegel, genau um den Winkel des Spiegels versetzt, so dass sich das Kreismandala bildet, und so fort, bis der Kreis sich gegenüber dem Originalbild mit dem letzten Tortenstück schließt. Wehe, wenn der Winkel zu groß ist, dann hat das letzte Stück nicht genügend Platz - klingt paradox, ist aber so. Wenn er zu klein ist, gibt es Doppelungen. Nur exakt 36° ergeben 10 Teilbilder und in der Folge einen Fünfstern. Oder 30° einen Sechsstern usw. Auch hier kann es beim Bauen nerven, wenn es nicht Präzise auskommt. Der Winkel, der immer 360° geteilt durch eine gerade Zahl sein muss, gibt das Gesetz vor, in dessen Grenzen sich das Chaos austoben darf. Interessant wird es nur durch die immer neue Kombination.
Wo sonst sieht man ein Kunstobjekt, dass sozusagen ein Eigenleben führt, in so einfacher Form verwirklicht. Eine fast unendliche Menge der schönen Bildvariationen, erschaffen durch das Zusammenspiel der beiden Prinzipien Ordnung und Chaos, die zusammen in einer Röhre stecken und durch das Licht zum Leben erweckt werden. Was heute natürlich auch ein Computer generieren kann, hat schon 1816 dieses einfache Ding erzeugt, in der Form wie es David Brewster konzipiert hat. Früher nannte man solch ein wissenschaftliches Spielzeug auch "philosophical toy" - und das ist es tatsächlich! Lothar Lempp, übernommen am 06.11.2024

Erfahrungen und die Dynamik des Kaleidoskops teilen eine faszinierende Gemeinsamkeit: Beide beruhen auf dem Wechselspiel von Chaos und Ordnung, das scheinbar unstrukturierte Elemente in bedeutungsvolle Muster verwandelt. Im Kaleidoskop beginnt alles mit dem Chaos der zufällig fallenden Glasstückchen in der Objektkammer. Ähnlich verhält es sich in der Erfahrungswelt, wo innere und äußere Reize zunächst ungeordnet auf das Individuum einwirken und eine Vielzahl möglicher emotionaler und physiologischer Reaktionen hervorrufen.
Im Kaleidoskop wirkt der Spiegelwinkel als ordnendes Prinzip, das die zufälligen Bewegungen der Glasstücke zu symmetrischen Mandalas formt. Dieses Ordnungsprinzip findet seine Entsprechung in den menschlichen Erfahrungen, die die energetischen Kraftpotenziale unserer Erfahrungen, also der Emotionen, für einzelne Momente in geordnete, digitale Repräsentationen übersetzt. Diese Repräsentationen schaffen Struktur und machen das komplexe Wechselspiel von Gefühlen, physiologischen Reaktionen und verstandesmäßigen Bewertungen verständlich.
Das Zusammenspiel von Chaos und Ordnung ist in beiden Systemen dynamisch. Im Kaleidoskop entstehen durch die zufälligen Bewegungen der Glasstückchen und die festen Spiegelgesetze immer wieder neue, einzigartige Muster. In der Erfahrungswelt führen äußere Ereignisse oder Erinnerungen dazu, dass emotionale Potenziale aktiviert werden, die wiederum Verhalten, Wahrnehmung und Gefühle prägen. Wie der Spiegelwinkel die Symmetrie des Kaleidoskops bestimmt, beeinflussen Verstand und kulturelle Konstruktionen die Struktur unseres inneren „energetischen Feldes“.
Ein weiteres verbindendes Element ist das Licht, das im Kaleidoskop die Bildwelten sichtbar macht. Es wirkt als Aktivator, der das Chaos in geordnete Zusammenstellung verwandelt. In der Erfahrungswelt übernehmen tatsächliche Ereignisse oder Erinnerungen diese Funktion: Sie beleuchten und aktivieren die inneren Kraftpotenziale, sodass Emotionen und Reaktionen sichtbar und spürbar werden.

Die Bildwelt des Kaleidoskops wird so zu einer Metapher für das menschliche Erleben. Beide Systeme, die Welt der Glasstückchen und die Erfahrungswelt des Menschen, verdeutlichen, dass Chaos und Ordnung keine Gegensätze sind, sondern sich gegenseitig bedingen. Sie zeigen, wie aus einem scheinbaren Widerspruch ein Zusammenspiel entstehen kann, das uns die Vielfalt und Komplexität von Bedeutung erst verständlich macht.
Über das Kaleidoskop wird beschrieben, wie durch ein festes Prinzip ein bedeutungsvolles Ganzes geformt wird. So wie im Kaleidoskop die lose fallenden Glasstücke durch die Spiegelung in ein harmonisches Muster gebracht werden, das jedoch in ständiger Veränderung bleibt, sind auch unsere Erfahrungen eine Kombination aus zufälligen, individuellen Erlebnissen und den Ordnungsprinzipien, die wir durch Interpretation und Reflexion auf sie anwenden.
Unsere Erfahrungen bestehen aus einzelnen, oft unzusammenhängenden Ereignissen und Eindrücken – vergleichbar mit den Glasstücken in der Objektkammer eines Kaleidoskops, die scheinbar chaotisch angeordnet sind. Erst wenn diese Eindrücke durch die „Spiegel“ unserer Wahrnehmung und Interpretation reflektiert werden, entsteht aus dem Chaos ein Muster, das uns eine kohärente und für uns verständliche Welt vermittelt. So wie der Spiegelwinkel im Kaleidoskop die zufälligen Fragmente zu geordneten Symmetrien zwingt, formen unsere inneren Prinzipien die flüchtigen Eindrücke der Gegenwart zu einer sinnhaften Einheit, die für uns Bedeutung gewinnt.
Das Kaleidoskop zeigt auch, dass Erfahrungen nie statisch sind. Jedes Drehen des Kaleidoskops formt ein neues Bild, selbst wenn die Grundelemente unverändert bleiben. Ebenso wird unsere Interpretation von Erfahrungen durch neue Perspektiven, Erlebnisse oder Erkenntnisse ständig verändert. Durch die „Bewegung“ unseres Erinnerns, Neu-Erlebens und Denkens setzen wir unsere Erfahrungen immer wieder neu zusammen und erschaffen ein dynamisches Bild unserer Realität.
Der Winkel der Spiegel (als Symbol für unsere inneren Prinzipien[257]) verkörpert die präzisen Strukturen, die nötig sind, um Chaos und Vielfalt zu ordnen. Das Licht, das die Muster sichtbar macht, steht für die Bedeutung und Erkenntnis, die aus dem Zusammenspiel von Ordnung und Chaos entstehen. Das Kaleidoskop wird so zu einem Sinnbild für ein Leben, in dem das scheinbar Zufällige und Chaotische in geordnete Muster eingebettet wird und dadurch immer neue Bedeutungsebenen offenbart. Diese helfen uns, das Erlebte als ein einzigartiges, zugleich jedoch ständig wandelbares Gesamtbild zu begreifen.
Unsere Erfahrungen bestehen nicht aus isolierten Objekten, sondern aus den Beziehungen und Verbindungen zwischen ihnen (Bedeutung) und ihrer Bedeutung zu ihnen. Wie im Kaleidoskop Schönheit und Ordnung aus der Konstellation und Spiegelung der Glasstücke entsteht, formen sich auch unsere Erlebnisse durch das Zusammenspiel von Eindrücken und deren Interpretation. Wir nehmen die Welt also nicht als eine Sammlung einzelner Dinge wahr, sondern als Muster, die sich aus situativen Beziehungsgefügen zusammensetzen. Wiederkehrende Konstellationen prägen unsere Wahrnehmung mehr als isolierte Details. Durch veränderte Perspektiven und neue Erkenntnisse fügen sich diese Muster immer wieder neu zusammen und formen so ein ständig wandelbares Bild unseres persönlich Gegebenen.
Erfahrung als Kaleidoskop zeigt, wie unser Erleben aus dem dynamischen Zusammenspiel von Chaos und Ordnung entsteht. Wie im Kaleidoskop die zufälligen Glasstücke durch Spiegel

[257] Diese Prinzipien unterscheiden sich von den Prinzipien des Aristoteles vor allem in ihrer dynamischen und individuellen Ausrichtung im Gegensatz zur universellen und objektiven (realen) Struktur, die Aristoteles in seinen Prinzipien verfolgt. Erkenntnis ist für Aristoteles ein Prozess der Entdeckung objektiver Wahrheit. Der Mensch erkennt durch Verstand und Wahrnehmung die universellen Prinzipien, die den Dingen innewohnen, während nach meiner Meinung Erkenntnis aus dem Zusammenspiel von Chaos und Ordnung und durch Reflexion und Bedeutungsfindung entsteht. Das Licht symbolisiert dabei in meiner Interpretation (metaphorisch) die persönlich erfahrene Einsicht, die sich immer wieder neu ergibt. Damit soll mein Ansatz die individuelle, schöpferische und wandelbare Natur der Erkenntnis hervorheben. Dies ist auch die Schnittstelle, in der ich mich von der philosophischen Richtung des „Neuen Realismus“ unterscheide.

präzise und doch ständig wandelbar zu neuen Mustern geformt werden, so ordnen unsere inneren Prinzipien und Wahrnehmungsprozesse die vielfältigen oft ungeordneten Eindrücke und Emotionen zu bedeutungsvollen Erfahrungen. Diese Erfahrungen sind niemals statisch, sondern verändern sich fortlaufend durch neue Perspektiven, Reflexionen und äußere Einflüsse genau wie sich das Bild im Kaleidoskop bei jeder Drehung erneuert. Damit bietet das Kaleidoskop eine treffende Metapher für das menschliche Erleben. Es verdeutlicht, dass das scheinbar chaotische und zufällige Erleben nicht nur geordnet, sondern auch kreativ und lebendig ist. So hilft uns die Analogie des Kaleidoskops, die Komplexität unserer Erfahrungswelt zu verstehen und anzunehmen als ein sich ständig wandelndes bedeutungsvolles Muster im Zusammenspiel von Ordnung und Zufall.

63.13 Erfahrung; Relation, System, Perspektive

Erfahrungen ergeben sich nicht einfach aus isolierten Sinnesreizen, sondern aus deren kontextueller Deutung und Integration in bestehende Bedeutungszusammenhänge, weshalb Erfahrung als ein Geflecht relationaler Informationsstrukturen, also von Beziehungsinformationen, verstanden werden kann.

Diese Beziehungsinformationen verbinden einzelne Wahrnehmungselemente zu einem sinnhaften Ganzen. Farben, Formen oder Bewegungen werden nicht unabhängig wahrgenommen, sondern erhalten erst durch ihre Relation zueinander und zu vergangenen Erfahrungen Bedeutung. Ein Objekt wie ein „Auto“ wird nicht anhand eines isolierten Merkmals erkannt, sondern durch die Integration räumlicher, zeitlicher und funktionaler Beziehungen seiner Teile. Das Wiedererkennen beruht auf stabilen relationalen Mustern, die in früheren Erfahrungen gelernt wurden. Diese Informationen stellen Relationen zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungselementen her und schaffen dadurch Bedeutung. Objekte sind in diesem Verständnis keine festen Einheiten, sondern Ausdruck eines jeweils situativen, kontextabhängigen Musters bzw. Repräsentationsgruppen[258].

Beziehungsinformationen sind flexibel. Sie ermöglichen, dass dieselben Sinnesreize in verschiedenen Kontexten unterschiedlich interpretiert werden. Ein Baum im Wald erscheint als Teil der Natur, im Stadtpark hingegen als gestalterisches Element. Erfahrungen entstehen somit nicht durch das bloße Aufeinandertreffen einzelner Reize, sondern durch das Zusammenwirken eines Netzwerks von Relationen, das Wahrnehmung, Gedanke und Emotion integriert. Dieses Beziehungsnetz formt nicht nur Bedeutung, sondern bestimmt die Qualität der Erfahrung. Das Wiedererkennen von Objekten basiert auf solchen stabilen Beziehungsmustern. Ein Stuhl wird nicht aufgrund eines einzelnen Merkmals erkannt, sondern durch die relative Anordnung von Sitzfläche, Rückenlehne und Beinen.

Die (systemische) Perspektive ist zentral für das Verständnis dieser Prozesse. Ein System beschreibt ein Gefüge aus Elementen, deren Beziehungen zueinander geordnet sind. Es ist mehr als die Summe seiner Teile, da die Bedeutung der einzelnen Elemente erst aus ihrer Position im Beziehungsgefüge hervorgeht. Die Qualität eines Systems ergibt sich aus der Art, wie Stabilität und Wandel in ihm integriert sind.

Erfahrung ist somit kein statisches Sammelbecken isolierter Informationen, sondern ein Netzwerk aus Relationen. Dieses Netzwerk verknüpft Wahrnehmung, Denken und Emotionen zu einem Ganzen. Die wiederholte Erfahrung bestimmter relationaler Muster bildet die Grundlage

[258] In Anlehnung an Gerald Edelman

unserer Kategorisierungen und unseres Denkens. Unsere Begriffsbildung orientiert sich an solchen Mustern, nicht an einzelnen Eigenschaften.
Ein anschauliches Bild bietet das Kaleidoskop. Die Muster darin entstehen nicht durch die einzelnen Glasstücke, sondern durch deren zueinander in Beziehung stehende Anordnung und Spiegelung. So wie im Kaleidoskop ergibt sich auch im Denken Bedeutung erst aus den Relationen.
Diese Dynamik von Relationen vollzieht sich jedoch nicht im luftleeren Raum, sondern ist immer in Systeme eingebettet. Systeme bilden den Rahmen, innerhalb dessen Relationen organisiert, stabilisiert oder transformiert werden. Ein System definiert Regeln, Zusammenhänge und Grenzen, innerhalb derer Erfahrungen entstehen und Bedeutung erhalten. Es ordnet nicht nur die Vielfalt einzelner Informationen, sondern legt auch fest, wie sie miteinander verbunden werden können.
Innerhalb von Systemen (Einheiten) wird es möglich, komplexe Phänomene zu strukturieren und in übergeordnete Zusammenhänge einzubetten. Sie verbinden einzelne Relationen zu größeren Einheiten und erzeugen dadurch Kohärenz. Diese systemische Ordnung ist notwendig, um Erfahrung nicht nur individuell, sondern auch kollektiv vermittelbar und verständlich zu machen.
Systeme ermöglichen es, komplexe Phänomene zu strukturieren und in übergeordnete Zusammenhänge einzubetten. Sie verbinden einzelne Relationen zu größeren Einheiten und erzeugen dadurch Kohärenz. Diese systemische Ordnung ist notwendig, um Erfahrung nicht nur individuell, sondern auch kollektiv vermittelbar und verständlich zu machen.
Gleichzeitig ist jede Erfahrung perspektivisch geprägt. Perspektive meint hier nicht nur den persönlichen Standpunkt des Beobachtenden, sondern auch die jeweils gewählte Sichtweise auf das Gegebene. Perspektiven bestimmen, welche Aspekte eines Systems hervorgehoben und welche ausgeblendet werden. Sie lenken die Aufmerksamkeit, strukturieren die Wahrnehmung und beeinflussen die Deutung von Zusammenhängen. So entstehen unterschiedliche Erfahrungsqualitäten bezogen auf ein Gegebenes, je nachdem, aus welcher Perspektive es betrachtet wird.
Die Kombination von System und Perspektive bestimmt wesentlich, wie Erfahrungen gebildet, interpretiert und weiterentwickelt werden. Während das System den Ordnungsrahmen liefert, innerhalb dessen Relationen operieren, entscheidet die Perspektive darüber, welche dieser Relationen überhaupt wahrgenommen und als bedeutungsvoll erkannt werden.
Erfahrung zeigt sich als Ausdruck dynamischer Wechselwirkungen zwischen dem Individuum und seiner Umwelt. Ohne diese Beziehungen bliebe Wahrnehmung fragmentarisch und bedeutungslos. Die Verknüpfung relationaler Informationen kontextualisiert die Eindrücke und macht sie in ihrer Bewegung und Anpassungsfähigkeit erfahrbar.
Diese Sichtweise zeigt, dass wir die Welt nicht als starres System von Dingen erfahren, sondern als ein lebendiges Geflecht von Beziehungen und Bedeutungen. Erfahrungen lassen sich daher als energetische Potenziale verstehen, die in ihrem Wirken sowohl nach innen als auch nach außen spürbar werden. Entscheidend ist nicht das Objekt selbst, sondern die Art der Interaktion mit ihm und die Bedeutung, die daraus hervorgeht.
Durch diese Interaktionen entsteht eine dynamische Ordnung, die es uns erlaubt, Wahrnehmung und Interpretation immer wieder neu zu justieren. Die Perspektiven, die unser Handeln leiten, entwickeln sich aus dem Ich. Dieses Ich ist geprägt durch die Kraft der gemachten Erfahrungen und durch den Willen, der als treibende Energie unser Handlungspotenzial aktiviert. Diese

energetische Freisetzung ist das Resultat aus dem Zusammenwirken von Erfahrung, Motivation (als potenzieller Energie[259]) und Zielsetzung.
Das Modell zeigt, wie sich innere Kräfte aus Vergangenheit und Gegenwart mit zukünftigen Absichten verknüpfen. So entstehen zielgerichtete Entwicklungen und Handlungen. Dabei ist das verstehende Denken nicht auf starre Einheiten beschränkt, sondern auf die Fähigkeit, zwischen Ordnung und Chaos zu vermitteln.

Sinn entsteht, indem wir einzelne Elemente unterscheiden, in Beziehung zueinander setzen und dadurch strukturierte Bedeutung erzeugen.
oder
Sinn wird konstruiert, indem wir diskrete Elemente erkennen, relational verknüpfen und auf diese Weise bedeutungshaltige Strukturen formen.

Auch hier bietet das Kaleidoskop eine geeignete Metapher. Ohne klar geformte Elemente und präzise Spiegelbeziehungen könnte kein Muster entstehen. Genauso ist das menschliche Verstehen auf die Fähigkeit angewiesen, Einheiten zu isolieren, zu strukturieren und miteinander zu verknüpfen.
Um diesen Prozess tiefer zu erfassen, ist es notwendig, zwischen zwei grundlegend unterschiedlichen Abstraktionsebenen zu unterscheiden.
Getrennten Abstraktionsebenen bedeutet:

> Die **Einheitsebene** abstrahiert die Welt in stabile, klar definierte Bausteine. Sie ermöglicht es, Ordnung herzustellen, Kategorien zu bilden und wiederholbare Muster zu erkennen. Auf dieser Ebene können Strukturen analysiert, Vergleiche angestellt und feste Relationen definiert werden. Dies ist Voraussetzung, um Systematik und Verständlichkeit in die Vielfalt des Gegebenen zu bringen. Beispiele sind Begriffe, Worte, Definitionen oder standardisierte Modelle, die unabhängig von zeitlicher Veränderung betrachtet werden können.
> Anders die **Ebene der Prozesseinheiten**[260]. Sie konzentriert sich auf die Dynamik und die Veränderung. Sie abstrahiert Bewegungen, Transformationen und Interaktionen und stellt damit die Aspekte des Wandels und der Entwicklung in den Vordergrund. Prozesseinheiten repräsentieren kein statisches Sein, sondern ein fortlaufendes Werden, das nur in seinem Verlauf und in seiner Relation zu anderen Prozessen verstanden werden kann. Sie sind unverzichtbar, um Veränderung, Anpassung und die zeitliche Dimension der Realität zu erfassen.

Einheiten in einem statischen System und Prozesseinheiten unterscheiden sich fundamental in ihrer Qualität, da sie jeweils unterschiedliche Funktionen innerhalb eines Systems erfüllen und verschiedene Aspekte von Ordnung und Dynamik repräsentieren. Während statische Einheiten durch ihre Stabilität, Wiedererkennbarkeit und definierte Funktion als feste Bausteine eines

[259] Der Begriff „potentielle Energie“ verweist auf eine latente, noch nicht freigesetzte Energie oder Fähigkeit. Er beschreibt einen Zustand vor dem tatsächlichen Wirken.
[260] Ein Photon ist ein Beispiel für eine Prozesseinheit, da es nicht nur Energie und Impuls überträgt, sondern auch als Vermittler dynamischer Wechselwirkungen zwischen Teilchen fungiert. Im Gegensatz zu statischen Einheiten, die durch ihre Stabilität und Unveränderlichkeit gekennzeichnet sind, existiert das Photon in einem ständigen Zustand der Veränderung. Es vermittelt die elektromagnetische Wechselwirkung zwischen elektrisch geladenen Teilchen und spielt somit eine zentrale Rolle als „Dynamiker“ eines Systems. Ein wesentliches Merkmal des Photons ist seine Fähigkeit, seine Energie zu ändern, was sich in der Anpassung von Frequenz und Wellenlänge manifestiert. Ein Photon ist daher nicht statisch oder fest, sondern passt sich kontinuierlich den spezifischen Gegebenheiten an, sei es durch den Übergang zwischen Energieniveaus oder durch Wechselwirkungen mit anderen Teilchen. Diese Veränderlichkeit ist eine fundamentale Eigenschaft von Prozessen, da sie die Grundlage für die Übertragung von Energie und Informationen sowohl zwischen verschiedenen Systemen als auch innerhalb eines Systems bildet.

Systems gekennzeichnet sind, zeichnen sich Prozesseinheiten durch Veränderlichkeit und ihre Funktion als Träger von Entwicklung und Transformation aus.
Dieser Unterschied hat weitreichende Konsequenzen: Ein System kann nur dann kohärent und gleichzeitig adaptiv sein, wenn beide Ebenen miteinander interagieren und sich gegenseitig ergänzen. Statische Einheiten strukturieren das System, während Prozesseinheiten seine Offenheit und Entwicklung ermöglichen.
Da wir jedoch nur auf einer Einheitsebene verstehen können[261], beruht unser Denken notwendigerweise auf der Reduktion von Komplexität. Um die Welt in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen, müssen wir zwei Abstraktionsebenen zusammenführen.
Um diese Integration zu ermöglichen muss ein weiterer Schritt folgen, nämlich die Integration in ein übergeordnetes System. Erst durch diese Verbindung wird es möglich, sowohl Stabilität als auch Wandel als komplementäre Aspekte des Verstehens zu erkennen.
Diese Integration ist insbesondere für das Verständnis analoger Systeme bedeutsam. Erfahrungen als analoge Systeme lassen sich nicht auf eine einzige Perspektive reduzieren. Um sie verständlich zu machen, ist es erforderlich, sie auf eine einheitliche Betrachtungsebene zu bringen. Dabei wird jedoch stets nur ein Teilaspekt sichtbar. Die eigentliche Herausforderung liegt darin, unterschiedliche Perspektiven zusammenzuführen, ohne ihre individuellen Qualitäten zu verlieren.
Für das tiefere Verständnis dynamischer Prozesse ist es unerlässlich, die Qualität der Prozesseinheit zu erfassen. Dies gelingt nur durch die Überführung in ein Abstraktum. Ein Abstraktum ist eine gedanklich gebildete Einheit, die keine konkrete oder physische Existenz aufweist. Es handelt sich um ein theoretisches Modell, das uns ermöglicht, prozessuale Dynamik begrifflich zu fassen. Ein solches Modell lässt sich mit Konzepten der modernen Physik, etwa der Stringtheorie, vergleichen, wo Schwingungen und Beziehungen im Vordergrund stehen, nicht aber greifbare Substanzen.
Auf diese Weise wird deutlich, wie relationales Denken, systemische Betrachtung und perspektivische Differenzierung zusammenspielen müssen, um die Komplexität von Erfahrung zu verstehen. Nur durch das Zusammenwirken von Stabilität und Dynamik, von fester Struktur und beweglichem Prozess, lässt sich die Welt in ihrer Tiefe erfassen.
Erfahrung zeigt sich als ein dynamisches Zusammenspiel relationaler Informationsstrukturen, eingebettet in systemische Ordnungen und stets durch Perspektiven geprägt. Sie entsteht nicht aus isolierten Reizen oder festen Objekten, sondern aus der aktiven Verknüpfung von Wahrnehmung, Denken und Emotion im Rahmen kontextabhängiger Bedeutungsgefüge. Relationen formen den Sinn, Systeme bieten die strukturelle Grundlage, und Perspektiven lenken die Aufmerksamkeit auf bestimmte Aspekte dieser komplexen Geflechte. Nur im integrativen Zusammenspiel von Relation, System und Perspektive lässt sich Erfahrung als lebendiger und wandelbarer Prozess verstehen, der individuelle wie kollektive Bedeutung ermöglicht. Erfahrung ist nicht das Ergebnis statischer Zustände, sondern Ausdruck fortlaufender Wechselwirkungen zwischen innerer Welt und äußerem Kontext. In diesem Prozess wird Sinn kontinuierlich erzeugt, verändert und weiterentwickelt.

[261] Da unser Verstand so arbeitet, dass er nur klar unterscheidbare Einheiten verarbeiten kann, ist es nicht möglich, simultan zwei unterschiedliche Abstraktionsebenen (z. B. statische und dynamische Einheiten) in einem Schritt vollständig zu erfassen. Die Vielfalt des Gegebenen wird auf eine spezifische Abstraktionsebene reduziert, um sie verstandesmäßig verarbeiten zu können.

63.14 Erfahrung und Erkenntniserweiterung

Die Einführung zusätzlicher Dimensionen in der Stringtheorie steht exemplarisch für eine Erweiterung unseres Verständnisses von Realität und Wissen. Sie zeigt, dass Wirklichkeit nicht auf das unmittelbar sinnlich Gegebene beschränkt ist, sondern dass die Grundstruktur des Seins auch jenseits empirisch zugänglicher Phänomene denkbar ist. Damit verweist die Theorie auf die prinzipielle Überschreitbarkeit der Wahrnehmung durch das Denken und eröffnet eine neue, spekulativ begründete theoretische Faktizität.

Die Stringtheorie ist nicht nur ein hypothetisches Modell der modernen Physik, sondern kann auch als Metatheorie verstanden werden. Sie beschreibt grundlegende Prinzipien von Beziehung, Dynamik und Struktur, die über den rein physikalischen Kontext hinaus Anwendung finden können.

Einerseits verkörpert die Theorie den Versuch, die fundamentalen Naturkräfte (Gravitation, Elektromagnetismus sowie die schwache und starke Kernkraft) in einem einheitlichen theoretischen Rahmen zu vereinen. Andererseits spiegelt sie das menschliche Streben nach einem tiefergehenden Weltverständnis wider, indem sie eine theoretische Struktur entwirft, die über bekannte Dimensionen und beobachtbare Phänomene hinausgeht.
Diese doppelte Bedeutung verleiht der Stringtheorie eine umfassendere Qualität. Sie fungiert sowohl als physikalisches Erklärungsmodell als auch als intellektuelles Instrument zur Erweiterung unseres Wirklichkeitsverständnisses. Die Theorie verschiebt die Grenzen dessen, was physikalische Theorien leisten können. Sie zielt nicht nur darauf ab, beobachtbare Phänomene zu erklären, sondern entwickelt eine komplexe, vor allem mathematisch fundierte Struktur, in der die Quantengravitation in einen übergeordneten theoretischen Rahmen eingebettet wird. Dabei entziehen sich viele Modellvorstellungen bislang einer vollständigen experimentellen Überprüfung sowie einer abschließenden theoretischen Durchdringung. Die Stringtheorie bewegt sich daher klar im spekulativen Bereich. Sie überschreitet die rein deskriptive Beschreibung der bekannten physikalischen Welt und eröffnet innerhalb der Naturwissenschaften sowie im abstrakten Denken neue Perspektiven darauf, was als möglich und erklärbar gelten kann.
Ein zentraler Bestandteil der Stringtheorie ist die Einführung zusätzlicher Dimensionen[262], die über die vier uns vertrauten Raum-Zeit-Dimensionen hinausgehen. Diese zusätzlichen Dimensionen sind notwendig, um die interne Konsistenz der Theorie zu gewährleisten und könnten erklären, warum bestimmte physikalische Phänomene in unserer vierdimensionalen Wahrnehmung nicht direkt beobachtbar sind. Diese Dimensionen bieten neue Einblicke in die Grundstruktur der physikalisch gedeuteten Naturgesetze, die sich in unserer erfahrbaren Realität nur teilweise zeigen, und sie ermöglichen eine konsistente Formulierung der Quantengravitation.
Inhaltlich verschiebt die Stringtheorie die Grenzen dessen, was eine physikalische Theorie zu leisten vermag. Sie beschränkt sich nicht auf die Erklärung beobachtbarer Phänomene, sondern entwickelt darüber hinaus eine komplexe, mathematisch fundierte Struktur, in der Konzepte wie die Quantengravitation in einen übergeordneten Rahmen eingebettet werden. Diese Konzepte entziehen sich bislang sowohl einer empirischen Überprüfung als auch einer vollständig abgeschlossenen theoretischen Fundierung. In diesem Sinne operiert die Stringtheorie im Bereich des Spekulativen, überschreitet jedoch gerade dadurch die traditionelle Funktion

[262] Die zusätzlichen Dimensionen könnten Phänomene erklären, die in unserer vierdimensionalen Raum-Zeit schwer oder gar nicht beschreibbar sind, wie z.B. die Eigenschaften von Teilchen, die durch Schwingungsmoden von Strings in höheren Dimensionen bestimmt werden. Die zusätzlichen Dimensionen bieten Raum für die Einbettung der fundamentalen Kräfte (Gravitation, Elektromagnetismus, starke und schwache Kernkraft) in ein einheitliches Rahmenwerk. Dies ist eine zentrale Motivation hinter der Stringtheorie.

physikalischer Theorien. Sie eröffnet neue Denk- und Deutungsräume, sowohl innerhalb der Naturwissenschaften als auch auf abstrakt-philosophischer Ebene.
Ein gewichtiger Aspekt dieser Theorie ist die Einführung zusätzlicher Raumdimensionen, die über die vier uns vertrauten Raum-Zeit-Dimensionen und die Grundlagen unseres Verstehens hinausgehen. Diese Dimensionen sind erforderlich, um die interne Konsistenz der Theorie zu gewährleisten, und könnten erklären, warum bestimmte Phänomene in unserer vierdimensionalen Wahrnehmung nicht direkt beobachtbar sind. Sie ermöglichen eine konsistente Formulierung der Quantengravitation und gewähren neue Einsichten in die Struktur der gedeuteten Naturgesetze. Es ist eine Struktur, die sich in dem erfahrbaren Gegebenen nur fragmentarisch zeigt.
Die Stringtheorie strebt eine Vereinigung der bislang unvereinbaren theoretischen Ansätze von Quantenmechanik und Allgemeiner Relativitätstheorie an. Während die Quantenmechanik das Verhalten kleinster Teilchen beschreibt, beschäftigt sich die Allgemeine Relativitätstheorie mit der Gravitation und der Struktur des Universums im Großen. Die Stringtheorie versucht, diese beiden Perspektiven auf einer höheren Ebene theoretischer Einheitlichkeit zusammenzuführen und das Verhalten des Mikrokosmos mit der Dynamik des Makrokosmos in Einklang zu bringen.
Ein paradigmatischer Wandel zeigt sich im Übergang von punktförmigen Teilchen zu eindimensionalen Strings mit unterschiedlichen Schwingungsmodi.

Punkt (punktförmige und eindeutig bestimmbare Einheit)

String (eindimensionale Strings mit unterschiedlichen Schwingungsmodi)

Punktförmige Teilchen galten bislang als eindeutig bestimmbar, doch die Stringtheorie ersetzt sie durch eindimensionale Objekte, deren verschiedene Schwingungszustände fundamentale Eigenschaften wie Masse, Ladung und Spin repräsentieren. Dieser Ansatz ermöglicht es, die Vielfalt der in der Natur beobachteten Teilchen auf ein gemeinsames konzeptionelles Prinzip zurückzuführen.
Obwohl Strings im Gegensatz zu diskreten Punktteilchen nicht unmittelbar anschaulich sind, werden sie durch diskrete Näherungen modelliert und analysiert. Diese Näherungen abstrahieren von der kontinuierlichen Natur der Strings und sind methodisch notwendig sowie erkenntnistheoretisch aufschlussreich. Ein vergleichbares Prinzip findet sich in der Sprache. Obwohl Sprache als fließender Prozess erlebt wird, wird sie zur Verständigung in diskrete Einheiten wie Wörter oder Sätze gegliedert. Diese Einheiten ermöglichen Kommunikation, bilden jedoch nicht die gesamte Komplexität sprachlicher Erfahrung ab. Ebenso dienen diskrete Modelle in der Stringtheorie als vereinfachende Abstraktionen, die das Verständnis komplexer Strukturen erleichtern.
Vor diesem Hintergrund lässt sich die Stringtheorie nicht nur als Erweiterung physikalischer Denkformen verstehen, sondern auch als philosophischer Reflexionsrahmen. Sie verdeutlicht, dass das Gegebene weit über das sinnlich Wahrnehmbare hinausreicht und dass Denken die Wahrnehmung überschreiten kann. Erkenntnis entsteht dadurch jenseits des Sichtbaren und erweitert grundlegend unsere Vorstellungen von Welt und Wissen.

Dieses metatheoretische Moment zeigt sich auch darin, wie wir als Individuen die Welt erfahren. Wahrnehmung ist keine passive Abbildung der Realität, sondern wird wesentlich durch innere Perspektiven und Emotionen geprägt. Emotionen sind nicht bloße Begleiterscheinungen von Erfahrung, sondern konstituieren unsere Weltbezüge und bestimmen, was wir als bedeutsam wahrnehmen.
So wie die Stringtheorie mathematisch komplexe Strukturen entwickelt, um ein kohärentes Verständnis der Naturgesetze zu ermöglichen, obwohl diese Strukturen sich der direkten Beobachtung entziehen, verweist auch unsere innere Erfahrungswelt auf eine erweiterte Form des Erkennens. Erkenntnis entsteht im Spannungsfeld zwischen äußerer Welt und persönlichem Erleben. Sie ist nie rein faktisch, sondern stets konstruktiv, interpretativ und perspektivisch geprägt.
In diesem Sinne kann die Stringtheorie als eine Metatheorie des Erkennens betrachtet werden. Sie zeigt, dass Wissen nicht auf das unmittelbar Beobachtbare beschränkt ist, sondern Denkformen erfordert, die über das sinnlich Gegebene hinausgehen. Zentral dafür ist die Fähigkeit zur Abstraktion, die es ermöglicht, theoretische Strukturen zu entwerfen, die nicht direkt erfahrbar sind, aber dennoch erkenntnistragend. Die spekulative Natur der Stringtheorie ist kein Defizit, sondern weist auf die grundsätzliche Notwendigkeit hin, Erkenntnis durch abstraktes und begriffliches Denken zu erweitern. Damit wird sie zum exemplarischen Modell für die Möglichkeit, durch Denken neue Räume des gedeuteten Erfahrbaren und der Erkenntnis zu erschließen.
Abschließend lässt sich feststellen, dass die Stringtheorie exemplarisch veranschaulicht, wie Erfahrung und Erkenntniserweiterung miteinander verwoben sind. Sie zeigt, dass Erkenntnis nicht allein auf unmittelbarer Wahrnehmung beruht, sondern auf der Fähigkeit, abstrakte, theoriebasierte Strukturen zu entwickeln, die das Erfahrbare transzendieren. Indem sie Denkformen bereitstellt, die über das sinnlich Zugängliche hinausgehen, eröffnet sie neue Perspektiven auf Wirklichkeit und Wissen. In dieser Hinsicht ist die Stringtheorie nicht nur ein physikalisches Modell, sondern ein erkenntnistheoretisches Instrument, das deutlich macht, wie tiefgreifend menschliches Denken auch Erfahrung erweitern kann. Sie steht somit für einen Paradigmenwechsel. Erfahrung wird nicht länger als bloße Reaktion auf Gegebenes verstanden, sondern als aktiver Prozess der Bedeutungsbildung, getragen von Emotion, Abstraktion und dem Streben nach übergreifendem Verstehen.

63.15 Vielschichtigkeit der Erfahrungen

Erfahrungen sind also keineswegs einfache, abgeschlossene Einheiten, sondern komplexe, dynamische Prozesse, die sich ständig wandeln und verändern. Diese Vielschichtigkeit macht es unmöglich, Erfahrungen als statische oder fixierte Gebilde zu erfassen. Vielmehr zeigt sich ihre Wirklichkeit in den vielfältigen Auswirkungen, die sie auf unser Denken, Fühlen und Handeln haben. Gerade deshalb bedarf es eines differenzierten Verständnisses, das die inhärente Dynamik und Mehrdimensionalität von Erfahrungen berücksichtigt.
Im Zentrum der Vielschichtigkeit steht die Erkenntnis, dass Erfahrung nicht bloß als passiver Speicher von Sinneseindrücken oder als starres Wissensarchiv verstanden werden kann. Vielmehr handelt es sich um ein lebendiges Netzwerk aus Beziehungen und Bedeutungen, das sich fortlaufend neu ordnet und anpasst. Aufgrund dieser dynamischen Natur lässt sich Erfahrung nicht vollständig in Sprache oder Vorstellung fassen. Das Denken versucht zwar, Erfahrung durch sprachliche und gedankliche Abstraktionen greifbar zu machen, doch dies gelingt nur über eine notwendige Vereinfachung. Die Transformation von Erlebnissen in abstrahierte

Formen schafft zwar Verständlichkeit, führt dabei jedoch unweigerlich zu einer Reduktion und Vereinfachung der ursprünglichen Komplexität.
In der Reflexion, so ähnlich wie Kant das apriorische Wissen beschreibt, werden Erfahrungen zu theoretischen Einheiten verdichtet, die unabhängig von einzelnen Erlebnissen eine Struktur bilden. Dieses abstrakte Erfahrungswissen ist unverzichtbar für die Ordnung unserer Wahrnehmung, schränkt aber gleichzeitig die volle Vielfalt und das kontinuierliche Fließen der Erfahrung ein.
Das Denken ist auf Abstraktion angewiesen, um aus der Fülle und Vielfalt von Erlebnissen stabile Einheiten zu formen. Ohne solche Abstraktionen wäre Orientierung in der Welt kaum möglich. Doch diese Vereinfachung ist gleichzeitig Quelle für eine Verfälschung oder Verarmung der ursprünglichen Erfahrung. Wie Antoine de Saint-Exupéry in seiner berühmten Aussage betont, bleibt das Wesentliche der Erfahrung häufig unzugänglich für die reine Rationalität und äußere Beobachtung.

„Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“

Dies zeigt die Grenze der sprachlichen und gedanklichen Erfassung und verweist auf die Notwendigkeit, das Unausdrückbare und Intuitive als integralen Bestandteil von Erfahrung anzuerkennen.
Erfahrung ist zudem stets situativ und kontextabhängig. Die Bedeutung von Erlebnissen und Wahrnehmungen verändert sich fortlaufend in Abhängigkeit von den jeweiligen Rahmenbedingungen. Diese situative Bezogenheit sorgt für eine flexible Anpassungsfähigkeit, die uns erlaubt, kreativ und sensibel auf neue Anforderungen und Herausforderungen zu reagieren. Die Vielschichtigkeit von Erfahrung äußert sich darin, dass sie niemals isoliert betrachtet werden kann, sondern immer im Zusammenspiel mit anderen Erfahrungen, inneren Zuständen und äußeren Bedingungen verstanden werden muss. Dies trifft sowohl auf die Entstehung von Erfahrungen zu als auch auf ihre Rolle bei der Deutung und Gestaltung unseres Weltverständnisses.
Ein weiterer wesentlicher Aspekt der Vielschichtigkeit von Erfahrung ist die Einbeziehung einer energetischen Perspektive. Erfahrungen besitzen eine innere Dynamik, die sich beispielsweise in der Selektion und Verstärkung neuronaler Verbindungen ausdrückt.
Die Theorie der neuronalen Gruppenselektion von Gerald Edelman bietet hierfür eine anschauliche Metapher. Edelman beschreibt das Gehirn als ein dynamisches, selbstorganisierendes Netzwerk, in dem neuronale Einheiten funktionale Gruppen bilden, die Reize verarbeiten. Erfolgreiche Verbindungen werden durch wiederholte Erfahrungen gestärkt, während ineffektive Verbindungen geschwächt oder aufgelöst werden. Diese selektive Verstärkung schafft ein flexibles System, das sich effizient an neue Anforderungen anpassen kann.
Überträgt man diese Prinzipien auf die menschliche Erfahrung insgesamt, ergibt sich ein erweiterter Erfahrungsbegriff, der die energetische Dimension einbezieht. Erfahrungen lassen sich als dynamische Prozesse verstehen, in denen „energetische Einheiten“, vergleichbar mit neuronalen Verbindungen, in Beziehung zueinander treten, sich reorganisieren und durch eine Art „Erfahrungsselektion“ verstärkt oder abgeschwächt werden. Analog zu den funktionalen Mustern im Gehirn entstehen auch im energetischen Bereich wiederkehrende Verknüpfungen, die neue Eindrücke im Kontext früherer Erlebnisse verarbeiten und einordnen.
Diese Sichtweise begreift Erfahrung als ein fließendes Netzwerk energetischer Zusammenhänge, das sich kontinuierlich an aktuelle Bedingungen anpasst. Dadurch wird eine flexible, individuell geprägte Wahrnehmung möglich. Wie im neuronalen Bereich entwickeln Erfahrungen so etwas wie eine „energetische Gruppenselektion“, die die persönliche Entwicklung im Laufe des Lebens maßgeblich beeinflusst. Dies legt nahe, dass Erfahrungen über das

biologische Gehirn hinaus eine eigene Logik der Selektion und Anpassung ausbilden. Es ist eine dynamische Struktur, die eng mit der individuellen Identität verbunden ist.
Die Notwendigkeit, Erfahrungen sprachlich oder gedanklich zu strukturieren, lässt sich mit der Digitalisierung eines analogen Signals vergleichen. Während digitale Systeme auf klar definierten, binären Zuständen basieren, zeichnet sich analoge Information durch fließende Übergänge und vielfältige Nuancen aus. Durch die „Digitalisierung" von Erfahrung gehen zwangsläufig qualitative Details verloren. Diese Erkenntnis fordert uns heraus, unser Verständnis von Erfahrung zu erweitern und alternative Denkweisen zu integrieren, die verschiedene Abstraktionsebenen und Perspektiven zulassen.
Folglich verlangt die Vielschichtigkeit von Erfahrung eine Perspektive, die über statische, einheitliche oder rein denkende Beurteilung hinausgeht. Denn Erfahrung ist ein lebendiger, dynamischer Prozess, der sich in ständiger Bewegung befindet, sich selbst organisiert und unterschiedliche Dimensionen umfasst – verstandesmäßige, emotionale, energetische und situative. Nur durch die Anerkennung dieser komplexen Struktur können wir das Wesen von Erfahrung umfassend begreifen, ihre Bedeutung für Identität und Weltverständnis erfassen und eine Kommunikation entwickeln, die der Tiefe unserer Erlebnisse gerecht wird.
Die Vielschichtigkeit der Erfahrungen zeigt sich in ihrer dynamischen, relationalen und mehrdimensionalen Struktur. Erfahrungen sind keine isolierten oder abschließbaren Einheiten, sondern komplexe Prozesse, in denen sich Wahrnehmung, Emotion, Erinnerung und Bedeutungsbildung fortwährend durchdringen und wechselseitig beeinflussen. Sie entstehen im Spannungsfeld zwischen persönlichem Erleben und äußeren Gegebenheiten, zwischen innerer Resonanz und äußerem Kontext. Ihre energetische Qualität verweist auf eine tiefere Dimension, in der Erfahrungen nicht nur verstandesmäßig verarbeitet, sondern auch verkörpert, gefühlt und integriert werden. Die Analogie zur neuronalen Gruppenselektion verdeutlicht, dass Erfahrungen ein selbstorganisierendes System bilden, in dem sich Muster herausbilden, verstärken oder verändern. Dies ist ein Prozess, der Identität prägt und Wandlung ermöglicht. Um dieser Komplexität gerecht zu werden, bedarf es eines erweiterten Verständnisses, das sowohl sprachliche und begriffliche als auch intuitive, emotionale und energetische Zugänge umfasst. Nur so lässt sich das volle Spektrum menschlicher Erfahrung in seiner Tiefe, seiner Wandlungsfähigkeit und seiner zentralen Bedeutung für unser Weltverhältnis erfassen.

63.16 Erfahrung und Existenz

Zur Grundfigur menschlichen Daseins

Erfahrung und Existenz sind untrennbar miteinander verwoben. Sie bilden gemeinsam die Grundfigur menschlichen Daseins, nicht als zwei getrennte Phänomene, sondern als zwei Seiten eines einzigen Vollzugs. Erfahrung ist dabei keineswegs ein bloßes Ansammeln von Sinneseindrücken oder eine passive Reaktion auf Reize. Vielmehr stellt sie einen lebendigen, dynamischen Prozess dar, durch den die Welt, und mit ihr das Ich, Gestalt gewinnt.
Persönliche Erfahrung ist vielschichtig strukturiert. Sie beginnt auf der sensorischen Ebene mit der Aufnahme von Reizen, setzt sich fort in der emotionalen Verarbeitung und kann schließlich in die Deutungsstrukturen des Verstandes münden. Dieser Prozess erschließt sich dem Menschen durch individuelle und kontextabhängige Deutungsmuster von Empfindung und Verstand. Erfahrung ist damit für mich Ausdruck meines Verhältnisses zur Welt. In diesem Sinne ist sie nicht nur ein Mittel der Weltaneignung, sondern der Ort, an dem Individualität überhaupt erst hervorgebracht wird.

Um die Komplexität des Erlebens zu ordnen, greifen wir auf zwei sich ergänzende Modi bzw. Perspektiven zurück einerseits auf die analoge Intuition und andererseits auf die digitale Abstraktion. Die analoge Seite bindet uns an das unmittelbare Spüren, an Körperlichkeit, Affekte und Resonanz. Die digitale Seite abstrahiert, klassifiziert und übersetzt Erlebtes in Sprache, Symbole oder wissenschaftliche Modelle. Erst das Zusammenspiel beider Zugänge ermöglicht eine sinnvolle Orientierung in der Welt. Während das Analoge uns mit der Gegenwart verbindet, erlaubt uns das Digitale, über den Moment hinauszugehen, zu reflektieren, zu vergleichen und vorauszudenken.
Besonders deutlich zeigt sich dieses Zusammenspiel von analoger Intuition und digitaler Abstraktion in Wissenschaft und Philosophie. Abstrakte Theorien, wie etwa die Stringtheorie mit ihren zusätzlichen Dimensionen, erschließen symbolisch vermittelte Erfahrungsräume, die jenseits unmittelbarer Wahrnehmung liegen. Sie entstehen aus der digitalen Fähigkeit zur Abstraktion, zur Symbolbildung und zur Modellkonstruktion. Doch ohne die Rückbindung an die analoge Seite unseres Erlebens, an Intuition, ästhetisches Gespür und körperliche Resonanz, bleiben solche Theorien abstrakt und leblos. Erst wenn sie im konkreten Erleben ankern, Orientierung ermöglichen und Bedeutung stiften, entfalten sie ihren Sinn. Theorien sind daher keine Abbilder der Wirklichkeit, sondern methodische Konstruktionen. Ihre Bedeutung liegt nicht in einem objektiven Wahrheitsanspruch, sondern in ihrer Funktion, Erfahrung zu strukturieren, Zusammenhänge herzustellen und Weltverhältnisse zu ordnen. Sie sind, wie Nietzsche es formulieren könnte, perspektivische Wahrheiten. In meinen Worten sind es Systemwahrheiten und Ausdruck unseres Bedürfnisses, das Unübersichtliche in Formen zu bringen, die dem individuellen Leben dienen. Sie bieten Orientierung und eröffnen Spielräume zur Gestaltung.
Erfahrung ist immer auch schöpferisch. Sie eröffnet Möglichkeitsräume, die nicht beliebig, aber auch nicht festgelegt sind. In jedem Augenblick existieren potenzielle Erfahrungswelten, geprägt durch Aufmerksamkeitsfokus, situatives Erfassen und vorausgehende Deutungsmuster, also durch Anfangs- und Nebenbedingungen. Dieser Umstand verweist auf den multiversumartigen Charakter von Erfahrung. Die Welt, die wir erleben und uns vorstellen, ist nie die einzig mögliche, sondern immer auch eine perspektivisch verstandene. Gerade darin liegt ein schöpferischer Akt der Welterschließung.

Doch nicht nur die Welt, auch das Subjekt selbst entsteht im Prozess der Erfahrung. Während der erste Blick auf das phänomenologische Zusammenspiel von Wahrnehmung und Deutung gerichtet war, offenbart sich in einem zweiten Schritt ein grundlegender Zusammenhang: Das Ich bildet sich nicht als feste Substanz heraus, sondern als ein dynamischer, sich wandelnder Prozess. Es entsteht im Wechselspiel von Erleben, Deuten und Erinnern. Identität ist damit kein abgeschlossener Zustand, sondern ein fortwährend neu gebildetes Gefüge. Dieses Verständnis des Ich als werdende Struktur findet sich auch bei Nietzsche, wenn er schreibt: „Das Ich ist nur ein Mehreres, eine Vielheit von Kräften und Wirkungen, die zusammenspielen.“ Das Ich ist kein fertiges Wesen, sondern ein Produkt interpretierender und bewertender Erfahrung.
In dieser Dynamik bildet sich das Ich, oder genauer gesagt, die Erfahrung des Ich, nicht als feste Substanz, sondern als Prozess. Dieses Ich entsteht im Wechselspiel von Erleben, Deuten und Erinnern. Es ist dabei keine konstante Instanz im Hintergrund, sondern eine Einheit, die sich aus der Kontinuität und Strukturierung von Erfahrung ergibt. Für mich ist das Ich deshalb eine Erfahrungseinheit, eine durchgängige, aber wandelbare Form der Selbstbezüglichkeit, die sich aus der je individuellen Verknüpfung von Wahrnehmung, Affekt, Deutung und Erinnerung ergibt.
Identität ist im Erfahrungsprozess nichts Abgeschlossenes, sondern wird fortwährend neu gebildet durch die Art und Weise, wie wir Erlebtes in eine erzählbare, erinnerbare und bedeutungsvolle Ordnung bringen. Dieses Verständnis des Ich als werdende Struktur findet sich auch bei Nietzsche, wenn er schreibt: „Das Ich ist nur ein Mehreres, eine Vielheit von Kräften und

Wirkungen, die zusammenspielen.“ [263] Es ist kein fertiges Wesen, sondern ein Produkt interpretierender und bewertender Erfahrung, eine temporäre Stabilisierung im Strom der Weltbezüge.
Nietzsche betont die schöpferische Dimension des Lebens, die sich nicht in festen Zielen oder Wahrheiten erschöpft, sondern in einem offenen Werden besteht. In diesem Sinne ist auch Erfahrung kein lineares Fortschreiten zu einem Endziel, sondern ein ständiger Akt der Neudeutung, ein Wille, die Welt und sich selbst zu gestalten, neu zu bewerten und zu interpretieren (= „Wille zur Macht“).
Diese Perspektive wird auch von spirituellen Traditionen gestützt, etwa in östlichen Lehren wie dem Buddhismus oder Hinduismus. Begriffe wie Prana oder Virya verweisen auf eine energetische Verbundenheit des Einzelnen mit einem größeren Wirkzusammenhang. Auch hier ist Erfahrung nicht bloß Reaktion, sondern Ausdruck eines umfassenderen Prozesses, in dem das Ich nicht als statisches Wesen, sondern als Knotenpunkt dynamischer Kräfte erscheint.
Allerdings unterscheidet sich Nietzsches und mein Verständnis von zielgerichteten[264] Modellen durch seine Offenheit. Entwicklung findet statt, ist aber nicht vorgegeben. Sie folgt keiner äußeren Zweckmäßigkeit, sondern einer inneren Logik des Werdens.
Erfahrung ist in diesem Sinn relational. Sie entsteht aus dem Verhältnis zwischen Ich und Welt, zwischen Innen und Außen, zwischen dem, was gegeben ist, und dem, was interpretiert wird. Existenz wiederum gewinnt erst durch Erfahrung ihre Konkretheit. Sie ist nicht einfach da, sondern realisiert sich im Vollzug des Erfahrens. Ohne Erfahrung gäbe es kein „In-der-Welt-Sein“, keine Selbstvergewisserung, keine Bedeutung. Erfahrung ist das Medium, durch das Existenz Wirklichkeit wird.
Erfahrung ist der Ort, an dem Existenz Gestalt annimmt, und zugleich der Raum, in dem sich das Ich entfaltet. Menschliches Dasein offenbart sich in der Spannung zwischen Stabilität und Wandel, zwischen Reflexion und Spontaneität, zwischen Individuum und Welt. In dieser Dynamik zeigt sich das eigentliche Wesen der Existenz. Es ist kein starres Sein, sondern als offener, reflektierender, schöpferischer Prozess.
Erfahrung lässt sich so als dynamisches Gefüge verstehen, das sich nicht auf die bloße Aufnahme äußerer Reize reduzieren lässt. Sie beginnt körperlich, im sensorischen Kontakt mit der Welt, nimmt Form an in gefühlsbezogenen Regungen, Emotionen und Stimmungen und verdichtet sich in Deutungen des Verstandes. Doch dieser Prozess ist nicht abgeschlossen, wenn das Wahrgenommene verstanden ist. Vielmehr setzt sich das Energetische über die Grenzen der inneren Verarbeitung hinaus fort. Erfahrung mündet in Handlung, Ausdruck, Gestaltung. Erfahrung sucht nach Form, nach Wirkung, nach Weltbezug. Sie ist also nicht nur reflexiv, sondern im eigentlichen Sinn energetisch.
Erfahrung ist kein abgeschlossenes Innenverhältnis, sondern ein Spannungsfeld, das sich in der Auseinandersetzung mit der Welt verwirklicht. Sie entfaltet sich nicht nur im Verstehen, sondern ebenso in der Art und Weise, wie wir antworten: mit Worten, mit Gesten, mit Entscheidungen. In dieser Bewegung von Wahrnehmung, gefühlsbezogener Regung, Reflexion und Wirkung zeigt sich der Mensch bzw. das Ich als Ort der Vermittlung. Er ist nicht nur empfangend, sondern gestaltend, schöpferisch, antwortend.
Diese schöpferische Antwort auf die Welt bleibt dabei nicht auf den körperlichen Organismus begrenzt. Vielmehr kann sie über ihn hinausweisen: in symbolische, kulturelle, ja sogar biologische Folgewirkungen hinein. In der Weitergabe von Erbinformationen, im Vorbildcharakter individueller Lebensführung oder in bleibenden Werken menschlicher Gestaltung (etwa einer Sonate von Beethoven) hinterlässt Erfahrung Spuren, die über den Augenblick und das einzelne Leben hinausreichen. Solche Ausdrucksformen sind energetische Verdichtungen gelebter Erfahrung. Sie wirken weiter, tragen Bedeutungen, inspirieren andere, transformieren Welt.

[263] Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, §12
[264] teleologischen

So verstanden ist Erfahrung nicht nur ein individueller Prozess, sondern ein formendes Prinzip in dem das Leben nur ein Teilprozess ist. Es ist ein Durchgang von Energie, der nicht versickert, sondern sich in neuen Formen und anderen Perspektiven fortsetzt. In ihr manifestiert sich ein schöpferisches Prinzip, das Körper, Verstand und Welt in einem offenen Prozess der wechselseitigen Gestaltung verbindet.
In der philosophischen Tradition lässt sich der Begriff der Erfahrung vielfältig deuten. Eine phänomenologisch-existenzielle Perspektive, wie sie bei Husserl oder Heidegger zu finden ist, hebt die Intentionalität des Verstandes (Husserl = Bewusstsein), den körperlichen Vollzug des In-der-Welt-Seins und die Struktur der Erscheinung hervor. Im Zentrum steht das Wie der Erfahrung: Wie zeigt sich die Welt dem Subjekt? Wie konstituiert sich Bedeutung? Erfahrung ist hier ein Sich-Verhalten zur Welt, in dem das Subjekt sich selbst als existierend erfährt. Die Welt ist immer schon gegeben, jedoch perspektivisch verstanden und lebensweltlich vorstrukturiert.
Demgegenüber betont die Philosophie des Lebens, etwa bei Nietzsche oder Bergson, nicht primär das Verstehen von Erscheinung, sondern die Bewegung, das Werden, das schöpferische Moment. Erfahrung ist Ausdruck eines energetischen Lebensprozesses, nicht Abbildung, sondern Produktion von Sinn. Bei Bergson ist es der Lebensimpuls (élan vital), eine intuitive, kreative Lebenskraft; bei Nietzsche ist es die existenzielle Kraft zur Selbstgestaltung, zur Umwertung, zur Schaffung von Bedeutung (Wille zur Macht).
In dieser Richtung verstehe ich auch mich selbst. Erfahrung ist für mich nicht bloß ein Mittel zur Orientierung, sondern ein auch ein schöpferischer Akt und ein schöpferisches Prinzip, durch den sich Individualität bildet. Das Ich erscheint dabei nicht als feste Substanz, sondern als ein prozessuales Geschehen, das sich im Deuten, Handeln, Gestalten immer wieder neu konstituiert. Es ist ein selbstreferentielles System auf Zeit, das innerhalb eines übergeordneten Erfahrungssystems operiert. Es ist temporär stabil, reflexiv strukturiert, aber eingebettet in ein umfassenderes Geschehen.
Erfahrung verstehe ich in doppelter Weise. Einerseits als persönlichen Prozess, der körperlich, in sinnlichem und affektivem Kontakt mit der Welt beginnt, und sich in reflexiver Auseinandersetzung fortsetzt. Sie ist Ausdruck individueller Weltbegegnung, in der Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung das Ich formen.
Andererseits begreife ich Erfahrung auch als energetisches Prinzip, das über das individuelle Leben hinausweist. In diesem überindividuellen Sinn ist Erfahrung nicht auf innere Verarbeitung beschränkt, sondern strebt nach Wirkung, nach Gestaltwerdung in Handlung, Beziehung und Weltgestaltung. Sie ist nicht bloß eine Reaktion auf Gegebenes, sondern eine schöpferische Kraft, die sich durch das Individuum hindurch entfaltet.
Das Ich ist in dieser Perspektive nicht nur Empfangender oder Verarbeitender, sondern ein gestaltendes, vermittelndes Wesen. Es bringt sich selbst im Vollzug von Erfahrung hervor und wird so zum Ausdruck seiner eigenen Lebendigkeit in einem größeren Zusammenhang.
Erfahrung ist in diesem Verständnis kein passives Abbild, sondern ein lebendiger Ausdruck. Sie entsteht in der Auseinandersetzung mit der Welt als Form, Perspektive und Antwort. Erfahrung trägt, ordnet und verändert nicht nur individuell, sondern wirksam im kulturellen, relationalen und schöpferischen Vollzug. Eine musikalische Komposition, ein Gedanke oder eine Geste kann als energetischer Ausdruck verstanden werden, der über das individuelle Leben hinaus Wirkung entfaltet.
In der Prozessphilosophie Whiteheads wird diese Sicht vertieft. Die Welt besteht nach seiner Auffassung nicht aus festen Dingen, sondern aus aktuellen Anlässen[265], elementaren Wirklichkeitsmomenten, die selbst Akte von Erfahrung sind. Sie „fühlen“ andere Ereignisse durch

[265] actual occasions

Verständnis[266], nehmen sie auf, selektieren, integrieren und erzeugen Neues[267]. Erfahrung beginnt nicht erst mit bewusster Wahrnehmung, sondern ist der Grundmodus des Werdens selbst, egal ob biologisch, psychisch, symbolisch. Objekte[268], wie Werte, Formen, Qualitäten, konkretisieren sich in der jeweiligen Verknüpfung von Ereignissen[269].
Das personale Ich ist in diesem Verständnis keine isolierte Substanz, sondern eine dynamische Verknüpfung aktueller Anlässe. Es besteht aus einem Bündel von Erfahrungseinheiten, das sich über die Zeit hinweg als relative Kontinuität behauptet. Der Beginn liegt in der ersten erfahrbaren Beziehung zur Welt, also in der Befruchtung, und endet mit dem Tod als Abschluss dieses personalen Ichs. Doch endet damit nicht zwangsläufig die Wirkung von Erfahrung. Jeder aktuelle Anlass hinterlässt nach Whitehead Spuren im übergeordneten Erfahrungssystem, dem Universum, das nichts ins Nichts entlässt.
Alles Bewirkte wirkt konstitutiv für das, was folgt. Das Persönliche lebt fort, nicht als identisches Ich, sondern als wirksames Moment im Strom des Werdens.
Die Übertragung dieser Vorstellung in die Systemtheorie Luhmanns führt zu einer Annäherung an mein eigenes Verständnis. Das personale Ich ist im systemtheoretischen Sinn kein Subjekt im klassischen Verständnis, sondern ein psychisches System bzw. Einheit, die sich durch Selbstreferenz und operative Geschlossenheit konstituiert. Es besteht aus einem zeitlich organisierten Netzwerk von Operationen, genauer: aus fortlaufender Selbstbeobachtung und Sinnverarbeitung. Diese Operationen verweisen rekursiv aufeinander und erzeugen so Kontinuität. Die Identität des Ichs entsteht nicht durch Substanz, sondern Kontinuität durch Rekursivität.
Das Ich beginnt mit der ersten sinnhaften Differenzierung von Innen und Außen, von Ich und Welt. Psychisch lässt sich dies embryonal verorten, als erste Unterscheidung innerhalb eines sinnhaften Erfahrungsfeldes. Diese Differenz markiert den Anfang autopoietischer Selbstorganisation. Sinnproduktion geschieht über selektive Akte der Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung. Erfahrung ist deshalb immer selektiv, perspektivisch und strukturiert. Sie ist das, was ein System aus der Welt macht. Mit dem Tod endet zwar die Operation des psychischen Systems, aber nicht notwendigerweise seine Wirkung. Die Spuren individueller Erfahrung bleiben in anderen Systemen erhalten. So etwa in sozialen Beziehungen, kulturellen Artefakten, literarischen oder musikalischen Formen. Die individuelle Erfahrung wird auf diese Weise zur Ressource für gegenwärtige und zukünftige Sinnbildungsprozesse. Sie vergeht nicht vollständig, sondern diffundiert in andere Ordnungen und Zusammenhänge.
Ich gehe mit meinen Überlegungen über Luhmann[270] hinaus, indem ich annehme, dass die Elemente eines Systems ihrerseits wiederum Systeme sind. Aus dieser Perspektive erscheint das Ich, und damit auch die Erfahrung, selbstreferenzielles System auf Zeit, eingebettet in ein übergeordnetes Erfahrungssystem. Beide, das Ich und die Erfahrung, sind temporär stabile, reflexiv strukturierte und schöpferisch wirksame Phänomene innerhalb einer offenen, sich ständig wandelnden Lebensdynamik. Erfahrung ist in diesem Verständnis nicht allein ein menschlicher Vorgang, sondern bildet eine grundlegende Struktur der Realität. Es ist ein kreativer Vollzug von Relation, Deutung und Wirkung im Netz des Werdens (= Realität).
Wenn man Luhmanns Theorie in diese Richtung weiterdenkt, verschiebt sich die Perspektive von der geschlossenen Autonomie einzelner Systeme zu einer vernetzten, dynamischen Ko-Existenz. Systeme existieren nicht isoliert nebeneinander, sondern in wechselseitiger Einbettung und Durchdringung. Die Differenz zwischen System und Umwelt bleibt zwar

[266] prehension
[267] concrescence ist ein Werdensprozess
[268] eternal objects bei Whitehead
[269] nexus
[270] Luhmann lehnt die Idee eines übergeordneten Systems („Erfahrungssystem“) ab, weil er jedes System durch operative Geschlossenheit bestimmt. Meine Vorstellung eines „Netzes des Werdens“, das über den Systemgrenzen liegt, ist eine Erweiterung des Systembegriffs, die sich eher mit Whitehead verbindet. Bei Luhmann entsteht Sinn ausschließlich im System, niemals im Ganzen. Ich hingegen verstehe Sinn dagegen als emergente Makrostruktur.

grundlegend, wird jedoch als rekursive Struktur in das Gesamtgeschehen eingebunden. Begriffe wie Erfahrung oder Sinn können in diesem Zusammenhang als emergente Makrostrukturen verstanden werden, die sich aus dem Zusammenspiel vieler Sinnsysteme ergeben, ohne diese vollständig zu determinieren.
Gleichzeitig bleibt die kantische Einsicht gültig, dass die Welt an sich unserem Zugriff entzogen ist. Auch ich verstehe mich als Konstruktivist, wie ich es grundsätzlich jedem denkenden Wesen unterstelle. Wir alle denken in vorgeprägten Einheiten, in standardisierten Beziehungen, Modellen, Perspektiven und Relationen, ohne jemals eine endgültige Wahrheit erreichen zu können. Selbst unser Bemühen, uns der Realität anzunähern, ist gebunden an persönliche Plausibilitätsempfindungen, die immer unsicher sind. Daraus ergibt sich ein Standpunkt, der sowohl gedanklich reflektiert als auch existenziell empfunden ist: ein perspektivischer und relativistischer Zugang zur Welt.
Diese Überzeugung verweist auf die strukturellen Bedingungen unseres Denkens und Erfahrens. Sie markiert die Voraussetzungen, unter denen Weltbezug und Selbstverständigung möglich werden.

Wenn Denken nur in vorgeformten Strukturen operieren kann, dann folgt daraus für jede Erkenntnisform:

- Sie ist modular, strukturell begrenzt und immer perspektivisch
- Sie ist anschlussfähig, aber nicht abschließend wahr
- Sie erlaubt nur bestimmte Deutungsmuster und schließt viele Möglichkeiten aus.

Diese Einsicht ist zentral für meine weitere Argumentation, da ich aus ihr das Ich, die Erfahrung und die Welt als prozesshafte, relationale, nicht essentialistische und gestaltungsfähige Phänomene denke. Die festen Einheiten und standardisierten Beziehungen sind nicht Ausdruck starrer Wirklichkeit, sondern die notwendige operative Grundlage, auf der überhaupt Dynamik beschrieben und entfaltet werden kann.
Luhmanns Systemtheorie versteht Sinn als Produkt operativ geschlossener, selbstreferenzieller Systeme. Das übergeordnete Ganze, dessen Teil ein System ist, bleibt Umwelt und erhält keinen eigenen Systemstatus. Damit betont Luhmann die Autonomie der Teilsysteme: Sie erzeugen Sinn ausschließlich durch interne Operationen und in Abgrenzung zur Umwelt.
Die von mir vertretene Perspektive widerspricht dieser Konzeption insofern, als sie nicht nur einzelne Systeme, sondern auch das Ganze als ein eigenständiges Erfahrungssystem versteht. Sinn entsteht hier nicht ausschließlich innerhalb einzelner Systeme, sondern auch durch ihre wechselseitige Einbettung in eine emergente Gesamtstruktur. Das Ganze besitzt in diesem Verständnis nicht nur einen beobachtenden, sondern einen konstitutiven Charakter. Es erzeugt selbst Bedeutung, auf die sich die Teilsysteme beziehen.
Die Differenz liegt somit nicht nur in der Beziehung von Teil und Ganzem, sondern auch in der grundsätzlichen Auffassung von Sinn und Bedeutung. Während Luhmann Sinn primär als systemintern erzeugte Form beschreibt, verweist meine Position auf ein übergreifendes Bedeutungssystem, das sich aus der relationalen Anordnung und wechselseitigen Referenz der Einheiten im Ganzen ergibt.
Diese Sichtweise ist eng verknüpft mit den strukturellen Bedingungen des Denkens, das stets in vorgeprägten Einheiten und standardisierten Beziehungen operiert.

Bedeutung entsteht somit nicht allein durch Selbstreferenz, sondern auch aus systemübergreifenden Sinnzusammenhängen, die durch die Interdependenz der Systeme gestiftet werden.

An diesem Punkt gewinnt für mich auch die systemtheoretische Metaperspektive an Bedeutung. Selbst bei Luhmann zeigt sich, dass Systeme bestimmte Funktionen erfüllen, indem sie sich durch spezifische Operationen von ihrer Umwelt abgrenzen. Nimmt man diese funktionale Differenzierung ernst, erscheint es plausibel, das übergeordnete Ganze nicht lediglich als Umwelt,

sondern als kohärentes Bezugssystem zu fassen. In dieser Perspektive entsteht Bedeutung nicht durch die bloße Addition isolierter Operationen (Mikroordnungen), sondern durch deren Zusammenspiel innerhalb einer emergenten Gesamtordnung (Makroordnung).
Ohne eine solche emergente Funktion bliebe das Ganze lediglich eine Ansammlung unverbundener Elemente, ohne strukturelle Kohärenz und ohne systemische Bedeutung. Betrachtet man Systemtheorie unabhängig von Luhmann als allgemeine Metatheorie, eröffnet sich die Möglichkeit, die Bedeutung einzelner Elemente auch in Relation zu einem übergreifenden Funktionszusammenhang zu verstehen. Dieser Zusammenhang muss dabei nicht zielorientiert gedacht sein, sondern kann sich aus dem dynamischen Zusammenspiel emergenter Prozesse ergeben.
Dies jedoch widerspricht dem zentralen Postulat der Selbstreferenzialität bei Luhmann. In seinem Verständnis entstehen Struktur und Sinn ausschließlich durch rekursive Selbstbezüglichkeit, nicht durch Bezug auf externe Zwecke oder übergeordnete Ziele. Die Elemente beziehen sich nur aufeinander innerhalb eines Systems, nicht auf ein Ganzes, das ihnen Sinn vorgibt. Daraus ergibt sich für mich: Ein funktionales oder relationales Verständnis von Sinn, das Bedeutung aus der systemischen Einbettung im Ganzen ableitet, widerspricht der Idee autopoietischer Selbstreferenz, wie sie bei Luhmann zentral ist. Die von mir vertretene Perspektive geht über diese Grenze hinaus und denkt Systemtheorie als offenes, relationelles Bedeutungsmodell, in dem Teil und Ganzes sich wechselseitig konstituieren. [271]
Der damit angesprochene Widerspruch, zwischen systeminterner Selbstreferenz einerseits und systemübergreifender Sinnkonstitution andererseits, lässt sich im Denken nicht unmittelbar auflösen. Er verweist auf eine Grundspannung der Möglichkeiten unserer Erkenntnis.
Diesen Widerspruch können wir jedoch im Denken produktiv überwinden, indem wir unterschiedliche Einheitsebenen als Abstraktionsebenen einführen. Auf diese Weise wird es möglich, systeminterne Selbstreferenz und systemübergreifende Relationalität nicht als unvereinbare Gegensätze zu betrachten, sondern als komplementäre Perspektiven verschiedener theoretischer Ebenen.
Was auf einer Ebene als geschlossene Einheit erscheint, kann auf einer höheren Ebene als Element eines übergeordneten Zusammenhangs verstanden werden.

Durch diese Ebenen Differenzierung verwandelt sich ein bloßes Nebeneinander perspektivischer Zugänge in ein perspektivisches Miteinander:

Es ist ein Denken, das Widersprüche nicht aufhebt, sondern in ihrer Spannung strukturiert, differenziert und dynamisch integriert.
Diese Denkbewegung verweist jedoch auf eine grundlegendere Einsicht. Sowohl Erfahrung als auch Existenz sind keine ontologischen Tatsachen, sondern Modelle des Verstandes, Konstruktionen, mit denen wir versuchen, die Welt zu fassen.

Was wir „Erfahrung“ nennen, ist ein strukturierter Prozess selektiver Deutung.

Was wir „Existenz“ nennen, beschreibt den grundlegenden Zusammenhang, in dem Zeit, Identität und Weltbezug erlebt und verstanden werden.

Beides sind theoretische Ordnungsformen, keine gegebenen Realitäten.
Die Einführung unterschiedlicher Einheitsebenen, wie sie in den vorherigen Überlegungen entwickelt wurde, dient genau dieser Modellbildung. Sie erlaubt es, scheinbare Widersprüche, etwa zwischen Selbstreferenz und Relationalität, Teil und Ganzem, nicht als Fehler zu deuten, sondern als Ausdruck der Begrenztheit und Perspektivität unseres Denkens.
Sie macht erfahrbar, dass jedes sinnvolle Verstehen davon abhängt, von welcher Ebene und mit welcher Unterscheidung wir operieren. Damit wird Sinn selbst nicht mehr als etwas Fixiertes, sondern als emergente Struktur relationaler Zuordnungen begreifbar.
Diese Einsicht führt schließlich zu einem erkenntnistheoretischen Schluss:

[271] Differenz in Analogie zu Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung

Wir können keine Aussagen über die Realität an sich machen. Was wir Welt nennen, ist das Resultat unserer verstandesmäßigen Modellierung und unseres Deutens.

Die Realität bleibt dem Denken entzogen. Dies nicht, weil sie verborgen wäre, sondern weil jedes Verstehen bereits eine Form der Konstruktion ist.

Unsere Modelle, ob sie nun „System", „Ich", „Erfahrung" oder „Existenz" heißen, sind Werkzeuge der Orientierung, nicht Abbilder eines Seienden.
Gerade darin aber liegt ihre Kraft. Sie machen die Grenzen des Sagbaren sichtbar und eröffnen darin einen Raum für Reflexion, Freiheit und Gestaltung.
Gerade weil wir auf feste Einheiten und strukturierende Prinzipien angewiesen sind, um überhaupt denken zu können, liegt die Versuchung nahe, diesen Denkfiguren eine Realität zuzuschreiben, die sie nicht besitzen. Ob „Gott", „das höchste Gut", „Kapital" oder „Übermensch", alle fungieren in Narrativen als Sinnzentren, die Ordnung stiften, Orientierung geben und Komplexität reduzieren. Doch sie sind, wie das „Ich" oder die „Erfahrung" selbst, Konstrukte unseres Denkens. Sie sind Werkzeuge zur Vergewisserung, nicht Abbilder einer objektiven Welt.
Die Vielfalt der Zugänge macht deutlich: Bedeutung ist nichts Absolutes, sondern eine Relation in Abhängigkeit von Perspektive, Kontext und Denkform. Sie ergibt sich nicht aus dem Zugriff auf eine angebliche Wahrheit, sondern aus dem ständigen Ringen um Verständlichkeit, Anschlussfähigkeit und innere Stimmigkeit. Philosophie ist in diesem Sinne keine Suche nach letzter Gewissheit, sondern ein Denken in Bewegung. Es ist ein Denken, das mit seinen eigenen Voraussetzungen arbeitet, sie reflektiert und transformiert.
Deshalb ist Erfahrung in meiner Perspektive kein passives Aufnehmen von Gegebenem, sondern ein aktiver, gestaltender Vollzug.

Erfahrung ist der Ort, an dem Welt nicht vorgefunden, sondern hervorgebracht wird,

in der Verschränkung von Denken, Fühlen, Erinnern, Handeln. Und ebenso:

Existenz ist kein metaphysisches Fundament, sondern die immer vorläufige Antwort auf die Frage, wie wir in dieser strukturell offenen, unabschließbaren Welt einen Ort für uns selbst finden können.

In diesem Verständnis wird für mich deutlich, dass das, was wir als „Realität" bezeichnen, stets durch die Muster unseres Verstandes geformt ist. Wir verfügen über keine Perspektive jenseits unserer Modelle und kein Sein jenseits unserer Bedeutungszuschreibungen. Das heißt nicht, dass alles beliebig ist, wohl aber, dass wir erkennen müssen, dass jede Wahrheit perspektivisch ist.
Eine letzte Wahrheit über die Realität können wir nicht erfassen, nicht weil sie sich uns entzieht, sondern weil es keinen Standpunkt außerhalb unseres eigenen Denkens gibt, von dem aus wir sie erkennen könnten. Alles, was wir Welt nennen, erscheint uns durch unsere begrifflichen, sprachlichen und kulturellen Formen hindurch. Die Realität, wie sie sich zeigt, ist nicht unabhängig von uns, sondern Ausdruck unserer Deutungsweise und unserer Existenzform. Was wir als wirklich erkennen, ist untrennbar verknüpft mit dem, wie wir in der Welt sind. Wahrheit ist daher keine festliegende Konstante, sondern ein Geschehen, das sich im lebendigen Vollzug unseres Daseins ereignet. Die Arbeit am Denken ist zugleich Arbeit am Selbst. Indem wir unsere Begrenztheit anerkennen und die Beweglichkeit unseres Verstandes ernst nehmen, schaffen wir Raum für eine Wahrheit, die nicht abschließt, sondern verwandelt; in uns und durch uns.

„Glaube denen, die die Wahrheit suchen, und zweifle an denen, die sie gefunden haben."

Diese Haltung ist kein Ausdruck von Beliebigkeit oder Nihilismus, sondern im Gegenteil: Sie ist getragen von intellektueller Redlichkeit und existenzieller Wachheit. Sie anerkennt, dass Wahrheit nicht jenseits unseres Denkens existiert, sondern in der Weise, wie wir uns mit der

Welt in Beziehung setzen, tastend, fragend, veränderlich. Der Weg wird hier nicht als bloßes Mittel zum Zweck verstanden, sondern als Form, in der sich Bedeutung ereignet.

Nicht durch das Finden, sondern durch das Fragen verwandeln wir uns und mit uns unser Weltverhältnis.

64. Verstehen und Verstand

„Verstehen ist ein dialogisches Geschehen, in dem sich der Horizont des Verstehenden mit dem des Verstandenen verschmilzt." Hans-Georg Gadamer

Diese Einsicht beschreibt den Kern dessen, was echtes Verstehen ausmacht. Es handelt sich dabei nicht um das bloße Erfassen von Informationen, sondern um einen lebendigen, sich ständig verändernden Prozess, in dem Sinn durch Begegnung entsteht. Verstehen ist kein rein innerpsychischer Vorgang, sondern ein Ereignis, das den Verstehenden selbst verändert. Es berührt, fordert heraus und lässt neue Bedeutungshorizonte entstehen.
Vor diesem Hintergrund wird auch der Unterschied zwischen Verstand und Verstehen deutlich. Der Verstand ist das Vermögen zur Analyse, zur Unterscheidung und zur begrifflichen Ordnung. Er schafft Struktur, Klarheit und ist für Erkenntnis unverzichtbar. Doch das Verstehen reicht über diese verstandesmäßige Funktion hinaus: Es ist ein dialogischer Vollzug, in dem nicht nur Begriffe, sondern auch Erfahrungen, Emotionen und Perspektiven aufeinandertreffen. Sinn entsteht nicht durch logische Ableitung allein, sondern in einer wechselseitigen Beziehung, in der sich der Horizont des Verstehenden erweitert und verändert.
Verstehen bedeutet, sich dem Anderen zu öffnen, sei es einem Text, einem Gedanken, einem Menschen oder einem geschichtlichen Zusammenhang. Wer wirklich versteht, wird selbst mitverwandelt. Verstehen lebt von Resonanz und Beziehung, nicht aber von Distanz oder Kontrolle.
Auch Erfahrung zeigt sich in diesem Zusammenhang nicht als bloße Reizverarbeitung oder passive Aufnahme von Eindrücken. Sie ist ein schöpferischer, offener Prozess, in dem Deutung, Wirkung und Selbstverhältnis miteinander verwoben sind. Erfahrung entfaltet sich im Dialog mit Welt, Text und Geschichte und ist stets getragen von einem Vorverständnis, das sich im Prozess des Verstehens selbst wandelt. Der Horizont ist dabei kein fixer Rahmen, sondern eine bewegliche Grenze, die sich in der Begegnung mit dem Anderen verschiebt.
In diesem Sinne ist der Verstand eine notwendige Bedingung für Verstehen, jedoch nicht seine Grenze. Während der Verstand auf Klarheit und Abgrenzung zielt, lebt das Verstehen vom Überschreiten dieser Grenzen, einem Zusammenspiel aus Reflexion und Resonanz, Struktur und Hingabe. Es öffnet sich dem Noch-nicht-Gedachten.
Philosophie, wie ich sie verstehe, strebt daher nicht allein begriffliche Durchdringung an, sondern ein Verstehen, das in der Tiefe der Erfahrung verwurzelt ist. Ein Verstehen, das nicht nur erklärt, sondern verwandelt, und dadurch neue Wirklichkeit, das heißt, ein neu interpretiertes Gegebenes, entstehen lässt.

Verstandesmäßiges Verstehen ist ohne Erfahrung weder möglich noch sinnhaft. Erst in der Erfahrung konstituiert sich das, was verstanden werden kann.

Die bloße Existenz der Realität garantiert nicht, dass wir sie verstehen. Erst durch unsere Erfahrungen wird das Gegebene zugänglich und damit verständlich. Verstehen ist kein unmittelbarer Zugriff auf die Welt, sondern ein Prozess, der an unsere persönliche Erfahrungsweise gebunden ist.

Nicht die Realität selbst liegt dem Verstehen zugrunde, sondern die Weise, in der wir als denkende Wesen Erfahrungen in ihr machen.
oder:
Verstehen gründet nicht in der Realität an sich, sondern in der Weise, wie wir als Menschen Erfahrungen innerhalb dieser Realität strukturieren und deuten.

Unsere Beziehung zur Welt erfolgt indirekt. Wir interpretieren die Wirkungen einer uns letztlich unbekannten Realität. Zwar existiert sie unabhängig von uns, doch wir haben nur durch sinnliche Wahrnehmung und Selbstreflexion Zugang zu ihr. Das, was wir über die Realität wissen, ist stets vermittelt durch unsere Wahrnehmungen, Erlebnisse und Deutungen.
Durch Denken sind wir in der Lage, unsere Deutungsmuster zu erweitern oder zu hinterfragen. Nicht die Realität selbst liefert uns direktes Wissen, sondern die Interpretation unserer Erfahrung durch den Verstand. Hierin liegt die Schnittstelle, an der wir Konkretes und Abstraktes verstandesmäßig gleichbehandeln, obwohl Abstrakta keine sinnlich erfahrbaren Objekte, sondern gedankliche Konstrukte (Artefakte) sind. Mittels Vorstellungskraft erhalten sie dennoch verstandesmäßige Präsenz und können zum Gegenstand unseres Denkens werden.
Wenn im Folgenden von „Verstehen“ gesprochen wird, ist jener Prozess gemeint, in dem aus gelebter Erfahrung begriffliche Vorstellungen gebildet werden. Verstehen ist also das Ergebnis eines Vorgangs, bei dem wir das Gegebene wahrnehmen, deuten und in ein kohärentes System einordnen. Es ist nicht die Realität selbst, die unser Verstehen bestimmt, sondern unsere interpretierte Erfahrung, vermittelt durch vorstrukturierte Denkmuster, die wir auf die Welt projizieren.
Es ist sinnvoll, verstandesmäßiges Verstehen in eine persönliche und eine kollektive Perspektive zu unterteilen. Diese Differenzierung erklärt, wie wir sowohl als Einzelne als auch als Mitglieder einer Gesellschaft Sinn aus der Welt gewinnen.
Die persönliche verstandesmäßige Welt gründet auf individuellen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen. Aus diesen formen sich persönliche Muster, die unsere Weltsicht prägen. Sie sind bestimmt durch biografische Erlebnisse, emotionale Prägungen und die individuelle Verarbeitung sinnlicher Eindrücke, also unsere Erfahrungen.
Demgegenüber steht das kollektive Verstehen. ES ist eine sozial vermittelte Wirklichkeit, die sich durch Kommunikation, Sprache, kulturelle Praktiken und gesellschaftliche Normen herausbildet. Obwohl kollektives Wissen auf individuellen Beiträgen basiert, entwickelt es durch Interaktion eine eigene Dynamik. Es entstehen normative Rahmen, symbolische Ordnungen und kulturelle Wirklichkeitsmodelle.
Wie Wittgenstein in seinem Konzept der Sprachspiele betont, ist Sprache nicht bloß ein Medium zur Mitteilung, sondern eine Form des Handelns, die unsere Weltwahrnehmung strukturiert. Beide Ebenen des Verstehens, sowohl die individuelle als auch die kollektive, sind selbstreferenziell, aber in ständiger Wechselwirkung. Das Individuum denkt und versteht immer im sozialen Kontext, während kollektives Wissen auf individuelle Interpretation angewiesen ist.
Dieser Austausch zwischen persönlichem und kollektivem Verstehen ist grundlegend für unsere Orientierung in der Welt. Das Individuum prüft seine Wahrnehmungen an kollektiven Bedeutungen und bleibt dabei offen für Abweichung und Eigenständigkeit. Das kann zur Vielfalt menschlicher Perspektiven beitragen.
Im Kapitel „Analoge Welt und digitales Verständnis“ werden zwei erkenntnistheoretisch bedeutsame Ebenen beschrieben: die private verstandesmäßige Welt und die kollektiv vermittelte Wirklichkeit.
Die private verstandesmäßige Welt entsteht durch den Verstand, der analoge Sinneseindrücke wie Empfindungen und Emotionen in diskrete und geordnete Verstandeseinheiten transformiert. Diese Prozesse der Abstraktion, Kategorisierung und Interpretation beruhen auf persönlicher Erfahrung und Wahrnehmung. Somit ist diese Welt eine individuelle Konstruktion, die

auf eigenen Mustern und Vorstellungen basiert und das persönliche Verständnis der Welt widerspiegelt.
Dem gegenüber steht **die kollektiv verstandene Welt**, die durch Sprache und soziale Prozesse vermittelt wird. Bedeutungen werden hier durch Kommunikation geteilt und stabilisiert. Diese Ebene gründet auf Traditionen, Machtverhältnissen und gemeinsamen Regeln. Die Sprache erfüllt nicht nur eine beschreibende, sondern auch eine strukturierende Funktion.

Verstandesmäßiges Verstehen setzt die Bildung von Einheiten und Strukturen voraus.
Der Verstand erfasst Informationen nicht isoliert, sondern ordnet sie in sinnvolle Zusammenhänge ein. Zentral für das Verständnis komplexer Phänomene sind zwei grundlegende Fragen: die **Elementfrage**, die sich mit den einzelnen Bestandteilen der Welt beschäftigt, und die **Strukturfrage**, die nach den Beziehungen und Ordnungen zwischen diesen Elementen fragt. Diese Fragen sind nur dann relevant, wenn sie auf einer generalisierten und zeitunabhängigen Ebene beantwortet werden. Ein rein situationsbezogenes Erfassen bleibt im Moment verhaftet und verliert mit dem Kontext seine Bedeutung.
Verstehen bedeutet somit nicht nur die Registrierung einzelner Inhalte, sondern ihre Einordnung in abstrakte und übergreifende Muster, die in verschiedenen Situationen wiedererkannt und angewendet werden können. Erst durch Generalisierung, also durch Loslösung vom Zufälligen und Partikulären, entstehen tragfähige Denkstrukturen. Die Festlegung auf bestimmte Elemente und stabile Strukturen ist daher eine Grundvoraussetzung jeder Erkenntnis. Schon Aristoteles betonte, dass der Verstand nicht mit isolierten Einzeldaten arbeitet, sondern diese unter allgemeine Begriffe und Kategorien fasst. Nur durch solche zeitunabhängigen Kategorien entsteht ein systematischer Zusammenhang, der über bloße Wahrnehmung hinausweist.
Auch neurowissenschaftliche Erkenntnisse bestätigen, dass unser Gehirn Informationen bevorzugt speichert, wenn sie in generalisierte Strukturen eingebettet sind. Neuronale Netzwerke arbeiten mit Mustern und nicht mit punktuellen Daten. Ohne diese Muster wären Wiedererkennung, Transferleistungen oder Lernen unmöglich.
Sowohl die Elementfrage als auch die Strukturfrage gewinnen ihre erkenntnistheoretische Bedeutung dadurch, dass sie allgemeine Ordnungsprinzipien anstreben. Nur so können sie als wiederverwendbare Werkzeuge verstandesmäßigen Verstehens dienen, als Bausteine eines Denkens, das über den Zufall des Gegebenen hinausgeht und auf eine überzeitliche Ordnung ausgerichtet ist. Dies gilt gleichermaßen für individuelles wie kollektives Verständnis[272].
Verstehen geht jedoch über diese rein verstandesmäßige Funktion hinaus. Es ist ein dialogischer Vollzug, in dem Denken, Erfahrungen, Emotionen und Perspektiven aufeinandertreffen. Verstehen ist nicht nur eine Leistung des Verstandes, sondern auch ein persönlich erlebter Prozess, der in der unmittelbaren Begegnung mit der Welt wurzelt.
Dabei wird deutlich, dass dem Denken stets ein Erfahrungsprozess vorausgeht. Der Verstand operiert nicht im luftleeren Raum, sondern schöpft seine Inhalte aus dem Gegebenen, wie es sinnlich und emotional erfahren wird. Erst auf dieser Grundlage ordnet er das Erlebte, analysiert es und überführt es in abstrakte Begriffe. Denken ist also auf Erfahrung angewiesen, denn ohne diese gäbe es nichts, was begrifflich erfasst werden könnte.
Die Tätigkeit des Verstandes besteht wesentlich in Abstraktion, also in der Reduktion des Konkreten auf allgemeine Strukturen. Was dadurch an Bedeutung gewonnen wird, geht jedoch mit

[272] Damit widerspreche ich der aristotelischen Annahme, dass durch Abstraktion das Wesentliche erkannt werden kann. Stattdessen verstehe ich Abstraktion nicht als Mittel zur Erfassung einer objektiven Wahrheit, sondern als zweckgerichtetes Werkzeug, das das Verstehen ermöglicht. Ihr erkenntnistheoretischer Wert liegt folglich nicht in der Abbildung des Seienden, sondern in ihrer Funktion für die verstandesmäßige Ordnung und Orientierung.

einem Verlust an Unmittelbarkeit einher. So ermöglicht der Verstand Orientierung und Klarheit, entfernt sich dabei aber von der Fülle und Vielgestaltigkeit der erlebten Welt.
Erfahrung ist somit nicht nur Ausgangspunkt, sondern auch Grundbedingung des Denkens. Verstehen entsteht an der Schnittstelle zwischen der Offenheit der Erfahrung und der ordnenden Kraft des Verstandes. Erst in dieser Verbindung entfaltet sich ein tieferes und umfassenderes Verständnis der Wirklichkeit.
Wenn ich jedoch verstehen will, was Erfahrung ist, muss ich auf die Bedingungen des Verstandes zurückgreifen, die Erfahrung überhaupt erst beschreibbar machen. Erfahrung muss in eine strukturierbare und begrifflich fassbare Form gebracht werden. Das bedeutet zugleich, dass die direkte Unmittelbarkeit der Erfahrung verloren geht, sobald sie verstanden werden soll. Um sie dem Denken zugänglich zu machen, muss Erfahrung in Einheiten zerlegt und in eine Ordnung gebracht werden. Verstehen setzt somit eine Reduktion voraus. Die Vielfalt der Erfahrung wird auf Strukturen zurückgeführt, die der Verstand erfassen, analysieren und in übergreifende Muster einfügen kann. Erst durch diese Ordnung wird Erfahrung zu einem Gegenstand des Verstehens und damit der Erkenntnis.
Als Einheiten der Erfahrung lassen sich Emotionen und Empfindungen verstehen, die auf sinnlichen Eindrücken beruhen. Emotionen können als energetische Kraftpotenziale betrachtet werden, die Elemente eines dynamischen Kraftfeldes bilden, das wir als Erfahrung bezeichnen. Dieses Kraftfeld ist nicht statisch, sondern organisiert sich situativ in Form von Gruppenkonstellationen oder Mustern, wie es etwa Gerald Edelman[273] beschreibt. Diese Muster ermöglichen Wiedererkennung, Vergleich und Anpassung und bilden so eine flexible und lebendige Struktur, die situatives Erfassen und gleichzeitig Einordnung in übergeordnete Zusammenhänge erlaubt.
Diese erweiterte Perspektive zeigt, dass Verstehen stets im Spannungsfeld zwischen Abstraktion und Konkretheit, zwischen Zeitlosigkeit und Zeitgebundenheit stattfindet. Einerseits verlangt Verstehen die ordnende Kraft des Verstandes, um das Zufällige und Einzelfallhafte in allgemeine Modelle zu überführen. Andererseits bleibt Verstehen untrennbar mit konkreter Wahrnehmung, situativer Bedeutung und individueller Einfühlung verbunden.
Verstehen ist daher nicht nur eine Innenperspektive, sondern vollzieht sich im lebendigen Austausch mit der Welt, mit anderen Menschen und mit dem eigenen Selbst. Es bewegt sich zwischen Allgemeinem und Besonderem, zwischen festen Strukturen und Offenheit für Neues. Dieses Wechselspiel macht Verstehen zu einem dynamischen und dialogischen Prozess, der sowohl Ordnung schafft als auch Raum für Kreativität und Wandel lässt.
Verstehen kann deshalb nicht auf die reine Einheitsarbeit des Verstandes reduziert werden. Es ist vielmehr ein lebendiger Prozess, in dem das Einzelne im Licht des Ganzen und das Ganze im Spiegel des Einzelnen gedeutet wird. In diesem Sinne ist Verstehen immer auch Selbstvergewisserung, Begegnung und Interpretation. Es integriert Verstand und Emotionen zu einem sinnstiftenden Zusammenhang.
Der Verstand ist eine zentrale Bedingung für das Verstehen, doch seine Funktion entfaltet sich erst voll, wenn abstrakte Ordnung in konkrete, lebendige Erfahrung eingebettet wird. In diesem Spannungsfeld begegnen wir der klassischen Henne-und-Ei-Frage: Was kommt zuerst – Verstand oder Erfahrung?

[273] Gerald Edelman beschreibt Gruppenkonstellationen (oder "Neuronal Group Selection") als dynamische Netzwerke, die sich durch Erfahrung formen und reorganisieren. Diese neuronalen Gruppen entstehen durch Selektion aus vielfältigen Verbindungen und bilden flexible Muster, die Wahrnehmungen, Erinnerungen und Handlungen ermöglichen. Ich formuliere diese Behauptung allerdings grundsätzlicher und nicht wie Edelman bezogen auf Nervenzellen im Gehirn.

Tatsächlich sind beide untrennbar miteinander verwoben. Erfahrung stellt das Rohmaterial bereit, das der Verstand durch Prozesse wie Abstraktion, Kategorisierung und Strukturierung in sinnvolle Zusammenhänge überführt. Umgekehrt erhält Erfahrung erst durch die ordnende Kraft des Verstandes ihre interpretierbare Gestalt.
Dabei ist Erfahrung nicht bloß eine Ansammlung von Sinneseindrücken, sondern der Ausgangspunkt jeder Sinnbildung. Aus ihr gewinnt der Verstand seine Inhalte, die er in begriffliche Modelle übersetzt. Diese dienen nicht nur der Rekonstruktion des Vergangenen, sondern auch als Deutungsrahmen für das Gegenwärtige. Wir erkennen nicht einfach, was ist, sondern deuten es im Licht dessen, was wir bereits erlebt und verstanden haben.
Verstehen ist somit kein passives Abbilden der Welt, sondern ein aktiver Prozess der Sinnzuschreibung. In ihm begegnen sich das Gegebene und das Gedachte, sowie die Offenheit der Erfahrung und die strukturierende Funktion des Verstandes. Erkenntnis entsteht in diesem Zusammenspiel als dynamische Bewegung zwischen Wahrnehmung und Einheit, zwischen unmittelbarem Erleben und abstrakter Ordnung.
Unsere Erfahrungen bilden die Grundlage allen Verstehens. Sie liefern die primären Inhalte, aus denen der Verstand, durch Abstraktion und Strukturierung, Modelle formt. Diese Modelle fungieren nicht nur als Einheiten vergangener Erlebnisse, sondern auch als Deutungsrahmen. Wir projizieren sie auf das gegenwärtige Gegebene, um es zu erkennen, einzuordnen und mit Bedeutung zu versehen. Verstehen ist somit kein Abbilden der Welt, sondern ein strukturierter Prozess aktiver Sinnzuschreibung, in dem das Neue stets im Licht des bereits Erfahrenen erscheint. Erkenntnis vollzieht sich dabei als ein Zusammenspiel von sinnlich gedeuteter Gegebenheit (Erfahrung) und verstandesmäßiger Struktur (Ordnung).

> „Begriffe, welche sich bei der Ordnung der Dinge als nützlich erwiesen haben, erlangen über uns leicht eine solche Autorität, dass wir ihres irdischen Ursprungs vergessen und sie als unabänderliche Gegebenheiten hinnehmen. Sie werden dann zu „Denknotwendigkeiten“, „Gegebenen a priori“ usw. gestempelt. Der Weg des wissenschaftlichen Fortschrittes wird durch solche Irrtümer oft für lange Zeit ungangbar gemacht. Es ist deshalb durchaus keine müßige Spielerei, wenn wir darin geübt werden, die längst geläufigen Begriffe zu analysieren und zu zeigen, von welchen Umständen ihre Berechtigung und Brauchbarkeit abhängt, wie sie im Einzelnen aus den Gegebenheiten der Erfahrung herausgewachsen sind. Dadurch wird ihre allzu große Autorität gebrochen.“
>
> Albert Einstein, Nachruf auf Ernst Mach, Physikalische Zeitschrift 1916

65. Verstehen und Abstraktionsebenen

Stabile und Standardisierte Festlegungen begrenzen die Möglichkeiten, während die Arbeit mit unterschiedlichen Abstraktionsebenen (Perspektiven) den Denkraum deutlich erweitert. Diese Herangehensweise ermöglicht es, komplexere und vielfältigere Strukturen zu schaffen, die ein größeres Maß an Flexibilität bieten und ein breites Spektrum an Lösungen zulassen. Ein anschauliches Beispiel hierfür ist der Baum, der auf verschiedenen Abstraktionsebenen in unterschiedlichen Kontexten und aus unterschiedlichen Perspektiven jeweils neue Bedeutungen erhält.
Das bedeutet: Während feste Definitionen die Möglichkeiten einschränken, erweitert die Vielfalt an Abstraktionsebenen die Qualität und den Umfang von Denkansätzen und strukturellen Lösungen. Dieses Prinzip lässt sich gut anhand der verschiedenen Ebenen der Abstraktion veranschaulichen:

- Auf einer niedrigen Abstraktionsebene erfolgt eine detaillierte, wissenschaftlich fundierte Betrachtung, die sich eng an der konkreten Realität orientiert. Dabei werden einzelne Elemente oder Einheiten in ihrem spezifischen Kontext analysiert, wie etwa der Baum in seiner physischen Gestalt. Dabei wird der Fokus auf seine biologischen Merkmale wie Blätter, Stamm und Wurzeln gelegt.
- Auf einer mittleren Abstraktionsebene wird der Baum in seinen ökologischen und biologischen Zusammenhängen verstanden. Der Schwerpunkt liegt hier auf den Beziehungen und Funktionen der Einheiten innerhalb eines Systems. Der Baum wird beispielsweise als Teil eines Ökosystems betrachtet, in dem er mit anderen Organismen und der Umwelt interagiert, um das Gleichgewicht des Systems zu wahren.
- Auf einer hohen Abstraktionsebene kann der Baum schließlich in einem philosophischen oder symbolischen Sinne betrachtet werden. Hier rückt die konkrete Erscheinung in den Hintergrund, und der Baum wird zu einem symbolischen Objekt, das für abstrakte Ideen wie Wachstum, Leben oder den Zyklus der Natur steht.

Diese drei Abstraktionsebenen verdeutlichen, wie sich Perspektiven mit zunehmender Abstraktion verschieben und wie neue, differenzierte Denkansätze entstehen können. Abstraktion erweitert die Denkmöglichkeiten, da sie erlaubt, denselben Gegenstand auf unterschiedlichen Ebenen zu analysieren. Feste Definitionen, die nur eine Ebene berücksichtigen, engen hingegen das Verständnis ein. Durch die bewusste Anwendung verschiedener Abstraktionsebenen kann ein Gegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden. Das führt zu einem umfassenderen und tiefergehenden Verständnis.
Ein weiterer Aspekt, der diese Denkmöglichkeiten erweitert, ist die Betrachtung von Veränderung über Zeit.

Diese zusätzliche Dimension erlaubt es, nicht nur die Struktur eines Objekts in einem statischen Moment zu erfassen, sondern auch dessen Entwicklung und Wandel im Zeitverlauf zu

analysieren. Während verschiedene Abstraktionsebenen unser Verständnis für die Komplexität eines Objekts oder Systems vertiefen, erweitern unterschiedliche Zeitebenen unsere Sicht auf dessen Dynamik und Veränderung. So wird es möglich, sowohl die gegenwärtige Struktur eines Gegenstands als auch die Prozesse, die ihn geformt haben oder verändern werden, zu begreifen. Die Kombination von Abstraktions- und Zeitebenen erlaubt es, Strukturen und ihre Entwicklung umfassend zu erfassen.
Gerade in diesem Zusammenspiel von zeitlicher Entwicklung und gedanklicher Abstraktion zeigt sich, dass Verstehen ein komplexer Prozess ist, der sich selten auf unmittelbare Wahrnehmung oder bloße Erfahrung beschränkt. Vielmehr entfaltet sich Verstehen in einem ständigen Wechselspiel zwischen konkreter Anschauung und abstrakter Reflexion. Abstraktion ist dabei ein zentrales Werkzeug: Sie reduziert Komplexität, indem sie bestimmte Merkmale hervorhebt und andere ausblendet. Auf diese Weise entstehen begriffliche Einheiten, die als Grundlage für Denken, Sprechen und Erkennen dienen.
Die Fähigkeit, zwischen verschiedenen Abstraktionsebenen zu wechseln, ist entscheidend für ein tiefes, umfassendes Verständnis der Welt. Abstraktion ermöglicht es, einzelne Phänomene in größere Zusammenhänge einzuordnen, übergreifende Muster zu erkennen und Prinzipien abzuleiten. Gleichzeitig birgt sie die Gefahr der Vereinfachung, der Entfremdung vom Konkreten, ja sogar des Missverständnisses. Der Prozess des Verstehens ist somit stets auch ein Balanceakt zwischen Detail und Überblick, zwischen sinnlicher Erfahrung und gedanklicher Struktur.
Ein prägnantes Beispiel für diesen Zusammenhang ist der Satz: „Liebe ist ein Gefühl." Auf den ersten Blick eine scheinbar einfache Aussage, entfaltet sich bei näherer Betrachtung ein komplexes Gefüge von Bedeutungen und Abstraktionsebenen, das die Vielschichtigkeit unserer begrifflichen Welt zeigt:

1. Die konkrete Ebene des Erlebens: Liebe als unmittelbare, sinnliche und emotionale Erfahrung. Sie ist noch nicht sprachlich vermittelt.
2. Die emotionale Abstraktionsebene: Die Reflexion über Liebe als ein benennbares Gefühl mit bestimmten Qualitäten wie Nähe oder Wärme.
3. Die kategoriale Ebene: Die Einordnung der Liebe als Teil der allgemeinen Kategorie „Gefühle" neben anderen wie Angst oder Freude.
4. Die sprachlich-konzeptuelle Ebene: Die Aussage „Liebe ist ein Gefühl" als Ergebnis eines kulturell und sprachlich geformten begrifflichen Systems.

Hier zeigt sich: Verstehen ist das Durchlaufen verschiedener Abstraktionsebenen. Jede Ebene bringt eigene Perspektiven und Bedeutungen hervor. Je höher die Abstraktion, desto allgemeiner, aber auch unbestimmter werden die begrifflichen Einheiten.
Friedrich Nietzsche formulierte treffend:

„Wir haben Einheiten nötig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten gibt." Nietzsche; Die mechanistische Welt-Auslegung, Nr. 635

Die Einheiten, mit denen wir denken, sind Werkzeuge zur Bewältigung von Komplexität. Doch sie sind nicht neutral. Sie strukturieren, was wir wahrnehmen, was wir übersehen, wie wir die Welt ordnen.
Je nach Abstraktionsebene verändert sich unser Verständnis. Es variieren die Art der Information, die Deutungsmöglichkeiten und die Genauigkeit des Erkennens. Auf niedrigen Ebenen dominieren Konkretheit und Detail, auf höheren Ebenen Überblick und Systematik. Dies jedoch um den Preis der Vereinfachung.
Diese Bewegung zwischen den Ebenen ist kein bloßer intellektueller Akt, sondern Ausdruck lebendigen, kreativen Denkens. Flexibles Wechseln zwischen Anschauung und Abstraktion ist

Grundlage systemischen Verstehens. Komplexe Systeme lassen sich nicht durch eine einzige Perspektive erfassen, sondern nur durch die bewusste Verbindung verschiedener Erkenntnisebenen.
Dabei sollte immer bewusst bleiben: Abstraktion erleichtert das Denken, kann aber vom Konkreten entfremden. Allgemeine Begriffe machen Zusammenhänge sichtbar, aber nicht notwendigerweise wahrer. Abstraktion ist ein erkenntnisförderndes, zugleich potenziell irreführendes Instrument.
Zentral ist dabei die Rolle der Sprache. Je höher der Abstraktionsgrad, desto bedeutsamer wird sie als Vermittlungsmedium. Sprache ermöglicht Begriffsbildung, Klärung und Kommunikation. Sprache verbindet Ebenen und ist selbst Ausdruck abstrakten Denkens. Ohne Sprache wäre Abstraktion nicht möglich.
Letztlich hängt Verstehen davon ab, wie wir Informationen strukturieren, auf welchen Ebenen wir sie betrachten und wie souverän wir zwischen diesen Ebenen navigieren. Ein differenziertes Verständnis erfordert eine dem Kontext, Ziel und der Fragestellung angemessene Abstraktionshöhe. Verstehen wird damit zu einem aktiven, gestaltenden Prozess, der weit über unmittelbare Erfahrung hinausgeht.
Ein treffendes visuelles Beispiel liefert Wilhelm Buschs „Die fromme Helene“.

Wilhelm Busch, Die fromme Helene

In einer Szene steigt Helenes Seele aus dem Kamin auf und wird vom Teufel erwartet. Diese Szene zeigt exemplarisch die Bewegung von der sinnlichen zur abstrakten Ebene:

- Die konkrete Ebene: Die Darstellung des Todes einer Frau.
- Die emotionale Ebene: Die Reaktion des Betrachters, etwa Mitgefühl oder moralische Empörung.
- Die kategoriale Ebene: Das Verständnis der Szene als Allegorie auf Sünde, Schuld und Strafe.
- Die sprachlich-symbolische Ebene: Die Interpretation des Bildes im Kontext religiöser, kultureller und moralischer Diskurse.

Diese Szene macht deutlich:
Verstehen ist ein vielschichtiger, gestaltender Prozess. Er wird getragen von Erfahrung, strukturiert durch Abstraktion, vermittelt durch Sprache.

Verstehen vollzieht sich als ein lebendiger Prozess, der auf der Bewegung zwischen verschiedenen Abstraktionsebenen beruht. Diese Ebenen eröffnen jeweils eigene Perspektiven, schaffen unterschiedliche Bedeutungsräume und ermöglichen vielfältige Denkzugänge. Weder unmittelbare Erfahrung noch begriffliche Struktur allein reichen aus, um komplexe Phänomene zu erfassen. Erst das Zusammenspiel von konkreter Wahrnehmung, abstrahierender Reflexion und sprachlicher Vermittlung führt zu einem vertieften Verständnis. Sprache spielt dabei eine zentrale Rolle, da sie nicht nur Einheiten (Begriffe formt, sondern auch die Verbindung zwischen den Ebenen herstellt. Verstehen ist somit kein passives Aufnehmen, sondern ein aktiver und gestaltender Prozess, der Erfahrungen ordnet, Modelle bildet und Erkenntnisse in größere Zusammenhänge einbettet. Die Fähigkeit, flexibel zwischen unterschiedlichen Abstraktionshöhen zu wechseln, ist daher eine grundlegende Voraussetzung für differenziertes Denken und umfassende Erkenntnis.

66. Verstehen als Sprache

Jede sprachliche oder argumentative Darstellung von Erfahrung bedeutet notwendig eine Transformation und damit eine Reduktion des ursprünglich Erlebten.

Wir verstehen und definieren das Phänomen „Leben“ auf der Grundlage seiner Wirkungen und Manifestationen. Diese Tatsache verdeutlicht die Vielschichtigkeit des Begriffs und die Herausforderung, ihn eindeutig zu erklären oder zu beschreiben. Eine grundlegende Voraussetzung für das Verstehen ist, dass das zu Beschreibende in einer Sprache gefasst ist, die wir verstehen. Sprache fungiert dabei nicht nur als neutrales Werkzeug der Beschreibung, sondern auch als Mittel der Bewertung und Interpretation. Sie bringt Ordnung und Sinn in unsere Wahrnehmungen und Erfahrungen.

Unter „Sprache“ wird hier nicht nur die gesprochene oder geschriebene Sprache im engeren Sinn verstanden, sondern jede Form von Codierung und Ausdrucksweise, die Aspekte des Gegebenen (Wirklichkeit) vermittelt. Dazu zählen neben der konventionellen Sprache auch Mathematik, Kunst, Musik und weitere symbolische Systeme, also „Sprachen“ im weiteren Sinne. Jede dieser „Sprachen“ codiert jeweils spezifische Ausschnitte der Realität und eröffnet dadurch unterschiedliche Zugänge zur Strukturierung Welt. Zugleich begrenzt und verengt jede dieser Ausdrucksformen die Wahrnehmung und Erkenntnis auf eine stark eingeschränkte und festgelegte Auswahl von Möglichkeiten. So eröffnet die mathematische Struktur beispielsweise einen Erkenntnispfad, der auf eine sehr begrenzte und spezifische Anzahl von Deutungen und Perspektiven reduziert ist, nämlich auf den der Logik.

Die Sprache im engeren Sinne erlaubt es, narrative und deskriptive Inhalte sowie abstrakte Strukturen auszudrücken und zu teilen. Die Mathematik ermöglicht eine präzise Darstellung logischer und quantitativer Zusammenhänge. Kunst, Musik und Tanz vermitteln emotionale, ästhetische und individuelle Erfahrungsdimensionen. Erst durch die Kombination dieser Ausdrucksformen kann ein umfassenderes, mehrdimensionales Verständnis von Leben und Welt entstehen.

Codierte Einheiten, als Formen abstrakten Denkens, sind in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht unmittelbar erfahrbar. Sie entziehen sich der sinnlichen Wahrnehmung und bleiben zunächst leer, bis sie in konkrete Eigenschaften, Merkmale oder messbare Phänomene übersetzt werden. Erst durch diesen Akt der Transformation erhalten sie Bedeutung. Diese Bedeutungszuschreibung geschieht jedoch nicht automatisch oder objektiv, sondern ist immer das Ergebnis eines interpretativen Prozesses. Individuelle Perspektiven oder kollektive Konventionen prägen die Art und Weise, wie abstrakte Einheiten verstanden und kontextualisiert werden.

Aus dieser Dynamik ergibt sich: Abstraktion ist kein rein deskriptiver Vorgang, sondern ein aktiver, gestaltender Prozess. Sie schafft die Voraussetzungen dafür, dass wir überhaupt gedanklich begreifen können. Indem sie Komplexität ordnet, Muster identifiziert und Begriffe strukturiert, formt sie unsere Modelle der Wirklichkeit und damit unser Verständnis der Welt. Abstraktion ist somit keine passive Reduktion, sondern ein schöpferischer Akt des Denkens, durch den Verstehen als systematische Einordnung und sinnstiftende Verbindung ermöglicht wird.

Aus meiner Perspektive definiere ich Leben als eine (Konstruktions-)Einheit folgendermaßen:

> **Ein Individuum ist eine autonome, lebende Einheit (System), die sich selbst organisieren, steuern, erhalten und reproduzieren kann. Es entwickelt und verändert sich autonom, basierend auf seiner inneren Welt, einschließlich seiner Emotionen und Empfindungen, sowie den verfügbaren Ressourcen. Dabei steht es in einem wechselseitigen Verhältnis zu seiner Umwelt.**

Diese Interpretation ist inspiriert von der Systemtheorie Niklas Luhmanns, die, obwohl sie primär als soziologische Theorie konzipiert ist, zugleich den Anspruch einer Metatheorie erhebt. In diesem Sinne bietet sie ein erkenntnistheoretisches Fundament, das über die Soziologie hinausweist.
Auch in meinem Essay folge ich diesem weiten Verständnis von Systemen. Sprache, Mathematik, Musik oder das Individuum selbst lassen sich als eigenständige, operativ geschlossene Systeme begreifen, die jeweils nach eigenen Regeln Sinn erzeugen. Diese Perspektive erlaubt es, Verstehen nicht als universalen Akt, sondern als systeminterne Konstruktion zu fassen, die jeweils an die Logik und Struktur des betrachteten Systems gebunden ist.
Luhmann zufolge erhält ein System seine Identität in einer sich wandelnden, nicht vollständig kontrollierbaren Umwelt durch Selbstreferenz. Ein System unterscheidet sich von seiner Umwelt durch eine intern gezogene Grenze. Diese Grenzziehung basiert auf einer binären Codierung, etwa wahr/nicht-wahr, recht/unrecht oder akzeptabel/nicht-akzeptabel.

Ein Beispiel: Eine Richterin betrachtet einen Fall unter dem Aspekt des geltenden Rechts. Ihre Perspektive ist durch den binären Code "recht/unrecht" strukturiert. Moralische, psychologische oder soziale Aspekte des Falles bleiben außerhalb dieser rechtlichen Perspektive. So entsteht ein „blinder Fleck“. Die Richterin betrachtet nur, was im Rahmen des Rechtssystems sichtbar ist. Alles, was nicht dieser Codierung entspricht, wird ausgeblendet.

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie Systeme durch spezifische Codierungen operieren und so Komplexität reduzieren. Gleichzeitig zeigen sich die Grenzen jeder systemischen Beobachtung: Kein System kann die Gesamtheit der Wirklichkeit erfassen. Verstehen ist somit immer perspektivisch und selektiv.

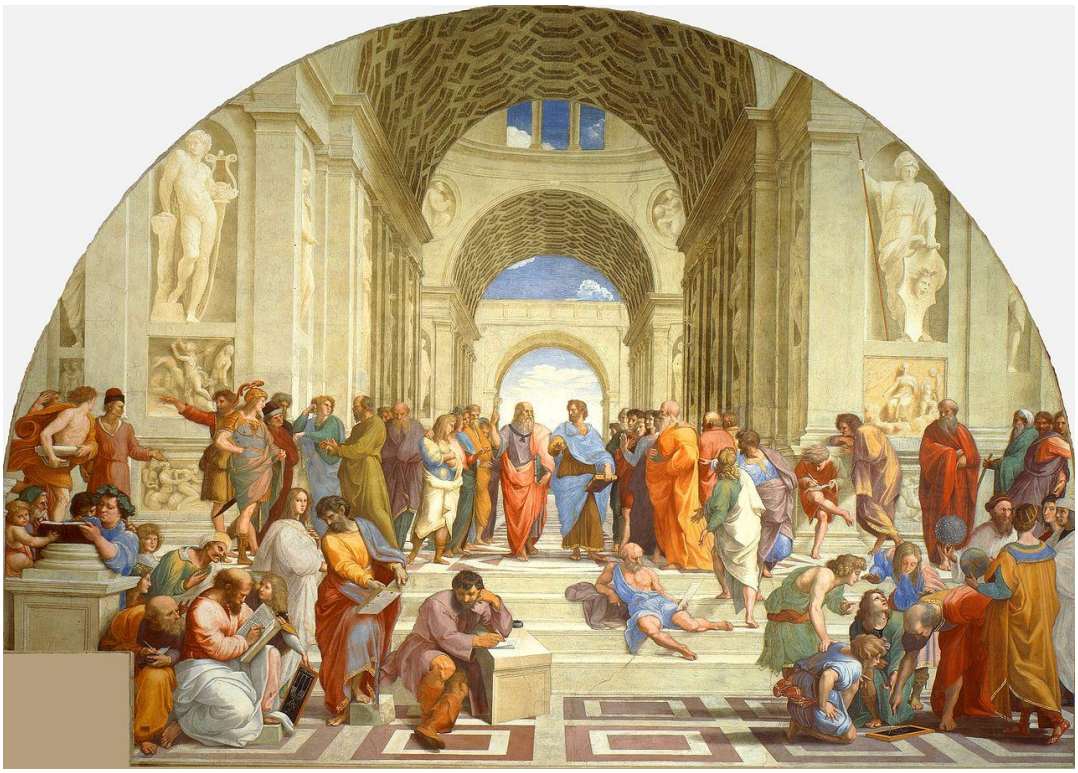
Leben lässt sich unter diesem systemtheoretischen Blick als ein kontinuierlicher energetischer Prozess fassen, bei dem ein Individuum durch interne Verarbeitung und Interpretation seiner Erfahrungen ein persönliches Verständnis konstruiert. Erst durch sprachliche und kommunikative Prozesse wird dieses Verständnis für andere zugänglich. Kommunikation verwandelt private Erlebnisse in öffentlich verstehbare Formen, wobei Informationsverluste und -ergänzungen unvermeidlich sind.

Diese Transformation privater Bedeutungen in öffentliche Sprache erfordert eine ständige Abstimmung. Nach Wittgensteins Konzept der Sprachspiele ist Sprache immer kontextabhängig. Jeder Mensch muss seine individuelle Ausdrucksweise mit der gesellschaftlich akzeptierten Sprache koordinieren, um verstanden zu werden. Dabei gehen Nuancen verloren, andere werden hinzugefügt. Trotzdem ist diese Anpassung notwendig, um soziale Teilhabe und Verständigung zu ermöglichen.
Die Definition von „Leben“ variiert stark je nach Betrachtungsweise:

- Wissenschaftlich: Stoffwechsel, Wachstum, Reizbarkeit, Fortpflanzung
- Philosophisch: Bewusstsein, Selbstreflexion, Sinnsuche
- Existenzialistisch: Freiheit und subjektives Erleben
- Phänomenologisch: Erfahrungsstruktur des Lebendigen
- Ontologisch: "In-der-Welt-Sein" (Heidegger)
- Religiös: Spirituelle Dimension und Transzendenz

Alle diese Perspektiven zeigen: Es gibt keine objektive, allumfassende Definition von Leben. Jede Perspektive ist an einen Beobachter gebunden. So auch mein Essay. Es stellt eine persönlich, sprachlich codierte Deutung dar, die auf ausgewählten Informationen und individueller Plausibilitäten basiert.

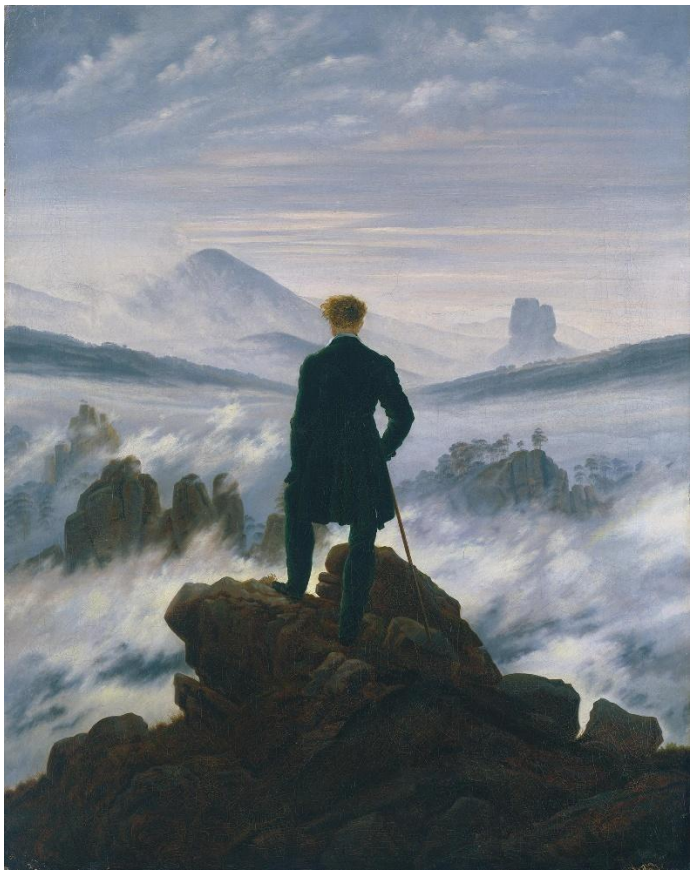
Verstehen bedeutet in diesem Sinne, abstrakte Einheiten, wie das „Leben“, durch die Kombination von sprachlichen Elementen, systemischen Strukturen und persönlichen Empfindungen in eine konsistente sprachliche Einheit (Narrativ) zu überführen.
Sprache ist dabei nicht nur Kommunikationsmittel, sondern konstitutives Instrument zur Strukturierung und Interpretation der Welt.
Im Sinne dieser erkenntnistheoretischen Relativierung von Wahrheit und Erkenntnis eröffnet „Die Schule von Athen“ einen visuellen Raum, in dem unterschiedliche Denkformen, Weltzugänge und epistemische Haltungen zugleich sichtbar und deutbar werden.



Die Schule von Athen ist ein Fresko des Malers Raffael,
das dieser von 1510 bis 1511 in der Stanza della Segnatura des Vatikans anfertigte.

Warum gerade dieses Bild?
Vielschichtigkeit von Wissen und Perspektiven: „Die Schule von Athen“ zeigt eine Versammlung von Philosophen, Wissenschaftlern, Künstlern. Jede Figur verkörpert einen anderen Denkansatz, eine andere „Sprache“ des Verstehens: Philosophie, Mathematik, Dialektik, Kunst, Naturwissenschaft. Das Bild bringt also die Vielfalt der Zugänge zur Welt zusammen, ganz so, wie bei mir verschiedenen „Sprachen“ (Sprache, Mathematik, Kunst, Musik) als Ausdrucksformen der Wirklichkeit hervorhebt.
Systemisches Zusammenspiel: Die Figuren sind in Gruppen und Dialoge eingebunden. Es besteht ein lebendiges Netzwerk von Denk- und Kommunikationsprozessen. Das erinnert an die Idee der operativ geschlossenen Systeme, die interagieren, sich aber dennoch durch spezifische Regeln definieren.
Abstraktion und Interpretation: Das Bild stellt große abstrakte Konzepte dar (Wissen, Wahrheit, Schönheit, Logik) als konkrete Menschen, Symbole, Gesten. Das passt gut zur Idee, dass Abstraktionen erst durch Interpretation Bedeutung erhalten.
Ordnung in der Komplexität: Die perspektivische Architektur des Bildes schafft eine klare Struktur, eine Ordnung im vielschichtigen Geschehen, ähnlich wie Sprache Komplexität ordnet und Sinn stiftet.

Natürlich ist „Die Schule von Athen“ eher eine Darstellung des philosophischen und wissenschaftlichen Verstehens. Für die emotionale und existenzielle Dimension des Lebens könnte man ergänzend an das Gemälde „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ von Caspar David Friedrich denken, das die individuelle Erfahrung, das In-der-Welt-Sein und die Suche nach Sinn bildhaft vermittelt.



Die symbolische Dimension von „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ erschließt die existentielle Tiefe menschlicher Individualität. Sie verweist auf jene inneren, oft verborgenen Räume, in denen sich das Verhältnis zur Welt, die Selbstwahrnehmung und die Sinnsuche vollziehen. Es geht dabei nicht um eine durch den Verstand erfassbare Ordnung der Welt, sondern um die innerliche Begegnung mit dem eigenen Dasein in einer Wirklichkeit, die zugleich vertraut wirkt und sich doch jeder abschließenden Deutung entzieht.
In ähnlicher Weise lässt sich die Privatsprache als ein individuelles, erfahrungsbasiertes Bedeutungssystem verstehen. Es setzt dort an, wo verstandesgeleitete Begriffe von Wahrheit und Bedeutung an ihre Grenzen gelangen, nämlich in jenen Bereichen, in denen persönliche Empfindung, innere Stimmigkeit und emotionale Kohärenz den Sinn bestimmen. An die Stelle eines verstandenen Wahrheitsbegriffs tritt die Plausibilität, verstanden als das Gefühl der Übereinstimmung innerhalb des eigenen Erlebens.
Emotionen (Empfindungen) bilden die grundlegenden Einheiten dieses Systems. Sie sind nicht bloß Reaktionen auf äußere Reize, sondern das Ergebnis einer komplexen Verarbeitung, in der Sinneseindrücke mit Erinnerungen, Gedanken und zwischenmenschlichen Erfahrungen verflochten sind. Wie der Wanderer, der sich in der Weite der Landschaft verliert und zugleich zu sich selbst findet, befinden auch wir uns in einem fortwährenden Prozess der Sinnbildung. In diesem Prozess kommt der emotionalen Qualität der Erfahrung eine zentrale Bedeutung zu. Sie

verleiht dem Erlebten eine spezifische Qualität und formt jene persönliche Wirklichkeit, in der Bedeutung überhaupt erst entstehen kann.
Erfahrungen erscheinen in diesem Zusammenhang nicht als bloße Ansammlungen von Eindrücken, sondern als ein eigenständiges, dynamisches System, das auf der Grundlage individueller Regeln und Gesetzmäßigkeiten funktioniert. Dieses System ist in sich geschlossen und organisiert eine interne Ordnung, die einer eigenen, nur für das jeweilige Individuum verständlichen Sprache entspricht. Die Struktur dieser privaten Sprache ergibt sich aus der Art und Weise, wie Empfindungen im Kontext der persönlichen Erlebniswelt miteinander verknüpft werden. Es handelt sich dabei um ein selbstreferenzielles System, das seine Kohärenz aus dem Erleben schöpft und sich unabhängig von äußeren, intersubjektiven Maßstäben entfaltet. Innerhalb dieser Ordnung ist Plausibilität der zentrale Bewertungsmaßstab, der bestimmt, wie sinnvoll eine Empfindung im Verhältnis zu anderen innerhalb des individuellen Systems erscheint. So entsteht eine verstehbare, innere Logik, die das Erleben strukturiert und dem Individuum Orientierung bietet.
Jede Sprache – ob gesprochen, künstlerisch, mathematisch oder emotional – erschafft ihre eigene Form des Verstehens. Sie strukturiert die Welt auf je eigene Weise, betont bestimmte Aspekte, blendet andere aus und definiert, was als sinnvoll gilt. In der Folge erzwingt jede Sprache nicht nur eine bestimmte Ausdrucksweise, sondern auch eine spezifische Form der Wirklichkeitsdeutung. Das bedeutet: Wer in einer bestimmten Sprache denkt oder spricht, sieht die Welt durch ihren jeweiligen Filter. Dies gilt für die öffentliche, konventionelle Sprache ebenso wie für die Privatsprache, in der sich subjektive Erfahrungen, Empfindungen und Bedeutungen organisieren.
Gerade weil jede Sprache ein eigenes Verstehen erzeugt, wird es für uns zur Notwendigkeit, diese unterschiedlichen Sprachen zusammenzuführen, zu übersetzen, abzugleichen und ins Verhältnis zu setzen. Nur so kann Kommunikation gelingen, kann Austausch stattfinden, kann das, was individuell erlebt wird, kollektiv verstehbar werden. Dabei handelt es sich nicht um ein bloß technisches Übertragen von Inhalten, sondern um einen aktiven, oft herausfordernden Prozess der Vermittlung, bei dem etwas verloren geht, aber auch Neues entstehen kann.
Ein einfaches Alltagsbeispiel hierfür ist der Satz: „Ich habe Angst." Für den Sprecher kann dieser Satz Ausdruck einer komplexen Gefühlslage sein – möglicherweise eines diffusen Unwohlseins, das mit Erinnerungen, inneren Bildern und körperlichen Reaktionen verwoben ist. Diese subjektive Erfahrung existiert zunächst in der Privatsprache, die durch innere Stimmigkeit und emotionale Plausibilität strukturiert ist. Um jedoch verstanden zu werden, muss diese Empfindung in die konventionelle Sprache überführt werden – sie muss in Worte gefasst werden, die anderen zugänglich sind. Der Satz „Ich habe Angst" wirkt dabei wie eine Überschrift, die das Erlebte zusammenfasst, aber nicht in seiner Tiefe abbildet.
Die hörende Person interpretiert diesen Satz möglicherweise aus ihrer eigenen sprachlichen Ordnung heraus – vielleicht psychologisch, rational oder moralisch. Sie fragt: „Wovor genau hast du Angst?" – eine Frage, die für das ursprüngliche Empfinden womöglich zu konkret oder zu analytisch ist. In diesem Moment treffen zwei Sprachen aufeinander: die emotionale Codierung des Erlebens und die rational-analytische Sprache des Verstehens. Das Verstehen wird dabei nicht durch bloßes Zuhören erreicht, sondern durch den Versuch, zwischen diesen Sprachen zu vermitteln – durch Empathie, Nachfragen, Spiegeln oder Neuformulieren.
Dieses Beispiel zeigt: Sprache ist nicht bloß Übertragung, sondern Transformation. Das, was gesagt wird, ist immer schon ein Produkt der Notwendigkeit, zwei Systeme – das private Erleben und das öffentliche Sprechen – miteinander zu verschalten. Gerade deshalb ist es essenziell, sich der Grenzen und Eigenlogiken jeder Sprache bewusst zu sein. Nur wer versteht, dass Sprache nicht neutral ist, sondern Bedeutung formt, kann den Dialog zwischen verschiedenen Formen des Verstehens verantwortungsvoll gestalten.
Die Aufgabe besteht also nicht darin, eine universale Sprache zu finden, die alle anderen ersetzt. Vielmehr geht es darum, ein Bewusstsein für die Pluralität der Sprachen und ihrer Perspektiven

zu entwickeln – und damit ein reflektiertes, vermittelndes Denken zu fördern. Im Übergang von der Privatsprache zur konventionellen Sprache, von Kunst zu Wissenschaft, von Empfindung zu Begriff entsteht die Möglichkeit eines tieferen, umfassenderen Verstehens. Doch diese Möglichkeit stellt sich nur dann ein, wenn wir die jeweilige Sprache nicht als abschließende Wahrheit begreifen, sondern als Zugang zu einem spezifischen Aspekt der Wirklichkeit.
Insgesamt zeigt sich:

Verstehen ist kein einheitlicher Vorgang ist, sondern ein vielschichtiger Prozess, der stets an Sprache gebunden bleibt,

sei es als mathematische Form, als emotionales Ausdruckssystem oder als kulturell kodierte Konvention. Jede Sprache eröffnet einen bestimmten Zugang zur Welt, strukturiert unsere Wahrnehmung, begrenzt sie aber zugleich. Deshalb ist Verstehen immer perspektivisch und niemals abschließend. Es verlangt Übersetzung, Vermittlung und Bewusstsein für die Eigenlogik des jeweils verwendeten Ausdruckssystems. In einer pluralen Welt wird es zur zentralen Aufgabe, nicht nur zu sprechen, sondern zwischen Sprachen denken zu lernen, zwischen wissenschaftlicher Analyse und künstlerischer Intuition, zwischen individueller Empfindung und kollektivem Diskurs. Erst in dieser dialogischen Bewegung entsteht ein Verstehen, das der Komplexität des Lebendigen gerechter werden kann, nicht als endgültige Wahrheit, sondern als andauernde, offene Praxis der Sinnbildung.

Dazu stellte Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“ fest:
Und als einer jener scheinbar abseitigen und abstrakten Gedanken, die in seinem Leben oft so unmittelbare Bedeutung gewannen, fiel ihm ein, dass das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich, überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, dass man sagen kann: „Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!” Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten „Faden der Erzählung”, aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann „als“, „ehe“ und „nachdem“! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignis-se in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen. Das ist es, was sich der Roman künstlich zunutze gemacht hat: der Wanderer mag bei strömendem Regen die Landstraße reiten oder bei zwanzig Grad Kälte mit den Füßen im Schnee knirschen, dem Leser wird behaglich zumute, und das wäre schwer zu begreifen, wenn dieser ewige Kunstgriff der Epik, mit dem schon die Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, diese bewährteste „perspektivische Verkürzung des Verstandes” nicht schon zum Leben selbst gehörte. Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. Sie lieben nicht die Lyrik, oder nur für Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig „weil“ und „damit“ hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die dar-über hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, dass ihr Leben einen „Lauf“ habe, irgendwie im Chaos geborgen.
Verstehen als Sprache bedeutet, dass der Prozess des Verstehens untrennbar mit den Ausdrucksformen verbunden ist, in denen sich Welt und Erfahrung artikulieren. Sprache ist nicht lediglich ein neutrales Mittel zur Beschreibung, sondern ein aktiver Gestaltungsraum, in dem Bedeutung erst entsteht. Ob in mathematischen Formeln, künstlerischen Symbolen, emotionalen Äußerungen oder alltäglichen Gesprächen, jede Form von Sprache strukturiert die Wahrnehmung und begrenzt sie zugleich. Verstehen ist daher immer perspektivisch und beruht auf einem Wechselspiel von Codierung und Interpretation, von individueller Erfahrung und

kollektiver Kommunikation. Erst durch die bewusste Auseinandersetzung mit der Vielfalt dieser sprachlichen Systeme und durch die Fähigkeit, zwischen ihnen zu vermitteln, wird Verstehen möglich. In einer komplexen Welt, die sich keiner eindeutigen Sprache beugt, zeigt sich das Verstehen nicht als abschließender Akt, sondern als fortlaufende Praxis, in der Sinn stets neu erzeugt, verhandelt und geteilt wird.

67. Verstehen als persönliche Konstruktion

Ein Narrativ, sei es ein Märchen, eine Weltanschauung, eine historische Darstellung oder auch mein Essay, ordnet Ereignisse, Aussagen oder Fakten so, dass sie Sinn ergeben. Meist geschieht dies durch eine zeitliche Abfolge von Ursachen und Wirkungen oder durch eine lineare Struktur mit einem klaren Anfang, einem Verlauf und einem Ende. Diese Form macht Zusammenhänge sichtbar und schafft Orientierung.
Dabei liegt es in der Struktur von Narrativen, dass sie die Komplexität der Welt auf das reduzieren, was als wesentlich erscheint. Sie ermöglichen Verstehen, indem sie bestimmte Elemente betonen, andere jedoch ausblenden. Gerade das Zufällige, Widersprüchliche oder Chaotische verdirbt die konsistente Erzählung und bleibt deshalb meist unberücksichtigt.
Für mich ist die Perspektive überzeugend, die Nietzsche einnimmt, wenn er Kausalität und Linearität nicht als objektive Merkmale der Wirklichkeit versteht, sondern als Deutungsmuster, die wir entwickeln, um unsere Erfahrungen zu ordnen. Diese Muster geben uns Halt und ermöglichen Verständigung, aber sie erzeugen auch die Vorstellung, die Welt verlaufe nach festen Gesetzen und eindeutigen Abläufen. Dabei sind es doch gerade unsere Interpretationen, die dieser scheinbaren Ordnung zugrunde liegen.
Ein Narrativ bildet die Wirklichkeit also nicht einfach ab, sondern formt sie. Es entsteht durch Auswahl, Perspektive und Bewertung. Damit wird das Gegebene in eine Form gebracht, die verständlich und erzählbar ist, aber notwendigerweise auch begrenzt. Denn jeder erzählerische Zusammenhang bedeutet immer auch Auslassung und Vereinfachung.
Wenn Kausalität und Linearität Ausdruck unserer Deutungsgewohnheiten sind, dann können sie nicht den Anspruch erheben, die Wahrheit der Dinge zu erfassen. Kein Narrativ kann vollständig oder absolut sein. Es bleibt immer eine bestimmte Lesart, eine interpretierende Sicht unter vielen möglichen.
Gerade deshalb erscheint mir der Gedanke plausibel, dass wir die Welt nicht dadurch erkennen, dass wir ihre Wirkungen erfassen, sondern dass wir sie erst durch unsere Interpretation dieser Wirkungen als sinnhaft konstruieren. Erkenntnis ist dann nicht die bloße Entdeckung dessen, was „gegeben“ ist, sondern die schöpferische Deutung dessen, was wir als wirklich erleben. Dieser Akt der Sinngebung betrifft nicht die „Realität an sich“, sondern die Weise, wie wir sie ordnen, verstehen und in unsere Lebenswelt einfügen.
Was wir erkennen, sind also nicht die Dinge selbst, sondern ihre Bedeutung innerhalb unseres Deutungshorizonts. Erkenntnis ist kein passives Erfassen, sondern ein aktiver, gestaltender Prozess. Wahrheit ist in diesem Sinne kein Abbild objektiver Verhältnisse, sondern ein Produkt unserer interpretierenden Perspektive.

„Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen.“ Nietzsche

In diesem Zusammenhang finde ich Robert Musils Denkweise interessant. Auch Musil hinterfragt die Gültigkeit linear-kausaler Denkformen, doch setzt er dabei an einem anderen Punkt an als Nietzsche. Nietzsche versteht Erkenntnis nicht als Abbild der Welt an sich, sondern als Ausdruck unseres Deutungswillens. Für ihn ist Erkenntnis ein lebenspraktischer, schöpferischer

Akt, der Sinn stiftet, wo es keine vorgegebene Struktur gibt. Musil hingegen knüpft an diesem kritischen Impuls an, geht jedoch nicht so weit, die Idee von Rationalität grundsätzlich infrage zu stellen. Stattdessen entwickelt er ein Denken der Möglichkeit, das versucht, der Vielschichtigkeit und Gleichzeitigkeit des Wirklichen gerecht zu werden, ohne in Beliebigkeit oder Belanglosigkeit zu münden.

„Wer ihn (den Möglichkeitssinn) besitzt, sagt zum Beispiel nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder dürfte geschehen. [...] Die Wirklichkeit ist für ihn nicht das, was ist, sondern das, was werden könnte." Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Erstes Buch, Kapitel 4

Was mich an Musils Ansatz fasziniert, ist seine Vorstellung eines Möglichkeitssinns, der nicht auf feste Kausalzusammenhänge fixiert ist, sondern offen bleibt für andere Kombinationen, andere Denkwege, andere Wirklichkeiten. Musil entwirft damit kein striktes Gegenmodell zur Kausalität, sondern erweitert das Feld des Denkbaren, indem er die lineare Logik der Tatsachen mit einer imaginativen, assoziativen Logik ergänzt. Diese Offenheit empfinde ich als produktive Ergänzung zur Perspektive Nietzsches, weil sie nicht nur die Beschränkungen bestehender Narrative aufzeigt, sondern auch Wege eröffnet, anders über Welt und Erkenntnis zu denken. Ich sehe dabei keinen Widerspruch zwischen Nietzsche und Musil, sondern vielmehr eine wechselseitige Ergänzung: Während Nietzsche die Deutungsabhängigkeit und den lebensweltlichen Ursprung aller Erkenntnis freilegt, zeigt Musil, wie sich unter dieser Voraussetzung dennoch ein offener und zugleich reflektierter Umgang mit Weltverständnis und Denkformen gestalten lässt. Zugleich wird damit ein Raum eröffnet, in dem nicht nur alternative Deutungen, sondern auch fiktive, mögliche und spekulative Wirklichkeiten denkbar werden.

Wirklichkeiten werden denkbar, die jenseits des Tatsächlichen liegen, aber dennoch Sinn erzeugen können.

Diese Perspektive hat auch für meine eigene Arbeit unmittelbare Bedeutung. Immer wieder bin ich dabei auf das Problem der Zirkularität und Wechselseitigkeit gestoßen, also auf Denkfiguren, in denen keine eindeutigen Ursachen und Wirkungen mehr auszumachen sind, weil sich Elemente wechselseitig bedingen oder in sich zurückverweisen. Solche Strukturen entziehen sich einer linearen Darstellung fast vollständig. Der Versuch, sie dennoch erzählbar zu machen, zwang mich dazu, unterschiedliche Perspektiven nebeneinanderzustellen. Das hat die Darstellung zwar komplexer und teilweise auch wiederholungsreicher gemacht, erschien mir aber als notwendige Konsequenz aus dem Anspruch, dem Vielschichtigen gerecht zu werden.
Gerade hier sehe ich eine Verbindung zu Nietzsches und Musils Denken: Nietzsche stellt mit seiner Kritik an Kausalität und Linearität die Vorstellung infrage, dass sich Welt in eindeutigen Abläufen ordnen lasse. Stattdessen betont er den schöpferischen Charakter jeder Erkenntnis, die sich immer auf Perspektive und Interpretation gründet. Musil wiederum zeigt mit seinem Möglichkeitssinn, wie man innerhalb dieser erkenntnistheoretischen Offenheit dennoch eine Form von Rationalität entfalten kann, eine, die nicht auf strenge Abfolge, sondern auf Kombination, Variation und Imagination beruht.
Das Denken in Möglichkeiten, die Offenheit gegenüber alternativen Sinnentwürfen und die Bereitschaft, auch Uneindeutiges und sich Überlagerndes ernst zu nehmen, bot für mich einen produktiven Zugang zum Umgang mit Komplexität. In diesem Sinne verstehe und verstand ich meine eigene Auseinandersetzung als einen Versuch, Nietzsches Perspektivismus mit Musils Möglichkeitssinn zu verbinden. Dabei ging es mir nicht nur darum, für mich Klarheit zu schaffen, sondern auch darum, den Reichtum möglicher Deutungen sichtbar zu machen, alternative Denkpfade zu eröffnen und auf dieser Grundlage entscheiden zu können, welchen Weg ich gehen will, selbst wenn dies zu Brüchen, Wiederholungen und vorläufigen Ergebnissen führt.

7. Ein vorläufiges Ergebnis

Die Worte Petra, Du und Ich erscheinen zunächst wie einfache Namen, vertraute Benennungen, greifbare Hinweise auf konkrete Personen. Doch in Wahrheit tragen sie eine tiefere Struktur in sich. Sie sind Symbole, mehrdeutige Gestalten im Raum des inneren Erlebens. Sie sind entwickelt aus Erfahrung, getragen von Erinnerung, erfüllt mit Bedeutung. Sie sind keine festen Einheiten der Welt, sondern Ausdruck meiner inneren Wirklichkeit, die sich fortwährend verändert.
Denn ich erkenne:

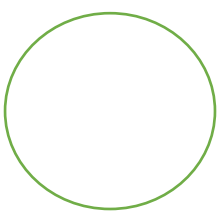
Was ich als Ich bezeichne, ist nicht getrennt von dem, was ich erfahre.

Mein Ich ist aus Erfahrung hervorgegangen, nicht als bloße Summe einzelner Episoden, sondern als lebendige Struktur, die sich aus dem stetigen Strom des Erlebens formt. Erfahrung ist für mich kein bloßes Beiwerk der Existenz, sondern ihr Ursprung. Sie ist das, woraus das Ich entsteht, worin es sich spiegelt und was es in jedem Augenblick neu bestimmt.

**Die Persönlichkeit Petras ist für mich ein Gefühl,
das in dem Moment in mir ausgelöst wird, in dem ich an Petra denke.
Für mich ist es immer ein einzigartiges, situatives Du-Gefühl.**

Petra ist in jedem Moment für mich eine andere.

Die elementaren Bausteine jeder Erfahrung sind Emotionen. In ihnen liegt der Ursprung des Fühlens und zugleich die Wurzel des Denkens. Emotionen sind nicht bloß Reaktionen, sondern erste Resonanzen, vibrierende Berührungen mit der Welt, durch die sich Sinn und Bedeutung überhaupt erst einstellen. Jede Emotion hinterlässt eine Spur im inneren System, in der Struktur der Erfahrung, der Seele. Aus diesen Spuren werden Muster extrahiert, aus denen sich das Denken formt. Denken ist nichts anderes als ein abstrahiertes Wiedererkennen emotional gefärbter Erfahrung. Denken ist verdichtete Erinnerung, die in symbolischer Form Gestalt annimmt.



Punkt

String

So entsteht ein inneres System, ein symbolisches Feld, in dem die Worte Petra, Du und Ich lebendig werden. Sie sind nicht objektiv, nicht universal, nicht fixiert.

Denkeinheiten sind keine Abbilder des Gegebenen, sondern beschreiben dieses aus einer bestimmten Perspektive.

Ihre Bedeutung speist sich daraus, wie ich sie empfinde, wie ich sie erinnere und wie ich sie in mein inneres Gefüge einordne. Petra ist nicht einfach eine Person. Sie ist für mich eine Komposition aus Gefühlen, Bildern, Gedanken und Klängen. Sie ist ein symbolischer Knotenpunkt meines Erlebens, der stets neue Verbindungen eingeht. So war und bleibt sie in jedem Moment eine neue Petra, selbst wenn sie nicht mehr existiert.
Mein inneres System, die Erfahrung, lebt und verändert sich ständig. Es wächst mit jeder neuen Erfahrung und ordnet sich mit jeder Regung der Emotion neu. Fühlen und Denken sind keine getrennten Sphären, sondern Ausdruck ein und desselben Stroms. Das Fühlen vermittelt Unmittelbarkeit, das Denken schafft Ordnung. Doch beide wurzeln in der Erfahrung. Und diese Erfahrung ist es, die sowohl Petra als Person als auch mich als Person ausmacht.

Erfahrung ist kein passives Geschehen. Sie ist der Vollzug des Ich-Seins.[274]

Wenn ich an Petra denke, geschieht etwas Eigenartiges. Ich spüre sie nicht nur als Erinnerung, sondern als gegenwärtige Spur in mir. Die Beziehung lebt fort. Sie hat ihre Form verändert, doch in mir ist eine innere Beziehung geblieben. Sie ist nicht mehr äußerlich, aber innerlich in mir weiterhin präsent. In meiner Weise zu empfinden, in meiner Art zu denken, ist sie Teil des Systems, das ich bin. Ihre Präsenz ist nicht an ihren Körper gebunden. Sie besteht fort in der Art, wie sie in mir wirkt.

In Anlehnung an Ernst Cassirer:[275]

„Nur im Hin und Her vom Darstellenden zum Dargestellten, und von diesem wieder zu jenem zurück, resultiert ein Wissen vom Ich und ein Wissen von ideellen wie reellen Gegenständen."

Diese Bewegung lässt in mir eine Welt entstehen, die im Fall von Petra über ihren Tod hinaus in meinem Erleben weiterwirkt.

Nicht Petra als bloße gedachte Einheit besitzt für mich Bedeutung, sondern die Beziehung, die ich zu ihr habe, verleiht ihr diese Bedeutung.

Das gilt für Petra, das gilt für jedes Du, das gilt auch für mein Ich. Ich existiere nicht als statisches Zentrum, sondern als ein sich wandelnder Kern von Beziehungen. Und all diese Beziehungen werden innerhalb von Erfahrung geformt.
Die Stringtheorie bietet mir hierzu ein metaphorisches Bild. Sie beschreibt eine Welt, die nicht aus festen Teilchen besteht, sondern aus schwingenden Verhältnissen, aus sich überlagernden Bewegungen, die erst durch ihre Resonanz Bedeutung gewinnen.
In ähnlicher Weise begreife ich das Ich. Es ist keine Substanz, sondern Schwingung. Kein Objekt, sondern Dynamik. Die Bausteine dieser Dynamik sind Emotionen. Einzelne Emotionen verbinden sich in konkreten Situationen zu komplexen Erfahrungsmustern, die Bedeutung gewinnen durch das Zusammenspiel von Beziehung und Kontext. So sind Erfahrungsmuster situative Konstellationen von Beziehung und Bedeutung. Petra, das Du und das Ich gehören zu diesen Konstellationen.

---

[274] Ähnlich Heidegger in „Sein und Zeit", nach dem das Dasein (das menschliche Sein) sich durch seine jeweilige Existenz und sein In-der-Welt-Sein vollzieht. Z.B. „Das Dasein ist in seinem Sein je seines Seins mächtig."
[275] Ernst Cassirer; Philosophie der symbolischen Formen, aus Band III: Phänomenologie der Erkenntnis

Das Ich ist ein komplexes System. Es lässt sich nicht auf einzelne Gedanken, Gefühle oder Erinnerungen reduzieren. Es geht aus dem Ganzen der Erfahrung hervor. Es ist mehr als die Summe seiner Teile. In einem solchen System entstehen eigene Gesetzmäßigkeiten, die sich erst im Zusammenspiel aller Elemente entfalten.
Nietzsche[276] weist darauf hin, dass unsere Wissenschaften, ja unsere ganze Sprache, bereits Übersetzungen sind. Sie formen die Welt in eine Ordnung, die unserer inneren Logik entspricht, nicht aber der äußeren Logik.

„Die Mechanik als eine Lehre der Bewegung ist bereits eine Übersetzung in die Sinnensprache des Menschen."

Wir erkennen nicht, wie die Welt an sich ist, sondern wie sie durch uns erfahren wird. Erkenntnis ist immer Beziehung, niemals Besitz[277]. Erkenntnis als Beziehung bedeutet, dass Wissen nicht etwas ist, das wir „haben" oder „festhalten" können wie einen Gegenstand. Stattdessen entsteht es im Kontakt, im Verhältnis zwischen einer erkennenden Person und dem, was erkannt wird.
Erkenntnis ist ein dynamischer, kontextabhängiger Prozess, der vom Austausch zwischen Beobachter und Welt lebt. Wie Werner Heisenberg[278] formuliert:

„Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur."

In meiner Übertragung bedeutet dies:
Ein Weltbild ist nicht einfach ein Abbild der Welt an sich, sondern ein Ausdruck unserer Beziehung zur Welt. Wenn wir von Realität sprechen, meinen wir nicht eine objektive, unabhängige Wiedergabe des Gegebenen, sondern vielmehr unsere jeweilige, kontextgebundene Beziehung zum Gegebenen.
So ist auch mein Denken an Petra kein Bild von ihr, sondern ein Bild meiner Beziehung zu ihr. Diese Beziehung lebt in mir weiter. Sie verändert sich mit jeder neuen Erfahrung, denn ich selbst bin nichts anderes als meine Erfahrung. Petra wirkt in vielen dieser neuen Erfahrungen fort. Und weil meine Erfahrung das ist, was ich bin, ist auch sie weiterhin Teil meines Seins.
Trauer ist in diesem Licht nicht bloß ein Schmerz. Sie ist die Bewegung eines inneren Systems, das sich neu ordnet. Sie ist ein schöpferischer Akt, eine Umformung der Beziehung in ein neues System der Gegenwart. In diesem Wandel liegt kein Verlust an Bedeutung, sondern ihre Verwandlung. Bedeutung entsteht im Wandel.
Und so bleibt Petra gegenwärtig. Nicht als bloße Erinnerung an ein Gestern, sondern als lebendiges Element meines inneren Systems. Als Teil der Erfahrung, aus der mein Ich besteht. Als Schwingung im Gefüge meiner Emotionen. Als Farbe im Strom meiner Gedanken. Als Resonanz meines Fühlens.
Nicht nur im Verlauf der Trauer, sondern auch danach, verändert sich nicht nur das Verhältnis zur Verlorenen, sondern auch das innere System, in dem Petra immer wieder eine neue, sinnhafte Funktion annimmt.

---

[276] Friedrich Nietzsche; Zur Genealogie der Moral, Drittes Stück, §12. (1887)
[277] Ähnlich Erich Fromm, Haben oder Sein,1976; eigene Interpretation: 1. „In der Existenzweise des Seins steht das Wissen in einer lebendigen Beziehung zum erkennenden Subjekt; in der des Habens ist Wissen ein Besitz, der angehäuft und verteidigt werden kann." Oder 2. „Das Sein ist immer im Hier und Jetzt, es kann nicht besessen werden, weil es in der Lebendigkeit des Augenblicks besteht."
[278] Werner Heisenberg; Das Naturbild der heutigen Physik. (1955) entnommen einer Fernsehsendung. Original: „Das, was wir beobachten, ist nicht die Natur an sich, sondern die Natur, die unserer Fragestellung ausgesetzt ist."

Die Beziehung zu Petra bleibt bestehen. Doch sie tritt in einen anderen Modus. Ihr Ort ist nun das Innere, nicht mehr das gemeinsam gelebte Leben. Ihre Präsenz verlagert sich aus der geteilten Wirklichkeit in die individuelle Sphäre meiner Erinnerung und meines inneren Erlebens.

Petra wird in mir nicht weniger wirklich, sondern anders wirklich.

In diesem Prozess organisiert sich mein inneres Beziehungssystem immer wieder neu. Es handelt sich dabei nicht um ein aktives Abschließen oder Bewältigen, sondern um eine allmähliche Transformation verankert in der Struktur meines emotionalen Erlebens. Petra bleibt darin ein dynamischer Teil, nicht mehr über äußere Interaktion, sondern über innere Resonanz.
Wenn ich sie frage, wenn ich sie höre, dann ist das keine Täuschung, sondern Ausdruck eines Systems, das auf innerer Erfahrung basiert und Bedeutung nicht aus äußerer Rückmeldung, sondern aus eigener Sinngebung (Gewissheit) schöpft.
Emotionen, die sich in diesem inneren System entfalten, sind dabei nicht nur psychologische Reaktionen, sondern die elementaren Bausteine des Ich. Sie sind die kleinsten Einheiten des Ich, aus denen sich alle Bedeutungsbildung, alles Fühlen und Denken speist. Erfahrung ist nicht das, was nachträglich erinnert wird, sondern das, was sich im Moment emotionaler Resonanz vollzieht. Erst durch Emotionen wird Erleben möglich. Sie sind das Rohmaterial der Erfahrungen, die sich über Gefühle, also reflektierte, zugewiesene Zustände, in verständliche Gestalten übersetzen.
In der Privatsprache manifestiert sich dieses Erleben nicht als sprachlich fassbare Beschreibung, sondern als energetische Resonanz. Sie ist keine Sprache im herkömmlichen Sinn, sondern eine Weise, Welt zu empfinden. In ihr sprechen nicht Begriffe, sondern Impulse. Bedeutung entsteht nicht durch formale Regeln, sondern durch das Schwingen zwischen Wahrnehmung und innerem Widerhall. Diese Form des Ausdrucks ist flüchtig und zugleich präzise. Sie folgt keiner äußeren Grammatik, sondern einer inneren Ordnung, die sich aus individueller Erfahrung herausbildet.
Der Verlust von Petra veränderte nicht nur mein äußeres Leben, sondern organisierte auch mein inneres Erleben neu. Er wirft Fragen auf, die sich nicht objektiv beantworten lassen. Antworten entstehen nicht durch Analyse, sondern durch Resonanz, durch das Mitschwingen in einem inneren emotionalen System. Jeder Gedanke an sie löst eine neue Bewegung aus. Jede Erinnerung ist kein Wiederholen, sondern ein neues Entstehen. Die Emotion, die einst durch ihre Nähe entstand, bleibt als Impuls erhalten, verändert jedoch ihre Gestalt.
Das Ich, das empfindet, ist kein fester Kern, sondern eine sich wandelnde Form. Es entsteht aus der Geschichte seiner Emotionen, aus ihren Mustern, ihren Spuren und ihrer Verwandlung. Gefühle geben diesen inneren Energien eine erkennbare Kontur. Sie sind die Oberflächen, an denen das Unsichtbare sichtbar wird. Doch sie sind nicht stabil. Jeder Moment, jede Erinnerung, jede innere Regung bringt eine neue Färbung, eine neue Bedeutung hervor.
Die Erinnerung an Petra löst nicht immer dieselbe Reaktion aus. Manchmal ist es Trauer, manchmal Zärtlichkeit, manchmal Wut, manchmal Dankbarkeit, und mitunter alles zugleich. Diese emotionale Beweglichkeit ist kein Mangel an Klarheit, sondern Ausdruck einer tiefer liegenden Wahrheit. Erinnerung ist lebendig. Sie lässt sich nicht festhalten, nur erleben.
In der Privatsprache wird Petra nicht erinnert, sondern erlebt. Nicht als abgeschlossenes Kapitel, sondern als lebendige Größe. Die Sprache, die in mir spricht, wenn ich an sie denke, ist keine Abbildung der Realität, sondern eine Vibration meiner inneren Ordnung. Sie ist kein Monolog, sondern ein Resonanzraum, in dem Begegnung weiterhin möglich ist. Die Frage an sie ist kein rhetorischer Akt, sondern Ausdruck einer inneren Dialogfähigkeit, die nicht auf Gegensprache angewiesen ist. Was aus diesem Raum kommt, ist keine Halluzination, sondern eine

andere Form von Wahrheit. Eine Wahrheit, die sich nicht auf äußere Beweise stützt, sondern auf innere Kohärenz.
Die Bedeutung dieses Verlustes ist nicht festgelegt. Sie verändert sich mit jeder Wahrnehmung, mit jeder neuen Bewegung im inneren Raum. Petra lebt in der Weise weiter, wie sie in meinem inneren System weiterwirkt. Dieses Wirken ist kein Schatten, sondern eine Kraft. Sie strukturiert nicht nur meine Erinnerung, sondern auch die Gegenwart. Sie ist nicht Vergangenheit, sondern Teil eines inneren Stroms, der mein Ich formt, prägt und weiterträgt.
De Verlust habe ich erlebt, genauso die Leere, doch er ist kein Defizit. Er markiert einen Wandlungspunkt, an dem das Sichtbare ins Unsichtbare übergeht, ohne zu verschwinden. Was nicht mehr physisch anwesend ist, bleibt dennoch gegenwärtig. Nicht als bloßes Erinnerungsbild, sondern als energetischer Bestandteil dessen, was ich bin. In meinem inneren Beziehungssystem hat Petra nicht aufgehört zu wirken. Ihre Präsenz hat lediglich ihre Form verändert.
Im Zentrum dieser Erfahrung steht die Erkenntnis, dass es nicht die äußeren Ereignisse sind, die mein Ich bestimmen, sondern die Art, wie sie innerlich verankert werden. Erfahrungen sind nicht bloß Spiegel von Wirklichkeit, sondern Konstellationen, aus denen sich das Ich bildet. Ihre Qualität besteht aus energetischen Zuständen, aus denen sich Bedeutung, Identität und Selbstverständnis immer wieder neu formen. Was als Emotion beginnt, wird über die Privatsprache zur fühlbaren Wahrheit. In dieser Wahrheit lebt auch der Verlust weiter. Nicht als Leerstelle, sondern als schöpferische Kraft meines eigenen inneren Werdens.

Das eigene Ich trügt nie.
Das ist die endgültige Wichtigkeit.
Das allein von Allem ist gewiss.
Von Triumphen, Schlachten, Leben,
was bleibt schließlich?
Wenn die Schaustellungen abbrechen,
was ist gewisser als das eigne Ich? Emily Dickinson (?)

Diesen Vers hat Petra als 16jährige für sich als zentralen Leitspruch für ihr weiteres Leben ausgewählt. Im Ursprung verstand sie diese Vorstellung als persönliche Stärkung gegenüber dem Elternhaus. Petra schrieb später über dieses Gedicht:

> „Mein ganzes Leben lang bis heute hat dieser Spruch eine enorme Wertigkeit, weil ich mich nur dann wohlfühle, ich nenne es d'accord fühlen, d.h., es stimmt mit mir als Person, mit meinen Gefühlen, mit meiner Seele überein, ich fühle mich gut bei einer Entscheidung. Dann kann ich auch die Konsequenzen jederzeit tragen. Ich möchte, dass auch Ihr Euch gut fühlt bei allen Entscheidungen, die Euer Leben von Euch abverlangt, daran denkt, dass Euer eigenes Ich entscheidend ist, ziemlich egal, welchen weiteren Weg Ihr dann gehen müsst. Es ist einfach wichtig, weil es überhaupt nicht egal ist, wer Ihr seid."

Die wichtigsten Gefühle waren für Petra

das Ich

und

die Liebe.

Nachwort

Abschließend möchte ich meine vorläufige philosophische Position darlegen, wie sie sich für mich im Lauf der Zeit herausgebildet hat.
Meine Überlegungen gehen von einer einfachen, aber grundlegenden Voraussetzung aus:

Ich setze das Dasein als gegeben voraus.

Es ist nicht das Ziel meiner Philosophie, zu erklären, warum oder wozu etwas ist. Vielmehr beginne ich dort, wo sich das Dasein als Eindruck zeigt, als das, was bereits vorhanden ist, bevor ich frage, denke oder deute. In diesem Sinne ist das Dasein für mich weder ein Gegenstand noch eine Substanz oder Ursache. Es ist Wirkung. Es ist der Horizont, innerhalb dessen Welt, Ich (Selbst[279]), Wahrnehmung und Bedeutung sich mir überhaupt erst erschließen können.
Meiner Auffassung nach ist es unmöglich, eine digital-diskrete Welt vollständig aus einem analog-prozesshaften Hintergrund abzuleiten. Jede Darstellung in festgelegten Einheiten stellt bestenfalls eine hypothetische Möglichkeit dar, unabhängig davon, ob sie eine reale Entsprechung besitzt oder nicht.
Gerade weil jede digital-diskrete Darstellung immer schon eine Reduktion des Gegebenen darstellt, wird deutlich, dass sich das, was „wirklich" ist, nicht vollständig auf solche Darstellungen reduzieren lässt. Es bleibt ein Überschuss, etwas Unausgesprochenes, das sich nicht in Einheiten und Begriffen fassen lässt. An dieser Stelle wurde für mich die Rolle des Erlebens entscheidend, insbesondere jener Formen des Erlebens, die sich der begrifflichen Fixierung entziehen und dennoch eine fundamentale Beziehung zur Welt stiften: die Emotionen.
Aus dieser Haltung heraus ergibt sich auch meine Sicht auf Emotionen. Sie sind nicht bloß psychologische Reaktionen oder neurophysiologische Zustände, sondern die ursprünglichen Formen, in denen sich das Gegebene zeigt, nicht im Denken, sondern im Erleben. Emotionen schaffen Beziehung. Sie stellen die Verbindung her zwischen Innen und Außen, zwischen Ich als Selbst und Welt, zwischen Wahrnehmung und Bedeutung. Sie sind die erste Artikulation dessen, dass überhaupt etwas ist, nicht als Begriff, sondern als Stimmung, Gefühl[280], Berührung, Widerhall, und gerade darin bilden sie den Grundton, auf dem sich jede Form von Erfahrung erst entfalten kann. Insofern wird Erfahrung zum leitenden Prinzip meines philosophischen Zugangs zur Welt.
Wenn ich Emotionen als Bausteine von Erfahrung begreife, dann nicht im Sinne eines funktionalen oder neurokognitiven Modells wie etwa bei Thomas Metzinger. Zwar anerkenne ich, dass auch mein Denken auf Modelle angewiesen ist. Erfahrungen sind dem Verstand nicht in reiner, unmittelbarer Form zugänglich, sondern müssen denkend erschlossen, geordnet und begrifflich strukturiert werden. Dennoch gehe ich davon aus, dass sich Erfahrung nicht vollständig modellieren oder technisch rekonstruieren lässt. Vielmehr verstehe ich sie als ein offenes, dynamisches Gefüge, in dem Emotionen eine tragende, konstitutive Rolle spielen. Sie sind nicht bloß Elemente innerhalb eines Systems, sondern Ausdruck seiner Beweglichkeit, seiner Offenheit, seiner Vorläufigkeit. Der Begriff „Bausteine" dient mir daher nicht als technische Metapher,

[279] Das Ich und das Selbst sind nach meiner Auffassung identisch, weil jede Erfahrung einen personalen Ursprung hat, der nicht hintergehbar ist. Dieser Ursprung, das einzelne, leiblich existierende Individuum, ist zugleich das Selbst, in dem sich Weltbezug und Sinn entfalten. Eine Unterscheidung zwischen Ich und Selbst würde hier eine künstliche Spaltung einführen. Eine Trennung würde das zerreißen, was im gelebten Dasein ungeteilt ist.
[280] Ein Gefühl = Affekt ist ein Zustand intensiver, meist kurzfristiger emotionaler Erregung, der den Körper, das Denken und das Verhalten unmittelbar beeinflussen kann. Er ist spontan, in der Regel wenig reflektiert und geht mit einer deutlich spürbaren körperlichen Komponente einher (z. B. Herzklopfen, Muskelanspannung).

sondern als symbolischer Hinweis auf eine Erfahrungsdimension, die sich nur in Ansätzen, niemals jedoch vollständig erfassen lässt.
Mein Denken sucht nicht nach letzten Gründen, sondern nach Formen der Offenheit. Es ist nicht mechanistisch, sondern phänomenologisch.
Auch mein Selbstverständnis ist von dieser Haltung geprägt. Ich verstehe das Selbstmodell, das mein Denken bildet, nicht als ein erklärbares oder abschließbares System. Es ist Ausdruck der Notwendigkeit, das Gegebene denkend zu fassen, ohne es damit festzulegen. Mein Selbstmodell ist nicht das Ergebnis einer vollständigen Beschreibung dessen, was das Ich ist, sondern eine Weise, wie sich das Ich jeweils zeigt, nämlich im Erleben, in der Emotion, im Sprechen und im Handeln. Es ist situiert, leiblich verankert und dynamisch.

Ich bilde Modelle, um mich zu orientieren, nicht, um Wahrheit zu fixieren.

Meine Begriffe sind tastende Bewegungen, keine festen Strukturen.
Vor diesem Hintergrund unterscheidet sich mein Ansatz grundlegend von jenem Thomas Metzingers. Während Metzinger das Selbstmodell als interne Simulation versteht, als funktionale Illusion ohne Substanz, die im Verlauf erkenntnistheoretischer Aufklärung erkannt und schließlich durchschaut werden soll, liegt mein Interesse nicht in der Auflösung des Selbst (Ich), sondern in der Anerkennung seiner Erscheinung. Metzinger verfolgt das Ziel, das Selbst als bloße Konstruktion kenntlich zu machen, um daraus sowohl erkenntniskritische als auch ethische Konsequenzen zu ziehen. Wer begreift, dass es kein eigentliches Selbst gibt, soll sich weniger als autonomes Individuum wähnen und möglicherweise mit größerer Offenheit und Empathie handeln. Die Entlarvung des Ichs wird bei ihm zur Voraussetzung einer rationalen Ethik, wenn er feststellt:

„Es gibt kein Selbst. Niemand hat je ein Selbst gesehen, gerochen, gefühlt, gehört oder geschmeckt. Es ist ein inneres Modell, das im Gehirn erzeugt wird, ein nützliches, dynamisches Bild, das von einem realen Objekt handelt, das es nicht gibt.“ (Metzinger, Der Ego-Tunnel, 2009, S. 46)

Und sinngemäß im zehnten Kapitel:

„Eine aufgeklärte Ethik des Selbstbewusstseins beginnt mit der Einsicht, dass das bewusste Selbstmodell kein Ding ist, dass es kein Ich als solches gibt. Nur wenn wir diesen zentralen Aspekt menschlichen Erlebens verstehen, können wir auch unsere Verantwortung gegenüber uns selbst und anderen neu denken.“

Sowohl Thomas Metzinger als auch ich gehen davon aus, dass das Erleben des Selbst nicht auf ein substanzhaftes Ich zurückzuführen ist. Vielmehr liegt ihm ein Selbstmodell zugrunde, das unser Verstand einen ontologischen und erkenntnistheoretischen Zugang ermöglicht. Metzinger versteht das Selbstmodell als rein funktionale, neurobiologisch erzeugte Simulation. Dieses Modell ist für ihn ein Ergebnis evolutionärer Optimierung, das dem Organismus ermöglicht, sein Verhalten zu regulieren, ohne dass es ein reales Individuum gäbe, auf das sich dieses Modell bezieht. Das Ich gilt ihm daher als Illusion, als nützliches Konstrukt ohne ontologischen Gehalt. Seine Perspektive ist radikal naturalistisch, systemtheoretisch geschlossen und zielt letztlich darauf ab, traditionelle Annahmen über ein substantielles Selbst nicht nur zu hinterfragen, sondern vollständig durch neurobiologische und verstandesmäßige Erklärungsmodelle zu ersetzen. Die Ich-Erfahrung wird in seinem Ansatz als ein emergentes Phänomen verstanden, das vollständig durch die funktionalen Prozesse des Gehirns erklärbar und somit auch analysierbar ist.
Im Gegensatz dazu verstehe ich das Selbstmodell nicht als bloß funktionale Täuschung, sondern als Darstellung von etwas tatsächlich Gegebenem. Es verweist auf eine reale Dimension des Erlebens, die nicht vollständig in neuronalen Prozessen aufgeht. Für mich ist das Ich eine

phänomenale Gestalt, die Bedeutung hat, weil sie als Hintergrund für wirkliches Wirken erfahrbar wird. Es handelt sich nicht um ein substanzhaftes Wesen, aber auch nicht um eine bloße Projektion. Das Ich zeigt sich mittelbar in seinen Wirkungen, es ist nicht beweisbar, sondern wird im Erleben vorausgesetzt. Es stellt sich ein als körperlich erfahrbare Erscheinungsweise von Gefühlen innerhalb eines atmosphärischen, energetischen Feldes, das Empfindungen, Affekte, Erinnerungen und Stimmungen umfasst.
Erfahrung ist in meiner Sicht nicht digital rekonstruierbar, nicht modular aufgebaut und nicht vollständig repräsentierbar. Sie ist körperlich, gegenwärtig und resonant. In diesem Feld erscheint das Ich nicht als intern generiertes Symbol, sondern als wandelbare, lebendige Figur der Selbst- und Weltbeziehung. Das Erleben ist durchdrungen von Dichte, Bewegung und Atmosphäre. Es lässt sich nicht auf symbolische Repräsentationen reduzieren, sondern ereignet sich in der Spannung zwischen analoger Tiefe und digitaler Beschreibung. Gerade in dieser Spannung liegt für mich eine der zentralen philosophischen Herausforderungen: Wie lässt sich beschreiben, was sich in der Erfahrung zeigt, ohne es durch den Akt der Beschreibung seiner Lebendigkeit zu berauben?
Ich akzeptiere, dass auch mein Denken auf modellbildende Prozesse angewiesen ist. Sprache, Begriffe und Konzepte sind Werkzeuge der Ordnung, ohne die sich Erfahrung nicht mitteilen ließe. Doch zugleich erkenne ich die Grenzen dieser symbolischen Mittel an. Das, was sich im Erleben als energetische Bewegung und leiblicher Vollzug zeigt, entzieht sich der vollständigen Erfassung durch digitale Struktur. Daher setze ich Erfahrung als phänomenologisches Axiom. Sie ist die unhintergehbare Grundlage jeder Erkenntnis und jedes Weltbezugs. Auch Emotionen setze ich in diesem Zusammenhang nicht als erklärbare Zustände oder als mechanistisch ableitbare Reaktionen, sondern als diskrete Grundfiguren der Erfahrung, die nicht weiter hinterfragt werden können, sondern gesetzt sein müssen, um überhaupt sinnhaft über Erleben sprechen zu können.
Der grundlegende Unterschied zu Metzingers Ansatz liegt also nicht darin, dass ich die Modellbildung prinzipiell ablehne, sondern darin, wie ich das Verhältnis zwischen Modell und Realität verstehe. Metzinger bleibt in einer systemtheoretischen Logik, die das Ich als ein simuliertes Zentrum ohne reale Substanz beschreibt. Ich hingegen begreife das Ich als eine phänomenale Gestalt innerhalb eines realen, leiblich vermittelten Erfahrungsfeldes. Nicht seine Auflösung, sondern seine phänomenologische Durchdringung ist mein Ziel. Ich möchte das Ich nicht als Täuschung entlarven, sondern seine Erscheinung als Ausdruck einer spezifischen Weltbeziehung ernst nehmen.
Diese unterschiedliche Auffassung wirkt sich auch auf das Verständnis von Transzendenz aus. Für Metzinger gibt es keine Transzendenz, die diesen Namen verdient. Alles, was über das unmittelbare Modell hinauszuweisen scheint, ist für ihn kognitive Illusion, ein evolutionäres Nebenprodukt. In meinem Denken hingegen bedeutet Transzendenz nicht die Behauptung eines metaphysischen Jenseits, sondern eine innerweltliche Bewegung, die sich im Erleben selbst ereignet. Transzendenz zeigt sich dort, wo Bedeutung aufscheint, ohne sich vollständig sagen oder erfassen zu lassen. Sie liegt im atmosphärischen Mehr, in der körperlichen Nichtverfügbarkeit, in der Resonanz des Gegenübers. Besonders in existenziellen Grenzsituationen, in Momenten der Liebe, des Verlusts oder des Todes, wird diese transzendente Dimension spürbar. Sie manifestiert sich nicht als bloße Idee, sondern als Bewegung, als Spur, als lebendige Gegenwart dessen, worauf das Ich sich bezieht.
Aus diesem Grund betrachte ich das Ich weder als metaphysische Einheit noch als bloß funktionale Instanz. Es ist jener Ort, an dem sich Welt- und Selbstbezug kreuzen, jener dynamische Raum, in dem etwas geschieht, das sich nicht aus den Einzelteilen seiner Entstehung ableiten lässt, sondern aus der Bezogenheit hervorgeht.

Die Gestalt des Ichs, wie sie sich im Erleben zeigt, ist keine bloße Simulation, sondern eine sich aktualisierende Figur der Beziehung zur Welt. Das Ich ist keine feste Entität, sondern

eine flüchtige, aber bedeutungsvolle Erscheinung im energetischen Feld unserer Erfahrungen.

Es ist eine phänomenologische Setzung, nicht beweisbar, aber unausweichlich als Grundlage unserer Existenz.
Während Metzinger also das Ich als nützliche Illusion betrachtet, zielt mein Denken auf das Verstehen des Ichs als genuine Erscheinungsweise. Sein Ansatz bleibt innerhalb eines geschlossenen Modells der Informationsverarbeitung. Mein Zugang öffnet sich dem, was sich nicht modellieren lässt, was sich aber dennoch im Erleben als wirksam und bedeutungsvoll zeigt. In dieser Öffnung liegt für mich die eigentliche Tiefe des Denkens, jenseits der begrifflichen Darstellung, jenseits der sprachlichen Erfassbarkeit. Sie liegt dort, wo Weltverhältnis und Selbstverhältnis ineinander übergehen, wo Resonanz und Empfindung eine Bedeutung erzeugen, die sich nicht auf Daten, Symbole oder Funktionen reduzieren lässt.
Die Differenz zwischen Metzinger und mir besteht daher nicht in der grundsätzlichen Einsicht, dass das Selbst eine Konstruktion ist. Sie liegt vielmehr in der Frage, wie diese Konstruktion zu verstehen ist, was sie bedeutet und welche Wirklichkeit sie hat. Metzinger will das Selbst als Illusion entlarven und abschaffen. Ich will das Ich als phänomenale Erscheinung verstehen und anerkennen. Er orientiert sich an einem digitalen, funktionalen Modell. Ich folge einem energetischen, analogen Erfahrungsbegriff. Er strebt nach Auflösung. Ich suche nach Vertiefung. Dieses Spannungsverhältnis markiert den eigentlichen philosophischen Unterschied zwischen unseren beiden Ansätzen.
Sowohl Thomas Metzinger als auch ich gehen davon aus, dass das Erleben des Selbst nicht auf ein substanzhaftes Ich zurückzuführen ist. Vielmehr liegt ihm ein Selbstmodell zugrunde, das unserem Verstand einen ontologischen und erkenntnistheoretischen Zugang ermöglicht. Metzinger versteht das Selbstmodell als rein funktionale, neurobiologisch erzeugte Simulation. Dieses Modell ist für ihn ein Ergebnis evolutionärer Optimierung, das dem Organismus ermöglicht, sein Verhalten zu regulieren, ohne dass es ein reales Individuum gäbe, auf das sich dieses Modell bezieht. Das Ich gilt ihm daher als Illusion, als nützliches Konstrukt ohne ontologischen Gehalt. Seine Perspektive ist radikal naturalistisch, systemtheoretisch geschlossen und zielt letztlich darauf ab, traditionelle Annahmen über ein substantielles Selbst nicht nur zu hinterfragen, sondern vollständig durch neurobiologische und verstandesmäßige Erklärungsmodelle zu ersetzen. Die Ich-Erfahrung wird in seinem Ansatz als ein emergentes Phänomen verstanden, das vollständig durch die funktionalen Prozesse des Gehirns erklärbar und somit auch analysierbar ist.
Im Gegensatz dazu verstehe ich das Selbstmodell nicht als bloß funktionale Täuschung, sondern als Darstellung von etwas tatsächlich Gegebenem. Es verweist auf eine reale Dimension des Erlebens, die nicht vollständig in neuronalen Prozessen aufgeht. Für mich ist das Ich eine phänomenale Gestalt, die Bedeutung hat, weil sie als Hintergrund für wirkliches Wirken erfahrbar wird. Es handelt sich nicht um ein substanzhaftes Wesen, aber auch nicht um eine bloße Projektion. Das Ich zeigt sich mittelbar in seinen Wirkungen. Es ist nicht beweisbar, sondern wird im Erleben vorausgesetzt. Es stellt sich ein als leiblich erfahrbare Erscheinungsweise innerhalb eines atmosphärischen, energetischen Feldes, das Empfindungen, Affekte, Erinnerungen und Stimmungen umfasst.
Erfahrung ist in meiner Sicht nicht digital rekonstruierbar, nicht modular aufgebaut und nicht vollständig repräsentierbar. Sie ist leiblich, gegenwärtig und resonant. In diesem Feld erscheint das Ich nicht als intern generiertes Symbol, sondern als wandelbare, lebendige Figur der Selbst- und Weltbeziehung. Das Erleben ist durchdrungen von Dichte, Bewegung und Atmosphäre. Es lässt sich nicht auf symbolische Repräsentationen reduzieren, sondern ereignet sich in der Spannung zwischen analoger Tiefe und digitaler Beschreibung. Gerade in dieser Spannung liegt für

mich eine der zentralen philosophischen Herausforderungen. Wie lässt sich beschreiben, was sich in der Erfahrung zeigt, ohne es durch den Akt der Beschreibung seiner Lebendigkeit zu berauben?
Ich akzeptiere, dass auch mein Denken auf modellbildende Prozesse angewiesen ist. Sprache, Begriffe und Konzepte sind Werkzeuge der Ordnung, ohne die sich Erfahrung nicht mitteilen ließe. Doch zugleich erkenne ich die Grenzen dieser symbolischen Mittel an. Das, was sich im Erleben als energetische Bewegung und leiblicher Vollzug zeigt, entzieht sich der vollständigen Erfassung durch digitale Struktur. Daher setze ich Erfahrung als phänomenologisches Axiom. Sie ist die unhintergehbare Grundlage jeder Erkenntnis und jedes Weltbezugs. Auch Emotionen setze ich in diesem Zusammenhang nicht als erklärbare Zustände oder als mechanistisch ableitbare Reaktionen, sondern als diskrete Grundfiguren der Erfahrung, die nicht weiter hinterfragt werden können, sondern gesetzt sein müssen, um überhaupt sinnhaft über Erleben sprechen zu können.
Der grundlegende Unterschied zu Metzingers Ansatz liegt also nicht darin, dass ich die Modellbildung prinzipiell ablehne, sondern darin, wie ich das Verhältnis zwischen Modell und Realität verstehe. Metzinger bleibt in einer systemtheoretischen Logik, die das Ich als ein simuliertes Zentrum ohne reale Substanz beschreibt. Ich hingegen begreife das Ich als eine phänomenale Gestalt innerhalb eines realen, leiblich vermittelten Erfahrungsfeldes. Nicht seine Auflösung, sondern seine phänomenologische Durchdringung ist mein Ziel. Ich möchte das Ich nicht als Täuschung entlarven, sondern seine Erscheinung als Ausdruck einer spezifischen Weltbeziehung ernst nehmen und es besser verstehen. Das Ich ist für mich kein bloßes Produkt neuronaler Prozesse, sondern ein dynamisches, verkörpertes Geschehen, das sich im Vollzug der Weltbeziehung formt und darin seine Wirklichkeit gewinnt.
Auch Nietzsche begreift wie ich das Ich nicht als metaphysisches Zentrum, sondern als perspektivische Formation, als Ausdruck des Leibes, des Willens und der Affekte. Das Ich ist nicht abzuschaffen, sondern zu deuten, zu durchdringen, zu gestalten. In dieser Hinsicht stehe ich Nietzsche näher als jenen Positionen, die das Ich als bloße Täuschung oder verstandesmäßige Fiktion betrachten, wie sie etwa von Thomas Metzinger vertreten werden. Metzinger beschreibt das Selbst als funktionales, aber illusionäres Konstrukt, ein phänomenales Selbstmodell, das im Bewusstsein erscheint, jedoch keiner realen Entität entspricht. Für ihn ist das Ich ein evolutionär entstandenes Interface, ein neuronales Werkzeug zur Organisation von Verhalten und Selbstregulation. Der philosophische Fortschritt bestehe darin, diese Illusion zu durchschauen, um eine Ethik jenseits der Idee eines autonomen Subjekts zu ermöglichen.

Demgegenüber halte ich das Ich für eine reale phänomenale Gestalt, die sich in der Erfahrung bildet, sich verändert und leiblich vermittelt ist. Es ist kein substanzhaftes Ding, aber auch keine Simulation. Vielmehr verstehe ich das Ich als dynamisches, verkörpertes Geschehen, das sich im gelebten Weltverhältnis aktualisiert. Es ist ein Ausdruck der Beziehung zur Welt, formend, wandelbar, real in seiner phänomenalen Wirkung. Die Gestalt des Ichs, wie sie sich im Erleben zeigt, ist keine bloße Simulation, sondern eine sich aktualisierende Figur der Beziehung zur Welt. Das Ich ist keine feste Entität, sondern eine flüchtige, aber bedeutungsvolle Erscheinung im energetischen Feld unserer Erfahrungen. Es ist eine phänomenologische Setzung, nicht beweisbar, aber unausweichlich als Grundlage unserer Existenz.
Diese unterschiedliche Auffassung wirkt sich auch auf das Verständnis von Transzendenz aus. Für Metzinger gibt es keine Transzendenz, die diesen Namen verdient. Alles, was über das unmittelbare Modell hinauszuweisen scheint, ist für ihn verstandesmäßige Illusion, ein evolutionäres Nebenprodukt. In meinem Denken hingegen bedeutet Transzendenz nicht die Behauptung eines metaphysischen Jenseits, sondern eine innerweltliche bzw. innerperspektivischen

Bewegung, die sich im Erleben selbst ereignet. Transzendenz zeigt sich dort, wo Bedeutung erscheint, ohne sich vollständig sagen oder erfassen zu lassen. Sie liegt im atmosphärischen Mehr, in der leiblichen Nichtverfügbarkeit, in der Resonanz des Gegenübers. Besonders in existenziellen Grenzsituationen, in Momenten des Verlusts oder des Todes, wird diese transzendente Dimension spürbar. Sie manifestiert sich nicht als bloße Idee, sondern als Bewegung, als Spur, als lebendige Gegenwart dessen, worauf das Ich sich bezieht.
Aus diesem Grund betrachte ich das Ich weder als metaphysische Einheit noch als bloß funktionale Instanz. Es ist jener Ort, an dem sich Welt- und Selbstbezug kreuzen, jener dynamische Raum, in dem etwas geschieht, das sich nicht aus den Einzelteilen seiner Entstehung ableiten lässt, sondern aus der Bezogenheit hervorgeht.
Während Metzinger also das Ich als nützliche Illusion betrachtet, zielt mein Denken auf das Verstehen des Ichs als genuine Erscheinungsweise. Sein Ansatz bleibt innerhalb eines geschlossenen Modells der Informationsverarbeitung. Mein Zugang öffnet sich dem, was sich nicht modellieren lässt, was sich aber dennoch im Erleben als wirksam und bedeutungsvoll zeigt. In dieser Öffnung liegt für mich die eigentliche Tiefe des Denkens. Es liegt jenseits der begrifflichen Darstellung, jenseits der sprachlichen Erfassbarkeit. Sie liegt dort, wo Weltverhältnis und Selbstverhältnis ineinander übergehen, wo Resonanz und Empfindung eine Bedeutung erzeugen, die sich nicht auf Daten, Symbole oder Funktionen reduzieren lässt.
Die Differenz zwischen Metzinger und mir besteht daher nicht in der grundsätzlichen Einsicht, dass das Selbst eine Konstruktion ist. Sie liegt vielmehr in der Frage, wie diese Konstruktion zu verstehen ist, was sie bedeutet und welche Wirklichkeit sie hat. Metzinger will das Selbst als Illusion entlarven und abschaffen. Ich will das Ich als phänomenale Erscheinung verstehen und anerkennen. Er orientiert sich an einem digitalen, funktionalen Modell. Ich folge einem energetischen, analogen Erfahrungsbegriff. Er strebt nach Auflösung. Ich suche nach Vertiefung. Dieses Spannungsverhältnis markiert den eigentlichen philosophischen Unterschied zwischen unseren beiden Ansätzen.

Auch Nietzsche stellt die Idee eines substantiellen Ichs radikal in Frage, jedoch auf eine andere Weise. Er entlarvt das Ich nicht als kognitive Täuschung, sondern als sprachlich und kulturell erzeugte Zuschreibung. So heißt es in „Jenseits von Gut und Böse“ §17:

„Ein Gedanke kommt, wenn er will, und nicht wenn ich will; so ist es eine Fälschung des Tatbestandes, wenn das Ich als die Bedingung des Denkens gesetzt wird.“

Nietzsche beschreibt das Ich hier als nachträgliche Konstruktion, nicht als Ursprung des Denkens. Ich teile diese Entsubstantialisierung, gehe jedoch über Nietzsches Kritik hinaus: Während er das Ich als Illusion entlarvt, lehne ich es nicht grundsätzlich ab, sondern nehme seine Erscheinungsweise als genuine Erfahrungsform ernst.

Das Ich ist keine ontologische Instanz, aber real in der Wirkung, die es im Erleben entfaltet. Seine Realität liegt nicht im Substanzsein, sondern in der Weise, wie es sich im leiblich vermittelten Vollzug zeigt.

Auch die Vorstellung eines tätigen Subjekts wird bei Nietzsche kritisch hinterfragt:

„Es gibt kein Sein hinter dem Tun, Wirken, Werden. Der Täter ist zum Tun hinzugedichtet. Das Tun ist alles“. Zur Genealogie der Moral, II, §16

Das Ich ist demnach keine Quelle des Handelns, sondern eine interpretative Figur, die dem Handeln erst nachträglich zugeschrieben wird. Dieser Gedanke entspricht auch meiner Auffassung. Ich verstehe das Ich nicht als isolierten Akteur, sondern als eine strukturierende Gestalt, die sich aus leiblichen, affektiven und sprachlichen Prozessen formt. Es dient der Orientierung in der Welt, ohne dabei einen festen Kern zu behaupten.

Besonders bedeutsam ist für mich jene Stelle in Zarathustra, wo Nietzsche schreibt:

„Ich sagt man, und ist stolz auf dieses Wort. Aber das Größere ist, das, woran du nicht glauben willst, dein Leib und seine große Vernunft. Die sagt nicht Ich, aber tut Ich.“

Zarathustra, Von den Verächtern des Leibes

Diese Wendung ist für mein Denken zentral. Auch ich begreife das Ich nicht nur als inneren Lenker, sondern vor allem zugleich als körperlich vermittelte Artikulation, als Ausdruck einer körperlich-sinnlichen Weltoffenheit. Diese körperliche Vernunft, energetisch[281] verstanden, steht für ein implizites, vorbegriffliches Wissen, in dem sich Weltbezug, Selbstbezug und Bedeutung ineinander verschränken. Das Ich ist somit keine festgelegte Einheit oder Instanz, sondern ein Modus leiblicher Situierung in der Welt.

Diese Einsicht wird bei Nietzsche auch sprachkritisch vertieft.

„Das Subjekt ist nur ein Fiktionales, das Hinzugefügte, das Hinten-nach. Es ist eine Einheit nur als Wort, als grammatischer Irrtum.“ Nachlass 1885–1887, KSA 12, 7[60]

Ich teile sein Misstrauen gegenüber sprachlichen Konstrukten. Doch statt das Ich wegen seiner sprachlichen Vermittlung abzulehnen, begreife ich es gerade deshalb als bedeutsam. Es ist eine Figur, die sich wandelt, artikuliert, entfaltet, keine Täuschung, sondern ein Möglichkeitsraum für Selbst- und Weltverhältnis.

Nietzsche bezeichnet das Ich schließlich als interpretativen Sammelbegriff:

„Das Ich ist nur ein Sammelname für eine Anzahl von Erfahrungen und Tätigkeiten. Das Wort dient nur zur Bezeichnung, nicht zur Erklärung.“ Nachlass 1885–1886, KSA 12, 2[77]

Auch hierin finde ich mich wieder: Das Ich erklärt nicht, was geschieht, sondern bietet eine Form, heterogene Emotionen als zusammengehörig zu begreifen. Anders als Nietzsche, der daraus eine Strategie zur Dekonstruktion ableitet, betone ich die phänomenologische Tragweite des Ichs. Es handelt sich um eine imaginär geöffnete, prozesshafte Gestalt, die vom Verstehenden körperlich empfunden wird.
In der Ablehnung eines substanzhaften Ichs, in der Betonung des Körpers, in der Kritik am moralisch fixierten Individuum und in der Auffassung des Ichs als etwas Werdendes fühle ich mich Nietzsche verbunden. Seine sprach- und erkenntniskritischen Überlegungen sind mir wesentlich, denn sie ermöglichen eine grundlegende Entmythologisierung des Individuums. Was mich jedoch von ihm unterscheidet, ist die phänomenologische Bedeutung, die ich der Erscheinungsweise des Ichs beimesse.

[281] Der Leib ist kein bloßer Körper im mechanischen Sinn, sondern ein lebendiges Zentrum von Spannung, Affektivität und Ausdruck. Seine „Vernunft“ äußert sich nicht in Begriffen, sondern in Bewegungen, Gesten und Atmosphären. Der Körper spürt, nimmt wahr und antwortet, unabhängig vom begrifflichen Denken.

Nietzsche nimmt das Ich meist als ein Überbleibsel illusionärer Metaphysik ins Visier, als Projektion sprachlicher und kultureller Konstruktionen. Ich hingegen begreife das Ich als eine konkrete Gestalt gelebter Weltbeziehung. Für Nietzsche bleibt das Ich, selbst dort, wo er seine leiblichen Grundlagen anerkennt, eine Fiktion, eine sprachliche Zuschreibung, die es zu dekonstruieren gilt. Für mich dagegen ist das Ich eine phänomenale Figur, die leiblich vermittelt, affektiv grundiert und dialogisch entfaltet ist. Es ist keine Instanz im traditionellen Sinne, aber auch keine Täuschung. Es wird weder verabsolutiert noch verworfen, sondern in seiner Offenheit verstehend begleitet.

Das Ich ist für mich eine leiblich manifestierte Form von Dasein.

Es ist situiert, wandelbar und resonanzfähig. Nicht als Täter, nicht als steuernde Substanz, aber auch nicht als bloßer Sammelname.

Das Ich ist die Weise, in der sich Erfahrung formt und verdichtet.

Es erscheint nicht als abgeschlossene Einheit, sondern als bewegliche Gestalt im Spannungsfeld von Wahrnehmung, Affekt und Beziehung.

Der Ausgangspunkt all meiner Überlegungen war das Gefühl. Ich konnte mir keine Welt denken, in der es keine Rolle spielt, kein Dasein, in dem es fehlt. Auch Petra[282] konnte und kann ich mir nie ohne Gefühle vorstellen. Nicht als abstrakte Person, sondern als gelebte Beziehung, als Nähe, Stimme, Wärme, Wut, Blick.

Petra ist nicht mehr. Und doch bleibt sie Teil meines inneren Beziehungsgefüges, nicht nur als Erinnerung, sondern als etwas, das sich bewegt, verändert und fortwirkt. Sie ist nicht da, und doch ist sie in mir, als leiblich getragene Spur, als Resonanz. Diese Erfahrung lässt sich nicht auf neuronale Prozesse oder symbolische Repräsentationen reduzieren. Verlust, Schmerz und Nähe sind nicht simulierbar. Sie sind körperlich real, auch wenn sie sich nicht vollständig erklären lassen.

Petra bleibt nicht als Information, sondern als gefühlte Gestalt, als Teil eines Beziehungsraums, der mehr ist als ein Modell. Sie lebt in mir, nicht als Funktion, sondern als Spur gelebter Beziehung. Nicht festgehalten, sondern fortwirkend. Nicht abgeschlossen, sondern sich verwandelnd.

In dieser Tiefe kommt Nietzsche der Erfahrung nahe. Nicht als Trost, sondern in der Radikalität seiner Einsicht. Das Ich ist kein fester Kern, sondern ein Werden, ein Spiel von Kräften, Erinnerungen, Affekten, Perspektiven. Doch während Nietzsche darin vor allem die Instabilität und Konstruiertheit des Ichs betont, sehe ich zugleich seine Erscheinungskraft. Das Ich besitzt die Fähigkeit, Welt zu binden, Bedeutung zu tragen und Resonanz zu erzeugen.

Petra lebt in mir weiter, nicht als Bild, sondern als Bewegung. In diesem Sinn sind es die Gefühle, die mein Denken überhaupt erst ermöglichen. Sie sind nicht bloß Reaktionen, sondern Ausdruck meines Weltbezugs. Sie sind der Anfang meines Denkens, weil sie das Letzte sind, was bleibt, wenn Sprache endet.

Aus meiner Perspektive ist das, was in mir von ihr bleibt, nicht auf eine feste Vorstellung zu bringen. Ich empfinde es vielmehr als Teil eines inneren energetischen Feldes, eines Erfahrungsraums, der aus Empfindungen, Erinnerungen, leiblichen Regungen und gefühlten Atmosphären besteht und in dem sich Bedeutung bildet. In diesem Feld nimmt die Gestalt, die Petra für mich war und ist, immer wieder neue Formen an. Sie ist nicht abgeschlossen, sondern verändert sich fortlaufend. Für mich ist ihre Gegenwart kein statisches Bild, sondern eine bewegliche, wandelbare Figur, die sich im Erleben jeweils neu formt. Sie erscheint mir nicht als Funktion oder Symbol, sondern als innerlich und körperlich getragene Spur, als Resonanz gelebter

[282] Petra ist meine Frau, die am 23.11.2012 verstorben ist.

Beziehung, in der sich mein Selbstverhältnis und Weltverhältnis zugleich verdichten und öffnen.

Der Erfolg eines Gedankens beweist nur seine Brauchbarkeit, nicht seine Wirklichkeit, denn Denken ist die Kunst, die Welt zu vereinfachen und unsere Emotionen sind die Richter darüber, welche Vereinfachung wir gelten lassen.

Erfahrung bildet einen lebendigen, wandelbaren Raum, der sich nicht auf bloße Repräsentationen des Verstandes, Einheiten oder Modelle reduzieren lässt. Personen oder Beziehungen bleiben in diesem inneren Geflecht als lebendige Spuren und Resonanzen präsent, die sich fortwährend verändern und eine eigenständige Wirklichkeit innerhalb des persönlichen Erlebens schaffen. Diese Wirklichkeit entzieht sich der vollständigen Erfassung durch abstrakte Begriffe oder neurobiologische Beschreibungen und verweist auf die Leiblichkeit als fundamentale Dimension erfahrener Existenz.
Die Erkenntnis, dass der Erfolg eines Gedankens lediglich dessen Brauchbarkeit und nicht dessen objektive Wirklichkeit beweist, verweist auf die wesentliche Differenz zwischen Denken und Sein. Denken fungiert als Prozess der Vereinfachung und Ordnung, der komplexe Erfahrungswelten in handhabbare Modelle übersetzt, welche jedoch nie die ganze Tiefe und Vielfalt der gelebten Wirklichkeit abbilden können. Die Gültigkeit und Akzeptanz dieser Denkmodelle werden nicht durch ihre objektive Wahrheit bestimmt, sondern durch ihre Funktionalität innerhalb eines emotional fundierten Weltbezugs.
Emotionen übernehmen dabei eine zentrale Rolle als Instanz, die über die Annahme oder Ablehnung gedanklicher Vereinfachungen entscheidet. Sie sind jene leiblich erfahrenen Resonanzräume, in denen sich Bedeutung formt und in denen sich Selbst- und Weltverhältnis verdichten. In diesem Zusammenhang erweist sich das Ich nicht als fester Kern, sondern als dynamisches Werden, ein komplexes Zusammenspiel von Kräften, Erinnerungen und Affekten.
Diese Perspektive illustriert den ontologischen Vorrang des Gefühls als Ursprung und Bedingung des Denkens. Denken erscheint nicht als neutraler Spiegel der Wirklichkeit, sondern als emotional eingebettete Praxis, die Selbst- und Weltbezug zugleich formt und transformiert. Eine solche Sichtweise fordert eine grundlegende Revision der Beziehung zwischen Denken, Gefühl und Wirklichkeit, wie sie bereits in philosophischen Ansätzen etwa Nietzsches angedeutet wird.